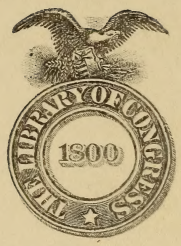


Class F1432
Book .S89

REISEERLEBNISSE

IN

CENTRALAMERIKA, CHIAPAS

UND

YUCATAN.

38
1666

VON

JOHN L. STEPHENS, ESQ.,

VERFASSER DER „REISEERLEBNISSE IN AEGYPTEN, ARABIA PETRAEA UND DEM HEILIGEN LANDE."

NACH DER ZWÖLFTEN AUFLAGE

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

EDUARD HOEPFNER.

Mit einer Karte, Plänen und zahlreichen Illustrationen.

LEIPZIG,
DYK'SCHE BUCHHANDLUNG.
1854.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aethici Istrici cosmographiam ab Hieronymo ex graeco in latinum breviarium redactam secundum codicem Lipsiensem separato libello expressam primum edidit Henricus Wuttke. Accedunt duae tabulae. 1854. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Bericht über eine Sendung nach Central-Afrika in den Jahren 1850 und 1851, auf Befehl und auf Kosten der Regierung Ihrer Majestät von Grossbritannien. Vom (nunmehr verstorbenen) James Richardson, Verfasser der «Reisen in die Wüste Sahara.» Nebst einer Karte. A. d. Englischen. 1853. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer Mit einem Bildnisse von Schultz. 1853. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Curzon, Robert, jun., **Besuche in den Klöstern der Levante** (Reisen in Aegypten, Palästina, Albanien und Rumelien). Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 12 Tafeln Abbildungen. 1851. gr. 8. geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Danzel, Th. W., Dr. phil., **Gottsched und seine Zeit.** Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert. Nebst einem Anhange: *Daniel Wilhelm Triller's Anmerkungen zu Klopstock's Gelehrtenrepublik.* 1848. gr. 8. geh. 3 Thlr.

Danzel, Dr. Th. W., **Gotthold Ephraim Lessing,** sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. 1. Bd. Mit zwei Facsimiles. 1849. gr. 8. geh. 3 Thlr. 25 Ngr.

Desselben Werkes zweiten Bandes erste Abtheilung: *Gotthold Ephraim Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife.* Von G. E. Guhrauer. 1853. gr. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dennis, Georg, **die Städte und Begräbnissplätze Etruriens.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 106 Abbildungen, 3 Landschaften, 9 Plänen, 18 Inschriften und 1 Karte. Zwei Abtheilungen. 1852. gr. 8. geh. 8 Thlr. 22½ Ngr.

Düntzer, Heinr., **Freundesbilder aus Goethe's Leben.** Studien zum Leben des Dichters. 1853. gr. 8. geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Düntzer, Heinr., **Goethe's Faust.** Erster und zweiter Theil. Zum ersten Mal vollständig erläutert. 2 Theile. 1850. gr. 8. geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Düntzer, Heinr., **Goethe's Prometheus und Pandora.** Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. 1850. gr. 8. geh. 27 Ngr.

Fellows, Charles, **Tagebuch auf einer Reise in Kleinasien im Jahre 1838 und Bericht über seine Entdeckungen in Lykien auf einer zweiten Reise im Jahre 1840.** Deutsch von Dr. Julius Theodor Zenker. Mit 63 Kupfertafeln und 3 Karten. 1853. gr. 8. geh. 10 Thlr.

Fichte, J. H., **System der Ethik.** Erster kritischer Theil. Auch unter dem Titel: *die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dargestellt.* 1850. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Desselben Werkes zweiten Bandes erste Abtheilung: *Die allgemeinen ethischen Begriffe und die Tugend- und Pflichtenlehre dargestellt.* 1851. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Desselben Werkes zweiten Bandes zweite Abtheilung: *Die Lehre von der Rechtssittlichen und religiösen Gemeinschaft oder die Gesellschaftswissenschaft dargestellt.* 1853. gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Fortune, Robert, **Reisen in China** (enthaltend dessen dreijährige Wanderungen in den nördlichen Provinzen China's in den Jahren 1843 bis 1846, und dessen Reise in die Theedistricte im Jahre 1848 ff.). Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit Kupfern und Karten. 1854. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

REISEERLEBNISSE

IN

CENTRALAMERIKA, CHIAPAS

UND

YUCATAN.

VON

JOHN L. STEPHENS, ESQ.,

VERFASSER DER „REISEERLEBNISSE IN AEGYPTEN, ARABIA PETRAEA UND DEM HEILIGEN LANDE.“

NACH DER ZWÖLFTEN AUFLAGE

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

EDUARD HOEPFNER.

Mit einer Karte, Plänen und zahlreichen Illustrationen.

LEIPZIG,

DYK'SCHE BUCHHANDLUNG.

1854.

F1432
.S89

297920
22

22-13263

F.B.M. 1922-6-23

Vorwort des Uibersetzers.

Das wichtige Originalwerk, dessen Uibersetzung wir hiermit dem deutschen Publikum darbieten, trat zuerst im Jahre 1841 ans Licht der Oeffentlichkeit und erregte sofort bei seinem Erscheinen in Amerika und England sowohl die Aufmerksamkeit der auf den Gebieten der Länder-, Völker-, Geschichts- und Alterthumskunde thätigen Forscher wegen seiner reichen und bedeutsamen Ergebnisse in diesen Wissenschaftssphären, als es auch den Beifall des grossen gebildeten Publikums in einem so ausgezeichneten Grade gewann, dass ihm das in der Literatur gewiss seltene Glück zu Theil ward, in kurzer Zeit nicht weniger als zehn Auflagen zu erleben. Der Schlüssel zu diesem eclatanten Beispiel öffentlicher Gunst liegt theils in dem bereisten und geschilderten Lande selbst, theils in Stephens' Individualität und Darstellungsweise. Denn jenes zum Theil noch in seiner Urwildheit befindliche und von der grossen Touristen-Strasse weit abgelegene mittelamerikanische Ländergebiet war uns bis dahin beinahe eine *terra incognita* geblieben, von welchem nur eine beschränkte und dürftige Kunde gelegentlich zu uns gedrungen war und drang. Stephens war der Mann, der zum ersten Male ein vollständiges Gemälde des interessanten Landes in Bezug auf seine Natur und Bodengestaltung, auf seines Volkes Leben und Zustände in allen Beziehungen vor uns aufrollte und

*

dabei gleichzeitig — was einer der Hauptzwecke seiner Reise war — den Spuren der Geschichte seiner Urvölker nachging, was ihn theils zur Entdeckung, theils zur Aufhellung reicher, für den Standpunkt der Cultur jener verkommenen oder gar spurlos verschwundenen Volkschaften bedeutsamer Uiberreste derselben führte, durch deren Darstellung in Worten und Bildern sein Reisewerk die allerwichtigsten Aufschlüsse für amerikanische Geschichtsforschung gewährte. Aber Stephens war zugleich der rechte, einem solchen Unternehmen gewachsene Mann; er besass Begeisterung für seine Reisezwecke, Muth, Energie, Ausdauer und Opferfähigkeit genug, um sich durch alle Hindernisse, Beschwerlichkeiten und Gefahren, die ein so naturwildes und politisch zerrissenes Land dem kühnen Wanderer bei jedem Schritt und Tritt entgegenstellt, in Verfolgung jener Zwecke nicht beirren zu lassen, und, was bei einem Reisenden, der auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen will, vor Allem aber bei einem solchen, der ein fast neues Land bereist und dieses in allen seinen Theilen erschliessen will, ganz besonders nöthig ist, er besass neben einer gründlichen allgemeinen Bildung jene Freiheit von Leichtglaübigkeit, von Vorurtheilen, subjectiven Stimmungen und Ansichten, jene unbefangene Ruhe und Besonnenheit, jene Objectivität, die ihn alles Gesehene mit nüchternem, reinem Blicke erschauen und erfassen, mit Beiseitesetzung aller einseitigen Urtheile und nicht ganz haltbaren Hypothesen und Folgerungen sich immer nur an die vor ihm liegenden reinen Objecte halten und diese in einer plastisch-ruhigen, einfachen, alles willkürliche Hinzuthun und wohlfeile Ausschmücken verschmähenden Sprache schildern liess. Diess sind Eigenschaften, welche ganz geeignet sind, im Leser das volle Vertrauen zur Treue seines Augenzeugnisses, zur Wahrhaftigkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit seiner Mittheilungen zu erwecken; und sie sind es denn auch wohl vorzugsweise, die seinem Buche jene seltene allgemeine Theilnahme zugewendet haben. Ausser dieser glücklichen Individualität genoss er aber auch den grossen Vorzug, dass er jene von ihm geschilderten Länder in der Eigenschaft eines diplomatischen Agenten der nordamerikanischen Union be-

reiste, durch welchen officiellen Charakter ihm Begünstigungen und Erleichterungen zu Theil wurden, ohne welche die Bereisung jener damals und leider auch noch heute von Parteiwuth und Bürgerkrieg zerfleischten Länder und die Erreichung seiner speciellen Reisezwecke vielleicht unmöglich gewesen sein dürfte. Endlich begleitete ihn ein von gleicher Liebe zur Sache, von gleicher Energie und Ausdauer beseelter tüchtiger Künstler, um den artistischen Apparat zu besorgen, der dem Werke nicht als blos zierender Ballast beigegeben, sondern als bildliche, die Sprache unterstützende Darstellung der entdeckten Denkmäler unumgänglich nöthig ist.

Bei so ganz besondern Vorzügen des fraglichen Werks, wie überhaupt in Betracht der in unsern Tagen so sehr gesteigerten und so weit verbreiteten Liebe zur Länder- und Völkerkunde in deren engen Verbündung mit Geschichts- und Alterthumsforschung, glauben wir dem gebildeten deutschen Publikum einen wahrhaften Dienst zu erweisen und zugleich, soviel an uns ist, der betreffenden Wissenschaft förderlich zu werden, wenn wir es unternehmen, das treffliche Buch in deutschem Gewande erscheinen zu lassen und es dadurch, sowie durch den bei Weitem weniger kostspieligen Preis allgemeiner zugänglich zu machen. Wir geben dasselbe durchaus unverkürzt und auch mit dem ganzen Kupferapparate versehen. Was den Text betrifft, so haben wir uns die grösste Treue und Gewissenhaftigkeit zur strengsten Pflicht gemacht, kleine Irrungen aber, namentlich die vielen Fehler in spanischen Wörtern, stillschweigend verbessert. Und was die so wichtigen Illustrationen anlangt, so sind diese theils geschickten Händen anvertraut worden und so ausgefallen, dass sie den Stichen des Originalwerks ganz und gar nicht nachstehen, ja sie theilweise noch übertreffen, theils wurden sie einer genauen Revision und Vergleichung mit den Originalstichen unterworfen, so dass der Leser auf die vollständige Treue dieser Copien sich verlassen darf.

Stephens ward durch eine ernste Krankheit seines Zeichners zu einer eiligen Heimreise gezwungen und auf diese Weise an der vorhabenden vollständigen Erforschung der alterthüm-

lichen Uiberreste Yucatans gehindert, hoffte und beabsichtigte aber über Kurz oder Lang wieder dahin zurückzukehren und die unterbrochenen antiquarischen Untersuchungen fortzusetzen. Dieser zweite Ausflug ist geschehen und seine Ergebnisse sind in einem Werke veröffentlicht worden, von welchem im laufenden Jahre eine Uibersetzung unter dem Titel: „Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan. Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 116 Abbildungen, 10 Plänen und einer Karte von Yucatan“ im gleichen Verlage mit der vorliegenden erschienen ist, so dass beide Uibersetzungen nun ein zusammengehöriges Ganzes bilden.

Leipzig, im December 1853.

E. H.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Abfahrt. — Unterwegs. — Ankunft in Balize. — Mischung der Farben. — Regierungsgebäude. — Oberst M'Donald. — Balize's Ursprung. — Negerschulen. — Scene in einem Gerichtssaale. — Das Recht ohne Rechtsgelehrte. — Die Casernen. — Ausflug in einem Pitpan. — Erste Ehrenbezeigungen. — Noch grössere Ehrenbezeigungen. — Abreise von Balize. — Amtliche Annehmlichkeiten. 1

Zweites Kapitel: Jeder sorgt für sich selbst. — Reisestreiche. — Puenta Gorda. — Ein Besuch bei den caraibischen Indianern — Eine caraibische Alte. — Eine Taufe. — Der Rio Dulce. — Schönes Landschaftsbild. — Izabel. — Empfang des Padre. — Ein beamteter Haarverschneider. — Eine Bande „Unüberwindlicher." — Parteien in Centralamerika. — Ein Landsmann. — Ein Grab im fremden Lande. — Vorbereitungen zum Uibergange über „den Berg." — Keine macadamisirte Strasse. — Wegegefahren. — Ein gutgewürztes Mahl. — Ende der Bergpassage. . . . 11

Drittes Kapitel: Ein Kanonikus. — Wie man ein Huhn bratet. — Extemporirte Schusterei. — Der Fluss Motagua — Schöne Landschaft. — Kreuzung des Flusses. — Der Luxus des Wassers. — Urzuständliche Sitten. — Wie man Tortillas bäckt. — Kostbares Zimmerholz. — Gualan. — Erstickende Hitze. — Ein Erdstoss. — Ein Gang durch die Stadt. — Ein Rechtshandel. — Wichtige Geschäfte. — Eine moderne Bona Dea. — Wie man einen Gatten gewinnt. — Ein Königreich der Flora. — Zacapa. — Viel Freiheit gegen einen Wirth. 27

Viertes Kapitel: Kauf eines Sattels. — Eine Schule und ihre Reglements. — Gespräch mit einem Indianer. — Die spanische Uibersetzung des „Spions." — Chiquimula. — Eine Kirche in Trümmern. — Ein Veteran des französischen Kaiserreichs. — San Estevan. — Ein Gebirgsland. — Ein Streithandel mit einem Maulthiertreiber. — Eine verödete Stadt. — Ein roher Angriff. — Verhaftung. — Einsperrung. — Freilassung. . . 40

Fünftes Kapitel: Ein indianisches Leichenbegängniss. — Der Fluss Copan. — Frauengüte. — Die Hacienda San Antonio. — Seltsame Bräuche. — Ein Aloe-Berg. — Der Staat Honduras. — Das Dorf Copan. — Ein ungnädiger Wirth. — Eine Mauer von Copan. — Copans Geschichte. — Erster Anblick der Ruinen. — Vergebliche Grübeleien. — Bitten um Arzneimittel. — Suchen nach einer Wohnstätte. — Ein krankes Weib. — Qualen eines Maulthiertreibers. — Eine unbehagliche Situation. — Ein Gewitter. — Gedanken an einen Ankauf Copans. 50

Sechstes Kapitel: Wie beginnen? — Beginn der Nachforschungen. — Das durch diese Ruinen erzeugte Interesse. — Ein Besuch vom Alcalden. — Aergerlicher Verdacht. — Ein willkommner Besuch. — Brief von General Cascara. — Kauf einer Stadt. — Besuch von Don Gregorio's Familie. — Vertheilung von Arzneimitteln. 69

Seite

Siebentes Kapitel: Messung der Ruinen. — Nachricht von ihnen bei Juarros und Oberst Galindo. — Ihre Lage. — Ihre Ausdehnung. — Plan derselben. — Pyramidalische Bauten. — Reihen von Todtenköpfen. — Merkwürdiges Porträt. — „Götzenbilder." — Charakter der Zeichnungen und Stiche. — Eine Terrassenreihe. — Ein Porträt. — Hofraüme. — Seltsamer Altar. — Hieroglyphentafeln. — Gigantischer Kopf. — Steinbrüche. — Noch mehr Arzneibegehrende. — „Götzen" und „Altäre." — Vergrabenes Bild. — Material der Statuen. — Ursprünglich bemalte Götzenbilder. — Eirunder Altar. — Copans Alter. . . . 78

Achtes Kapitel: Trennung. — Ein Abenteuer. — Der Fluss Copan. — Don Clementino. — Eine Hochzeit. — Ein Abendessen. — Ein Hochzeitsball. — Kauf eines Maulthiers. — Die Sierra. — Aussicht von der Höhe. — Esquipulas. — Der Pfarrer. — Gastfreundliche Aufnahme. — Die Kirche in Esquipulas. — Verantwortlichkeit des Pfarrers. — Ein Berg bei Quezaltapeque. — Eine gefährliche Passage. — San Jacinto. — Aufnahme beim Padre. — Ein Ortsfest. — Ein Hinterhalt. — Der Motagua-Fluss. — Der Flecken Santa Rosali. — Eine Todesscene. . 95

Neuntes Kapitel: Chimalapa. — Das Gemeindehaus. — Eine Scene wilder Lust. — Guastatoya. — Eine Jagd auf Raüber. — Annäherung an Guatemala. — Schöne Landschaft. — Die Vulkane del Agua und del Fuego. — Erstes Erblicken der Stadt. — Einzug in die Stadt. — Erste Eindrücke. — Meine diplomatische Wohnung. — Parteien in Centralamerika. — Ermordung des Vicepräsidenten Flores. — Politischer Zustand Guatemala's. — Eine schlimme Klemme. — Die constituirende Versammlung. — Militärpolitik. 109

Zehntes Kapitel: Die Hacienda Naranjo. — Das Lazofangen. — Diplomatische Correspondenz — Formelwesen. — Das Fest La Concepcion. — Das Nehmen des schwarzen Schleiers. — Eine Landsmännin. — Weltentsagung. — Feuerwerke u. s. w. — Procession zu Ehren der Jungfrau. — Ein andres Feuerwerk. — Der feuerspeiende Stier. — Freche Soldatesca. 124

Eilftes Kapitel: Der Verweser. — Wie die Tagesneuigkeiten in Guatemala bekannt gemacht werden. — Besuch im Kloster La Concepcion. — Das Lebewohl der Nonne. — Carrera. — Seine Lebensskizze. — Die Cholera. — Aufstände. — Carrera Führer der Aufständischen. — Sein Erscheinen in Guatemala. — Einnahme der Stadt. — Carrera siegreich. — Morazans Einrücken. — Feindseligkeiten. — Verfolgung Carrera's. — Seine Niederlage. — Er gewinnt wieder die Oberhand. — Meine Zusammenkunft mit Carrera. — Sein Charakter. 133

Zwölftes Kapitel: Ausflug nach Mixco. — Lustige Scene. — Procession zu Ehren des Schutzheiligen von Mixco. — Feuerwerk. — Ein Bombardement. — Cigarrenrauchen. — Eine nächtliche Rauferei. — Leiden und Schmerz. — Ein Hahnenkampf. — Ein Spaziergang durch die Vorstadt. — Sonntagsbelustigungen. — Rückkehr nach der Stadt. . . . 152

Dreizehntes Kapitel: Ausflug nach La Antigua und dem stillen Meere. — San Lucas. — Gebirgslandschaft. — El Rio Pensativo. — La Antigua. — Nachricht über seine Zerstörung. — Ein Achtzigjähriger. — Die Kathedrale. — San Juan del Obispo. — Santa Maria. — Der Vulkan Agua. — Ersteigung des Berges. — Sein Krater. — Ein hochgelegener Zusammenkunftsort. — Der Hinabweg. — Rückkehr nach La Antigua. — Cultur der Cochenille. — Classischer Boden. — Ciudad Vieja. Dessen Gründung. — Besuch von Indianern. — Abreise von Ciudad Vieja. — Erstes Erblicken des stillen Oceans. — Alotenango. — Vulkan del Fuego. — Escuintla. — Sonnenuntergangsscene. — Masagua. — Hafen von Istapa. — Am stillen Meere. 160

Vierzehntes Kapitel: Die Rückkehr. — Jagd auf ein Maulthier. — Overo. — Masagua. — Escuintla. — Die Fälle von San Pedro Martyr. — Der Fluss Michatoyal. — Das Dorf San Pedro. — Ein Mayordomo. — San Cristoval. — Amatitan. — Ein umherschweifender Amerikaner. —

Seite

Ankunft in Guatemala. — Brief von Herrn Catherwood. — Weihnachtsabend. — Ankunft des Herrn Catherwood. — Plaza de Toros. — Ein Stiergefecht. — Das Theater. — Meine officielle Thätigkeit. — Die Aristokratie Guatemala's. — Zustand des Landes. — Neujahrstag. — Parteiwuth. 176

Fünfzehntes Kapitel: Jagd nach einer Regierung. — Diplomatische Schwierigkeiten. — Abreise aus Guatemala. — Der See von Amatitan. — Fieberanfall. — Overo. — Istapa. — Ein französisches Kauffahrteischiff. — Der Hafen von Acajutla. — Krankheit. — Zonzonate. — Die Regierung gefunden. — Besuch des Vulkans Izalco. — Verlauf seiner Ausbrüche. — Herabsteigen vom Vulkan. 189

Sechszehntes Kapitel: Krankheit und Meuterei. — Krankheit des Kapitäns Jay. — Kritische Lage. — Ein Landsmann in kritischer Lage. — Delphine. — Vulkanenkette. — Golf von Nicoya. — Hafen von Caldera. — Ein anderer Landsmann. — Ein neuer Patient. — Die Hacienda San Felipe. — Das Gebirg von Aguacate. — „Zillenthal Patent Self-acting Cold Amalgamation Machine." — Goldminen. — Aussicht vom Berggipfel. 203

Siebenzehntes Kapitel: La Garita. — Alajuela. — Freundliche Leute. — Heredia. — Rio Segundo. — Kaffeeplantagen von San José. — Das Sacrament für einen Sterbenden. — Ein glückliches Zusammentreffen. — Reiseverlegenheiten. — Quartier in einem Kloster. — Señor Carillo, das Staatsoberhaupt. — Glückswechsel. — Besuch von Cartago. — Tres Rios. — Ein unerwartetes Begegnen. — Ersteigung des Vulkans Cartago. — Der Krater. — Blick auf die beiden Oceane. — Herabsteigen. — Spaziergang durch Cartago. — Ein Leichenbegängniss. — Ein neuer Fieberanfall. — Ein Vagabund. — Kaffeeanbau. 214

Achtzehntes Kapitel: Abreise nach Guatemala. — Esparza. — Die Stadt Costa Rica. — Der Fluss Barranca. — Geschichte eines Landsmanns. — Wilde Landschaft — Die Hacienda Aranjuez. — Der Fluss Lagartos. — Der Cerro Collito. — Rothwildherden. — Santa Rosa. — Don Juan José Bonilla. — Ein Erdbeben. — Eine Viehwirthschaft. — Bagaces. — Guanacaste. — Ein freundlicher Empfang. — Die Schöne von Guanacaste. — Reizendes Quartier. — Die Cordilleras. — Die Vulkane Rincon und Orosi. — Die Hacienda Santa Teresa. — Prächtiger Sonnenuntergang. — Wiederum das stille Meer. 231

Neunzehntes Kapitel: Der Fluss Flores. — Der Fluss San Juan. — Tiefe Einsamkeit. — Primitive Kochkunst. — Der Hafen von San Juan. — Route des grossen Kanals zur Verbindung des atlantischen und stillen Meeres. — Nicaragua. — Messung zum Behuf des Kanals. — Der Nicaragua-See. — Profil des Kanals. — Schleusenwerke. — Kostenschätzung. — Frühere Bemühungen zur Erbauung des Kanals. — Seine Vortheile. — Centralamerikanische Gastfreiheit. — Die Tierra Caliente. — Graüel des Bürgerkriegs. 245

Zwanzigstes Kapitel: Besuch des Vulkans Masaya. — Die Stadt Masaya. — Der Masaya-See. — Nindiri. — Ersteigung des Vulkans. — Erzählung von ihm. — Der Krater. — Hinabsteigen in denselben. — Der Vulkan Nindiri. — Die Unwissenheit des Volks in Betreff der Gegenstände von Interesse. — Rückkehr nach Masaya. — Wieder ein Landsmann. — Managua. — Der Managua-See. — Fischerei. — Schöne Landschaft. — Mateares. — Cuesta del Relox. — Nagarotis. — Kreuze. — Der Kampfhahnabrichter. — Pueblo Nuevo. 264

Einundzwanzigstes Kapitel: Schöne Ebne. — Leon. — Spaziergang durch die Stadt. — Schreckliche Folgen des Parteigeistes. — Graüelscenen. — Unangenehme Nachricht. — Fortsetzung der Reise. — Der wählerische Bettler. — Chinandega. — Der Golf von Conchagua. — Besuch in Realejo. — Baumwollenfabrik. — Der Hafen von Realejo. — El Viejo. — Der Hafen von Naguiscolo. — Wichtigkeit eines Passes.

Seite

— Das Einschiffen der Maulthiere. — Ein Bongo. — Der Vulkan Coseguina. — Ausbruch von 1835. — La Union. 273

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Reise nach San Salvador. — Ein neuer Reisegefährte. — San Alejo. — San Miguel. — Kriegslärm. — Ein andrer Landsmann. — Der Staat San Salvador. — Der Fluss Lempa. — San Vicente. — Der Vulkan San Vicente. — Warme Quellen. — Cojutepec. — Ankunft in der Stadt San Salvador. — Vorurtheil gegen Fremde. — Contributionen. — Pressgänge. — Vicepräsident Vigil. — Einnahme von San Miguel und San Vicente. — Gerüchte von einem Marsche gegen San Salvador. — Abreise von San Salvador. 285

Dreiundzwanzigstes Kapitel: Contributionen. — Die Barranca de Guaramal. — Der Vulkan Izalco. — Rascons Raübereien. — Zonzonate. — Nachrichten aus Guatemala. — Fortsetzung der Reise. — Aguisalco. — Apeneca. — Das Gebirge von Aguachapa. — Unterirdische Feuer. — Die Stadt Aguachapa. — Morazans Niederlage. — Verwirrung und Schrecken. 296

Vierundzwanzigstes Kapitel: Anmarsch von Carrera's Truppen. — Schrecken der Einwohner. — Ihre Flucht. — Uibergabe der Stadt. — Wildheit der Soldaten. — Ein Bulletin. — Diplomatie. — Ein Pass. — Ein Frühstück. — Ein Alarm. — Die Wittwe Padilla. — Ein Angriff. — Niederlage von Carrera's Truppen. — Die Stadt von General Morazan eingenommen. — Sein Einzug. — Der Wittwe Sohn. — Besuch bei General Morazan. — Seine Persönlichkeit, sein Charakter u. s. w. — Gestörte Pläne. 306

Fünfundzwanzigstes Kapitel: Besuch von General Morazan. — Ende seiner Laufbahn. — Ermiethung eines Führers. — Abreise nach Guatemala. — Furcht des Volks. — Der Rio Paz. — Die Hacienda Palmita. — Ein glückliches Entkommen. — Die Hacienda San José. — Eine fatale Verlegenheit. — Ein gütiger Wirth. — Der Rancho Hocotilla. — Oratorio und Leon. — Der Rio de los Esclavos. — Das Dorf. — Annäherung an Guatemala. — Ankunft daselbst. — Eine Skizze von dem Kriege. — Morazans Niederlage. — Schlächterei. 318

Sechsundzwanzigstes Kapitel: Die Ruinen von Quirigua. — Besuch derselben. — Los Amates. — Pyramidaler Bau. — Ein kolossaler Kopf. — Ein Altar. — Eine Gruppe von Denkmälern. — Statuen. — Charakter der Ruinen. — Eine untergegangene Stadt. — Kauf einer Ruinen-Stadt. 335

Siebenundzwanzigstes Kapitel: Empfang im Regierungsgebäude. — Der Kapitän in Angst und Noth. — Charakterumschlag. — Anstalten zur Reise nach Palenque. — Verhaftung des Kapitäns. — Seine Freilassung. — Besuch von einem Landsmanne. — Neue Gefahren in Aussicht. — Letzter Gang durch die Vorstadt. — Das Hospital und der Kirchhof von San Juan de Dios. — Furchtbarer Zustand des Landes. — Letzte Zusammenkunft mit Carrera. — Abreise von Guatemala. — Ein Don Quijote. — Ciudad Vieja. — Ebene von La Vieja. — Vulkane, Ebenen und Dörfer. — San Andres Isapa. — Gefährliche Strasse. — Eine Mühle. 339

Achtundzwanzigstes Kapitel: Fortsetzung der Reise. — Barrancas. — Tecpan Guatemala. — Eine prachtvolle Kirche. — Ein geheiligter Stein. — Die alte Stadt. — Beschreibung der Ruinen. — Eine Mühle. — Ein Erdbeben. — Patzum. — Eine Schlucht. — Befestigungen. — Los Altos. — Godines. — Verlust eines guten Freundes. — Prachtvolle Landschaft. — Panajachel. — Der See Atitlan. 352

Neunundzwanzigstes Kapitel: Der See Atitlan. — Muthmassungen über seinen Ursprung u. s. w. — Fahrt auf dem See. — Eine gefährliche Lage. — Eine hohe Gebirgskette. — Ersteigung der Gebirge. — Weite Aussicht. — Schöne Ebene. — Eine hochgelegene Stadt. — Ritt am See entlang. — Solola. — Besuch in Santa Cruz del Quiché. — Landschaft unterwegs. — Barrancas. — Santo Tomas. — Schandpfähle. — Ebene von Quiché. — Die Stadt Quiché. — Ruinen von Quiché. —

Seite

Dessen Geschichte. — Wüste Scene. — Ein lustiger Pfarrer. — Beschreibung der Ruinen. — Ihr Plan. — Der Königspalast. — Die Opferstätte. — Eine Statue. — Zwei Köpfe u. s. w. — Zerstörung des neuen Palastes. 362

Dreissigstes Kapitel: Das Innere eines Klosters. — Der Königsvogel von Quiché. — Indianische Sprachen. — Das Vaterunser in der Quiché-Sprache. — Die Zahlwörter in derselben Sprache. — Die Kirche von Quiché. — Indianischer Aberglaube. — Eine andere verschwundene Stadt. — Tierra de Guerra. — Die Ureingebornen. — Ihre Bekehrung zum Christenthume. — Sie wurden nie besiegt. — Eine lebende Stadt. — Indianische Tradition über diese Stadt. — Sie ist wahrscheinlich nie von den Weissen besucht worden. — Sie bietet ein schönes Feld zu künftiger Forschung dar. — Abreise. — San Pedro. — Wirksamkeit eines Passes. — Ein schwieriger Aufweg. — Gebirgslandschaft. — Totonicapan. — Ein prächtiges Diner. — Ein Land von Aloen. — Der „Blut-Fluss." — Ankunft in Quezaltenango. 380

Einunddreissigstes Kapitel: Quezaltenango. — Geschichtliches über die Stadt. — Bekehrung der Einwohner zum Christenthume. — Das Aüssere der Stadt. — Das Kloster. — Aufstand. — Carrera's Marsch gegen Quezaltenango. — Seine Behandlung der Einwohner. — Rüstungen zur heiligen Woche. — Die Kirche. — Eine Procession. — Karfreitag. — Feier der Auferstehung — Eröffnende Ceremonie. — Die Kreuzigung. — Eine Predigt. — Die Abnahme vom Kreuze. — Grosse Procession. — Die Kirche El Calvario. — Ein Pfarrer in Bekümmerniss. — Die warmen Quellen von Almolonga. 388

Zweiunddreissigstes Kapitel: Fortsetzung der Reise. — Eine Hochebene. — Verlorne Führer. — Ein kritischer Moment. — Aguas Calientes. — Eine prachtvolle Aussicht. — Golderz. — San Sebastian. — Gueguetenango. — Sierra Madre. — Ein riesiges Skelett. — Die Ruinen. — Pyramidalische Bauten. — Ein Gewölbe. — Erdhügel. — Ein willkommner Zuwachs. — Das Innere eines Erdhügels. — Vasen. — Ersteigung der Sierra Madre. — Buena Vista. — Der Herabweg. — Todos Santos. — San Martin. — San Andres Petapan. — Ein Waldbrand. — Die Leiden der Maulthiere von Fliegenschwärmen. — San Antonio de Guista. 400

Dreiunddreissigstes Kapitel: Behagliche Wohnung. — Fortgesetzte Reise. — Eine steinige Strasse. — Ein schöner Fluss. — Eine Hängebrücke. — Der Fluss Dolores. — Der Fluss Lagertero. — Abgekühlter Enthusiasmus. — Eine zweite Brücke. — Eintritt in Mejico. — Ein Bad. — Eine einsame Kirche. — Wüste Gegend. — Zapolouta. — Comitan. — Wieder ein Landsmann. — Weitere Verlegenheiten. — Officielle Höflichkeit. — Comitans Handel. — Schmuggel. — Mangel an Seife. . . 412

Vierunddreissigstes Kapitel: Abreise. — Sotaná. — Ein Millionär. — Ocosingo. — Ruinen. — Beginn der Regenzeit. — Eine Führerin. — Ankunft bei den Ruinen. — Steinerne Figuren. — Pyramidalische Bauten. — Ein Gewölbebogen. — Eine Stuckverzierung. — Eine hölzerne Schwelle. — Eine merkwürdige Höhle. — Gebaüde u. s. w. — Ein Dammweg. — Fernere Ruinen. — Reise nach Palenque. — Der Rio Grande. — Cascaden. — Reihe von Ortschaften. — Ein Wahnsinniger. — Der Fluss Yahalon. — Tumbala. — Ein wildromantischer Ort. — Eine grossartige Landschaft. — Indianische Träger. — Ein steiler Berg. — San Pedro. 422

Fünfunddreissigstes Kapitel: Ein wildes Land. — Ersteigung eines Gebirgs. — Reise in einer Silla. — Eine kitzelige Situation. — Der Hinabweg. — Der Rancho Nopa. — Angriffe von Mosquitos. — Wir nahen Palenque. — Weideland. — Die Stadt Palenque. — Ein murrköpfischer Beamter. — Eine höfliche Aufnahme. — Mangel an Lebensmitteln. — Ein Sonntag. — Die Cholera. — Wieder ein Landsmann. — Die Be-

Seite

kehrung, der Abfall und die Wiedergewinnung der Indianer. — Der Fluss Chacamal. — Die Caraiben. — Die Ruinen von Palenque. . . 433

Sechsunddreissigstes Kapitel: Anstalten zum Besuch der Ruinen. — Unser Abmarsch. — Die Strasse. — Die Flüsse Micol und Otula. — Ankunft bei den Ruinen. — Der Palast. — Ein Freudenfeuer. — Unsre Quartiere im Palaste. — Inschriften von frühern Reisenden. — Das Schicksal Beanhams. — Die Entdeckung der Ruinen von Palenque. — Ihr Besuch von Seiten des Kapitäns Del Rio. — Dupaix' Reise zu ihnen. — Die Zeichnungen des gegenwärtigen Werks. — Erstes Mittagsmahl in den Ruinen. — Kolossale Feuerfliegen. — Unsre Schlafgemächer. — Umfang der Ruinen. — Hindernisse ihrer Erforschung. — Leiden von den Mosquitos. 443

Siebenunddreissigstes Kapitel: Vorkehrungen gegen die Angriffe der Mosquitos. — Unsre Lebensweise in Palenque. — Schilderung des Palastes. — Pfeiler. — Hieroglyphen. — Figuren. — Eingänge. — Corridore. — Höfe. Ein Uiberbleibsel von Holz. — Steinerne Stufen. — Thürme. — Tafeln. — Stuckverzierungen u. s. w. — Die Königskapelle. — Nachforschungen. — Eine Wasserleitung. — Ein nächtlicher Schreck. — Insecten. — Wirkung der Insectenstiche. — Rückkehr nach der Stadt Palenque. 456

Achtunddreissigstes Kapitel: Eine Stimme aus den Ruinen. — Brotkauf. — Ankunft der Padres. — Der Pfarrer von Palenque. — Kartenspiel. — Ein Sonntag. — Messe. — Eine Tischgesellschaft. — Heimathliche Erinnerungen. — Tischgebräuche. — Rückkehr nach den Ruinen. — Auffallende Veränderung hier. — Furchtbares Gewitter. — Ein Wirbelwind. — Eine Scene voll Erhabenheit und Schrecken. 466

Neununddreissigstes Kapitel: Plan der Ruinen. — Ein pyramidalischer Bau. — Ein Gebaüde. — Stuckornamente. — Menschliche Figuren. — Tafeln. — Merkwürdige Hieroglyphen. — Eine Pfeilerreihe. — Eine Steinterrasse. — Ein anderes Gebaüde. — Eine grosse Tafel. — Ein Kreuz. — Vermuthungen über dieses Kreuz. — Eine schöne Sculptur. — Eine Platform. — Seltsame Devisen. — Eine Statue. — Ein anderer pyramidalischer Bau mit einem Gebaüde darauf. — Corridore. — Ein merkwürdiges Basrelief. — Steintafeln mit Basrelieffiguren. — Tafeln und Figuren. — Das Oratorio. — Noch andere Pyramidalbauten und Gebaüde. — Umfang der Ruinen. — Diese Ruinen sind die Uiberbleibsel eines civilisirten und ureignen Volks. — Palenque's Alter. . . 474

Vierzigstes Kapitel: Scheiden von den Ruinen. — Schlechte Strasse. — Ein Unfall. — Ankunft in der Stadt. — Ein Leichenzug. — Unterhandlungen wegen Palenque's Ankaufs. — Verfertigen von Abgüssen. — Endliche Abreise von Palenque. — Schöne Ebene. — Hängende Vogelnester. — Ein Sitio. — Abenteuer mit einem monströsen Affen. — Gastlichkeit der Padres. — Las Playas. — Ein Unwetter. — Mosquitos. — Ein Kaufmännlein. — Alligators. — Wieder eine Leichenprocession. — Brutale Gebraüche. 485

Einundvierzigstes Kapitel: Einschiffung. — Eine überschwemmte Ebene. — Der Rio Chico. — Der Usumasinta. — Der Rio Palisada. — Yucatan. — Wieder inmitten von Revolutionen. — Vesper. — Einschiffung nach La Laguna. — Schiessen nach Alligators. — Furchtbares Unwetter. — Boca Chica. — Der See Terminos. — Eine Windstille, gefolgt von einem Sturme. — Ankunft in La Laguna. 495

Zweiundvierzigstes Kapitel: La Laguna. — Reise nach Merida. — Sisal. — Eine neue Art Fuhrwerk. — Der Ort Hunucama. — Ankunft in Merida. — Anblick der Stadt. — Das Frohnleichnamsfest. — Die Kathedrale. — Die Procession. — Schönheit und Einfachheit der indianischen Frauen. — Des Bischofs Palast. — Das Theater. — Reise nach Uxmal. — Die Hacienda Vayalquex. — Werth des Wassers. — Die Lage der Indianer in Yucatan. — Eine sonderliche Art von Kutsche. — Die Hacienda Mucuiche. — Eine schöne Grotte. 507

Seite

Dreiundvierzigstes Kapitel: Weiterreise. — Ankunft in Uxmal. — Die Hacienda Uxmal. — Mayordomos. — Abenteuer eines jungen Spaniers. — Besuch der Ruinen von Uxmal. — Erstes Erblicken derselben. — Charakter der Indianer. — Details aus dem Hacienda-Leben. — Ein zarter Fall. — Krankheit Herrn Catherwoods. — Aufbruch. 519

Vierundvierzigstes Kapitel: Die Ruinen von Uxmal. — Ein hohes Gebaüde. — Prachtvolle Aussicht von seinem Portale aus. — Eigenthümliche Sculptur-Ornamente. — Ein anderes Gebaüde, von den Indianern das Haus des Zwergs genannt. — Eine indianische Legende. — Das Haus der Nonnen. — Das Haus der Schildkröten. — Das Haus der Tauben. — Das Wachthaus. — Mangel an Wasser. — Das Haus des Gouverneurs. — Terrassen. — Hölzerne Oberschwellen. — Details aus dem Hause des Gouverneurs. — Thüreingänge. — Corridore. — Ein hölzerner Balken, mit Hieroglyphen beschrieben. — Steine mit Sculpturen u. s. w. 525

Fünfundvierzigstes Kapitel: Ende der Durchforschung der Ruinen. — Wer baute diese Trümmer-Städte? — Dupaix' Meinung. – Diese Ruinen haben keine Aehnlichkeit mit Griechenlands und Roms Architektur. — Nichts gleicht ihnen in Europa. — Sie gleichen auch nicht den bekannten Werken in Japan und China. — Auch nicht denen der Hindus. — Es finden sich keine Höhlenbauten. — Die Pyramiden Aegyptens in ihrem ursprünglichen Zustande gleichen nicht den sogenannten Pyramiden Amerika's. — Auch nicht die ägyptischen Tempel denen Amerika's. — Die Sculptur ist nicht dieselbe wie die ägyptische. — Wahrscheinliches Alter dieser Ruinen. — Nachrichten bei den spanischen Geschichtschreibern. — Diese Städte sind wahrscheinlich erbaut von den Volksstämmen, die zur Zeit der spanischen Eroberung das Land bewohnten. — Diese Volksstämme sind noch nicht ausgestorben. 535

Sechsundvierzigstes Kapitel: Reise nach Merida. — Moona. — Ein Teich voll Wasser eine Merkwürdigkeit. — Abula. — Indianische Läufer. — Merida. — Abreise. — Hunucama. — Belagerung von Campeche. — Einschiffung nach Havana. — Erlebnisse auf der Uiberfahrt. — Der 4. Julius auf dem Meere. — Ein Haifisch-Mahl. — Wir wissen weder aus noch ein. — Die Brigg Helena Maria unsre Erlöserin. — Fahrt nach Neuyork. — Ankunft daselbst. — Schluss. 547

Verzeichniss der Illustrationen.

I. Octav-Platten.

		Seite
Reisekarte		1
No. 1.	Götzenbild aus Copan *Titelkupfer*	
„ 2.	Don Miguels Hütte bei Copan	64
„ 3.	Grundplan von Copan	80
„ 4.	Steinerne Statue	82
„ 5.	Götzenbild	83
„ 6.	Gigantischer Kopf	85
„ 7.	Götzenbild von vorn	89
„ 8.	Götzenbild von hinten	89
„ 9.	Halbvergrabenes Götzenbild	89
„ 10.	Götzenbild von vorn	90
„ 11.	Götzenbild von hinten	90
„ 12.	Götzenbild von vorn	91
„ 13.	Götzenbild von hinten	91
„ 14.	Götzenbild mit Altar	91
„ 15.	Niedergefallenes Götzenbild	92
„ 16.	Götzenbild von vorn	92
„ 17.	Götzenbild von hinten	92
„ 18.	Götzenbild von der Seite	92
„ 19.	Götzenbild von vorn	93
„ 20.	Götzenbild von hinten	93
„ 21.	Götzenbild von der Seite	93
„ 22.	Hauptplatz von Alt-Guatemala	162
„ 22b.	Monument aus Quirigua	337
„ 23.	Hauptplatz in Quezaltenango	389
„ 24.	Der Palast in Palenque	457
„ 25.	Grundriss des Palastes in Palenque	457
„ 26.	Basrelief in Stuck im Palaste zu Palenque	457
„ 27.	Hof des Palastes in Palenque	460
„ 28.	Ostseite des Hofes im Palaste von Palenque	460
No. 29.	Basrelief in Stuck in Palenque No. 1	461
„ 30.	Basrelief in Stuck in Palenque No. 2	461
„ 31.	Basrelief in Stuck in Palenque No. 3	461
„ 32.	Casa No. 1 in Palenque in Trümmern	474
„ 33.	Casa No. 1 in Palenque restaurirt	475
„ 34.	Basrelief in Stuck No. 1	475
„ 35.	„ „ „ „ 2	475
„ 36.	„ „ „ „ 3	475
„ 37.	„ „ „ „ 4	475
„ 38.	Hieroglyphentafel in Casa No. 1 in Palenque, A.	475
„ 39.	Hieroglyphentafel in Casa No. 1 in Palenque, B.	475
„ 40.	Plan von Casa No. 2 zu Palenque	477
„ 41.	Tafel an einem Altar in Casa No. 2	478
„ 42.	Casa No. 3 in Palenque	480
„ 43.	Front-Corridor in Casa No. 3	481
„ 44.	Tafel an einem Altar in Casa No. 3	481
„ 45.	Adoratorio oder Altar in Casa No. 3	482
„ 46.	Casa No. 4	483
„ 47.	Das Haus des Zwerges und das Haus der Nonnen in Uxmal	525
„ 48.	Plan eines Gebaüdes in Uxmal	530
„ 49.	Aegyptische Hieroglyphen	538

II. Vignetten.

Figur	Tafel	Seite	Figur	Tafel	Seite
1	I	56	16 a. b. c. d.	III	378
2	I	81	17 a. b. c. d.	III	407
3	I	81	18 a. b. c.	IV	424
4	I	83	18 d.	III	425
5	I	84	19	IV	459
6	II	84	20 a. b.	IV	460
7	II	84	21 a. b.	V	462
8	II	84	22	VII	463
9	II	84	23	IV	474
10	I	92	24	VI	476
11	I	92	25 a. b.	VI	480
12 a. b.	V	256	26 a. b.	VII	482
13	III	337	27	V	534
14 a. b.	I	369	28 a. b.	VI	545
15 a. b. c.	III	376			

ERSTES KAPITEL.

Abfahrt. — Unterwegs. — Ankunft in Balize. — Mischung der Farben. — Regierungsgebaüde. — Oberst M'Donald. — Balize's Ursprung. — Negerschulen. — Scene in einem Gerichtssaale. — Das Recht ohne Rechtsgelehrte. — Die Casernen. — Ausflug in einem Pitpan. — Erste Ehrenbezeigungen. — Noch grössere Ehrenbezeigungen. — Abreise von Balize. — Amtliche Annehmlichkeiten.

Vom Präsidenten mit einer besondern confidentiellen Sendung nach Centralamerika betraut, schiffte ich mich Mittwochs den 3. October 1839 am Bord der britischen Brigg „Mary Ann," Kapitän Hampton, von Neuyork nach der Hondurasbai ein. Die Brigg lag im North-Flusse mit losen Segeln vor Anker; aber schon nach wenigen Minuten waren wir in Gesellschaft mit einem grossen Walfischfänger, der nach dem stillen Meere wollte, unterwegs. Es war vor 7 Uhr Morgens: die Strassen und Werfte waren noch still, die „Batterie" noch einsam; die Stadt kam mir in diesem Augenblicke, wo ich für eine Reise von ungewisser Dauer Abschied von ihr nahm, schöner vor als ich sie je zuvor gesehen.

Der Quarantäne gegenüber verliessen mich einige Freunde, die mich an Bord begleitet hatten; in einer Stunde folgte ihnen der Lothse; als die Dämmerung niedersank, waren die dunkeln Umrisse des Hochlands von Neversink nur noch schwach sichtbar; am nächsten Morgen befanden wir uns auf offner See.

Mein einziger Reisegefährte war Herr Catherwood, ein erfahrener Reisender und ein Freund von mir, der mehr als zehn Jahre seines Lebens im sorgfältigen Studium der Denkmäler der alten Welt verbracht hatte und den ich, als einen mit den Uiberresten der grossartigen alten Architektur vertrauten Mann, sofort bei Empfang meiner amtlichen Bestimmung vermochte, bei Erforschung der Ruinen Centralamerika's mein Begleiter zu sein.

Durch einen starken Nordostwind rasch vorwärtsgetrieben kamen wir am 9. Oct. in die Region der Passatwinde, am 10. zum Wendekreise, und am 11., wo der Thermometer 80° zeigte, aber ein erquicklicher Wind wehte, fuhren wir still zwischen Cuba und Santo Domingo hin, die wir beide in voller Sicht hatten. Und was den Rest der Reise betrifft, so genossen wir achtzehn Tage stürmisches Wetter, das uns mit tropischen Regen tüchtig badete, wurden am 29. in das Leuchtthurms-Riff hineingetrieben und erreichten mit gänzlicher Vermeidung des regelmässigen Lothsenwassers um Mitternacht die St. Georgsbai, die etwa zwanzig Meilen von Balize abliegt. Hier lag eine grosse,

mit Mahagoni befrachtete Brigg vor Anker und hatte einen Lothsen an Bord, der auf günstiges Wetter wartete, um in See zu stechen. Der Lothse hatte seinen Sohn bei sich, einen Burschen von ungefähr sechszehn Jahren, dem das Wasser das Wiegenlied gesungen hatte und welchen Kapitän Hampton kannte und an Bord zu nehmen beschloss.

Es war heller Vollmondschein, als der Junge aufs Deck stieg und uns den Lothsengruss zurief. Seine Gesichtszüge vermochte ich nicht zu erkennen, aber so viel konnte ich sehen, dass er nicht weiss war, und seine Stimme war sanft wie eine Mädchenstimme. Er nahm seinen Platz beim Rade und erzählte uns, während er die Brigg mit Segeltuch belud, von den schweren Kühlten an der Küste, von den Besorgnissen, die man wegen unserer Sicherheit gehabt, von Unfällen und Schiffbrüchen und von einem Piloten, der sein Fahrzeug in einer Nacht, die uns noch recht wohl erinnerlich war, über blinde Klippen getrieben hatte.

Um 7 Uhr am nächsten Morgen erblickten wir Balize, das — wenn anders es nicht Sünde ist, es mit Städten, welche Zeit und ehrwürdige Erinnerungen geheiligt, zu vergleichen — gleich Venedig und Alexandria aus dem Wasser aufzusteigen schien. Längs dem Strande zog sich eine Meile weit eine Reihe weisser Häuser hin, die an dem einen Ende mit dem Regierungsgebäude, an dem andern mit der Caserne schlossen und vom Flusse Balize durchschnitten wurden, dessen Brücke sich pittoresk ausnahm, während das Fort auf einer kleinen Insel an des Flusses Mündung, der Spitzthurm einer gothischen Kirche hinter dem Regierungsgebäude und Plantagen von Cacaobäumen, die in dieser Ferne uns an Aegyptens Palmen erinnerten, dem ganzen Orte das Ansehen wirklicher Schönheit verliehen. Im Hafen lagen vier Schiffe, drei Briggs, verschiedene Schooner, Bongos, Canoas und ein Dampfboot vor Anker; den Fahrzeugen zur Seite lagen Mahagoniflössen; weit draussen trieb ein Neger einen Block von demselben köstlichen Holze mit dem Ruder vorwärts, und die Regierungsbarke, die, als wir uns vor Anker legten, an uns herankam, war aus dem Stamme eines Mahagonibaums gemacht.

Wir landeten vor dem Waarenhause Herrn Coffins, des Consignatars unsers Fahrzeugs. Es gab kein Gasthaus am Orte, aber Herr Coffin erbot sich, uns zu einer Dame zu bringen, die, wie er meinte, uns mit Wohnung würde versehen können.

Die schweren Regen, von denen wir auf See so viel gelitten, hatten auch Balize erreicht. In den Strassen strömte das Wasser und hier und da standen grosse Tümpel, die man nur mit Mühe überschreiten konnte. Am äussersten Ende der Hauptstrasse kamen wir zur fraglichen „Dame", Miss***, einer Mulattin, die uns aber blos beköstigen konnte. Herr Coffin war so gütig, uns ein leerstehendes Haus auf der andern Seite des Flusses zum Schlafen anzubieten, und so gingen wir wieder zurück.

Ich hatte jetzt die Hauptstrasse in ihrer ganzen Länge zweimal passirt und es schien mir, als ob die Stadt im vollständigen Besitz der Schwarzen sei. An der Brücke, auf dem Marktplatze, in den Strassen und den Magazinen — überall wimmelte es von ihnen, so dass ich mich in die Hauptstadt einer Negerrepublik hätte versetzt wähnen können. Es waren lauter gutaussehende, schlanke, geradge-

wachsene und athletische Menschen, mit schwarzer, glatter, sammetartig glänzender Haut, und wohlgekleidet; die Männer trugen weisse, baumwollne Hemden, weite Beinkleider und Strohhüte, die Frauen weisse lange Uiberröcke mit kurzen Aermeln und breiten rothen Besätzen und waren mit grossen rothen Ohrringen und Halsketten geschmückt. Ich konnte nicht umhin zu bemerken, dass dieser Uiberrock das einzige Kleidungsstück dieser schwarzen Damen bildete und dass es bei ihnen Mode war, ihn von der rechten Schulter bedeutend weit herabfallen zu lassen und den Schooss mit der linken Hand zu fassen und beim Uiberschreiten der Tümpel so hoch zu heben als es gerade nöthig war.

Auf meinem Rückwege sprach ich in dem Hause eines Kaufmanns ein, den ich bei dem sogenannten zweiten Frühstück antraf. Der Herr sass an der einen Seite des Tisches, an der andern seine Frau Gemahlin; obenan ein britischer Officier, diesem gegenüber ein Mulatte; zu seiner Linken ein anderer Officier und auch diesem gegenüber ein Mulatte. Zufällig ward mir zwischen den beiden farbigen Herren Platz gemacht. Manche meiner Landsleute würden vielleicht Bedenken getragen haben, ihn einzunehmen, ich aber that es nicht; sie waren beide wohlgekleidet, wohlerzogen nnd von höflichem Benehmen. Sie sprachen von ihren Mahagonifabriken, von England, von der Jagd, von Pferden, von Damen, von Wein, und ehe ich noch eine Stunde in Balize gewesen war, erkannte ich schon, dass der grosse Amalgamationsprozess, der Gegenstand so vielen erbitterten Streites bei uns zu Hause, seit Generationen ruhig seinen Gang gegangen war, dass die Farbe als blosse Sache des Geschmacks berachtet ward und dass einige der achtbarsten Einwohner schwarze Frauen und gemischte Kinder hatten, die sie mit derselben Sorgfalt erzogen und für die sie mit demselben Eifer Kapitalien sammelten, als wäre ihre Haut vollkommen weiss

Ich wusste noch nicht recht, ob ich mich über diesen Zustand der Gesellschaft ärgern oder freuen sollte, als Herr Catherwood mich bedeutete, dass wir doch nun das uns von Herrn Coffin angebotene Haus besichtigen möchten. Es lag auf der andern Seite des Flusses und der Weg, der zu ihm führte, war von Schlamm bedeckt, dass man bis zum Knöchel einsank. Vor der Thür stand eine grosse Pfütze, über die wir einen Satz machten. Das Haus ruhte auf Pfosten von etwa zwei Fuss Höhe und unter ihm stand das Wasser fast einen Fuss tief. Wir gelangten mittelst einer gelegten Bohle zur Thürschwelle hinauf und traten in ein grosses Behältniss, welches das ganze unterste Stock einnahm und völlig leer war. Das obere Stock ward von einer Negerfamilie bewohnt; im Hofe stand ein Haus, das von Negern gedrängt voll war, und überall, im Hofe wie vor dem Hause, zeigten sich malerische Gruppen von Negerkindern beiderlei Geschlechts und nackt wie sie aus dem Mutterleibe gekommen. Wir liessen das Zimmer fegen und unser Reisegepäck herbringen, und als wir das Haus verliessen, gedachten wir Kapitän Hamptons Schilderung vor unsrer Ankunft und verstanden den Witz in seiner Schlussbemerkung, dass Balize der letztgeschaffene Ort wäre.

Wir kehrten zurück; und während wir uns nach der Bequemlichkeit eines guten Hotels sehnten, empfingen wir durch Herrn Goff,

den Consul der Vereinigten Staaten, eine Einladung von Seiten Sr. Excellenz des Obersten M'Donald in das Regierungsgebaüde und die Mittheilung, dass er die Regierungsbarke zur Brigg nach unserm Gepäck senden wollte. Da diess das erste Amt war, das ich je von der Regierung erhalten hatte, und ich nicht gewiss war, ob ich jemals ein anderes bekommen würde, so beschloss ich, es aufs Allerbesste zu nützen, und nahm ohne Weiteres Sr. Excellenz Einladung an.

Es lag bei Balize ein Dampfboot, das nach Izabel, dem Hafen von Guatemala, bestimmt war; ich sprach deshalb auf meinem Wege nach dem Regierungsgebaüde beim Agenten Señor Comyano ein, der mir sagte, dass es am nächsten Tage abfahren sollte, aber mit grosser Höflichkeit hinzufügte, dass er, wenn ich es wünschte, es noch einige Tage zu meiner Bequemlichkeit hier lassen wollte. Von zu Hause her gewöhnt, mich den despotischen Anordnungen der Dampfbootsagenten zu fügen, schien mir diess eine noch grössere Ehre als die Einladung Sr. Excellenz; da ich indess mein Glück nicht missbrauchen wollte, so bat ich um den Aufschub von nur einem einzigen Tage.

Das Regierungsgebaüde hat eine schöne Lage am aüssersten Ende der Stadt und es zieht sich von ihm bis ans Wasser ein mit Cacaobaümen gezierter Wiesenplan hin. Oberst M'Donald, ein Veteran von sechs Fuss Länge und von einem so ganz militärischen Aussehen, wie es mir nie vorgekommen, empfing mich am Portal. In einer Stunde langte die Barke mit unserm Gepäck an und um 5 Uhr setzten wir uns zu Tische nieder, wo noch Herr Kaplan Newport, seit fünfzehn Jahren Pfarrer in Balize, Herr Regierungssekretär Walker, der aber ausserdem noch eine solche Reihe von Aemtern inne hat, dass bei uns zu Hause der grösste Pfründner sich gegen ihn wie ein Nichts vorkommen müsste, und mehre andere Herren aus Balize, die theils Civil- theils Militärämter bekleideten, anwesend waren, in deren angenehmer Gesellschaft wir bis um 11 Uhr sassen.

Am nächsten Tage hatten wir uns mit den Vorbereitungen zu unsrer Reise ins Innere zu beschäftigen, und fanden auch noch nebenbei Gelegenheit, ein Wenig von Balize zu sehen. Der Honduras-Almanach, der sich als der Chronist dieser Niederlassung gerirt, umgiebt ihre frühe Geschichte mit einem romantischen Schimmer, indem er ihren Ursprung einem schottischen Boucanier, Namens Wallace, zuschreibt. Die Fama von den Reichthümern der neuen Welt und die Rückkehr der mit den Schätzen Mejico's und Peru's beladenen spanischen Galionen lockte ganze Horden Abenteurer — um sie mit keinem härteren Namen zu bezeichnen — von England und Frankreich an Amerika's Küste, unter denen Wallace, einer der Berufensten und Kühnsten, hinter den Sandbänken und Riffen, die den Hafen von Balize schützen, Zuflucht und Sicherheit fand. Der Ort, wo er seine Blockhütten und Schanze baute, wird noch heute gezeigt, aber Waarenhaüser nehmen jetzt ihre Stelle ein. Verstärkt durch ein enges Bündniss mit den Indianern der Mosquitoküste und durch den Anhang zahlreicher britischer Abenteurer, die an Honduras' Küste zu dem Zwecke landeten, um Mahagoni zu fällen, forderte er die Spanier trotzig heraus. Seitdem ist das Gebiet von Balize fortwährend Gegenstand der Verhandlung und des Streits gewesen und bis auf

den heutigen Tag nimmt es das Volk Centralamerika's als sein Besitzthum in Anspruch. Balize hob sich durch die Ausfuhr des Mahagoni; da aber die Bäume in der Umgegend beinahe sämmtlich gefällt sind und Centralamerika durch Kriege so heruntergekommen ist, dass es nur einen armseligen Markt für britische Waaren bietet, so schwindet der Ort sichtlich dahin und wird wahrscheinlich so lange darin fortfahren, bis der unternehmende Geist seiner Kaufleute andere Handelskanäle auffindet.

Gegenwärtig enthält Balize eine Bevölkerung von 6000 Seelen, darunter 4000 Schwarze, die von den Kaufleuten als Mahagonifäller verwendet werden. Ihre Lage war zu allen Zeiten besser als die der Plantagensklaven; selbst vor dem Beschlusse der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei in den gesammten britischen Besitzungen waren sie der That nach frei; und am 31. August 1839, ein Jahr vor der durch jene Acte festgesetzten Zeit, ward durch eine allgemeine Uibereinkunft der Sklavenbesitzer auch das nominelle Sklavenjoch beseitigt. Dieses Ereigniss ward gefeiert, wie der Almanach von Honduras besagt, durch religiöse Ceremonien, durch Processionen, durch Musikbanden und durch Fahnen mit Sinnsprüchen, z. B. „Die Söhne Hams ehren Wilberforce's Andenken;“ — „Gott segne die Königin;“ — „Es lebe M'Donald;“ — „Bürgerliche und religiöse Freiheit durch die ganze Welt.“ „Nelson Schaw, ein Schneetropfen des ersten Wassers,“ fährt der Almanach fort, „trat vor Se. Excellenz, den Oberst M'Donald, hin und sprach wie folgt: „„Von Seite meiner freigewordenen Brüder und Schwestern wage ich es Ew. Excellenz zu nahen, um Sie zu ersuchen, dass Sie unsrer gnädigsten Königin danken mögen für Alles, was sie für uns gethan hat. Wir wollen für sie beten; wir wollen für sie kämpfen, und wenn es sein muss, wollen wir für sie sterben. Wir danken Ew. Excellenz für Alles, was Sie für uns gethan haben. Gott segne Ew. Excellenz! Gott segne Ihre Excellenz Mrs. M'Donald und die ganze königliche Familie! Kommt, meine Landsleute, Hurrah! Tanzt, ihr schwarzen Kerle; die Flagge Englands flattert über euern Köpfen und jedes Rauschen ihrer Falten sprengt die Fesseln von den Gliedern des armen Sklaven ab. Hubbabboo Cochalorum Gee!““

Hinter dem Regierungsgebaüde befinden sich die Negerschulen, deren Knabenabtheilung aus etwa Zweihundert bestand, die drei bis fünfzehn Jahre zählten und alle Farbennüancen zeigten, von ziemlich Weissen bis zu zwei kleinen gebornen Afrikanern, die auf ihren Wangen noch die Schmarren von Schnitten trugen, die von ihren Aeltern daheim herrührten. Diese Letztern wurden vom Bord eines von einem englischen Kreuzer aufgebrachten Sklavenschiffs genommen und nach Balize gebracht, wo sie den bestehenden Gesetzen gemäss durch Loosziehung einem Bürger zufielen, der, unter Eingehung gewisser Contractsbedingungen wegen guter Behandlung, Anspruch auf ihre Dienste bis dahin erhält, wo sie das einundzwanzigste Jahr erreicht haben. Leider war der Lehrer nicht anwesend und ich hatte daher keine Gelegenheit zu erfahren, welchen Erfolg des Unterrichts er an ihnen beobachtet habe; wie man mir aber sagte, waren in diesen Schulen diejenigen Knaben, in denen das weisseste Blut floss, die aufgewecktesten und vorgeschrittensten. Auch von den

Mädchen sagte uns die Lehrerin, die im Lehren reiche Erfahrung eingesammelt hatte, dass, wenn sie auch manche geschickte schwarze Mädchen unter ihrer Obhut gehabt, doch die weissen Schülerinnen allezeit die lebhaftesten und fähigsten wären.

Von der Negerschule begaben wir uns nach dem Obergerichtshof. Er war etwa eine halbe Stunde vor meinem Eintritt geöffnet worden. An der hintern Wand waren auf einer massiven Mahagonitafel die Wappen Englands angebracht; darunter stand auf einem hohen Gestell ein grosser runder Tisch, umgeben von schweren Mahagonistühlen mit hohen Lehnen und Kissen. Das Gericht bildeten sieben Richter, von denen fünf anwesend waren. Einer derselben, Herr Walker, lud mich ein, auf einem der leeren Sitze Platz zu nehmen. Ich lehnte es ab, unter Anführung des Grundes, dass mein Kostüm für einen so ehrenvollen Sitz sich nicht gezieme; da er aber denn doch darauf bestand, so nahm ich in meiner kurzen Jacke auf einem Stuhle, der für die Handhabung der Justiz äusserst gemächlich und behaglich war, meinen Platz ein.

Wie schon bemerkt, waren fünf der Richter gegenwärtig, darunter war einer ein Mulatte. Die Jury ward verlesen, und zwei der Geschwornen waren Mulatten, einer aber ein Zambo d. i. der Sohn einer Mulattin und eines Schwarzen. Da ich in Verlegenheit war, zu welcher Kaste ich einen Dritten rechnen sollte, so fragte ich deshalb bei dem Richter an und erhielt die Antwort, er wäre sein (des Richters) Bruder und seine Mutter wäre eine Mulattin. Der Richter wusste wohl, wie man in den Vereinigten Staaten über die Farbe denkt, und sagte daher, in Balize wüsste man im politischen Leben von keiner andern Auszeichnung etwas, als von derjenigen, die sich auf Befähigung und Charakter gründete; ja auch im geselligen Leben, selbst bei Eingehung von Ehen, verschwände beinahe jeder Unterschied.

Wohl hatte ich die Richter und die Geschwornen bemerkt, aber ich vermisste einen wichtigen Theil eines englischen Gerichts. Wo waren die Herren von der Barre? Manche meiner Leser werden vielleicht Kapitän Hamptons Worte, dass Balize der letztgeschaffene Ort sei, beipflichten, wenn ich ihnen sage, dass es nicht einen allereinzigen Advocaten im Orte gab, noch je gegeben hatte; damit aber nicht etwa einige meiner unternehmungslustigen Berufsgenossen hierdurch verlockt werden mögen, ohne Weiteres ihr Bündel zu schnüren und mit Sack und Pack nach dieser bevorrechtigten Stadt gezogen zu kommen, so erachte ich es für meine Pflicht, hinzuzufügen, dass ich nicht glaube, dass Einer auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg haben werde.

Da es keine Barre giebt, wo die Männer sich zur Gerichtsbank vorbereiten könnten, so giebt es natürlich auch keine Rechtsgelehrten. Von den fünf Richtern, die hier Sitzung hielten, waren zwei Kaufleute, einer ein Mahagonifäller, und der Mulatte, der in Charakter oder an Befähigung keinem der andern nachstand, ein Arzt. Dieser Gerichtshof ist das höchste Tribunal für Civilsachen und hat in allen Beträgen über 15 Pfd. St. Recht zu sprechen. Balize ist ein Ort von umfangreichen Handelsgeschäften, wo täglich Contracte eingegangen und gebrochen oder falsch gedeutet werden, die dann

die Zwischenkunft eines eignen Handelsgerichts erheischen, um sie gehörig zu interpretiren und ihre Erfüllung zu erzwingen. Und so kam es denn, dass es keinen Mangel an Prozessen gab, dass die Angeschuldigtenliste gross und der Gerichtssaal gedrängt voll war. Die erste verhandelte Sache betraf einen Fall, wo der Beklagte nicht erschienen war und in contumaciam erkannt ward. Bei der nächsten Verhandlung legte der Kläger seinen Fall vor und schwor darauf; der Beklagte antwortete, rief die Zeugen auf und die Sache ward an die Jury überwiesen. Ein Fall von besonderm Interesse kam nicht vor. Einmal geriethen die Parteien in Hitze und der Beklagte unterbrach zu wiederholten Malen den Kläger, worauf Letztrer, indem er seine Hand auf seines Gegners Schulter legte, in liebreichem Tone sagte: „Thun Sie das jetzt nicht, Georg; warten Sie ein wenig, die Reihe kommt ja auch an Sie. Unterbrechen Sie mich nicht, ich werde es auch mit Ihnen nicht thun.“ Alles ging hier in vertraulicher Gesprächsweise vor sich; die Parteien waren mehr oder weniger miteinander bekannt und die Kenntniss des allgemeinen Charakters derselben übte auf Richter und Geschworne einen bedeutenden Einfluss aus. Ich fand, dass die Hauptpunkte jedes vorliegenden Falles in der Regel mit solcher Klarheit dargelegt wurden, dass, wenn er der Jury übergeben ward, über das Verdict gar kein Zweifel bestand; und dieses Verfahren hat sich so genügend ausgewiesen, dass, obgleich eine Appellation an die Königin im Rathe (Queens' Bench) offen steht, doch, wie der Obmann Herr Evans mir sagte, im Verlaufe von zweiundzwanzig Jahren nur eine einzige Rechtssache dorthin gelangt ist. Dennoch steht es als eine Anomalie in der Geschichte der englischen Rechtspflege da; denn ich glaube, an jedem andern Orte, wo die Grundsätze des gemeinen Rechts herrschen, werden die Wissenschaft der Gerichtsbank und der Scharfsinn der Barre als zur Erforschung der Wahrheit unumgänglich nöthige Dinge betrachtet.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch ward ich von Herrn Walker zu einem Ritte nach der Caserne geweckt. Unmittelbar hinter der Vorstadt betraten wir ein unbebautes, niedriges und flaches, aber sehr reiches Land. Wir kamen über eine Rennbahn, die aber jetzt ausser Gebrauch und überwachsen war. Es ist diess die einzige offengelegte Strasse, und Räderfuhrwerk giebt es in Balize nicht. Zwischen diesem Orte und dem bewohnten Theile Centralamerika's liegt eine Waldeswildniss, die nicht einmal von einem indianischen Fusspfad durchbrochen ist. Es besteht mit dem Innern keine andere Verbindung als über den Golfo Dulce oder auf dem Flusse Balize, und in Folge des Mangels an Strassen lebt man hier in engere Gränzen eingepfercht als auf einer Insel.

In einer halben Stunde erreichten wir die auf der gegenüberliegenden Seite einer kleinen Bai gelegene Caserne. Die Soldaten sind sämmtlich Schwarze und bilden einen Theil eines ehemaligen Jamaica-Regiments, von denen die Meisten auf den englischen Recrutirungsstationen in Africa angeworben worden sind. Ihre hohen und athletischen Gestalten, ihre rothen Waffenröcke, der blitzende Stahl, von dem sie, in einer Linie aufgestellt, starrten, und ihre ebenholzschwarzen Gesichter — alles vereint gab ihnen ein ganz eigenthümlich kriegerisches Aussehen. Sie sind voll Stolz auf sich, nennen

sich die „Gentlemen der Königin“ und blicken mit Verachtung auf die andern Neger nieder.

Wir waren zum Frühstück wieder zurück und machten unmittelbar darnach einen Ausflug in dem Pitpan der Regierung. Dieser Pitpan ist noch die nämliche Art von Boot, worin die Indianer die Flüsse Amerika's vor dessen Entdeckung durch die Spanier befuhren. Europäischer Scharfsinn und Erfindungsgeist hat keine bessere Art ersonnen, wenn er auch vielleicht das indianische Modell verschönert hat. Das unsrige war gegen 40 Fuss lang, in der Mitte 6 Fuss breit, lief an beiden Enden spitzig zu und war aus dem Stamm eines Mahagonibaums gemacht. Zehn Fuss vom Stern ab ruhte ein leichtes, hölzernes, mit herabfallenden Vorhängen versehenes Dach auf wunderlich verzierten eisernen Stützen, um als Schutz gegen Sonne und Regen zu dienen; es hatte grosse, gepolsterte Sitze und war fast so nett wie die venetianischen Gondeln eingerichtet. Das Boot war mit acht Negersoldaten bemannt, die zu Zweien auf einem Sitze sassen und sechs Fuss lange Ruder führten, während hinten zwei Mann mit Rudern als Steuerleute standen. Einige wenige Ruderschläge setzten das Boot in schnelle Bewegung und wir glitten an der Stadt in ihrer ganzen Länge rasch dahin. Es war etwas gar Ungewöhnliches für das Pitpan Sr. Excellenz, einmal auf dem Wasser zu fahren; die Leute aus der Stadt blieben stehen und schauten uns zu, während die müssigen Neger nach der Brücke eilten, um uns von dort mit Hurrahruf zu empfangen. Diess regte unsere afrikanischen Bootsleute auf und liess sie in einen wilden Gesang ausbrechen, der uns an die Gesänge der nubischen Bootsleute auf dem Nile erinnerte. Nachdem wir unter der Brücke hinweggesaust, gelangten wir auf die ruhige Spiegelfläche eines majestätischen Stroms, und ehe noch das Hurrahgeschrei der Neger verhallt war, befanden wir uns in einer so vollkommnen Einöde, als wären wir Tausende von Meilen von aller menschlichen Wohnung entfernt. Der Fluss Balize, der aus Quellen kommt, die dem civilisirten Menschen noch wenig bekannt sind, zeigte sich jetzt in seiner ganzen Fülle. Zu beiden Seiten lag dichter, verschlossener Wald; die Ufer waren überschwemmt; die Bäume sahen aus, als ob sie aus dem Wasser wüchsen und ihr Gezweig breitete sich dermassen über den Fluss aus, dass es das Sonnenlicht beinahe gänzlich absperrte, und reflectirte sich im Wasser wie in einem Spiegel. An den Quellen des Flusses wohnten die ureignen Besitzer des Landes, noch so wild und frei, wie sie einst Cortez fand. Wir wären gar so gern auf dem Flusse bis zu dem berühmten See Peten vorgedrungen, wo das Skelett eines Rosses der spanischen Eroberer von den erstaunten Indianern als ein Gott aufgerichtet worden war; aber die Anstrengung unserer Bootsleute erinnerte uns, dass sie wider eine reissende Strömung ruderten. Wir wandten das Pitpan, sausten mit der vollen Gewalt des Stromes, mit kräftigerm Ruderstosse und lauterm Gesange als vorher zurück, schossen unter verstärktem Hurrahruf der Neger unter der Brücke hinweg und landeten in wenigen Minuten am Regierungsgebäude.

Um zur bestimmten Stunde an Bord des Schiffs sein zu können, hatte Oberst M'Donald das Mittagsessen um zwei Uhr befohlen und, wie an den beiden vorhergehenden Tagen, eine kleine Gesellschaft

mit uns eingeladen. Vielleicht thue ich Unrecht; aber ich würde meinen Gefühlen Gewalt anthun, wenn ich es unterlassen wollte, hier meine Dankbarkeit für die Güte des Obersten auszusprechen. Meine Einladung nach dem Regierungsgebaüde war allerdings die Frucht meines officiellen Charakters; aber ich kann doch nicht umhin, mir zu schmeicheln, dass ein Theil der mir erwiesenen Güte die Folge persönlicher Bekanntschaft war. Oberst M'Donald ist ein Soldat aus dem „zwanzigjährigen Kriege," der Bruder von Sir John M'Donald, dem Generaladjutanten Englands, und Vetter vom Marschall Macdonald von Frankreich. All seine Verbindungen und Erinnerungen sind militärische. Mit dem achtzehnten Jahre zog er als Fähnrich in Spanien ein, zu jener Armee von zehntausend Mann gehörig, von denen in weniger als sechs Monaten nur noch viertausend übrig waren. Nachdem er in dem ganzen anstrengenden Dienste des Peninsularkriegs thätig gewesen war, commandirte er bei Waterloo ein Regiment und empfing auf dem Schlachtfelde vom Könige von England den militärischen Bathorden, vom Kaiser von Russland den St. Annenorden. Bei seinen reichen Erinnerungen aus einem langen militärischen Leben, bei seiner persönlichen Bekanntschaft mit den öffentlichen und Privat-Charakteren der ausgezeichnetsten Krieger seiner Zeit war seine Unterhaltung so gut, als läse man ein Stück Geschichte. Er gehört einer Generation an, die schnell dahinschwindet und auf die ein Amerikaner selten trifft.

Um aber wieder zur Sache zurückzukehren, so öffnete sich das grosse Fenster des Speisezimmers nach dem Hafen zu: das Dampfboot lag vor dem Regierungsgebaüde und die aus seiner Esse aufsteigenden schwarzen Rauchsaülen mahnten uns, dass es Zeit zum Einschiffen wäre. Bevor wir uns erhoben, schlug Oberst M'Donald als ächt loyaler Unterthan einen Toast auf die Königin vor, wornach er die Gläser bis an den Rand anfüllen hiess und sich erhebend „die Gesundheit Herrn Van Burens, des Präsidenten der Vereinigten Staaten" ausbrachte, die er mit dem Ausdruck einer warmen und edlen Gesinnung begleitete, und mit der feurigen Hoffnung auf eine starke und ewige Freundschaft zwischen England und Amerika. Da dacht' ich im Augenblicke: „Verflucht sei die Hand, die das Band zu zerreissen versucht," und obwohl ich nicht gewohnt war, den Präsidenten und das Volk auf meine Schultern zu nehmen, so antwortete ich doch so gut ich konnte. Ein andrer Toast folgte auf Herrn Catherwoods und meine Gesundheit und glückliche Reise, wornach wir vom Tische aufstanden. Die Regierungsbarke lag am Fusse des Wiesenplans. Oberst M'Donald nahm mich beim Arme und sagte mir im Gehen, dass ich mich in ein von Parteiungen zerrissenes Land begäbe, dass Herr Savage, der amerikanische Consul in Guatemala, bei einer frühern Gelegenheit Leben und Eigenthum britischer Unterthanen beschützt hätte, und dass, wenn mir Gefahr drohte, ich die Europäer zusammenschaaren, meine Flagge aushängen und ihm Nachricht zusenden solle. Ich wusste, dass diess nicht blosse Höflichkeiten waren, und fühlte bei dem Zustande des Landes, nach welchem ich zu reisen im Begriffe stand, den ganzen Werth eines solchen bereiten Freundes. Mit den wärmsten Gefühlen der Dankbarkeit nahm ich von ihm Abschied und stieg in die Barke. In diesem Augenblicke

ward die Flagge auf dem Regierungs-Flaggenstocke aufgezogen, wie auch auf dem Fort, dem Gerichtsgebäude und dem Regierungs-Schooner, und von dem Fort eine Kanone abgefeuert. Bei Kreuzung der Bai erfolgten dreizehn Salutschüsse, bei der Vorüberfahrt beim Fort präsentirten die Soldaten das Gewehr, der Regierungs-Schooner senkte und hob seine Flagge, und als ich das Deck des Dampfboots bestieg, sagte mir der Kapitän mit dem Hute in der Hand, dass er Instructionen hätte, das Boot unter meine Befehle zu stellen und überall wo mir's beliebte anzuhalten.

Der Leser wird vielleicht fragen, wie ich mich bei allen diesen Ehrenbezeigungen benahm. Ich hatte schon viele Städte in meinem Leben besucht, aber es war diess das erste Mal, dass Flaggen und Kanonen der Welt meine Abfahrt verkündeten. Ich war freilich ein Novize, ich suchte aber doch mich so zu benehmen, als wäre ich von Kindes Beinen an daran gewöhnt gewesen; und um es offen zu sagen, es klopfte mir das Herz dabei und ich fühlte mich von Stolz gehoben, denn diese Ehren galten ja nicht mir, sondern meinem Vaterlande.

Um dem Glanze der Abschiedsscene die Krone aufzusetzen, hatte mein guter Freund, der Kapitän Hampton, seine zwei Vierpfünder geladen, und als das Dampfboot unterwegs war, feuerte er den einen ab, während der andere versagte. Der Kapitän des Dampfboots hatte zwar ein Kanonchen an Bord, mit welchem er alle diese Höflichkeiten gern erwiedert haben würde; aber zu seinem grossen Leidwesen hatte er, wie er mir sagte, kein Pulver bei sich.

Unser Dampfboot bildete den letzten Uiberbleibsel aus dem Fonds einer grossen centralamerikanischen Ackerbaugesellschaft, die zum Aufbau von Städten, zur Steigerung des Grund- und Bodenpreises, zur Fürsorge für Einwandrer und überhaupt zur Verbesserung und Hebung des Landes zusammengetreten war. Auf den reichen Ebenen der Provinz Vera Paz hatten sie den Platz für die Stadt Neu-Liverpool abgesteckt, die, um Stadt zu werden, weiter nichts bedurfte als Haüser und Menschen. Am Rade des Boots war eine runde Messingplatte angebracht, auf welcher in einem seltsamen Nebeneinander die Worte „Vera Paz“ und „London“ standen. Der Kapitän war ein kleiner, befahrener, vertrockneter Alt-Spanier, höflich genug für einen Don aus guter alter Zeit. Der Ingenieur war ein Engländer und die Mannschaft bestand aus Spaniern, Mestizen und Mulatten, die in der Handhabung eines Dampfboots nicht besonders zu Hause waren.

Unser einziger Reisegefährte war ein römischkatholischer Priester, ein junger Irländer, der acht Monate in Balize gewesen war und jetzt nach Guatemala wollte in Folge einer Einladung des dortigen Bisthumsverwesers, der durch die Verbannung des Erzbischofs das Haupt der Kirche geworden war. War gleich die Kajüte recht bequem und behaglich, so war doch der Abend so mild, dass wir unsern Thee auf dem Deck einnahmen. Um 10 Uhr kam der Kapitän zu mir, um Befehle einzuholen. Wohl habe ich meine stolzen Anflüge gehabt, aber niemals hätte ich es mir traümen lassen, dass ich einmal in den Fall kommen würde, dem Kapitän eines Dampfboots Befehle zu geben. Trotzdem bezeichnete ich wiederum so kaltblütig, als ob ich

es nie anders gewohnt gewesen wäre, die Orte, die ich zu besuchen wünschte, und zog mich darnach zurück. Wahrhaftig, dacht' ich, wenn diess die Früchte officieller Stellungen sind, so ist es nicht zu verwundern, dass sich Männer zu ihrer Uibernahme willig finden.

ZWEITES KAPITEL.

Jeder sorgt für sich selbst. — Reisestreiche. — Puenta Gorda. — Ein Besuch bei den caraibischen Indianern. — Eine caraibische Alte. — Eine Taufe. — Der Rio Dulce. — Schönes Landschaftsbild. — Izabel. — Empfang des Padre. — Ein beamteter Haarverschneider. — Eine Bande „Unüberwindlicher." — Parteien in Centralamerika. — Ein Landsmann. — Ein Grab im fremden Lande. — Vorbereitungen zum Uibergange über „den Berg." — Keine macadamisirte Strasse. — Wegegefahren. — Ein gutgewürztes Mahl. — Ende der Bergpassage.

Wir hatten einen Diener gemiethet, einen französischen Spanier, in Santo Domingo geboren und zu Omoa erzogen, mit Namen Augustin, einen jungen Menschen von nicht sehr hellem Kopfe, wie wir auf den ersten Blick meinten. Frühe am Morgen fragte er uns, was wir zum Frühstück wünschten, wobei er Eier, Geflügel u. s. w. nannte. Wir gaben ihm unsere Weisungen und setzten uns, als aufgetragen war, zum Frühstück nieder. Während des Essens erfuhren wir auf zufällige Anfrage, dass Alles, was auf dem Tische stand, mit Ausnahme des Thees und Kaffees, dem Padre zugehörte. Ohne irgend darnach uns zu erkundigen oder überhaupt nur an die Sache zu denken, hatten wir für ausgemacht angenommen, dass das Dampfboot für alle nöthigen Provisionen der Passagiere Sorge trüge, erfuhren aber jetzt zu unserm Erstaunen, dass das Boot sich um keinen Vorrath kümmere und die Passagiere für sich selbst sorgen müssten. Der Padre hatte ebensowenig davon gewusst und daran gedacht als wir selbst; aber einige gute katholische Freunde, die er getraut oder deren Kinder er getauft, hatten Vorräthe verschiedener Art zusammengebracht und an Bord gesandt, unter Anderm auch — ein seltsames Gepäck für einen Reisenden — einen ganzen Korb voll Hühner. Wir gratulirten dem Padre zu dem Glücke, uns bei sich zu haben, und uns selbst zu einem solchen Schatze wie Augustin war. Nebenbei will ich hier mit erwähnen, dass inmitten der Gastlichkeiten des Obersten M'Donald Herr Catherwood und ich ein Bisschen gar zu viel vom alten Reisenden zeigten. Als wir nämlich am letzten Tage bei Tische sassen, ward Herr C. weggerufen, um bei der Fortschaffung von Gepäck zugegen zu sein, und kurz darnach ward auch ich herausgeholt, und da entdeckte ich denn, zum Glück für Oberst M'Donald und für den ehrlichen Ruf meines Vaterlandes, wie Herr C. einen grossen blauen Mantel, der dem Oberst angehörte, den er aber für den meinigen gehalten hatte, ganz ruhig zusammenwickelte, um ihn nach Neuyork zurückzusenden. Ich kehrte zu unserm Wirthe zurück und erzählte ihm, mit welch knapper Noth sein Mantel da-

vongekommen wäre, und fügte noch hinzu, dass ich auch in Zweifel wäre wegen eines grossen Bettsacks von Packtuch, den ich in meinem Zimmer gefunden und in der Meinung, es wäre der von Kapitän Hampton mir versprochene, an Bord des Dampfboots gelegt hätte; und siehe da, es zeigte sich, dass auch dieser des Obersten M'Donald Eigenthum und seit vielen Jahren sein Feldbett darin getragen worden war. Die Sache endigte damit, dass der Oberst darauf bestand, dass wir ihn mitnähmen, und ich besorge sehr, dass er ziemlich mitgenommen war, ehe er ihn zurückerhielt. Aus allem Diesem wird der Leser ersehen, dass Herr C. und ich mit Augustins Hilfe im Stande waren, in jeglichem Lande zu reisen.

Und nun wieder zur Sache. Es war ein schöner Tag. Unser Curs ging beinahe südlich, immer genau der Küste von Honduras entlang. Columbus entdeckte diesen Theil des amerikanischen Continents auf seiner letzten Reise; aber seine smaragdnen Reize vermochten ihn nicht zu gewinnen, den Fuss ans Ufer zu setzen. Ohne zu landen, fuhr er nach dem Isthmus von Darien weiter, um jene Durchfahrt nach Indien aufzufinden, die der Zielpunkt all seiner Hoffnungen war, die er aber niemals erblicken sollte.

Die Dampfboote haben manche der angenehmsten Täuschungen meines Lebens zerstört. Wie ich unter dem Geklapper einer Dampfmaschine durch den Hellespont und bei Sestos und Abydos und der Ebene von Troja vorüber gejagt ward, so zerstörte in Grund und Boden auch hier dasselbe klappernde und keichende Ungeheuer alles Romantische, was mit Columbus' abenteuerlichen Fahrten sich verbindet. Bei allem dem war es gar reizend. Wir setzten uns unter ein leinenes Schirmdach nieder, wo wir, obwohl die Sonne glühend heiss war, Schutz vor ihr fanden und eines erquickenden Windes genossen. Die Küste nahm jetzt den Charakter des Grossartigen und Schönen an und machte meine Vorstellungen von tropischen Gegenden zur Wahrheit. Hart bis ans Wasser trat ein dichter Wald heran. Jenseits desselben erhoben sich hohe Gebirge, bis zu ihren Scheiteln mit ewigem Grün bekleidet, einige isolirt, andere in Zügen hinstreichend, und thürmten sich höher und höher übereinander, bis sie endlich in den Wolken sich verloren.

Um 11 Uhr kamen wir in Sicht von Puenta Gorda, einer Ansiedelung caraibischer Indianer und dem ersten Orte, wo ich den Kapitän anzuhalten angewiesen hatte. Als wir nahe kamen, sahen wir eine Lichtung hart am Ufer mit einer Reihe niedriger Haüser, die mich an die Blössen in unsern heimischen Wäldern erinnerte. Es war nur ein Flecklein auf der grossen Küstenlinie und zu beiden Seiten stand der Urwald. Dahinter thürmte sich ein höchst merkwürdiger Berg empor, der wie entzweigebrochen aussah, gleich dem Rücken eines doppelthöckerigen Kameels. Als unser Dampfboot nach dem Dörfchen zu einbog, wo nie zuvor ein Dampfboot erschienen war, gerieth hier Alles in Bewegung: Weiber und Kinder kamen ans Ufer gelaufen und vier Männer eilten nach dem Wasser hinab und fuhren uns in einer Canoa entgegen. Unser Reisegefährte, der Padre, war während seines Aufenthalts in Balize mit vielen Caraiben bekannt geworden und hatte einmal in Folge einer Einladung vom Haüptling eine Niederlassung zu dem Zwecke, die Bewohner zu trauen und zu

taufen, besucht. Er fragte uns, ob wir etwas einzuwenden hätten, wenn er die Gelegenheit benutzte und hier Dasselbe thäte; und da wir nichts dagegen hatten, so erschien er im Augenblicke der Landung auf dem Deck mit einem grossen Waschbecken in der einen Hand und in der andern mit einem vollgepfropften Taschentuche, das seine priesterliche Kleidung enthielt.

Wir warfen in geringer Entfernung von dem Strande Anker, gingen in dem kleinen Boot ans Ufer, welches letztere gegen zwanzig Fuss hoch war, und sahen uns sofort unter einer brennenden Sonne mitten in den ganzen Reichthum einer tropischen Vegetation versetzt. Baumwolle, Reis, Cahoon, Bananen, Cacao, Ananas, Orangen, Limonien, Pisangs und viele andere Früchte, die wir nicht einmal dem Namen nach kannten — Alles wuchs hier in solcher Fülle und Uippigkeit, dass im ersten Augenblicke ihr blosser Duft uns ganz übermannte. Die meisten Einwohner sassen unter dem Schatten dieser Baüme beisammen, und der Padre verkündete ihnen sofort in summarischer Weise, dass er gekommen sei, um sie zu trauen und zu taufen. Nach einer kurzen Besprechung ward ein Haus zur Vollziehung der Ceremonien bestimmt, während Herr Catherwood und ich, von einem Caraiben geführt, der auf seinen Canoafahrten nach Balize einige Brocken Englisch aufgeschnappt hatte, die Ansiedlung durchwanderten.

Sie zählte etwa fünfhundert Einwohner, deren ursprünglicher Wohnort an der Seeküste unterhalb Trujillo, im Gebiete der centralamerikanischen Regierung lag; da sie aber thätigen Antheil gegen Morazan genommen hatten, so waren sie zur Zeit, als seine Partei die herrschende im Lande ward, nach diesem Ort entflohen, der innerhalb der Gränzen der britischen Autorität gelegen ist. Obgleich sie als Caraibenstamm gesondert lebten und ihr Blut nicht mit dem ihrer Eroberer mischten, waren sie gleichwohl vollständig civilisirt, ohne indessen die indianische Leidenschaft für Perlen und Schmuck aufgegeben zu haben. Die Haüser oder Hütten waren aus etwa zolldicken Pfählen erbaut, die aufrecht im Boden steckten, mit Baum-Rinde zusammengebunden und mit Blättern überdeckt waren. Manche hatten Scheidewände und Bettstellen aus denselben Materialien. In jedem Hause fand sich eine Hängematte von Gras und eine Figur der h. Jungfrau oder eines Schutzheiligen vor, und wir waren ganz erstaunt über den grossen Fortschritt, den diese Abkömmlinge von Cannibalen, dem wildesten aller indianischen Stämme, auf die die Spanier trafen, in der Civilisation gemacht hatten.

Die Haüser zogen sich längs dem Ufer in einiger Entfernung von demselben hin, und wir hatten noch nicht das Ende derselben erreicht, als wir in Folge der erstickenden Hitze im Begriff waren wieder umzukehren; aber unser Führer drang in uns, wir möchten doch weiter gehen und „ein altes Weib", seine Grossmutter, besuchen. Wir folgten ihm und sahen sie. Sie war sehr alt; zwar wusste Niemand ihr Alter zu sagen, aber sie hatte die Hundert bedeutend überschritten; und was ihr in unsern Augen ein besonderes Interesse gab, war der Umstand, dass sie von der Insel St. Vincent stammte, dem Wohnsitze des unbezähmbarsten Theils ihres Stammes. Sie war nie getauft worden. Sie empfing uns mit einem einfältigen Lachen; ihre

Gestalt war zusammengeschrumpft, ihr Gesicht verdorrt, verrunzelt und wüst; sie sah aus, als ob sie in den Tänzen bei den Festen des Menschenfleisches excellirt hätte.

Wir kehrten zurück und fanden unsern Freund, den Padre, in den Inhalt seines Taschentuchs gekleidet, worin er sich ganz respectabel ausnahm. Neben ihm stand unser Waschbecken aus dem Dampfboote, mit heiligem Wasser gefüllt, und in seiner Hand hielt er ein Gebetbuch. Augustin stand dabei und hielt den Stummel eines Talglichts.

Die Caraiben haben gleich den meisten andern Indianern Centralamerika's die Lehren des Christenthums so empfangen, wie sie ihnen von den spanischen Priestern und Mönchen dargereicht wurden, und sind in allen Dingen strenge Beobachter der vorgeschriebenen Formen. Der Besuch eines Padre war in dieser Niederlassung ein seltnes aber willkommenes Ereigniss. Anfangs schienen sie Verdacht zu hegen, dass unser Freund kein Rechtglaübiger sei, weil er nicht spanisch sprach; wie sie ihn aber in seinem Priesterrock und der Stola und mit dem brennenden Weihrauch sahen, war alles Misstrauen verschwunden.

Im Copuliren war wenig zu machen, da nur eine kleine Anzahl von Männern zu diesem Zwecke dawar, indem die meisten derselben sich auswärts auf dem Fischfange und bei der Feldarbeit befanden; dagegen erschien ein langer Zug von Weibern, jedes mit einem Kinde auf dem Arm, zum Taufen. Sie standen rings um die Wand in einem Kreise da, als der Padre begann. An die erste Frau that er eine Frage, die wohl nicht im Buche zu finden ist und die an eine Mutter, welche ihr Kind zur Aufnahme in die Kirche darbringt, zu richten, wohl hier und da als ungehörig betrachtet werden möchte, nämlich die Frage, ob sie verheirathet wäre. Sie zauderte, lächelte, lachte, und antwortete „Nein". Der Padre sagte ihr, diess wäre sehr unrecht und geziemte sich nicht für eine gute Christin, und rieth ihr, die gegenwärtige Gelegenheit zur Trauung mit des Kindes Vater zu benutzen. Sie antwortete, sie würde es wohl thun, aber der Mann wäre auswärts auf dem Mahagonifällen; und hier fing, da seine Fragen und ihre Antworten den Mund eines Dollmetschers zu passiren hatten, die Sache an verwickelt zu werden; ja, es mengten sich so viele Frauen darein, die alle zugleich sprachen, dass es dem Padre klar ward, er habe einen zarten Punkt berührt, und deshalb zur Nächsten überging.

In der That hatte unser Freund mit seiner eigentlichen Arbeit genug zu thun. Er verstand nur wenig Spanisch; sein Buch war lateinisch geschrieben, und da er nun nicht im Stande war, es so rasch zu übersetzen als es die Gelegenheit verlangte, so hatte er die Zeit unsrer Abwesenheit dazu verwendet, den formellen Theil des Taufdienstes aus einem spanischen protestantischen Gebetbuche auf einen Streifen Papier abzuschreiben. In der Verwirrung war dieses Papierchen verloren gegangen und der Padre war nun wieder auf sein Latein angewiesen, um es, sooft es nöthig war, ins Spanische zu übertragen. Nachdem er sich eine Weile mühselig hierin fortgeholfen, wandte er sich an Augustin und sagte ihm die den Weibern vorzulegenden Fragen auf Englisch vor. Augustin war ein guter Katholik und lieh ihm sein Ohr mit derselben Ehrerbietung, als ob er der

Papst selbst gewesen wäre, verstand aber von Allem was er sagte nicht ein Wort. Ich erklärte Augustin Alles auf Französisch, dieser erklärte es einem der Männer auf Spanisch, und dieser verdollmetschte es nun wieder den Frauen. Natürlich entstand daraus ein wahrer Wirrwar; trotzdem aber waren Alle so andächtig und ehrerbietig, dass das Feierliche der Handlung nicht darunter litt. Als unser Freund zu den lateinischen Theilen der Ceremonie kam, plapperte er sie so flott weg als ob er eben erst die Propaganda in Rom verlassen hätte, und die Caraiben blieben nicht sehr hinter ihm zurück.

Der Padre erzählte uns von der Leidenschaft der Caraiben für recht viele Namen, und als er einem Kinde drei oder vier gegeben, wies die Mutter auf mich und sagte ihm, er möchte den meinigen noch beifügen. Ich nehme die Dinge nicht pedantisch streng, aber so leichthin mochte ich denn doch nicht die Verpflichtungen eines Gevatters auf mich nehmen; daher ich, die Ceremonie unterbrechend, den Padre bat, er möchte mich doch mit dem möglich bessten Anstande davon zu entbinden suchen. Er versprach es auch zu thun; aber der Tag war entsetzlich heiss, das Zimmer gedrängt voll, die Thüren verrammelt und der Padre von Schweiss durchbadet und in der Klemme mit seinem Lateinisch, Englisch, Französisch und Spanisch. Was Wunder, wenn er die Sache vergass. Ich hielt mich schon für erlöst, als einige Minuten darnach ein Kind mir hergereicht ward, um es in meine Arme zu nehmen. Ich fand mich zwar in Einem Punkte beruhigt: ich hatte nämlich geglaubt, es wäre die Dame, welche ohne Gattin zu sein Mutter geworden war, die meinen Namen für ihr Kind begehrte, aber es war eine andre; dennoch war ich so ungalant, das Kind zurückzuweisen. Als ich indessen fortging, fing mich die Frau auf, hielt mir rasch das Kind vor und nannte mich *compadre* (Gevatter); so dass ich, ohne es zu wissen, Pathe eines caraibischen Kindes ward. Es ist nur gut, dass die Mutter eine achtbare Frau war und der Vater dabeistand. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich mit seiner Erziehung niemals viel zu schaffen haben, und ich will nur hoffen, dass es, wenn seine Zeit kommt, meinen Namen mehren und ihm unter den Caraiben Achtung verschaffen werde.

Wir kehrten zu dem Dampfboot zurück und waren in wenigen Minuten wieder unterwegs, nach dem Rio Dulce steuernd. Viele Meilen weit zieht sich hier ein Amphitheater hochaufstrebender Berge an der Küste hin und tief ins Innere hinein, bis sie sich endlich aus dem Gesicht verlieren. An einer Stelle thut sich dieser hohe Gebirgszug auf, um einen stillen Fluss hindurchzulassen. Auf seinem rechten Ufer an der Küste lag einer der Orte, die ich zu besuchen die Absicht hatte. Er führte den mir wohlbekannten Namen Livingston, zu Ehren jenes ausgezeichneten Bürgers Luisiana's, dessen Criminalgesetzbuch eben damals in Guatemala eingeführt ward. Die Lage des Ortes war eine so günstige, dass man meinte, er würde Centralamerika's Eingangshafen werden, welche Erwartung sich indessen nicht erfüllte.

Es war Nachmittags um 4 Uhr, und als wir auf den Ort lossteuerten, sagte mir der Kapitän, dass es, wenn wir Anker würfen, nöthig sein würde, bis zum Morgen hier liegenzubleiben. Ungern verlor ich die wahrscheinlich einzige Gelegenheit in meinem Leben, ein Dampfboot anzuhalten; aber ich hatte eine lebhafte, fast brennende

Neugier, den Golfo Dulce zu sehen, und wir waren alle Eines Sinnes, dass es leichtsinnig sein würde, eine solche Gelegenheit ihn mit Vortheil zu sehen unbenutzt zu lassen; daher ich den Kapitän anwies, ganz dicht ans Ufer zu steuern und daran hinzufahren.

Das Ufer war etwa dreissig Fuss über dem Wasser erhaben und ebenso reich und üppig bewachsen wie bei Puenta Gorda. Auf der Stelle der beabsichtigten Stadt wohnte ein anderer Stamm von Caraiben, die gleich den Erstern vom Kriege aus ihrem heimischen Wohnsitz vertrieben, der Küste hinauf gefolgt waren und mit dem den Indianern überall eigenen Sinne für das Pittoreske und Schöne in der Landschaft sich an dieser Stelle niedergelassen hatten. Ihre laubbedachten Hütten standen am Ufer entlang, beschattet von Pisang- und Cacaobaumhainen; auf dem Wasser lagen Canoas mit aufgespannten Segeln und unter den Baümen sassen Männer und Weiber und schauten auf uns. Es war eine sanfte und sonnige Scene, welche Frieden und Freiheit von dem Getümmel der geschäftigen Welt verkündete.

Aber so schön sie auch war, so vergassen wir ihrer doch bald; denn eine schmale Oeffnung in einem Gebirgswall that sich lieblich vor uns auf und nach wenigen Minuten fuhren wir in den Rio Dulce ein. Auf beiden Seiten, die in senkrechter Richtung zu drei- bis vierhundert Fuss aufstiegen, umschloss uns eine Mauer von lebendigem Grün. Von des Wassers Rande bis zur höchsten Höhe wuchsen Baüme mit dichtem, öffnungslosem Laubwerk, so dass auch nicht ein kahles Fleckchen zu sehen war, und zu beiden Seiten fielen von den Wipfeln der höchsten Baüme lange Ranken bis aufs Wasser herab, gleich als wollten sie trinken und den Stämmen, die sie trugen, Leben zuführen. Es war, wie auch sein Name besagt, ein Rio Dulce (lieblicher Fluss), ein Stück aus dem Zauberlande der Sonne, das ausgesuchte Schönheit mit colossaler Grossartigkeit verband. Als wir weiter fuhren, machte der Fluss eine Krümmung und nach wenigen Minuten hatten wir das Meer aus dem Gesicht verloren und sahen uns von allen Seiten von einer Waldesmauer eingeschlossen; der Fluss aber, obwohl er versperrt schien, lockte uns doch immer weiter und weiter. War es möglich, dass diess das Thor zu einem Lande der Vulkane und Erdbeben, zu einem vom Bürgerkriege zerrissenen Lande war? Eine Zeit lang sahen wir uns vergebens nach einer einzigen entblössten Stelle um, bis wir endlich die nackte Wand eines senkrecht abgestürzten Felsens erblickten; aber auch aus seinen Spalten, ja scheinbar aus dem Felsen selbst wuchsen wiederum Sträuche und Baüme hervor. Manchmal waren wir dergestalt umschlossen, dass es schien, als müsste das Boot mitten unter die Baüme hineinfahren. Gelegentlich, im Winkel der Beugungen, ging die grüne Mauer auseinander und die Sonne schoss ihre versengenden Strahlen hernieder, aber schon im nächsten Augenblicke waren wir wiederum im tiefsten Schatten. Nach den phantastischen Erzählungen, die wir gehört, erwarteten wir, Affen in den Baümen ihre lustigen Sprünge machen, Papageien über unsern Köpfen hinfliegen zu sehen; aber es herrschte eine Lautlosigkeit, als wäre nie zuvor ein lebendes Wesen hierher gekommen. Das Einzige aus dem Reiche des Lebendigen, was wir sahen, war der Pelikan, der stillste unter den Vögeln, und der ein-

zige Ton, den wir hörten, war das unnatürliche Lärmen und Brausen unsrer Dampfmaschine. Die wilde Schlucht, die zu der ausgehauenen Stadt Petra führt, ist nicht lautloser oder wunderbarer, bildet aber in ihrer wüsten Oede einen seltsamen Contrast mit der Uippigkeit, der Romantik und Schönheit des Rio Dulce.

Neun Meilen weit währte dieses einzige Naturgemälde in unveränderter Schönheit fort, als plötzlich der schmale Fluss zu einem grossen See sich ausweitete, von Gebirgen eingerahmt und mit zahlreichen Inseln besetzt, die die sinkende Sonne mit prachtvollem Glanze beleuchtete. Wir weilten bis zur späten Stunde auf dem Verdeck und erwachten am nächsten Morgen im Hafen von Izabel. Ein einziger hier liegender Schooner von etwa vierzig Tonnen Last gab Kunde von dem armseligen Zustande seines Handels. Wir landeten vor 7 Uhr früh, aber selbst in dieser Stunde war es schon heiss. Am Ufer trieben sich keine Sonnenbrüder umher und die einzige Person, die uns empfing, war der Zollhausbeamte.

Die Stadt Izabel liegt auf einer sanften Anhöhe an den Ufern des Golfo Dulce, hinter ihr aber thürmen sich Berge auf Berge empor. Wir schritten die Strasse hinauf zum Hauptplatze, an dessen einer Seite das Haus der Herren Ampudia und Pulleiro lag, das grösste und mit Ausnahme eines eben im Bau begriffenen das einzige gezimmerte Haus im Orte. Alle übrigen waren Hütten, aus Pfählen und Schilfrohr erbaut und mit Blättern des Cahoonbaums bedeckt. Jenem Hause gegenüber lag ein grosser Schuppen, unter welchem Waarenballen und Maulthiere, Maulthiertreiber und Indianer zum Transport der Güter über das Mico-Gebirge bereit standen.

Die Ankunft des Padre erzeugte eine gewaltige Bewegung im Städtchen und ward durch ein freudiges Lauten der Glocken verkündet. Eine Stunde darnach erschien er schon in der Stola und las Messe. Die Kirche stand am Eingange zum Platze und war ebenso wie die Haüser von Pfählen erbaut und mit Blättern überdeckt. Vor ihr, in einer Entfernung von zehn bis fünfzehn Fuss, erhob sich ein grosses hölzernes Kreuz. Den Boden bildete die blosse Erde, aber er war rein gefegt und mit Fichtenlaub überstreut; die Seiten waren mit Zweigen und Blumenguirlanden aufgeputzt und der Altar mit Bildern der Jungfrau und der Heiligen und mit Blumenkränzen geschmückt. Da es eine lange Zeit her war, seit den Leuten nicht die Gunst zu Theil geworden, Messe zu hören, so war die ganze Bevölkerung, Spanier, Mestizen und Indianer, dem unerwarteten aber willkommenen Rufe der Morgenglocke gefolgt. Der Boden war mit knieenden Frauen bedeckt, die weisse über den Kopf geworfene Shawls trugen, während hinter ihnen die Männer sich an die rohen Pfeiler lehnten. Der Ernst und die fromme Demuth, die Flur von Erde und das Blätterdach — sie erzeugten tiefere Rührung als der gottesdienstliche Pomp in den reichen Kathedralen Europa's oder unter St. Peters Dome.

Nach dem Frühstück fragten wir nach einem Haarverschneider und wurden an — den Hafeneinnehmer gewiesen, der, wie man uns versicherte, der besste im Orte sein sollte. Sein Haus war nicht grösser als das seines Nachbars, aber inwendig hing ein militärischer Sattel mit Holftern und Pistolen und ein gewaltiges Schwert: die ge-

sammte Rüstung des Einnehmers, wenn er mit seinem Vicezolleinnehmer einen Streifzug unternahm, um einem Schmuggler Schrecken einzujagen. Leider war der ehrliche Demokrat nicht zu Hause; aber der Vicezolleinnehmer bot dafür seine Dienste an. Herr Catherwood und ich fügten uns, während der Padre, weil ihm den Regeln seines Ordens gemäss die Platte geschoren werden musste, auf die Heimkehr des Einnehmers zu warten beschloss.

Ich begab mich nun zunächst mit meinem Pass zum Commandanten. Sein Haus lag auf der entgegengesetzten Seite des Platzes. Ein Soldat von etwa vierzehn Jahren mit einem Strohhut, der ihm ins Gesicht fiel gleich einem Lichtauslöscher über ein Licht, stand an der Thür als Wache. Die Truppen, die aus ungefähr dreissig Männern und Knaben bestanden, waren vor dem Hause aufgestellt und wurden von einem Sergeanten mit einer dampfenden Cigarre im Munde einexercirt. Die Uniform sollte bestehen in einem Strohhut, weiten baumwollenen Hosen und einem Hemd darüber, dann einer Muskete und einer Patronentasche. Aber die Uniformität ward nur in einem einzigen Punkte streng beobachtet, nämlich in der Barfüssigkeit. Da das Abrufen nach Reihe und Glied unterblieb, so geschah es denn manchmal, dass ein langbeiniger Bursche von sechs Fuss Höhe neben einem zwölf- oder dreizehnjährigen Knaben zu stehen kam. Bei dem Sergeanten stand der Zollhausbeamte und ging ihm mit Rath zur Seite, und nach einem Manöver und einer Berathung trat der Sergeant an die Linie hin und schlug einen Soldaten mit seiner flachen Hand auf denjenigen Theil des Körpers, der in meinen jüngern Tagen bei den Schulmeistern als der zum Gehirn des Knaben leitende Erkenntnisskanal galt.

Der Commandant dieser hoffnungsvollen Truppe war Don Juan Piñol, ein Edelmann durch Geburt und Erziehung, der nebst andern Gliedern seiner Familie von General Morazan des Landes verwiesen worden war und in den Vereinigten Staaten Zuflucht gesucht hatte. Sein Vorgänger, ein Officier Morazans, war soeben erst von der Carreraischen Partei verjagt worden und er selbst nur erst seit zwanzig Tagen in seinem Posten.

Drei grosse Parteien zerfleischten damals Centralamerika: die Partei Morazans, des frühern Präsidenten der Republik, in San Salvador, die Partei Ferrera's in Honduras, und die Partei Carrera's in Guatemala. Ferrera war Mulatte und Carrera Indianer, die, obwohl nicht für einen gemeinsamen Zweck kämpfend, doch in ihrem Widerstande gegen Morazan zusammenstimmten. Zur Zeit als Herr Montgomery Guatemala besuchte, ward dieses Land durch die Empörung Carrera's in heftigen Aufruhr versetzt, der damals als das Haupt einer Banditenbande, als Raüber und Meuchelmörder betrachtet ward; seine Anhänger wurden Cachurecos (was „falsche Münze“ bedeutet) genannt und Herr Montgomery sagte mir, dass ein officieller Pass nicht den geringsten Schutz ihm gegenüber gewähren würde. Jetzt war er das Haupt der Partei, die Guatemala beherrschte. Señor Piñol entwarf uns ein trauriges Bild von dem Zustande des Landes. Eben war bei San Salvador zwischen General Morazan und Ferrera eine Schlacht geschlagen worden, in welcher der Erstere verwundet, Ferrera aber geschlagen und seine Truppen niedergehauen wurden; und

Señor Piñol fürchtete, dass Morazan sich anschicken möchte, auf Guatemala loszumarschiren. Der Commandant konnte uns nur bis Guatemala einen Pass geben, der nach seiner Aussage vom General Morazan nicht respectirt werden würde.

Wir nahmen warmen Antheil an der Lage Señor Piñols: voll Jugend, aber schon im Gesicht die Spuren der Sorge und Angst tragend, des elendiglichen Zustandes der Gegenwart bewusst, und voll schrecklicher Ahnungen für die Zukunft. Zu unserm grossen Bedauern veranlasste die erhaltene Kunde unsern Freund den Padre, für den Augenblick seine Absicht nach Guatemala zu gehen aufzugeben. Er hatte all die grauenvollen Geschichten von den Verfolgungen und Verbannungen der Priester durch Morazan gehört und hielt es für gefährlich, in seine Hände zu gerathen; und ich habe Grund zu glauben, dass ihn die Furcht davor zuletzt noch aus dem Lande trieb.

Gegen Abend machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Die Bevölkerung besteht aus ungefähr 1500 Indianern, Negern, Mulatten, Mestizen und Mischlingen in allen Graden, nebst einigen wenigen Spaniern. Es währte nicht lange, so redete mich ein Mann an, der sich meinen Landsmann nannte, ein Mulatte aus Baltimore war und Philipp hiess. Er war seit acht Jahren im Lande und hatte einmal die Absicht gehabt, als Diener über Neuorleans in seine Heimath zurückzukehren, aber bei der grossen Eile, mit welcher er sein Vaterland verlassen, hatte er vergessen, seine „christlichen Papiere“ mit sich zu nehmen; woraus ich schloss, dass er ein fortgelaufener Sklave sei. Er hatte hier ein hübsches Auskommen und nahm eine gewisse Stellung ein, da er theils Heizer auf dem Dampfboote mit 23 Doll. per Monat war, theils ausserdem manche hübsche Zimmerarbeit in Accord hatte, überhaupt der vornehmste Baumeister in Izabel war, der gerade damals zum Bau des neuen Hauses der Herren Ampudia und Pulleiro einen Contract für 3500 Doll. eingegangen war. In anderen Beziehungen war Philipp — ich bedauere es sagen zu müssen — nicht ganz so achtbar, und ich will nur hoffen, dass es nicht seine amerikanische Erziehung gewesen ist, die ihn zu gewissen Ausschweifungen verlockte, in denen er nichts Unrechtes zu finden schien. Er bat mich, mit nach seinem Hause zu kommen und seine Frau zu besuchen, unterwegs aber erfuhr ich von ihm, dass er gar nicht verheirathet war, und er entschuldigte sich damit, dass er sagte, er machte es wie es Alle hier machten, was, wie ich hoffe, eine Verlästerung der guten Leute in Izabel war. Das Haus, in welchem er wohnte, war sein eigen; er hatte es für zwölf Dollars erkauft. Da er ein angesessener Mann und ein Amerikaner war, so suchte ich ihn zu bewegen, dass er doch die durch des Padre's Besuch dargebotene Gelegenheit benutzen, sich trauen lassen und so ein gutes Beispiel geben möchte; aber er blieb verstockt und sagte, er hätte keine Lust, sich Fesseln aufzulegen; so wie er jetzt wäre, könnte er sich weiter umsehen und ein anderes Mädchen finden, das ihm besser gefiele.

Während ich an seiner Thür stand, ging Herr Catherwood vorüber, um Herrn Rush, den Ingenieur des Dampfboots, der an Bord krank geworden war, zu besuchen. Ich schloss mich ihm an. Wir fanden den Patienten in einer der Hütten der Stadt, in einer Hänge-

matte liegend und vollständig angekleidet. Er war ein Mann von herkulischer Gestalt, sechs Fuss drei oder vier Zoll lang und von gedrungenem Bau; aber trotzdem lag er jetzt hilflos wie ein Kind da. Eine einzige Kerze, die in dem schmutzigen Fussboden steckte, verbreitete ein armseliges Licht und eine Gruppe von Menschen verschiedener Racen und Farben, vom weissgesichtigen Sachsen bis zum Indianer und Afrikaner, umstanden ihn: rauhe Krankenwärter für einen Mann, der an die Comforts eines englischen Hauses gewöhnt war. Ich erinnerte mich, dass Izabel als ungesunder Ort im Verrufe stand und dass Herr Montgomery, der eine interessante Erzählung seiner Reise nach Guatemala im J. 1838 hatte erscheinen lassen, mir gesagt hatte, dass selbst das blosse Passiren des Orts mit Lebensgefahr verbunden wäre, und ich zitterte daher für den armen Engländer. Auch fiel mir jetzt ein, woran ich seltsamer Weise vorher nicht gedacht, dass unser Geschäftsträger in Centralamerika, Herr Shannon, hier gestorben war. Philipp war bei mir und wusste, wo Herr Shannon begraben lag, konnte mir aber im Dunkeln den Ort nicht bezeichnen. Da ich am andern Morgen in der Frühe aufbrechen wollte und fürchtete, ich könnte wohl in der Eile der Abreise die heilige Pflicht, hier an diesem fernen Winkel das Grab eines Amerikaners zu besuchen, gänzlich versaümen, so kehrte ich nach Hause zurück und ersuchte Herrn Ampudia mich zu begleiten. Wir gingen über den Marktplatz, passirten die Vorstadt und waren nach wenigen Minuten ausserhalb der Stadt. Es war so finster, dass ich kaum den Weg erkennen konnte. Nachdem wir einen tiefen Wassergraben auf einem Brete überschritten, erreichten wir ein ansteigendes Terrain, das zur Rechten frei war und sich bis zum Golfo Dulce hin erstreckte, nach vorn zu aber durch einen düstern Wald begränzt ward. Oben auf der Höhe war eine gemeine Einzaünung von rohen aufrechtstehenden Pfählen, die das Grab eines Verwandten des Señor Ampudia umschloss, und neben dieser lag das Grab Herrn Shannons. Kein Stein, keine Einhegung, kaum eine Erderhöhung unterschied es vom Boden ringsumher. Es war ein düsterer Begräbnissplatz für einen Landsmann und ich fühlte unwillkürlich mein Herz beklommen und traurig. Es schwebte ein Unstern über unserer Gesandtschaft in Centralamerika: Herr Williams, Herr Shannon, Herr Dewitt, Herr Leggett, sie alle, die ihr hier vorgestanden, waren gestorben. Ich erinnerte mich eines Ausdrucks in einem Briefe von einem nahen Verwandten Herrn Dewitts: „Mögen Sie glücklicher sein als Ihre Vorgänger gewesen sind.“ Es war ein schmerzlicher Gedanke, dass ein Mann, der im Dienste seines Vaterlandes im fernen Lande gestorben, so ohne einen Stein zur Bezeichnung seines Grabes auf einem wilden Berge verlassen liegen sollte. Ich kehrte heim und gab Anweisung zur Aufrichtung einer Einfriedigung um Herrn Shannons Grab, und mein Freund der Padre versprach mir, einen Cacaobaum darauf zu pflanzen.

Mit Tageshelle begannen die Maulthiertreiber zum Uibergange über „den Berg“ aufzuladen und um 7 Uhr war die ganze Karavane, aus beinahe hundert Maulthieren und zwanzig bis dreissig Treibern bestehend, schon förmlich auf dem Marsche. Der uns zunächst angehende Zug bestand aus fünf Maulthieren: aus zweien für Herrn Catherwood und mich, einem für Augustin und zweien für das Gepäck,

und ausser ihnen noch aus vier indianischen Trägern. Wären wir befragt worden, vielleicht hätten wir dann Bedenken getragen, Menschen als Lastthiere zu verwenden; aber die ganzen Arrangements hatte Señor Ampudia für uns getroffen. Die Indianer waren nackt, mit Ansnahme eines kleinen Stücks baumwollnen Zeugs um die Lenden. Die Lasten waren so gepackt, dass sie auf der einen Seite eine glatte Fläche hatten. Die Indianer sassen auf dem Erdboden mit dem Rücken gegen die flache Seite, legten über die Stirn einen Riemen, der die Last trug, rückten diese auf ihren Schultern zurecht und standen mit Hilfe eines Stocks oder der Hand eines Dabeistehenden auf. Es nahm sich grausam aus; allein ehe wir noch unsere Theilnahme auf sie richten konnten, hatten wir sie bereits aus dem Gesicht verloren.

Um 8 Uhr sassen wir, Herr C. und ich, auf, jeder bewaffnet mit einem Paar Pistolen und einem grossen Jagdmesser, die wir in einem Gürtel um den Leib stecken hatten; ausserdem trug ich noch, weil ich besorgt war ihn andern Händen anzuvertrauen, einen Barometer um die Schulter geschlungen. Augustin führte Pistolen und ein Schwert bei sich; unser Hauptmaulthiertreiber, welcher beritten war, trug einen Machete (kurzes, breites Schwert oder Hackmesser) und ein Paar mörderische Sporen mit zwei Zoll langen Rädchen an seinen nackten Fersen; und zwei andere Maulthiertreiber begleiteten uns zu Fusse, jeder mit einer Flinte bewaffnet.

Eine Gruppe freundlicher Zuschauer, die uns umstanden, riefen uns ihr Lebewohl und ihre guten Wünsche auf den Weg zu. Nachdem wir bei einer Anzahl zerstreut stehender Haüser, welche die Vorstadt bildeten, vorübergekommen waren, betraten wir eine morastige Ebene, die hier und da mit Straüchern und kleinen Baümen bewachsen war, und befanden uns nach wenigen Minuten in einem dicht verschlossenen Walde. Bei jedem Schritte versanken die Maulthiere bis zur Köthe im Schlamm, und es währte nicht lange, so kamen wir zu grossen Tümpeln und Schlammlöchern, die mich an das Aufbrechen des Winters und an die einsamen Reitwege in unsern heimischen Urwäldern erinnerten. Je weiter wir kamen, um so dichter wurden die Schatten der Baüme, um so grösser und tiefer die Schlammlöcher, und in allen Richtungen verliefen zwei bis drei Fuss über dem Boden aufstehende Wurzeln über den Weg. Ich gab den Barometer dem Maulthiertreiber, da ich viel zu schaffen hatte, um mich im Sattel zu halten. Alle Unterhaltung hatte unter diesen Umständen ein Ende und wir hielten uns so dicht wie möglich an die Spur des Maulthiertreibers; versank er in ein Schlammloch und krabbelte sich wieder heraus, wobei die ganzen Beine seines Thiers vom Schlamme blau aussahen, so folgten wir ihm nach und kamen ebenso blau wie er heraus.

Die Karavane, die vor uns aufgebrochen, war nur eine kurze Strecke voraus und nach einer Weile hörten wir das laute lustige Geschrei der Maulthiertreiber und den scharfen Knall der Peitsche durch den Wald schallen. Wir holten sie am Ufer eines Gewässers ein, das über ein steiniges Bett hinschoss. Die ganze Karavane bewegte sich im Bette dieses Stroms hinauf, dessen Wasser durch den Schatten der überhangenden Baüme schwarz gefärbt ward. Die Maul-

thiertreiber, die die Hemden ausgezogen und die weiten Hosen bis zu den Schenkeln herauf- und vom Bunde abwärts gewickelt hatten, gingen zerstreut mitten unter ihren Thieren, indem der Eine einem vom Wege abgerathenen Thiere nachjagte, ein Zweiter auf eines losstürzte, dessen Ladung abrutschte, ein Dritter eine herabgefallene Ladung wieder hinaufhob, wieder ein Andrer seinen Fuss gegen die Seite eines Maulthiers stemmte, um den Sattelgurt festzuziehen, wobei sie alle schrieen, fluchten und peitschten und das Ganze wie ein unentwirrbarer Knaüel aussah und eine fast furchterregende Scene darbot.

Wir hielten an, um sie vorbeizulassen, worauf wir den Fluss überschritten, eine kurze Strecke, um eine Krümmung abzuschneiden, auf einer ebenen, aber mit knöcheltiefem Schlamm bedeckten Strasse hinritten und dann im Flussbett mitten in die Karavane hineingeriethen. Das Gezweig der Baüme verschlang sich über unsern Köpfen und das Bett war dergestalt zerrissen und steinig, dass die Thiere beständig strauchelten und fielen. Wir verliessen dieses endlich, kamen auf eine Strasse, die ganz der vorigen glich, und erreichten in einer Stunde den Fuss des Berges. Der Weg begann steil anzusteigen und war ganz ausserordentlicher Art. Es war eine enge Bergstromschlucht, theils von den Maulthieren ausgetreten, theils von Wildwasser so tief ausgerissen, dass die Wände höher als unsere Köpfe waren, und dabei so eng, dass wir sie nur nothdürftig passiren konnten ohne anzustossen. Unsre ganze Karavane bewegte sich Mann hinter Mann durch diesen schlammigen Hohlweg und die Treiber gingen theils mitten im Zuge verstreut, theils oben am Rande der Schlucht und waren beschäftigt, bald feststeckende Maulthiere aus dem Schlamm herauszuziehen, bald sie aufzurichten, wenn sie fielen, bald ihre Ladungen zurechtzurücken, und diess alles unter Fluchen, Schreien und Peitschen. Blieb ein Thier stehen, so war allen nachfolgenden der Weg verrammelt und an ein Wenden war nicht zu denken. Ein plötzliches Scheuwerden der Thiere presste uns wider die Wände der Schlucht und die Gefahr war nicht gering, dass Einem ein Bein zerquetscht ward. Als wir uns endlich aus dieser Ravine herauswanden, kamen wir wiederum auf einen Weg voll Schlammlöcher und von vorstehenden Wurzeln durchkreuzt, mit der neuen Schwierigkeit eines steilen Aufstiegs. Auch waren hier die Baüme grösser und ihre Wurzeln höher und weiter ausgebreitet, vor allen die riesigen Wurzeln des Mahagonibaums, die hoch am Stamme sassen und spitzig zuliefen, auch nicht, wie die Wurzeln der andern Baüme, gerundet waren, sondern geradaus liefen und scharfe Ränder hatten, mit denen sie durch das Gestein und die Wurzeln anderer Baüme drangen. Es war das Ende der Regenzeit; die schweren Regengüsse, von denen wir auf See zu leiden gehabt, hatten den Berg ganz überschwemmt, daher er jetzt im schlimmsten passirbaren Zustande war; denn bisweilen ist er gar nicht zu passiren. Während der letzten paar Tage hatte es nicht geregnet; kaum aber hatten wir uns zu dem hellen Tage, der uns zu Theil geworden, Glück gewünscht, als der Wald sich verdunkelte und der Regen in Strömen niedergoss. Die Baüme standen undurchdringlichdicht aneinandergepresst, so dass sich keine andre Aussicht bot, als auf den vor uns liegenden abscheulichen Weg.

So schleppten wir uns fünf lange Stunden durch Schlammlöcher mühselig hindurch, quetschten uns zwischen Schluchtwänden hin, rannten wider Baüme an oder stolperten über Wurzeln hinweg; jedweder Schritt verlangte sorgfältige Prüfung und grosse körperliche Anstrengung, und ich dachte schon, dass unsre unrühmliche Grabschrift lauten möchte: „Er ward über den Kopf eines Maulthiers hinweggeschleudert, zerschmetterte sich das Gehirn am Stamme eines Mahagonibaums und versank im Schlamme des Micogebirgs.“ Wir machten den Versuch zu Fusse zu gehen, aber die Steine und Wurzeln waren so schlüpfrig, die Schlammlöcher so tief und die auf- und niedersteigenden Wege so steil, dass es uns unmöglich ward darin fortzufahren.

Die Maulthiere wurden nur halb beladen, aber selbst so stürzten verschiedene nieder; die Peitsche vermochte sie nicht in Bewegung zu bringen und kaum eines entkam ohne einen Fall. Was unsere unmittelbare Reisegesellschaft betraf, so stürzte mein Maulthier zuerst. Da ich sah, dass ihm mit dem Zügel nicht zu helfen war, so hob ich mich mittelst einer Anstrengung, die jeden Nerven straffte, von seinem Rücken empor, wodurch ich mich von den Wurzeln und Baümen, aber freilich nicht vom Schlamme freimachte, zugleich indess einer noch schlimmern Gefahr entkam: mein Dolch fiel nämlich aus der Scheide und seine nackte Klinge ragte, mit dem Griff nach unten, einen Fuss lang aus dem Schlamm gerad empor. Herr Catherwood ward mit solcher Gewalt abgeworfen, dass mich in Betracht unsrer hilfelosen Lage Schauder ergriff. Lange vor diesem Unfall hatte er das Schweigen einmal gebrochen, um einen Ausruf auszustossen, der aus der Tiefe seines Herzens zu kommen schien, dass, wenn er von diesem Berge gewusst, ich allein nach Centralamerika hätte reisen können. Wahrlich, hätte ich irgend Neigung in mir gehabt, durch die in Balize empfangenen Ehren ein Bisschen aufgeblasen zu werden, hier auf dieser Heerstrasse nach meiner Hauptstadt würden meine stolzen Gedanken gar tief herabgezogen worden sein. Kurz darnach that Augustins Maulthier einen Sturz nach hinten; rasch riss Augustin die Füsse aus den Steigbügeln heraus und versuchte es nach hinten hinabzugleiten; aber sein Thier wälzte sich um, so dass sein linkes Bein darunter zu liegen kam. Ich glaube, hätte sich Augustin nicht aus den Steigbügeln losgemacht, so würden ihm alle Knochen im Leibe zerbrochen worden sein. Das Maulthier that einen schlimmern Fall als er; dennoch standen beide gleichzeitig wieder auf, ohne einen weitern Nachtheil, als dass der Schlamm, mit dem sie vorher nur bespritzt gewesen waren, sie jetzt als vollständiges Pflaster überzog.

Wir arbeiteten uns langsam weiter zum Gipfel des Bergs, als wir bei einer plötzlichen Wendung auf einen einsamen Wanderer trafen. Es war ein langgewachsener, dunkelfarbiger Mann mit einem breitkrämpigen Panama-Hute, einer gestreiften wollnen, unten mit Fransen eingefassten Guatemala-Jacke, carrirten Pantalons, Lederkamaschen, Sporen und einem Schwerte. Er ritt ein edles Maulthier mit einem hochzugespitzten Sattel und aus den Holftern guckten die Griffe von einem Paar Reiterpistolen hervor. Sein Gesicht war mit Schweiss und Schlamm bedeckt, Brust und Beine dicht bespritzt und die rechte Seite vollständig incrustirt; kurz, er bot einen schreckli-

chen Anblick dar. Es dünkte uns wundersam, auf einem solchen Wege einem menschlichen Wesen zu begegnen; aber wie gross ward unser Erstaunen, als er uns auf Englisch ansprach. Er hatte seine Reise mit Maulthiertreibern und Indianern angetreten, bei einer Beugung des Waldes aber sie verloren und musste sich nun seinen Weg allein suchen. Er hatte den Berg schon früher zweimal überschritten, aber ihn niemals in einem so schlimmen Zustande gefunden; zweimal war er abgeworfen worden; das eine Mal hatte sich sein Maulthier über ihn hinweggewälzt und ihn beinahe erdrückt; und jetzt war das Thier in solcher Angst, dass er kaum im Stande war, es weiter fortzubringen. Er stieg ab, und das zitternde Thier und des Mannes eigner erschöpfter Zustand bestätigten die Wahrheit seiner Aussage. Er bat uns um Branntwein, um Wein oder Wasser, kurz um irgend etwas Stärkendes; leider aber waren unsere Vorräthe schon voraus, und einen Schritt zurückzugehen war eine reine Unmöglichkeit für ihn. Man denke sich unser Staunen, als er, mit den Füssen im Schlamme versunken, uns erzählte, dass er seit zwei Jahren in Guatemala wegen eines Bankprivilegiums „unterhandelt" hätte. Ich, der ich frisch aus dem Lande der Banken kam, dachte fast, er wollte auf mich sticheln; aber er sah nicht darnach aus, als könnte ihn die Lust zum Witzeln anwandeln. Für Diejenigen, die es als Beweis beginnender Verbesserung ansehen wollen, bin ich im Stande zu sagen, dass er das Privilegium wirklich erlangt hatte und eben damals auf dem Wege nach England begriffen war, um die Actien unterzubringen. Er erzählte uns auch noch, was mit der wilden Umgebung in besserm Einklang stand, dass Carrera auf San Salvador losmarschirt wäre und dass man täglich eine Schlacht zwischen ihm und Morazan erwartete.

Aber Keiner von uns hatte Zeit zu verlieren, so dass wir, obwohl mit einigem Widerstreben, fast ebenso jach voneinander schieden als wir zusammengetroffen waren und weiter aufwärts stiegen. Um 1 Uhr erreichten wir zu unsrer unaussprechlichen Freude den Scheitel des Berges. Hier war ein Raum von etwa zweihundert Fuss im Durchmesser zum Bessten der von der Nacht überfallenen Maulthiertreiber gelichtet und an verschiedenen Stellen lagen Haufen von Asche und verbrannte Holzstumpfe umher, die Uiberbleibsel ihrer Feuer. Es war diess der einzige Platz auf dem Berge, wohin die Sonne dringen konnte und wo der Boden trocken war; aber die Aussicht beschränkte sich auf die gelichtete Stelle.

Wir stiegen hier ab und würden gern einen Imbiss eingenommen haben, wenn wir Wasser zum Trinken gehabt hätten; und so traten wir nach einer Rast von wenigen Minuten unsern Marsch von Neuem an. Der Hinabweg war so schlimm wie der Aufweg, und statt dass die Maulthiertreiber von Zeit zu Zeit still hielten, um die Thiere verschnauben zu lassen, wie sie es beim Aufsteigen gethan, hatte es den Anschein, als wären sie begierig auszumachen, in wie kurzer Zeit sie sie den Berg hinabkollern könnten. Einmal, in einem der schlammigsten Hohlwege, wurden wir durch den Sturz eines Maulthiers vor uns und das Andrängen aller hinter uns kommenden Thiere vollständig eingeschlossen, bis wir an dem ersten passenden Platze anhielten und die ganze Karavane vorüberliessen. Die Vorsicht der

Thiere war ganz ausserordentlich. Ich beobachtete eine ganze Stunde lang die Bewegungen des mir vorangehenden. Manchmal setzte es einen seiner Vorderfüsse auf eine Wurzel oder einen Stein und prüfte ihn gerade so wie es ein Mensch thun würde; bisweilen bestand sein Gang in einem fortgesetzten Wechsel zwischen Versinken im Schlamm und Herausziehen.

So sieht die grosse Haupt- und Heerstrasse nach der Stadt Guatemala aus, welcher (Stadt) im spanischen Amerika allezeit Auszeichnung zu Theil geworden ist. Fast alle Reisenden und alle Güter aus Europa passiren diese Strasse, und unser Führer sagte uns, eben deshalb, weil so viele Maulthiere darübergingen, wäre sie so schlecht. Nun, in manchen Ländern würde diess ein Grund sein, sie zu verbessern; aber die Leute dahier zerbrechen sich nicht die Köpfe mit so complicirten Fragen wie jene, die mit innern Verbesserungen verknüpft sind.*)

Nach zwei Stunden erreichten wir einen wilden Fluss oder Bergstrom, der, von grossen Baümen beschattet, schaümte und tobte und über sein felsiges Bett austrat. Er hiess El Arroyo del Muerto, d. i. der Todtenstrom. Hier hielten wir an. Die Treiber sassen in Gruppen auf den Felsen oder im Schatten der Baüme und verzehrten ihr frugales Mahl, das aus Maiskuchen bestand; die Maulthiere standen theils im Flusse, theils waren sie längs dem Ufer zerstreut; und was uns betraf, so wählten wir einen grossen Baum aus, der seine Zweige gleich einem Dache über uns ausbreitete und so nahe dem Flusse war, dass wir mit unsern Trinkbechern ins Wasser reichen konnten.

Alles was ich im Laufe des Tags von der Angst und Sorge um meine Person zu erübrigen im Stande gewesen war, hatte meinem Barometer auf dem Rücken des Führers gegolten. Letzterer trug ausser ihm noch einen kleinen weissen Trinkkrug mit rothem Rande an der Kuppel seines Machete, auf den er sehr stolz war und den er sehr sorgfältig behütete; und mehrmals, wenn er gestrauchelt und nur mit knapper Noth einem Falle entkommen war, drehte er sich herum und hielt mit freundlicher Miene den Krug in die Höhe, was mich allemal wegen meines Barometers tröstete. Und er brachte diesen auch wirklich unzerbrochen bis Guatemala; nur war leider das Quecksilber nicht gut verwahrt gewesen und sämmtlich herausgelaufen, und da es unmöglich war, ihn in Guatemala repariren zu lassen, so war der Verlust dieses Barometers eine Quelle des Bedauerns auf unsrer ganzen Reise, denn wir bestiegen viele Berge, deren Höhen noch niemals bestimmt worden waren.

Aber es begegnete uns ein andrer Unfall, der uns für den Augenblick noch näher berührte. Wir sassen nach türkischer Weise auf dem Boden mit einem freien Raume in der Mitte. Augustin legte eine wohlgefüllte Serviette vor uns hin, und wie wir aus dem klaren Strome neben uns Wasser schöpften, kam ein Geist aus andern Tagen über uns und wir sprachen mit Wegwerfung von Eisenbahnen,

---

*) Seitdem hat die constituirende Versammlung von Guatemala zum Behuf der Ausbesserung der Strasse jeden Waarenballen, welcher über den Berg geht, mit einem Dollar besteuert.

von grossen Städten, von Hotels; aber, ihr Gastwirthe, ihr wurdet schön gerächt. Wir breiteten das Tuch auseinander — ach, da bot sich ein Anblick dar, der selbst für die stärksten Nerven allzu erschütternd war. Wir hatten uns mit Brot auf drei Tage, mit hart gekochten Eiern und ein paar gebratenen Hühnern versorgt. Da nun Augustin das Salz vergessen, so hatte er statt dessen ein grosses Papier mit Schiesspulver in die Serviette gesteckt — ein abenteuerlicher Einfall, der ganz allein aus seinem Gehirne stammte. Dieses Papier — war zerrissen, und das Brot, die Hühner, die Eier — Alles war über und über mit dieser neumodigen Würze angemacht. Im Nu war alle Schönheit der Scene dahin, war all unser Gleichmuth dahin, war Alles dahin ausser unserm furchtbaren Appetite; und während wir bisher so liebreich gegen Augustin gewesen waren, so behandelten wir ihn jetzt mit zornigen Worten und wünschten die ganze abscheuliche Würze ihm in den Leib. Wir konnten nicht genug heraussuchen, um unsern Hunger zu stillen. Es war vielleicht die unschuldigste Weise Schiesspulver zu kosten; aber selbst so war es eine bittere Pille. Wir lasen und gruben zum sofortigen Gebrauch die bessten Stückchen heraus, aber der Rest unserer Vorräthe war verloren.

Nachdem diess vorüber war, sassen wir wieder auf, durchwateten den Fluss und setzten unsern Hinabritt weiter fort. Als wir bei einem Auslaüfer des Bergs vorüberwaren, kamen wir auf einen freien Rücken heraus, der die Aussicht auf eine weite Savane beherrschte. Alsbald erreichten wir ein schönes Tafelland, wo sich ein grosser Trupp Maulthiertreiber, die nach Izabel wollten, für die Nacht gelagert hatten. Indigoballen, die ihre Ladungen bildeten, waren gleich einer Mauer übereinander aufgeschichtet; ihre Maulthiere grasten ruhig neben ihnen und Feuer brannten zum Kochen ihrer Mahlzeit. Es war uns eine grosse Freude, wieder einmal in offnem Lande zu sein und den Berg mit seinem dichten Walde, von der sinkenden Sonne beleuchtet, grossartig und düster hinter uns und uns aus ihm erlöst zu sehen. Nach einem zehnstündigen angestrengtesten Ritte, wie ich nie einen gemacht, hatten wir nicht mehr als zwölf Meilen zurückgelegt.

Als wir von diesem Tafellande uns weiterhinab bewegten, betraten wir eine dichtbewaldete Ebene und erreichten nach wenigen Minuten einen Hain von wilden Palmen von ungemeiner Schönheit. Aus ihrem hohen, schlanken Stamme wuchsen Zweige von zwanzig bis dreissig Fuss Länge heraus und bogen sich, ungeheuren Federn gleichend, anmuthig niederwärts. Die Baüme standen so dicht zusammengedrängt, dass die überhängenden Zweige sich berrührten und Bögen bildeten, manchmal von so regelmässiger Gestalt, als wären sie Bildungen der Kunst. Während wir unter ihnen hinritten, herrschte eine feierliche Stille und eine Verlassenheit und Oede, die uns an die Saülen eines ägyptischen Tempels erinnerte.

Mit der Dämmerung erreichten wir den Rancho Mico. Er bestand aus einem kleinen Hause, von Pfählen erbaut und mit Lehm beworfen. Nahe dabei und durch einen mit Zweigen überdachten Schuppen mit ihm verbunden lag ein grösseres Haus, das aus demselben Material erbaut und eigens zum Gebrauch für Reisende bestimmt war.

Es war bereits von zwei Reisegesellschaften aus Guatemala in Beschlag genommen, die aus dem Kanonikus Castillo, seinem geistlichen Gehilfen oder Sekretär, zwei jungen Pavons und einem französischen Kaufmanne, der nach Paris wollte, bestanden. Herr C. und ich nahmen uns gar malerisch aus, da wir vom Kopfe bis zum Fusse mit Koth nicht bespritzt, sondern vollständig überkleistert waren; wir wurden aber schnell bekannt und empfingen von der ganzen Gesellschaft ein herzliches Willkommen in Centralamerika.

Ihre Persönlichkeit war von der Art, dass ich mir von den Männern, mit denen ich in Guatemala zusammentreffen sollte, eine äusserst günstige Vorstellung bildete. Der Kanonikus war in Stellung und Charakter einer der ersten Männer im Lande und reiste eben jetzt in einer delicaten Sendung nach Havana, indem er von der constituirenden Versammlung abgesandt war, um den Erzbischof, der zehn Jahre zuvor vom General Morazan des Landes verwiesen worden war, zur Rückkehr einzuladen. Er nahm es auf sich, die Honneurs zu machen, und setzte uns Chocolade vor und das centralamerikanische „Nationalgericht", wie er es nannte, nämlich *Fréjoles* oder schwarze gesottene Bohnen, denen wir, zum Glück für unsere nachfolgenden Reisen, sogleich Geschmack abgewannen. Wir waren zwar sehr müde, aber angenehme Gesellschaft war doch besser als Schlaf. Der Kanonikus war in Rom erzogen worden und hatte den frühern Theil seines Lebens in Europa zugebracht; der Franzose war aus Paris, und die beiden jungen Pavons hatten ihre Bildung in Neuyork erhalten. Wir sassen bis zur späten Stunde beisammen und sprachen von Frankreich, Italien und der Heimath, bis wir endlich unsere Hängematten aufknüpften. Diese Unterhaltung hatte uns dergestalt in Anspruch genommen, dass wir dabei unser Gepäck ganz ausser Acht gelassen hatten; als wir daher einen Wechsel unserer Kleidung vornehmen wollten, vermochten wir unsere Leute nicht aufzufinden und sahen uns genöthigt, uns so wie wir waren niederzulegen; aber mit dem befriedigenden Gedanken, dass wir „den Berg" passirt hatten, verfielen wir gar bald in Schlaf.

DRITTES KAPITEL.

Ein Kanonikus. — Wie man ein Huhn bratet. — Extemporirte Schusterei. — Der Fluss Motagua. — Schöne Landschaft. — Kreuzung des Flusses. — Der Luxus des Wassers. — Urzuständliche Sitten. — Wie man Tortillas bäckt. — Kostbares Zimmerholz. — Gualan. — Erstickende Hitze. — Ein Erdstoss. — Ein Gang durch die Stadt. — Ein Rechtshandel. — Wichtige Geschäfte. — Eine moderne Bona Dea. — Wie man einen Gatten gewinnt. — Ein Königreich der Flora. — Zacapa. — Viel Freiheit gegen einen Wirth.

Noch vor Tagesanbruch war ich schon vor der Thür. Zwanzig bis dreissig Menschen, Maulthiertreiber und Diener, schliefen auf dem Erdboden, jeder auf dem Rücken, seine schwarze Chamarra um sich geschlungen, die Kopf und Füsse bedeckte. Als der Tag anbrach,

erhoben sie sich. Alsbald erschien der Franzose, trank seine Chocolade und trat nach getroffenen Vorbereitungen nach einer Stunde seine Reise an. Der zunächst Aufbrechende war der Kanonikus. Er war vor zwanzig Jahren, bei seiner ersten Ankunft im Lande, über den Berg gekommen, aber seine Schrecken standen noch immer in lebhafter Erinnerung vor ihm. Er reiste auf dem Rücken eines Indianers ab, nämlich getragen in einer *Silla* oder einem Stuhle mit hoher Lehne und zum Schutze gegen die Sonne oben überdeckt. Drei andere Indianer folgten als Reserve-Träger, sowie ein edles Maulthier zur Abwechselung für den Fall, dass er des Stuhltragens überdrüssig würde. Obwohl der Indianer von der Last tief zur Erde gebeugt marschirte, war doch der Kanonikus guter Dinge, schmauchte behaglich seine Cigarre und winkte uns mit der Hand zu bis er uns aus dem Gesicht war. Nachdem zuletzt auch noch die beiden jungen Pavons aufgebrochen, waren wir allein gelassen.

Noch immer liess sich Keiner von unsern Leuten sehen. Um 8 Uhr endlich erschienen zwei Mann, die in einem Rancho in der Nähe geschlafen hatten, während die Andern mit dem Gepäck weiter fortgezogen waren. Wir waren ausserordentlich ärgerlich darüber, ertrugen aber das Unbehagliche unsrer schlammsteifen Kleider so gut es gehen mochte und brachen auf.

Wir erblickten nichts mehr von unsrer Maulthierkaravane, auch unser Mann mit dem Barometer war unbemerkt verschwunden und wir sahen uns in den Händen von zwei Unter-Maulthiertreibern zurückgelassen.

Unser Weg führte über ein gebirgiges, aber im Allgemeinen waldfreies Land und wir erreichten nach ungefähr zwei Stunden eine Anzahl von Ranchos, genannt El Pozo. Einer von unsern beiden Begleitern ritt auf eine Hütte los und stieg ab, als ob er hier zu Hause wäre. Und er war es auch wirklich. Die Frau des Hauses keifte auf ihn los, dass er nicht schon den Abend zuvor gekommen wäre, wovon er mit verdriesslicher Miene die Schuld auf uns schob; und so ward es uns denn klar, dass wir uns darauf gefasst machen müssten, auch ihn zu verlieren. Aber ein Gegenstand von viel näherem Interesse war uns der Umstand, dass wir nichts zum Frühstück hatten. Unser Thee, unser Kaffee, überhaupt Alles, was nach der Verderbniss unsrer Vorräthe durch das Pulver übriggeblieben, war mit dem Gepäck voraus und so konnten wir eine Zeit lang gar nichts erlangen. Und hier, gleich im Beginn unsrer Reise, fanden wir eine Knappheit an Lebensmitteln, die grösser war als sie uns je zuvor in irgendeinem bewohnten Lande vorgekommen war. Die Leute leben hier ausschliesslich von Tortillas — dünnen Kuchen von zermahlenem Mais und auf einer irdenen Pfanne gebacken — und Frejoles oder schwarzen Bohnen. Augustin kaufte eine Partie der letztern, aber sie bedurften einer mehrstündigen Einweichung, ehe sie gegessen werden konnten. Es gelang ihm endlich, ein Huhn zu erkaufen, das er an einen Stock steckte und über einem Feuer dämpfte und das in Verbindung mit Tortillas ein gutes Büsser- und Züchtlingsmahl abgab. Unsern oberwähnten Maulthiertreiber hatten wir richtig verloren.

Im Augenblicke wo wir aufbrechen wollten, sagte uns unser einziger noch übriggebliebener Begleiter, er könnte nicht eher mit uns fort, als bis er sich ein Paar Schuhe gemacht. So sahen wir uns denn

genöthigt zu warten; indessen dauerte das Ding nicht lange. Auf einer ungegerbten Kuhhaut stehend bezeichnete er mit einem Stück Kohle den Umfang seiner Füsse, schnitt mit seinem Machete die bezeichneten Stücke heraus, machte die gehörigen Löcher hinein, führte einen Lederstreifen über die Spanne, um die Fersen herum und zwischen der grossen und der nächsten Zehe hindurch und war beschuht.

Wiederum ging unsre Strasse über einen hohen Gebirgsrücken, der zu beiden Seiten ein tiefes Thal hatte. In einiger Entfernung sahen wir auf schöne, mit Fichtenbaümen geschmückte Hügelabhänge, an denen Vieh weidete und die uns an die Parklandschaften Englands erinnerten. Oftmals boten sich Punkte dar, die man bei uns zu Hause als Plätze für Wohnungen ausgewählt und mit Kunst und Geschmack verschönert haben würde. Und über diesem Lande lachte ein ewiger Sommer, wohin nie die bösen winterlichen Stürme drangen. Aber bei all seiner Milde und seiner Schönheit lag es traurig und verlassen da.

Um 2 Uhr begann es zu regnen; aber in einer Stunde klärte es sich wieder auf und wir erblickten von dem hohen Bergrücken den Motagua-Fluss, einen der edelsten Ströme Centralamerika's, der sich durch das Thal uns zur Linken majestätisch wälzte. Auf einem wilden, steilabfallenden Pfade hinabsteigend erreichten wir um 4 Uhr sein Ufer Encuentros geradgegenüber. Das landschaftliche Bild, das uns umgab, war eines der schönsten, die ich je gesehen: ringsum erhoben sich riesige Berge und zwischen ihnen hin wälzte sich mit der Gewalt eines wilden Wassers der breite und tiefe Fluss hin.

Am andern Ufer standen einige wenige Haüser und zwei bis drei Canoas lagen im Wasser, aber kein Mensch war zu sehen. Durch lautes Rufen brachten wir einen Mann ans Ufer, der in eine der Canoas trat und sie losmachte. Im Nu ward er von dem reissenden Strome weit hinab getrieben, bis es ihm mit Benutzung eines Wirbels gelang, sein Fahrzeug nach der Stelle wo wir standen herüberzubringen. Nachdem wir unser Gepäck, die Sättel, Zaüme und anderes Mauleselgeschirr an Bord geschafft, schifften wir uns selbst ein. Augustin sass am Stern und hielt eines der Maulthiere am Strange, um als Lockente zu dienen; aber die übrigen Thiere hatten keine Lust zu folgen. Der Maulthiertreiber jagte sie bis an den Hals ins Wasser, aber sie eilten wieder ans Ufer zurück. Er versuchte es mehrmals von Neuem, sie hineinzutreiben, indem er Stöcke und Steine nach ihnen warf; vergebens. Endlich entkleidete er sich, wadete bis zur Brust ins Wasser und brachte sie nun mit Hilfe eines zehn bis zwölf Fuss langen Stocks sämmtlich glücklich zum Schwimmen und zwar in Einer Reihe, dass er sie alle mit seinem Stock erreichen konnte. Jedes Thier, das sich nach dem Ufer zu wandte, empfing einen Schlag auf die Nase, bis sie endlich allesammt ihre Gesichter nach dem gegenüberliegenden Ufer richteten. Obwohl sie in gerader Richtung hinüberzukommen suchten, wurden sie doch von der Strömung abwärts getrieben, und eines, das tiefer als die andern fortgeführt ward, erhob, als es seine Brüder landen sah, ein entsetzliches Geschrei und wäre bei seiner heftigen Anstrengung ihnen nachzufolgen beinahe ertrunken.

Während dieser ganzen Zeit sassen wir in der Canoa und die heisse Sonne brannte uns heftig auf die Köpfe. Wir hatten überhaupt seit den letzten zwei Stunden entsetzlich von Hitze gelitten; unsere Kleider trieften von Schweiss und starrten von Schlamm und wir gedachten mit Entzücken des Augenblicks, wo wir ein Bad im Motagua nehmen und unsere Wäsche wechseln könnten. Wir landeten und gingen nach dem Hause hin, wo wir die Nacht verbringen sollten. Dieses Haus war mit Mörtel beworfen, weiss angestrichen und mit rothen Streifen in der Gestalt von Blumengehängen verziert, und vorn hatte es eine Einfriedigung von langem, sechs Zoll dickem, gespaltenem Rohr; kurz, es bot einen recht günstigen Anblick dar. Zu unserm grossen Aerger war unser Gepäck bis zu einem Rancho, drei Leguas darüber hinaus, gegangen, und unsere Maulthiertreiber weigerten sich, nur einen Schritt weiter zu gehen. Und dazu kam noch, dass unser Wirth, obwohl er sein ganzes Haus und Alles was er hatte zu unsrer Verfügung stellte, doch leider uns nichts zu essen geben konnte. So unbehaglich sonach unsre Lage war, so hatten wir doch keine Lust, so ohne Weiteres vom Motagua fortzuziehen. Nachdem wir daher Augustin die Weisung gegeben, das ganze Dorf nach Lebensmitteln zu durchstöbern, kehrten wir zum Flusse zurück. Uiberall war die Strömung viel zu reissend, um ein ruhiges Bad nehmen zu können, so dass wir unsern Mann mit der Canoa herbeiriefen und auf die entgegengesetzte Seite überfuhren; und hier ward uns nach wenigen Minuten der Hochgenuss einer Waschung zu Theil, deren Wollustgefühl nur von Denen begriffen werden kann, die gleich uns ohne Kleiderwechsel das Micogebirge gekreuzt haben.

In diesem Bade wurden wir noch eines andern Genusses theilhaftig, der selbst noch grösser war als der, den uns die Kühlung unsrer erhitzten Körper bot. Es war der Augenblick eines goldnen Sonnenuntergangs. Wir standen bis an den Hals im Wasser, das hell war wie Krystall und ruhig wie das Wasser eines Seeleins, und zwar am Rande eines Fahrwassers, in welchem der Strom mit pfeilschneller Eile dahinschoss. Auf allen Seiten erhoben sich Berge mehre tausend Fuss hoch, deren Scheitel im Glanze der sinkenden Sonne lagen; an einem Punkte über uns stand eine mit Palmblättern überdachte Hütte und vor ihr sass ein nackter Indianer und schaute auf uns nieder, während Flüge von Papageien mit glänzendem Gefieder, man kann sagen zu Tausenden, über unsere Köpfe hinwegflogen, die unsere Worte aufschnappten und die Luft mit ihrem kreischenden Spottgeschrei erfüllten. Es war eines jener entzückenden Schauspiele, die uns so selten im menschlichen Leben begegnen, und von einer Schönheit, dass es fast Traumgebilde verwirklichte. So alt wir waren, so hätten wir wohl poetisch gestimmt werden können, hätte uns nicht gerade Augustin vom andern Ufer her mit einer schreienden Stimme, die selbst das Geschwätz der Papageien und das laute Rauschen des Stromes noch überbot, zum Abendessen gerufen.

Wir hatten einen bittern Augenblick, als wir wieder zu unsern Kleidern traten. Sie lagen da am Ufer ausgebreitet, wie Embleme von Menschen, die bessere Tage gesehen. Die Abendsonne, die über Alles einen sanften, weichen Glanz ausgoss, machte ihren Schlamm und Koth erst recht sichtbar und abstossend. Es blieb uns nur Eine

Alternative, nämlich — ohne sie zu gehen. Da uns diess aber ein arger Verstoss gegen die Schicklichkeiten des Lebens zu sein schien, so hoben wir sie auf und legten sie mit Widerstreben wieder an. Ich bin indessen nicht gewiss, ob wir nicht hiermit ein unnöthiges Opfer persönlicher Bequemlichkeit brachten. Die Schicklichkeiten des Lebens sind Dinge conventioneller Gewohnheit. Unser Wirth war ein Don, trotzdem aber empfing er uns mit grosser Würde in einem einzigen, weitabstehenden, weissen, lakonischen, nicht ganz bis an die Kniee reichenden Kleidungsstücke. Nicht minder legère war der Anzug seiner Gemahlin, ungefähr im Style der altmodischen kurzen Röcke und Unterröcke, nur dass der Spenzer und Alles was man gewöhnlich darunter trug fehlten und ihre Stelle durch eine Perlenschnur mit einem grossen Kreuz daran ersetzt ward. Ein Dutzend Männer und junge Burschen, völlig nackt mit Ausnahme einer kleinen, durch das schon erwähnte Auf- und Abwärtswickeln der weiten Hosen gebildeten Bedeckung, trieben sich um das Haus herum, und die Frauen und Mädchen zeigten sich in solchem äussersten Negligé, dass eine Perlenschnur ihrer Sittsamkeit als vollständig genügende Hülle erschien.

Herr C. und ich waren in ziemlich fataler Verlegenheit wegen der Nacht. Das allgemeine Empfangszimmer enthielt drei Betten, die aus geflochtenen Kuhhautstreifen bestanden. Das eine nahm der Don ein, der mit Auskleiden nicht viel zu schaffen hatte, da er blos sein einziges Stück, das Hemd, abwarf. Am Fusse meiner Hängematte stand ein andres Bett. Ich war ein wenig eingeschlummert, als ich die Augen aufschlug und ein Mädchen von etwa siebenzehn Jahren seitwärts darauf sitzen und eine Cigarre rauchen sah. Sie hatte um den Unterleib ein Stück gestreiftes Baumwollenzeug gebunden, das ihr bis unter die Kniee fiel; ihre sonstige Kleidung war ganz die nämliche, mit welcher Mutter Natur die Schöne der vornehmen Welt gleichwie das ärmste Mädchen ausstattet; mit andern Worten, es war dieselbe wie diejenige von Dons Gemahlin, mit einziger Ausnahme der Perlenschnur. Im ersten Augenblicke dachte ich, es wäre ein Gesicht, das ich im Traum heraufbeschworen hätte. Ich mochte vielleicht im Aufwachen meinen Kopf erhoben haben, denn nachdem sie einige rasche Züge mit ihrer Cigarre gethan, zog sie ein baumwollnes Betttuch über Kopf und Schultern und legte sich zum Schlafen nieder. Ich suchte das Nämliche zu thun. Ich rief mir das Sprichwort zu Gemüthe: „Reisen bringt seltsame Bettgenossen zu.“ Hatte ich ja schon bunt durcheinander mit Griechen, mit Türken, mit Arabern geschlafen. Eben begann ich eine Reise in einem neuen Lande, und es war meine Pflicht, mich nach den Sitten des Volkes zu richten, aufs Schlimmste vorbereitet zu sein und Allem, was mir begegnen mochte, mich mit Gleichmuth und Selbstverleugnung zu unterwerfen.

Als Gästen war es uns ein angenehmes Gefühl, dass die Familie uns nicht wie Fremde behandelte. Dons Frau zog sich mit denselben Ceremonien zurück. Mehrmals in der Nacht wurden wir durch das Feueranschlagen mit Stahl und Stein aufgeweckt und sahen, wie einer unsrer Nachbarn sich eine Cigarre anzündete. Bei Tagesanbruch genoss Dons Gemahlin ihr Morgenschläfchen. Während ich mich ankleidete, wünschte sie mir einen guten Morgen, entfernte die baumwollne Decke von ihren Schultern und stand im vollen Tagesstaate auf.

Wir brachen frühzeitig auf und unser Weg führte eine Strecke weit längs den Ufern des Motagua hin, die im Morgenlichte fast ebenso schön waren als im Glanze der sinkenden Sonne. Nach einer Stunde begannen wir den Auslaüfer eines Berges zu ersteigen und gingen, als wir seine Höhe erreicht, auf seinem Rücken fort. Er war hoch und schmal, beherrschte zu beiden Seiten eine fast unbegränzte Aussicht und schien zu malerischem Effect wie ausersehen. Der Charakter der Landschaft war grossartig, aber das Land war wild und unbebaut, ohne Hecken, Stakete und Wohnungen. Einiges wenige Vieh schweifte auf der weiten Fläche wild umher, aber ohne jenen traulichen, idyllischen Anblick zu gewähren, den in andern Ländern grasendes Vieh zu bieten pflegt. Wir begegneten einigen Indianern, die, ihre Machetes in der Hand, zu ihrer Morgenarbeit gingen; auch einem Reiter auf einem Maulesel mit einer Frau vor sich, um deren Leib er seinen Arm schlang.

Ich ritt meinen Reisegefährten voraus. Auf der Höhe des Rückens, ein wenig seitwärts von der Strasse, sah ich ein kleines weisses, vollkommen nacktes Mädchen vor einem Rancho spielen. Da die meisten Leute, denen wir begegneten, Indianer oder Ladiños waren, so zog die Erscheinung des weissen Kindes meine Aufmerksamkeit auf sich und ich ritt auf die Hütte zu. Der Besitzer schwang sich unter dem Vorbau in einer Hängematte und rauchte eine Cigarre. In einer kleinen Entfernung stand ein Schuppen, der mit Maisstengeln und -Blättern überdeckt war und die *cucinera (cocina?)* oder Küche hiess. Wie gewöhnlich waren, während der Don in seiner Hängematte einer behaglichen, faulen Ruhe genoss, die Frauen bei der Arbeit beschäftigt.

Ich ritt nach der *cucinera* hin und stieg ab. Die Familie bestand aus der Mutter, einer hübschen Schwiegertochter von etwa neunzehn Jahren und zwei Töchtern von etwa fünfzehn und siebenzehn Jahren. Vielleicht möchte der Leser gern recht viel von den Trachten des Landes erfahren; allein da ich ihn einen Blick in dieselben bereits habe thun lassen, so wird er keiner weitern Schilderungen bedürfen und darum schweige ich hier. Zu Ehren meines Besuchs riss die Mutter das kleine Mädchen, das meine Schritte nach dem Rancho gelenkt, hinweg, führte es ins Haus hinein und warf ihm ein Kleidchen über den Kopf, das, glaube ich, von den kleinen Mädchen allgemein getragen wird; es währte aber nur wenige Minuten, so machte sich meine kleine Freundin von ihrem Putze wieder frei und watschelte mit dem Kleidchen unterm Arm umher.

Die ganze Familie war mit Tortillasbacken beschäftigt. Diese Tortillas bilden das Brot im mittlern und überhaupt im ganzen spanischen Amerika und sind die einzige Art, die es giebt, ausgenommen in den Hauptstädten. An dem einen Ende der Küche war eine Erhöhung, auf welcher eine Platte lag, die auf drei Steinen ruhte und unter welcher ein helles Feuer loderte. Die Schwiegertochter hatte ein irdenes Gefäss mit Mais vor sich, der zur Entfernung der Hülsen in Kalkwasser eingeweicht ward; indem sie dann eine Handvoll davon auf einen länglichen, einwärts gekrümmten Stein legte, zerquetschte sie ihn mittelst einer Walze von Stein zu einem dicken Teige. Diesen nahmen die Mädchen, drückten ihn mit den Händen zu flachen Kuchen und legten ihn zum Backen auf die Platte. Dieser

Prozess wird für jede Mahlzeit wiederholt, daher ein grosser Theil der Frauenarbeit im Tortillasbacken besteht.

Als Herr Catherwood anlangte, waren die Tortillas soeben vom Feuer weggenommen worden, weshalb wir zum Frühstück hier anhielten. Sie reichten uns dazu den einzigen Leckerbissen, den sie hatten — Kaffee aus geröstetem Korn, den wir aus Artigkeit gegen ihre Freundlichkeit und Güte tranken. Wie ich, so ward auch Herr C. von der Schönheit dieser Familiengruppe frappirt. Bei feiner Kleidung und feiner Erziehung hätten diese jungen Mädchen Zierden der gebildeten Gesellschaft sein können; aber es war im Buche des Schicksals anders beschlossen und sie werden ihr Leben mit Tortillasbacken verbringen.

Nachdem wir noch eine ganze Stunde lang auf dem Rücken des Bergs fortgegangen waren, betraten wir ein bewaldeteres Land und kamen in einer halben Stunde an ein grosses Thor, das quer über die Strasse gleich einem Schlagbaume stand. Es war das erste uns vorgekommene Zeichen einer Privat- oder Territorialgränze und würde in andern Ländern ein geeignetes Eintrittsthor zu einem fürstlichen Landsitz gebildet haben; denn das massive Zimmerwerk mit allen seinen Pfosten und Stützen bestand ganz aus Mahagoni. Die Hitze war jetzt ausserordentlich. Wir betraten einen dichten Wald und überschritten ein wildes Gewässer, durch welches Schweine herüberschwammen. Bald darnach kamen wir zu einer Cochenillepflanzung und zogen durch einen langen, dicht bis zum Ersticken mit Sträuchern und Baümen eingefassten und überschatteten Weg. Darnach traten wir in eine offne Ebene heraus, auf welche die Sonne mit fast unerträglicher Gewalt traf, und zogen nach Uiberschreitung derselben in Gualan ein. Es rührte sich kein Lüftchen; die Haüser und die Erde schienen Hitze auszuströmen. Meine Gedanken wurden wirr, es drehte sich mir im Kopfe und ich fühlte mich von der Gefahr eines Sonnenstichs bedroht. In diesem Augenblicke erfolgte ein leichter Erdstoss. Er kam nicht zu meinem Bewusstsein, denn ich war ganz überwältigt von der ungeheuern Hitze und Dicke der Atmosphäre, die ihn begleitete.

Wir ritten zum Hause von Doña Bartola, an die wir einen Empfehlungsbrief hatten, und ich kann die Befriedigung nicht schildern, mit welcher ich mich hier in eine Hängematte warf. Schatten und Ruhe erquickten mich und stellten mich wieder her. Zum ersten Male, seit wir Izabel verliessen, wechselten wir jetzt die Kleider, zum ersten Male auch assen wir zu Mittag.

Gegen Abend schlenderten wir durch die Stadt. Sie steht auf einer Unterlage von Breccie, liegt am Vereinigungspunkte zweier herrlicher Ströme und ist rings von einem Gebirgsgürtel umgeben. Die einzige Hauptgasse, deren Haüser einstöckig sind und an der Frontseite Saülengänge haben, läuft auf eine *plaza* oder öffentlichen Platz aus, an dessen einer Seite eine grosse Kirche mit einem gothischen Portale steht, und vor dieser, in einer Entfernung von zehn bis zwölf Ellen, ein Kreuz von etwa zwanzig Fuss Höhe. Die Bevölkerung zählt gegen 10,000 Seelen und besteht hauptsächlich aus Mestizen. Von der *plaza* aus gingen wir zum Motagua, wo am Ufer ein im Bau begriffenes, ungefähr fünfzig Fuss langes und zehn Fuss breites Boot

lag, das gänzlich von Mahagoni war. Nahe dabei wateten eine Gesellschaft von Männern und Frauen durch den Strom und trugen dabei ihre Kleidungsstücke auf dem Kopfe; an einem andern Punkte badeten drei Weiber. Es knüpfen sich keine alten Erinnerungen an diesen Ort, aber diese wilde, grossartige Landschaft, die Wolken und Tinten des Himmels und die sinkende Sonne, die ihren Glanz auf die Gebirge warf, waren von ergreifender Schönheit. Mit Dunkelwerden kehrten wir nach Hause zurück. Wir hatten ein Zimmer für uns, nur dass wir es mit einigen tausend Ameisen theilen mussten, die die Kerzen ganz schwarz machten und alles der Verderbniss Unterworfene bedeckten.

Am frühen Morgen ward uns Chocolade mit einem kleinen Wecken Süssbrot aufgetragen. Während wir noch beim Frühstück sassen, kam unser Maulthiertreiber und stellte eine Forderung von drei Dollars mehr als ihm gebührte. Wir weigerten uns zu zahlen und er ging wüthend fort. In einer halben Stunde erschien ein Alguacil bei mir mit einer Vorladung vor den Alcalden. Grossen Spass machte mir bei dieser Gelegenheit Herr Catherwood, der gerade seine Pistolen putzte und die Stadt zu bombardiren drohte, wenn man mich ins Gefängniss stecken würde. Der *cabildo* oder das Rathhaus nahm die eine Seite des Hauptplatzes ein. Wir traten hier in ein grosses Zimmer, dessen eines Ende durch ein Holzgitter abgetrennt war. Dadrinnen sassen der Alcalde und sein Gerichtsschreiber und davor stand der Maulthiertreiber mit einer Anzahl halbnackter Kerle, die der Sache Nachdruck geben sollten. Er hatte seine Forderung bis auf einen Dollar ermässigt, ohne Zweifel in der Meinung, ich würde lieber zahlen als Unannehmlichkeiten haben. Es war nicht sehr respectabel, wegen eines Dollars gerichtlich belangt zu werden; aber ich sah ihm beim Eintreten ins Gesicht und beschloss nicht einen Cent zu zahlen. Ich pochte übrigens nicht auf mein Vorrecht, das mir das Völkerrecht gewährte, sondern liess mich in meiner Vertheidigung blos auf das Materielle des Klagefalls ein, und der Alcalde entschied zu meinen Gunsten, worauf ich ihm meinen Pass vorzeigte und er mich in die Schranke einzutreten ersuchte und mir eine Cigarre anbot.

Als diess vorüber war, hatte ich wichtigere Dinge abzumachen. Fürs Erste nämlich waren Maulthiere zu miethen; fürs Zweite war wegen des Waschens unserer Wäsche zu verhandeln, ein gar complicirtes Geschäft, da es nöthig war, genau anzugeben, welche Gegenstände gewaschen, welche geplattet und welche gestärkt werden sollten; fürs Dritte endlich bestellte ich bei einem Schneider ein Paar Pantalons, wobei ich das Zeug, den Futterkattun, die Knöpfe und den Zwirn zusammenkaufen musste, während sich Nadeln und Fingerhut bei dem Tailleur selbst vorfanden.

Gegen Abend gingen wir noch einmal an den Fluss und gaben bei unsrer Rückkehr nach Hause Doña Bartola Unterricht im Theebereiten. Wegen einer am andern Tage stattfindenden grossen Feierlichkeit, des Gebetes zur heiligen Lucia, war an diesem Abende die ganze Stadt in Bewegung. Und am andern Morgen verkündeten Flintenfeuer, Schlagschwärmer und Raketen die unerwartete aber willkommne Ankunft dieser Heiligen, einer der grössten Kalenderheiligen und nächst San Antonio der gefeiertsten wegen ihrer Wunderkraft. Mora-

zans Erhebung zur Macht ward durch eine Verfolgung der Geistlichkeit bezeichnet, welchen Act seine Freunde eine Reinigung einer verderbten Körperschaft, seine Feinde einen Krieg gegen Religion und Moralität nannten. Das Land war damals von Priestern und Mönchen der verschiedenen Orden überschwemmt. Uiberall waren die grössten Gebaüde, die besstbebauten Ländereien und ein grosser Theil des Reichthums des Landes in ihren Händen. Ohne Zweifel gab es viele redliche Männer unter ihnen; so Manche aber bedienten sich ihres heiligen Gewandes als eines Deckmantels für Büberei und Laster, und die Meisten waren Müssiggänger, die da ernteten, wo sie nicht gesäet hatten, und mit dem Schweisse anderer Menschen ein schwelgerisches Leben führten. Worin auch immer der Grund gelegen haben mag, so viel ist gewiss, dass sich die frühere Periode in Morazans Verwaltung durch Feindseligkeit gegen sie als Gesammtheit auszeichnete; sie schwebten vom Erzbischofe von Guatemala an bis herab zum ärmsten Mönche sämmtlich in Gefahr; Einige suchten Rettung in der Flucht, Andere wurden verbannt und Viele von einer rohen Soldatesca aus ihren Klöstern und Kirchen gerissen, nach den Seehäfen geschleppt und nach Cuba und Alt-Spanien eingeschifft, unter Androhung der Todesstrafe, wenn sie zurückkehrten. Das Land bot einen ziemlich verlassenen Anblick dar; viele Kirchen fielen in Trümmer; andere standen zwar noch, aber ihre Pforten öffneten sich nur selten; die Ausübung der religiösen Riten, ja selbst das Andenken daran schwanden allmälig dahin. Carrera und seine Indianer, in denen die mystischen Gebraüche des Christenthums auf den Aberglauben ihrer Väter gepfropft waren, hatten durch ihren Eifer, die verbannte Geistlichkeit ins Land zurückzuführen und die Macht der Kirche wiederherzustellen, einen bedeutenden Einfluss auf die Gemüther des Volks erlangt. Die Rundreise der Santa Lucia ward als das Anzeichen einer Aenderung in der Gesinnung und Verwaltung betrachtet, als ein Vorspiel zur Wiederherstellung des Einflusses der Kirche und der Neubelebung der dem Herzen des Indianers so theuern Ceremonien. In diesem Sinne ward die Reise in allen Städten, durch die sie ging, freudig begrüsst, und an jenem Abende wollte die Heilige nun die Gebete der Christen von Gualan entgegennehmen.

Die heil. Lucia genoss einer ganz besondern Popularität wegen ihrer wunderbaren Gewalt über die Herzensneigungen der jungen Leute; denn jeder junge Mann, der um eine Frau, oder jedes junge Weib, das um einen Mann zu ihr betete, war gewiss, des Gegenstandes eines solchen Gebetes theilhaftig zu werden; und wenn der oder die Betende der Heiligen die bestimmte ersehnte Person bezeichnete, ward das Gebet erhört, vorausgesetzt dass eine solche Person nicht bereits verheirathet war. Es lag nichts Befremdliches darin, dass eine Heilige mit so ausserordentlichen Kräften, die die zartesten Empfindungen so direct berührten, an einem Orte, wo die Gefühle oder vielmehr die Leidenschaften ganz besonders der Liebe zugeneigt sind, Furore machte.

Doña Bartola lud uns ein, sie auf ihrem Gange zur Heiligen zu begleiten. Unterwegs sprachen wir bei einer ihrer Freundinnen ein, wo während der ganzen Zeit unsers Besuchs ein Dienstmädchen Strohcigarren, zu denen sie den Tabak in ihrem Schoosse liegen hatte,

zum sofortigen Gebrauche fertigte. Hier zum ersten Male rauchten wir in Gesellschaft mit Damen, und es nahm sich anfangs ziemlich linkisch aus, wenn wir sie um Feuer baten; unsere Ungeschicktheit und Verlegenheit wurden uns aber an jenem Abende so ganz und gar gebrochen, dass uns später niemals wieder die kleinste Befangenheit beikam. Die Unterhaltung drehte sich um die Heilige und ihre wunderthätigen Kräfte. Als wir uns nun ein Bisschen skeptisch dagegen bezeigten, sagte die Magd mit jener in ganz Centralamerika herrschenden, obwohl die Achtung keineswegs beiseitsetzenden Offenheit und Vertraulichkeit, es wäre gottlos, daran zu zweifeln; sie hätte selbst auch zur Heiligen gebetet und schon zwei Monate darnach wäre sie verheirathet gewesen, und zwar eben an jenen Mann, um welchen sie gebeten, obwohl er damals keine Idee von ihr gehabt, auch in der That nach einem andern Mädchen Verlangen gehabt hätte.

Durch diese Erzählung in unserm Glauben bestärkt brachen wir mit Kind und Kegel auf, um der Heiligen unsere Huldigung darzubringen. Der Klang einer Violine und das Knattern von Raketen verriethen uns die Richtung ihres zeitweiligen Aufenthalts. Sie hatte ihre Residenz in der Hütte eines armen Indianers in der Vorstadt aufgeschlagen. Schon einige Zeit zuvor, ehe wir besagte Hütte erreichten, trafen wir auf Schaaren von Menschen beider Geschlechter, von allen Altern und Farben, auf alle Art bekleidet und unbekleidet, rauchend und plaudernd, in allen möglichen Stellungen auf dem Boden sitzend oder liegend. Man machte uns Platz und wir traten in die Hütte ein.

Sie hatte ungefähr zwanzig Fuss im Gevierte, war oben und an den Seiten mit Maisblättern bedeckt und mit einer dichtgedrängten Menge knieender Männer und Frauen angefüllt. Auf der einen Seite stand ein Altar, etwa vier Fuss hoch und mit einem saubern weissen Baumwollentuche überdeckt. Oben auf dem Altar befand sich ein Gestell mit drei Erhöhungen, gleich einem Blumentritte, und darauf stand ein Kästchen, das eine grosse, in blaue Seide gekleidete und mit Blattgold, Flinkern und künstlichen Blumen geputzte Wachspuppe in sich schloss. Diess war die Santa Lucia. Uiber ihr erhob sich ein Himmel von rothbaumwollnen Zeuge, auf welchem ein Kreuz in Gold gemalt war. Zur Rechten war ein Tragsessel zu sehen, mit rothem Zeug und Blattgold ausgeputzt: es war die Reiseequipage der Heiligen; und daneben standen Indianer in halb priesterlicher Kleidung, auf deren Schultern sie reiste; vom Dach der Hütte hingen Orangenschnüre herab und die rohen Balken waren mit Zuckerrohrblättern umkleidet. Am Fusse des Altars lag eine Matte ausgebreitet, auf welcher Knaben und Mädchen spielten, unter denen ein Bürschlein von sechs Jahren in dem malerischen Kostüme eines blossen Strohhuts mit kaltem Blicke die Menge mass.

Die Gebetsceremonie hatte bereits begonnen und die Musik einer Trommel, einer Violine und eines Flageolets unter Direction des indianischen Ceremonienmeisters übertaübte den Lärmen der Stimmen. Doña Bartola, welche Wittwe war, sowie die andern Damen in unsrer Gesellschaft fielen auf die Kniee, während ich, mich ihren Gebeten empfehlend, nichts weiter that als dass ich umherschaute und die Gesichter der Umstehenden aufmerksam studirte. Es waren einige

Leute von beiden Geschlechtern dabei, die man, streng genommen, nicht mehr jung nennen konnte, die aber nichtsdestoweniger ebenso flott darauflos beteten. An manchen Orten würden die Leute die Beschuldigung, dass sie nach einem Manne oder Weibe begierig seien, zurückweisen; nicht so in Gualan: hier beteten sie vor Aller Augen um Das, was sie als einen Segen betrachteten. Manche Männer waren dermassen in Feuer, dass ihnen der Schweiss in grossen Tropfen auf dem Gesicht stand, und Keinem kam der Gedanke bei, dass das Beten um einen Mann die Wange der sittsamen Jungfrau röthen müsse. Ich beobachtete das Gesicht eines jugendlichen indianischen Mädchens, das von Begeisterung und Hoffnung strahlte, und während ihre Augen auf dem Bilde der Heiligen ruhten und ihre Lippen sich im Gebet bewegten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, dass ihr Herz vielleicht für einen unwürdigen Liebhaber erglühte.

Ein ganz andrer Anblick bot sich ausserhalb der Hütte dar. Während in ihrer Nähe Reihen von Männern und Weibern niederknieten, waren weiterab wilde Gruppen von halbnackten Männern und Knaben zu sehen, welche Raketen und Feuerwerke losliessen. Indem ich durch sie hinschritt, blitzte unter meinen Füssen ein Feuer auf und ein Schlagschwärmer explodirte mir so nahe, dass mich das Pulver versengte, und siehe da, wie ich mich umwandte, sah ich meinen schurkischen Maulthiertreiber davoneilen. Weiterhin waren Gesellschaften von jungen Männern und Frauen, die im Scheine lodernder Fichtenspäne einen Tanz aufführten. In einer Hütte in geringer Entfernung standen zwei hässliche alte Weiber neben grossen Kesseln über hellen Flammen, die deren Inhalt mit langen hölzernen Löffeln umrührten und ausschöpften, Hexen gleich, die Gift statt Liebestränke austheilten.

Um 10 Uhr waren die Gebete zur Heiligen zu Ende und die Menge trennte sich in Gruppen und Paaren und es ging nicht ohne so manche lose Liebelei ab. Für unsre Gesellschaft ward an der Seite der Hütte eine Matte ausgebreitet, auf der wir uns, sämmtlich mit brennenden Cigarren, niederliessen, worauf Becher, aus kleinen Kürbissen gemacht und mit gekochtem und durch verschiedne Süssigkeiten *(dulces)* angenehm gemachten Mais gefüllt, von Mund zu Munde gingen, indem Jeder einen Schluck that und das Trinkgeschirr dem Nächsten reichte, was ohne Unterbrechung über eine Stunde fortgesetzt ward. Wir blieben bis nach Mitternacht hier sitzen und waren gleichwohl immer noch die Ersten, welche aufbrachen. So viel erkannten wir aus dem ganzen Thun und Treiben, dass das Gebet zur Santa Lucia allerdings zur Ehe führen musste, und ich konnte nicht umhin zu bemerken, dass die Meisten bei diesem Mittel, Gatten und Gattinnen zu bekommen, geneigt schienen, einigermassen selbstthätig mit einzugreifen und nicht Alles der Gnade der Heiligen zu überlassen.

Da der nächste Tag ausserordentlich heiss war, so blieben wir zu Hause. Abends besuchten wir den Padre, der soeben aus einem nahen Orte zurückgekommen war. Er war ein kleiner, fetter Mann in weisser Nachtmütze, blaugestreifter Jacke und weissen langen Beinkleidern, den wir behaglich in einer Hängematte sich schwingend und eine Cigarre rauchend trafen. Er hatte eine Menge Frauen und Kin-

der in seinem Hause; was aber die Verwandtschaft betraf, in welcher sie zu ihm standen, so waren die Leute verschiedner Meinung. Von ihm erhielten wir über das Land mehr Belehrung als wir bisher zu erlangen im Stande gewesen waren, ganz besonders aber über Copan, eine Ruinenstadt, die wir zu besuchen wünschten. Er besass genaue Kenntniss von der Geschichte der Indianer und war mit dem Charakter der gegenwärtigen Race vollständig bekannt. Auf unsre Frage, ob die Indianer alle Christen wären, antwortete er, sie wären andächtig und religiös und hätten grosse Ehrerbietung vor den Priestern und Heiligen. Wir hätten wohl lachen können, wenn wir daran dachten, dass er seine behagliche Gestalt mit den Heiligen in Eins mengte; allein der Mann besass so viel gesunden Verstand und gesundes Gefühl, dass wir keine Neigung zum Spötteln in uns fühlten.

Am nächsten Morgen erschien unser neuer Maulthiertreiber, aber in Folge eines Missverständnisses hatte er nicht Thiere genug, um unser gesammtes Gepäck mit fortzunehmen. Statt zu warten brachen wir lieber ohne ihn auf und liessen ihm einen Theil des Gepäcks zurück, damit er es am folgenden Tage nach Zacapa schaffen möchte.

Als wir aus Gualan heraus waren, hatten wir den Motagua-Fluss, der uns nun befreundet geworden war, zu unsrer Rechten, jenseits desselben aber die grosse, 6—8000 Fuss hohe Gebirgskette von Vera Paz. Nach einer Stunde begann der Weg aufzusteigen. Alsbald sahen wir uns in einer wahren Blumenwildniss, wo Sträucher und Gebüsche mit Purpur und Roth überkleidet und auf den Abhängen des Berges und in den wilden, zum Flusse hinabführenden Ravinen grosse Bäume dermassen mit Roth übergossen waren, dass sie wie eine einzige Blume aussahen. Nach drei Stunden stiegen wir von unsrer Berghöhe wieder abwärts und kamen von Neuem ans Ufer des Flusses, der rasch dahinschoss und hier und da Stromschnellen bildete. Wir folgten ihm gegen eine Stunde lang und erhoben uns abermals mehre tausend Fuss hoch. Um 2 Uhr erreichten wir den Flecken San Pablo, der auf einem hohen Plateau lag, von dem er auf den Fluss herniederblickte und in seiner Aussicht durch die Gebirge von Vera Paz begränzt ward. Die Kirche stand am Eingange des Ortes. Hier machten wir Halt und liessen unsere Thiere grasen, während wir am Säulenportal unser Mahl einnahmen. Es war ein schönes Plätzchen, und zwei Wasserfälle, die am fernen Bergabhange gleich Silberstreifen herüberglänzten, erinnerten uns an die Cascaden der Schweiz.

Nachdem wir uns vom Alcalden einen Führer bis Zacapa verschafft, setzten wir unsern Marsch von Neuem fort und hatten noch zwei weitere Stunden denselben grossen Gebirgszug zu unsrer Rechten. Die Sonne war verhüllt, dann und wann aber durchbrach sie das Gewölk und übergoss die Seiten des Berges mit Lichtglanz, während ihre Spitzen mit Wolken bedeckt waren. Um 4 Uhr bekamen wir eine Fernsicht über die grosse Ebene von Zacapa, die an ihrem jenseitigen Ende von einem dreieckigen Gebirgsgürtel begränzt ward, an dessen Fusse die Stadt Zacapa lag. Wir stiegen hinab, kreuzten die grünbekleidete und wohlangebaute Ebene, überschritten einen Strom mit einem hohen zerrissenen Ufer und zogen in die Stadt ein.

Es war die schönste Stadt, die wir bis jetzt gesehen. Die Strassen waren regelmässig und die Häuser mit Mörtel beworfen und geweisst

und hatten grosse mit Balcons versehene Fenster und Arkaden. Die Kirche hatte eine Länge von 250 Fuss, zehn Fuss dicke Mauern und eine reich mit maurischen Arabesken verzierte Façade. Sie war in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut. An dem einen Ende des Kreuzes befand sich ein Schneiderladen und das andre war dachlos. An der einen Ecke erhob sich ein Glockengerüst, aus vier rohen Baumstämmen bestehend, die ein spitziges, mit Ziegeln gedecktes Dach trugen. Die zwei Glocken hingen von einem rohen Balken herab, und als wir vorübergingen, stand auf einer Platform darunter ein halbnackter Indianer und läutete zur Vesper.

Wir ritten nach dem Hause Don Mariano Durante's hin, einem der grössten und bessten im Orte, das an der Frontseite gegen 100 Fuss mass und einen Corridor hatte, der sich in seiner ganzen Länge hinzog und mit Quadersteinen belegt war. Die Thür ward uns von einem recht respectabel aussehenden Neger geöffnet, der uns auf Französisch sagte, dass Señor Durante zwar nicht zu Hause wäre, sein Haus aber zu unsrer Verfügung stände; und nachdem wir rund herum bis zum Hofthor an der hintern Langseite gegangen, führte er uns in einen geraümigen, mit Baümen und Blumen geschmückten Hofraum, an dessen einer Seite eine *caballeria* oder ein Pferdestall lag. Wir liessen unsere Thiere in den Händen der Diener und traten in die *sala* oder das Empfangszimmer, das beinahe die ganze Frontseite einnahm, grosse, bis auf den Fussboden reichende Fenster und eiserne Balcons hatte und mit Tischen, einem europäischen Bureau und Stühlen ausmeublirt war. In der Mitte des Zimmers und an den Fenstern hingen schöngearbeitete und vergoldete Vogelbauer mit schönen einheimischen Singvögeln und zwei Canarienvögeln aus Havana. Diess war der Wohnsitz zwei unverheiratheter Brüder, die aus Theilnahme für die Bedürfnisse der Reisenden in einem von Gasthaüsern gänzlich entblössten Lande immer eine Thür zu ihrer Bequemlichkeit offen hielten. Wir hatten Kerzen angezündet und machten es uns ganz gemächlich. Ich sass eben an einem Tische und schrieb, als wir draussen das Getrampel von Maulthieren hörten, wornach ein Herr eintrat, sein Schwert und seine Sporen abnahm und seine Pistolen auf den Tisch legte. In der Meinung, er sei ein Reisender gleich uns, baten wir ihn Platz zu nehmen, und als das Abendessen servirt ward, luden wir ihn ein, Theil zu nehmen. Und nicht eher als beim Schlafengehen entdeckten wir, dass wir einem der Herren des Hauses die Honneurs gemacht hatten. Was er auch von uns gedacht haben mag, so schmeichle ich mir doch, dass er keinen Grund gehabt hat, sich über Mangel an Aufmerksamkeit zu beklagen.

VIERTES KAPITEL.

Kauf eines Sattels. — Eine Schule und ihre Reglements. — Gespräch mit einem Indianer. — Die spanische Uibersetzung des „Spions.“ — Chiquimula. — Eine Kirche in Trümmern. — Ein Veteran des französischen Kaiserreichs. — San Estevan. — Ein Gebirgsland. — Ein Streithandel mit einem Maulthiertreiber. — Eine verödete Stadt. — Ein roher Angriff. — Verhaftung. — Einsperrung. — Freilassung.

Den nächsten Tag waren wir genöthigt auf unsern Maulthiertreiber zu warten. Unser Führer vom Abende zuvor hatte einen unsrer Sättel gestohlen, und hier zum ersten Male wurden wir mit einem Uibelstande bekannt, der uns durch ganz Centralamerika begleitete und in der Schwierigkeit bestand, irgend etwas Fertiges zu kaufen. So fanden wir bei einem Hufschmidt zwar ein Gebiss theilweise gemacht, aber er hatte nicht Kohle genug, um es vollends fertig zu machen. Zum Glück langte an diesem Tage ein Indianer mit einer Rückenladung Kohle an, so dass die Arbeit vollendet werden konnte. Das Kopfgestell ward bei einem Sattler gekauft und die Zügel, die, sowie eine Peitsche, von geflochtenem Leder waren, fanden wir glücklicherweise schon fertig vor. Die Ankunft der Kohle setzte den Schmidt nun auch in Stand, uns mit ein paar Sporen zu versehen.

In Zacapa sahen wir zum ersten Male ein Schulhaus. Es war ein recht ansehnliches Gebaüde, vorn mit Saülen geziert, und an der Mauer hing eine grosse Karte mit einer langen Reihe verwickelter Artikel, worin die Belohnungen und Strafen der Schüler erklärt waren. Die Schule, zu deren Leitung diese Bestimmungen dienen sollten, bestand aus fünf Knaben. Es war beinahe Mittag und noch immer war der Lehrer, welcher der Schreiber des Alcalden war, nicht erschienen. Die einzigen Bücher, die ich sah, waren ein katholisches Gebetbuch und eine Uibersetzung von Montesquieus „Geist der Gesetze“. Die Knaben waren hübsche kleine halbweisse Bürschlein. Ich nahm mit einem derselben ein Additionsexempel vor und dann Uibungen im Schreiben, worin er sich sehr vorgeschritten zeigte, denn er schrieb auf Spanisch mit einer Hand, die ich nicht verkennen konnte, die Worte: „Schenken Sie mir einen Medio“ (Sixpence).

Wir waren in einiger Velegenheit, was wir vornehmen sollten, als unser Wirth des Nachmittags einen Indianer hereinrief zu dem Zwecke, damit wir mit seiner Hilfe eine Sammlung indianischer Wörter anfertigen könnten. Die erste Frage, die ich an den Mann stellte, betraf den Namen Gottes, worauf er die Antwort gab „*Santisima Trinidad*“. Ich erklärte ihm nun durch unsern Wirth, dass ich nicht den spanischen, sondern den indianischen Namen zu hören wünschte, worauf er wie zuvor antwortete “*Santisima Trinidad*“ oder „*Dios*“. Ich formte meine Frage auf die verschiedenartigste Weise, vermochte aber keine andre Antwort herauszubekommen. Er gehörte einem Stamme Namens Chinaute an. Ich musste entweder annehmen, dass sie nie einen grossen Geist, der die Welt regiere und leite, erkannt, oder dass ihre religiösen Begriffe eine so vollständige Umwandelung erlitten

hatten, dass ihnen ihr eignes Wort für die Gottheit verloren gegangen war.

Den Abend ward die Stadt in grosse Aufregung versetzt durch den Einzug eines Detachements von Carrera's Soldaten, das auf dem Wege nach Izabel begriffen war, um daselbst angekaufte Musketen in Empfang zu nehmen und zu escortiren. Das Haus unsers Freundes war ein gewöhnlicher Sammelplatz von Bewohnern der Stadt und die Unterhaltung drehte sich, wie gemeiniglich, um den revolutionären Zustand des Landes. Einige waren, sobald sie meinen officiellen Charakter erfuhren, besorgt um mich, wenn ich direct nach San Salvador, dem Hauptquartiere Morazans oder der föderalistischen Partei, gehen wollte, und versicherten mir, dass die Strasse nach Guatemala von den Truppen Carrera's besetzt und gefährlich zu bereisen wäre. Ich kannte die Leidenschaften und Wirkungen des Parteigeistes zu gut, um in die Worte von Parteimenschen unbedingten Glauben zu setzen, und suchte von dem Gegenstande abzulenken. Unser Wirth fragte, ob wir jetzt Krieg in unserm Lande hätten, und sagte mir, dass er von unsrer Revolution wüsste, da er die *historia de la revolucion de los Estados Unidos del Norte* in vier Bänden gelesen hätte, worin General Washington unter dem Namen Harper aufträte und Jack Lawton und Dr. Sitgreaves zwei der Hauptcharaktere wären, woraus ich ersah, was vielleicht manchem meiner Leser neu sein wird, dass Coopers „Spion" in der spanischen Uibersetzung eine „Geschichte der amerikanischen Revolution" genannt wird.

Unser Maulthiertreiber erschien am nächsten Tage erst spät. Mittlerweile hatte ich Gelegenheit gehabt, über den Zustand der Strassen und des Landes überhaupt genaue Belehrung einzuziehen, und da ich die Uiberzeugung hatte, dass es, was den Zweck meiner Mission betraf, nicht nothwendig wäre, unmittelbar nach Guatemala zu gehen, und dass es in der That räthlich wäre, lieber noch eine Weile zu verziehen und den Ausgang der krampfhaften Bewegungen, welche eben jetzt das Land zerrissen, abzuwarten, so beschlossen wir, Copan zu besuchen. Es lag freilich völlig ausserhalb der gewöhnlichen Reiseroute und, wenngleich nur einige Tagereisen entfernt, in einer selbst in Zacapa nur wenig gekannten Gegend des Landes; unser Maulthiertreiber aber sagte, er kenne den Weg, und verpflichtete sich contractlich, uns, unter Vorausbestimmung der verschiednen Halteplätze, in drei Tagen dorthin und von da direct nach Guatemala zu führen.

Um 7 Uhr am nächsten Morgen brachen wir auf. Obgleich sowohl mein Reisegefährte als ich erfahrene Reisende waren, so war doch unser Gepäck für eine Reise mit Maulthieren in einem gebirgigen Lande herzlich schlecht verpackt, indem es ebenso schwer aufzuladen war als leicht abrutschte; und im Einklange hiermit standen uns beiden nicht mehr als ein einziges Paar Sporen zur Verfügung. In einer Stunde durchritten wir den Motagua, der hier noch immer ein breiter, tiefer Strom mit reissender Strömung war; und da wir mit tüchtig durchnässten Füssen und Beinen herauskamen, so verminderte diess in etwas das Bedauern, mit welchem wir dem schönen Flusse auf eine Zeit lang Lebewohl sagten. Wir ritten hierauf noch eine Stunde weit auf der Ebene von Zacapa fort, die mit Korn und Coche-

nille angebaut und durch Busch- und Cactuseinfriedigungen abgetheilt war. Weiterhin ward das Land gebrochen, dürr und unfruchtbar und es währte nicht lange, so begann das Ersteigen eines steilen Bergs. In zwei Stunden erreichten wir seinen 3—4000 Fuss hohen Gipfel und hatten eine schöne Aussicht auf die hinter uns liegende Ebene und die Stadt Zacapa. Nachdem wir den Rücken desselben überschritten, kamen wir auf einen kühnen, jäh abfallenden Auslaüfer und erblickten bald eine zweite ausgedehnte Ebene und fernab die Stadt Chiquimula mit ihrer ungeheuren Kirche vor uns. Zu beiden Seiten des Rückens stürzten gewaltige Schluchten ab und die gegenüberliegenden Höhen waren mit blassrothen Mimosen bedeckt. Wir stiegen auf einem langen, im Zickzack gehenden Wege hinab und erreichten die Ebene, die mit Mais, Cochenille und Pisang bestanden war. Nach abermaliger Uiberschreitung eines Gewässers mit hohem Ufer zogen wir um 2 Uhr in Chiquimula, der Hauptstadt des gleichnamigen Departements, ein. Die Mitte des Hauptplatzes nahm eine schöne, von Palmen überschattete Fontäne, an welcher Frauen ihre Wasserkrüge füllten, ein und die Seiten desselben die Kirche und das Rathhaus. In einer Ecke des Platzes lag ein Haus, zu welchem wir durch den Anblick einer Frau, die in der Thür stand, gezogen wurden. Ich kann sie wohl eine Dame nennen, denn sie trug einen hinten nicht offnen Uiberrock und Schuhe und Strümpfe und ihr Gesicht war von nicht gewöhnlichem Reiz, von dunkler Farbe und mit feingezeichneten Brauen. Um die Wirkung ihrer Reize noch zu erhöhen, empfing sie uns in ihrem Hause mit einem anmuthigen Willkommen, und nach wenigen Minuten lag ihr Schuppen mit unserm verschiedenartigen Gepäcke vollgepfropft.

Nach einem kleinen Imbiss nahmen wir unsere Büchsen und gingen nach dem Rande des Plateaus hinab, um eine gigantische, in Trümmern liegende Kirche, die schon in weiter Ferne unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, zu besichtigen. Sie mass 75 Fuss in der Fronte, 250 in der Tiefe und hatte 10 Fuss dicke Mauern. Die Façade war mit Verzierungen und überlebensgrossen Heiligengestalten geschmückt. Das Dach war eingestürzt und das Innere mit ungeheuren Stein- und Kalkmassen und dichtem Baumwuchs angefüllt. Die Kirche ward von den Spaniern auf der Stelle des alten indianischen Ortes erbaut, der, zweimal von Erdbeben zertrümmert, von den Einwohnern verlassen ward, worauf man die Stadt da erbaute, wo sie gegenwärtig steht. Die zerstörte Stadt diente jetzt als *campo santo* oder Begräbnissplatz; die Gräber der Vornehmen des Ortes enthielt das Innere der Kirche, in den Nischen der Mauer ruhten die Gebeine der Priester und Mönche mit ihren darunter geschriebnen Namen. Ausserhalb befanden sich die Gräber der gewöhnlichen Leute, ungeschützt und ungepflegt und mit obendarauf gelegter und nur leicht mit Erde bedeckter Tragbahre von geflochtenen Ruthen, auf der man sie herausgeschafft. Die Leiber waren zerfallen, die Gräber standen gähnend offen. Rings um diese Scene der Verlassenheit und des Todes hatte die Natur ihre Schönheit in verschwenderischer Fülle ausgegossen: der Boden war mit Blumen überschüttet und prachtfarbige Papageien sassen auf allen Büschen und Baümen oder flatterten in ganzen Flügen über unsern Haüptern hin und störten durch ihr sinnloses Geschwätz die Stille des Grabes.

Als wir zur Stadt zurückkamen, sahen wir wohl an zwölfhundert Soldaten auf dem Platze in Parade aufgestellt. Ihr Anblick war trotzigwild und banditenartig. Mit wahrer Beruhigung sahen wir Verbrecher durch die Gitter des Gefängnisses gucken oder in Ketten auf dem Platze einhergehen, denn es bewies, dass doch die Verbrechen mitunter bestraft wurden. Bei all ihrem wilden Aussehen hatten doch die Officiere, die auf stolzen Maulthieren oder sehr kleinen Pferden ritten und in der Satteldecke und Rüstung fast versteckt waren, etwas an sich, was an das Komisch-Heroische gränzte. Während wir sie betrachteten, ritt General Cascara, der Commandant des Departements, von einem Diener begleitet die Linie hinauf. Er war Italiäner, über sechszig Jahre alt, hatte unter Napoleon in Italien gedient und bei des Kaisers Sturze sich nach Centralamerika geflüchtet. Von Morazan verbannt, war er soeben nach achtjährigem Exil ins Land zurückgekehrt und ein halbes Jahr zuvor zu diesem Posten ernannt worden. Er sah todtenblass und war offenbar von schwächlicher Gesundheit, und ich konnte nicht umhin zu denken, dass, wenn Erinnerungen an den kaiserlichen Kriegesglanz jemals seine Seele kreuzten, er beim Anblick seines barfüssigen Detachements nothwendigerweise erröthen müsste.

Er kehrte nach Hause zurück, wohin wir ihm folgten und wo wir ihm unsern Pass vorzeigten. Gleich dem Commandanten von Izabel schien auch er unruhig und besorgt zu sein und sprach viel von dem zerrissenen Zustande des Landes. Auch zeigte er sich mit meiner vorhabenden Reiseroute unzufrieden, und wenn ich ihm gleich versicherte, es gälte blos einen Besuch der Ruinen von Copan, so war er doch offenbar besorgt, dass ich die Absicht hätte, nach San Salvador zu gehen und der Bundesregierung meine Creditive zu überreichen. Er gab indessen doch meinem Wunsche gemäss dem Passe das Visa, wiewohl er, nachdem wir von ihm fortwaren, Augustin zurückrief und ihn nach unsern Absichten sehr genau ausfragte. Ich war darob empört, beruhigte mich aber bei dem Gedanken an den wilden Zustand des Landes, wo überall um Leben und Tod gespielt ward.

Wir kehrten nach Hause und zu unsrer interessanten Dame, die uns bei unserm Eintritt in ihr Haus so freundlich bewillkommt hatte, zurück. Wir wussten noch nicht, ob sie *Señora* oder *Señorita* (Frau oder Fraülein) war; leider aber entdeckten wir jetzt, dass ein Mann, den wir für ihren Vater hielten, ihr Gatte war. Als wir sie nach einem schönen zehnjährigen Knaben fragten, von dem wir meinten, er sei ihr Bruder, antwortete sie „*es mio*“, er ist mein Kind; und als wäre es vom Schicksal bestimmt, dass der Zauber ihrer Erscheinung gebrochen werden sollte, nahm sie, als ich ihr den Regeln der Höflichkeit gemäss einen *Cigarro* und einen *Puro**) zur Wahl anbot, den letztern an. Da es aber so lange her war, dass ich kein in aller Beziehung reizend Weib gesehen, und ihr Antlitz so interessant, ihr Benehmen so hübsch, ihre Stimme so süss, die spanischen Worte so lieb-

---

*) Beides bedeutet „Cigarre“; aber der *Cigarro* (die Damencigarre) ist mit Papier oder Stroh umwickelter Taback, der *Puro* dagegen lauter Tabak.

lich von ihren Lippen rollten und ihr Oberrock hinten so fest zugebunden war, so hielt ich trotz des zehnjährigen Knaben und des *puro* meine ersten Eindrücke fest.

Am nächsten Morgen standen wir bei Zeiten auf. Auch unsere interessante Wirthin und ihr väterlicher Gemahl waren schon auf, um uns behilflich zu sein. Es würde eine Verletzung der Gesetze der Gastfreundschaft gewesen sein, hätten wir ihnen Geld anbieten wollen; dafür aber schenkte Herr C. dem Knaben ein Federmesser und ich steckte der Señora einen goldenen Ring mit dem Motto: „*Souvenir d'amitié*" an den Finger. Die Worte waren französisch und ihr Gatte verstand sie nicht, aber leider auch sie nicht.

Um 7 Uhr traten wir unsern Abmarsch an. Nachdem wir bei der zerfallenen Kirche und der ehemaligen Stadt vorüber waren, durchritten wir ein reiches Thal, das so schön mit Mais bebaut war, dass wir nun des Knaben Frage, „ob wir um Mais zu kaufen nach Chiquimula gekommen wären", begriffen. Eine Legua weiter kamen wir zu dem Flecken San Estevan, wo inmitten einer Anzahl armseliger Hütten eine gigantische Kirche sich erhob, gleich der in Chiquimula dachlos und in Trümmer zerfallend. Wir waren jetzt in einer Gegend, welche die Geissel des Bürgerkriegs empfunden hatte. Ein Jahr zuvor war die Stadt von den Truppen Morazans verwüstet worden.

Hinter diesem Orte kamen wir an das hohe Ufer eines Stroms, der hier und da zur Bewässerung des Landes in Kanäle abgeleitet war, und auf dessen anderm Ufer sich eine hohe Bergkette hinzog. Während wir am Flusse hingingen, begegneten wir einem Indianer, der unsern Maulthiertreiber unterrichtete, dass der *camino real* (Landstrasse) nach Copan auf der andern Seite des Flusses und jenseits der Bergkette wäre. Wir kehrten daher zurück, setzten über den Fluss, dessen Bett zum grossen Theile trocken war, und ritten eine Strecke weit an ihm hin, konnten aber keinen Weg zum Berg hinauf auffinden. Endlich entdeckten wir einen, aber leider war er nur ein Pfad fürs Vieh, und so wanderten wir noch eine ganze Stunde weiter, ehe wir den *camino real* auffanden, und diese „königliche Strasse" war weiter nichts als ein Steig, auf welchem ein einzeles Maulthier hinaufklettern konnte. So viel ward uns klar, dass unser Maulthiertreiber die Strasse nicht kannte, und die Gegend, die wir hier betraten, war so wild, dass wir einige Bedenken hatten, ob wir ihm folgen sollten. Um 11 Uhr erreichten wir die Höhe des Berges, von wo aus wir, als wir uns wandten, in weiter Ferne und tief unter uns die Stadt Chiquimula, zur Rechten im Thale aufwärts den Ort Santa Elena, und über einige bedachte Hütten sich erhebend wiederum eine gewaltig grosse und dachlose Kirche erblickten. Zu jeder Seite stiegen Berge auf noch höher als der unsrige, einige grossartig und düster, die Scheitel in Wolken begraben, andere in Gestalt von Kegeln und Pyramiden, so wild und phantastisch, dass sie des Himmels zu spotten schienen. Hier erblickten wir auf scheinbar unzugänglichen Höhen die wilde Hütte eines Indianers mit seiner *milpa* oder seinem Fleckchen Mais. Jetzt zogen sich um die Berge Wolken zusammen und wir ritten eine Stunde lang im Regen; als die Sonne hindurchbrach, sahen wir die Bergzinnen noch immer über uns

sich aufthürmen und blickten zur Rechten in ein tiefes Thal. Wir stiegen zu diesem hinab und fanden es enger und schöner als irgendeines, das wir bis jetzt gesehen, und durch mehre tausend Fuss hohe Berge begränzt, während es zu seiner Linken einen Bergzug von ausserordentlicher Schönheit, mit rothem Sandsteinboden, ohne alles Gebüsch oder Unterholz und von majestätischen Föhren bedeckt, hatte. Geradaus erhob sich über die armseligen Hütten des Orts die gewaltige Kirche San Juan el Eremita, die uns an die Johanneskirche in Judäa's Wüste erinnerte, aber eine noch schönere Lage hatte. Um 2 Uhr überschritten wir den Strom und langten in der Stadt an. Als wir der Kirche gegenüber angekommen, sagte uns der Maulthiertreiber, die heutige Tagereise wäre hier zu Ende. Da wir aber trotz aller unsrer Anstrengungen nur erst fünfzehn Meilen zurückgelegt, so waren wir mit nichten gewillt, so bald schon Halt zu machen. Die ausserordentliche Schönheit des Ortes hätte uns zwar zum Bleiben verlocken können, aber die einzige gute Hütte war schon von einem Trupp wilder Soldaten eingenommen; und so ritten wir weiter. Der Maulthiertreiber folgte fluchend und liess seine Wuth an den armen Thieren aus. Wir setzten abermals über den Strom, was auf unserm Marsche das Thal hinauf längs seinem trocknen Bett — welches letztere Zeichen von der grossen Wasserfülle während der Regenzeit an sich trug — in einer einzigen Stunde ein halbes Dutzend Male geschah. Auf den Bergen waren schwere Wolken gelagert und wir bekamen abermals Regen. Um 4 Uhr erblickten wir auf einem hohen Plateau zur Linken den Flecken Jocotan, wiederum mit einer riesengrossen Kirche. Nach der Reiseroute, über die wir mit dem Maulthiertreiber übereingekommen waren, sollte hier das Ende unsrer ersten Tagereise sein, was wir um so mehr wünschten, weil man uns mitgetheilt hatte, der Pfarrer daselbst könne uns über die Ruinen zu Copan viel Belehrung geben. Wir sagten daher dem Arriero, er solle hier übersetzen und in dem besagten Orte bleiben; allein der Mensch weigerte sich und sagte, während er seine Thiere zur Eile antrieb, dass, da wir dort, wo er gewollt, nicht hätten halten wollen, nun auch er nicht uns zu Liebe hier Halt machen wolle. Da ich mein Thier nicht aus seinem ruhigen Gange zu bringen und also ihm nicht nachzukommen vermochte, so sprang ich herab und lief ihm zu Fusse nach. Als ich zufällig die Hand auf meine Pistolen legte, um sie in meinem Gürtel festzumachen, so wich er schnell aus und zog seinen Machete. Es kam zum Parlementiren. Er sagte, dass wir, wenn wir hier blieben, Copan nicht am nächsten Tage erreichen könnten; worauf wir, da wir bereit waren nachzugeben und ihm keine Entschuldigung zum Contractbruch zu lassen wünschten, weiter fortzogen.

Um 6 Uhr erstiegen wir eine schöne Hochebene und kamen nach Comotan, wo wir wiederum eine grosse Kirche antrafen. Es war die siebente, die wir an diesem Tage gesehen, und wenn man bedenkt, dass wir in einer verlassenen und verödeten Gegend und auf Gebirgspfaden, die nie eine menschliche Hand zu verbessern versucht hatte, auf sie stiessen, so muss man über ihre colossale Grösse und über ihren grossartigen Aufwand staunen, und sie geben uns Zeugniss von dem Rückwärtsgehen und dem Hinschwinden eines Volks. Die oberwähnte Kirche stand auf einer verödetern Stelle als alle zuvor gesehenen. Das Gras

war grün, der Rasen nicht einmal von einem Maulthierpfade durchschnitten, kein menschliches Wesen zu sehen, selbst nicht durch die Gitter des Gefängnisses — das wahrhaftige Bild einer verlassenen Stadt. Wir ritten zu dem Rathhaus hin, dessen Thür fest zugemacht, dessen Schuppen verbarricadirt war, vermuthlich um herumschweifendes Vieh abzuhalten. Wir rissen die Thür auf, luden die Maulthiere ab und sandten Augustin aufs Fouragiren aus. In einer halben Stunde kehrte er mit Einem Ei zurück, diess war Alles, was er sich hatte verschaffen können. Aber er hatte die Stadt wach gemacht; es erschienen der Alcalde, ein Indianer mit einem silberbeknopften Stocke, und mehre Alguacils mit langen dünnen Stäben als Zeichen ihres Amts, um uns genau in Augenschein zu nehmen und zu prüfen. Wir zeigten ihnen unsern Pass und sagten ihnen, wohin wir wollten, worüber sie, mit der ihnen eignen gleichgiltigen Ruhe, keine Verwunderung zu erkennen gaben. Lesen konnten sie den Pass nicht, aber sie prüften das Siegel und gaben ihn dann wieder zurück. Wir baten sie um Eier, Geflügel, Milch u. s. w., worauf sie die Antwort gaben, die uns in der Folge nur allzu bekannt ward, die Antwort „*no hay*“ d. i. „es ist nichts da“, und nach einigen Minuten zogen sie sich zurück und überliessen uns uns selbst.

Das Rathhaus war gegen 40 Fuss lang und 20 F. breit und hatte berappte Mauern; sein Meublement bestand aus einem grossen Tische und zwei hochlehnigen Bänken. Der Alcalde schickte uns einen Krug Wasser zu. Wir machten dem Maulthiertreiber heftige Vorwürfe, dass er an einem Orte Halt mache, wo wir nichts zu essen bekommen könnten, und bereiteten uns ein Diner und Souper mit Brot und Chocolade, wovon wir uns hüteten ihm etwas darzureichen. Da Pflöcke zum Aufknüpfen von Hängematten in den Wänden waren, so trafen wir Abends unsere Vorbereitungen zum Schlafen. Herr C. lag bereits in seiner Hängematte und ich selbst war halb entkleidet, als plötzlich die Thür aufgerissen ward und fünfundzwanzig bis dreissig Männer hereingestürzt kamen, bestehend aus dem Alcalden, den Alguacils, Soldaten, Indianern und Mestizen, zerlumpten und grimmigaussehenden Kerlen, die mit Amtsstäben, Schwertern, Keulen, Büchsen und Machetes bewaffnet waren und brennende Fichtenspäne trugen. An ihrer Spitze stand ein Officier von etwa 28 bis 30 Jahren mit Glanzhut und Schwert, ein Mensch von einem durchtriebenen und verschmitzten Ausdruck, der, wie wir später erfuhren, einer von Carrera's Hauptleuten war. Der Alcalde, der offenbar betrunken war, wollte meinen Pass noch einmal sehen. Ich händigte ihn ihm ein und er überhändigte ihn dem jungen Officier, der ihn prüfte und sagte, er wäre ungiltig. Mittlerweile kleideten wir beide uns an. Da ich in der spanischen Sprache nicht sehr zu Hause war, so erklärte ich durch Augustins Vermittlung meinen officiellen Charakter und wies insbesondere auf die Visa's des Commandanten Piñol und des General Cascara hin. Allein er beachtete meine Erklärungen gar nicht, der Alcalde aber sagte, er hätte schon früher einmal einen Pass gesehen, der wäre aber gedruckt gewesen und zwar auf einem Stückchen Papier nicht grösser als seine Hand, während der meinige der einzige auf einem Quartblatt ausgestellte Regierungspass wäre. Dazu käme, sagten sie, dass das Siegel des General Cascara nur das Departementssiegel von

Chiquimula wäre, es müsste aber das Staatssiegel von Guatemala sein. Ich bot alles Mögliche auf, um ihnen zu zeigen, wie wenig diese Einwendungen besagen wollten; trotzdem aber blieb der junge Officier nach einem warmen Wortwechsel dabei, dass wir unsre Reise nicht fortsetzen könnten, sondern in Comotan auf so lange bleiben müssten, bis man Bericht nach Chiquimula gesandt und Befehle von daher empfangen haben würde. Wir hatten keine Lust in solchen Händen zu verbleiben, und drohten ihnen mit den Folgen, wenn sie unsrer Reise irgendwelche Hindernisse in den Weg legten; als ich aber zuletzt ihnen sagte, dass ich, statt hier zurückgehalten zu werden und Zeit zu verlieren, lieber meinen Abstecher nach Copan ganz aufgeben und auf demselben Wege, auf welchem ich hergekommen, zurückkehren würde, entgegneten der Officier sowohl als auch der Alcalde in entschiedenem Tone, wir dürften von Comotan gar nicht fort.

Der junge Mann sagte mir dann, ich solle meinen Pass aushändigen. Ich antwortete aber, dieser Pass wäre mir von meiner eigenen Regierung ausgestellt, er wäre der Ausweis meines officiellen Charakters und zu meiner persönlichen Sicherheit nothwendig, und ich würde ihn darum nicht aus den Händen lassen. Herr Catherwood gab eine gelehrte Auseinandersetzung des Völker- und Gesandtenrechts und sprach von der Gefahr, die Rache der Regierung *del Norte* auf sich herabzuziehen, was ich mit einigen warmen Worten unterstützte; aber Alles war ohne Nutzen. Ich sagte zuletzt noch einmal, ich würde den Pass nicht ausliefern, erbot mich aber, unter militärischer Escorte persönlich damit nach Chiquimula oder wohin es sei zu gehen, worauf er in frechem Tone erwiderte, wir dürften weder nach Chiquimula noch sonstwohin, weder vorwärts noch rückwärts; wir müssten hier, wo wir eben wären, bleiben und den Pass ausliefern. Da ich sah, dass alle Gründe und Gegenvorstellungen nichts fruchteten, so steckte ich das Papier in meine Weste, knöpfte meinen Rock fest zu und sagte ihm, er könne nur mit Gewalt dazu gelangen, worauf er mit einem Ausdruck der Befriedigung auf seinem gemeinen Gesichte antwortete, das werde er thun. Ich fügte noch hinzu, dass, was sie auch im Augenblicke erreichen möchten, es ihnen zuletzt zum Schlimmen ausschlagen würde, worauf er mit höhnischer Miene erwiederte, sie wollten es darauf ankommen lassen. Während dieses ganzen Handels stand die Bande der feigen Schurken mit den Händen auf ihren Schwertern und Machetes da und zwei lumpige Kerle, die wie Mörder aussahen, sassen mit an die Schultern gelegten Musketen auf einer Bank und hielten deren Mündungen drei Fuss von mir entfernt auf meine Brust gerichtet. Hätten wir schon länger im Lande verweilt, so würde unsere Besorgniss grösser gewesen sein; so aber kannten wir die blutgierige Sinnesart des Volks noch nicht, und dazu war das ganze Verfahren ein so schmähliches und empörendes, dass es mehr unsere Entrüstung erregte als uns Furcht einflösste. Augustin, der, weil er einen nicht tödtlichen Hieb mit einem Machete über den Kopf erhalten hatte, immerfort kriegerisch gesinnt war, bat mich auf Französisch, ich möchte doch den Befehl zum Feuern geben, und sagte, eine einzige Salve würde sie alle auseinanderjagen. Wir hatten eilf lauter sichere Schüsse, und ich glaube, bei unsrer Erbitterung würde ich, wenn der junge Officier seine Hand an mich gelegt, wenig-

stens ihn niedergestreckt haben; zum grössten Glück aber trat, bevor er Zeit hatte, den Befehl über uns herzufallen zu geben, ein Mann in Glanzhut und Jacke, der später als die Uibrigen hereingekommen war und der bessern Klasse angehörte, vor und bat um Vorzeigung meines Passes. Entschlossen, ihn nicht aus meinen Händen zu lassen, hielt ich ihn vor ein brennendes Kienstück hin, während er ihn las, und zwar auf Herrn Catherwoods Bitte laut.

Seitdem bin ich in Zweifel gewesen, ob selbst der Officier ihn gelesen, oder ob er, wenn er ihn gelesen, seinen Inhalt mitgetheilt hatte, denn er brachte auf den Alcalden und seine Alguacils eine sichtliche Wirkung hervor, und nach einigen Minuten voll ängstlicher ungewisser Erwartung standen sie von der Ausführung ihrer Drohung ab, sagten aber, wir müssten in Gewahrsam bleiben. Ich bat um einen Courier, um auf der Stelle einen Brief an General Cascara abzuschicken; was sie abschlugen; als ich aber mich erbot, die Kosten des Couriers zu tragen, versprach der Alcalde die Absendung des Briefs. Da ich wusste, dass General Cascara ein Italiäner war, und ich zu meinem Spanisch kein Vertrauen hatte, so schrieb ich ein Billet, das Herr C. ins Italiänische übersetzte und worin ich ihm Mittheilung von unserm Arrest und unsrer Verhaftung machte, ihm sagte, dass wir dem Alcalden und den Soldaten, die uns arretirt, den Specialpass meiner eignen Regierung mit dem Visa des Commandanten Piñol und seinem eignen, der meinen officiellen Charakter bestätigte, vorgezeigt hätten, er aber für nicht genügend erachtet worden wäre, verlangte, dass ich sofort in Freiheit gesetzt und mir die Fortsetzung meiner Reise ohne weitere Belästigung gestattet würde, und endlich noch hinzufügte, dass wir die Art und Weise, wie wir behandelt worden wären, natürlich sowohl der Regierung von Guatemala als auch meiner eignen berichten würden. Um den Effect noch zu verstärken, unterzeichnete Herr Catherwood die Note als Sekretär, und da ich kein officielles Siegel bei mir hatte, so untersiegelten wir sie, von Niemanden beobachtet, mit einem neuen amerikanischen halben Dollarstücke und gaben sie dem Alcalden. Der Adler breitete seine Schwingen aus und die Sterne erglänzten im Lichte der Kienfackel und Alle traten herzu, um das Ding genau zu betrachten. Darauf zogen sie sich zurück, schlossen uns ein und stellten zwölf Mann, mit Schwertern, Machetes und Büchsen bewaffnet, an der Thür auf; beim Fortgehen aber sagte der Officier zum Alcalden, dass, wenn wir während der Nacht entkämen, er es mit seinem Kopf bezahlen müsste.

Als die aufregende Scene vorüber war, fühlten Herr C. und ich uns beide erschöpft. Unsre Reise hatte einen schönen Anlauf genommen; nur erst einen Monat von Hause, sahen wir uns in den Händen von Menschen, die man aus jedem anständigen Staatsgefängnisse fortgeschafft haben würde, um ihre Mitgefangnen nicht durch sie besudeln zu lassen. Ein Blick durch ein Guckloch auf unsere saubern Wächter gewährte uns keine Beruhigung. Sie waren unter dem Wetterdache, unmittelbar vor der Thür, um ein Feuer und im Bereiche ihrer Waffen gelagert und schmauchten Cigarren und boten in ihren Lumpen, die alle zusammen nicht ein Paar alte Stiefeln werth waren, in ihren Waffen, mit ihren dunkeln, vom Feuer rothgefärbten Gesichtern einen wahrhaft grauenvollen Anblick dar. Hätten wir

einen Versuch gemacht zu entfliehen, ich glaube, sie würden sich gefreut haben, nun frei und rücksichtslos morden zu können. Von unmittelbaren Besorgnissen erlöst, machten wir jetzt einen Korb voll Wein, womit Oberst M'Donald uns versorgt hatte, auf und tranken auf seine Gesundheit, wornach wir inwendig die Thür so gut wir konnten befestigten und uns wieder in unsere Hängematten begaben.

Während der Nacht ward die Thür abermals aufgerissen und wiederum trat die ganze Lausebande wie zuvor mit Schwertern, Machetes, Musketen und brennenden Kienstücken herein. Im Nu waren wir auf den Beinen, da mir augenblicklich der Gedanke beikam, dass sie gekommen wären, mir den Pass wegzunehmen; statt dessen aber stellte zu unsrer Uiberraschung der Alcalde den Brief mit dem grossen Siegel zurück und sagte, dass es nicht nöthig wäre ihn abzusenden und dass es uns frei stände, die Reise nach unserm Belieben fortzusetzen.

Wir waren viel zu sehr erfreut, als dass wir hätten Fragen stellen sollen, und so wissen wir bis zum heutigen Tage nicht, warum wir eigentlich in Verhaft genommen wurden. Ich glaube, wenn wir in Alles kleinmüthig uns gefügt und nicht einen stolzen, drohenden Ton angenommen und bis zuletzt behauptet hätten, würden wir nicht frei geworden sein; auch trage ich keinen Zweifel, dass das grosse Siegel viel zu unsern Gunsten that. Fest entschlossen indessen, die Sache damit nicht zu Ende sein zu lassen, bestanden wir darauf, dass der Brief dennoch an den General Cascara abgesandt würde. Der Alcalde machte Einwendungen, wir sagten ihm aber, dass, wenn er nicht abginge, es um so schlimmer für ihn ablaufen würde; worauf er ihn nach einigem Zögern einem Indianer zuwarf und diesen mit seinem Alcaldenstabe zur Thür hinausprügelte. Und nach wenigen Minuten ward die Wache hinweggezogen und Alle verliessen uns.

Es war jetzt ziemlich Tagesanbruch und wir wussten nicht, was wir beginnen sollten. Wollten wir weiter reisen, so setzten wir uns einer Wiederholung derselben Behandlung aus, und tiefer im Innern konnte der Ausgang vielleicht ein schlimmerer sein. In dieser Unschlüssigkeit kehrten wir zum dritten Male nach unsern Hängematten zurück. Als es völlig Tag war, wurden wir abermals vom Alcalden und seinen Alguacils geweckt; diessmal aber kamen sie, um uns einen ceremoniellen Besuch abzustatten. Da wir von ihnen erfuhren, dass die Soldaten, die zufällig durch die Stadt gekommen und all den Unfug angerichtet, abgezogen wären, so beschlossen wir nach kurzer Berathung die Fortsetzung der Reise, banden aber nochmals dem Alcalden die Besorgung des Briefs an General Cascara auf die Seele und kehrten dann ihm und seinen Alguacils den Rücken. In einigen Minuten waren sie alle verschwunden. Wir tranken eine Tasse Chocolade, beluden unsere Maulesel und rückten aus. Die Stadt bot jetzt denselben verlassenen Anblick dar als wie bei unsrer Ankunft. Wie uns keine Seele bewillkommt hatte, so rief uns auch keine ein Lebewohl nach.

FÜNFTES KAPITEL.

Ein indianisches Leichenbegängniss. — Der Fluss Copan. — Frauengüte. — Die Hacienda San Antonio. — Seltsame Bräuche. — Ein Aloe-Berg. — Der Staat Honduras. — Das Dorf Copan. — Ein ungnädiger Wirth. — Eine Mauer von Copan. — Copans Geschichte. — Erster Anblick der Ruinen. — Vergebliche Grübeleien. — Bitten um Arzneimittel. — Suchen nach einer Wohnstätte. — Ein krankes Weib. — Qualen eines Maulthiertreibers. — Eine unbehagliche Situation. — Ein Gewitter. — Gedanken an einen Ankauf Copans.

Nachdem wir bei der Kirche vorübergekommen, zogen wir auf der Höhe eines Hügels hin, hinter welchem ein Häuflein Hütten dem Auge fast verborgen lagen, die von unsern Freunden von der vorigen Nacht eingenommen waren. Alsbald begann der Weg sich einen Berg hinanzuziehen. In kurzer Entfernung begegneten wir einem Zuge Indianer, die auf einer roh von Stecken geflochtenen Bahre eine Leiche auf den Schultern trugen, die mit Ausnahme eines Stücks Baumwollenzeugs um die Lenden nackt dalag und bei den Bewegungen ihrer Träger schauderhaft schütterte. Bald darnach kam eine zweite Leiche an uns vorüber, die auf dieselbe Weise getragen, aber mit einer Matte bedeckt und von drei oder vier Männern und einer jungen Frau begleitet war. Sie zogen beide nach dem Gottesacker, der die Stadtkirche umgab. Als wir den Gipfel des Bergs erreicht, erblickten wir hinter uns ein schönes Thal, das sich nach Jocotan zu erstreckte, aber ganz verödet aussah und ein Gefühl des Bedauerns in uns erweckte, dass ein so reizendes Land in so elenden Händen sich befand.

Halb 1 Uhr stiegen wir zu den Ufern des Copan-Flusses hinab. Er war breit und reissend und in der Mitte war eine grosse Sandbank. Wir hatten Mühe darüberzukommen und Manches von unserm Gepäck, besonders die Betten und das Bettzeug, ward dabei durchnässt. Vom andern Ufer aus begannen wir einen neuen Rücken zu ersteigen, von dessen Höhe wir die Windungen des Flusses durch das Thal verfolgen konnten. Bei der Stelle, wo wir die Schneide des Bergrückens kreuzten, nahm der Fluss eine plötzliche Wendung und strömte längs dem Fusse des Bergs hin, so dass wir gerade auf ihn hinabsahen. Als wir den Berg heruntergestiegen, kamen wir an einen schönen Fluss, wo ein grauhaariges indianisches Weib und ein hübsches kleines Mädchen, Bilder der Jugend und des Alters, Wäsche wuschen. Wir sassen hier ab und liessen uns am Ufer nieder, um die Ankunft des Maulthiertreibers abzuwarten. Ich habe früher vergessen zu erwähnen, dass dieser Mann einen Knaben von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren bei sich hatte, einen hübschen kleinen Burschen, dem er den schlimmsten Theil des Dienstes aufgebürdet hatte, nämlich die Maulthiere zusammenzutreiben, und der wirklich, gleich Baron Münchhausens Hunde, in Gefahr zu sein schien, sich die Beine wegzulaufen.

Unser Bruch mit dem Maulthiertreiber war noch nicht geheilt und wir schrieben ihm einigen Antheil an den Belästigungen in Comotan zu; zum Wenigsten würden wir ohne ihn nicht Halt daselbst gemacht haben. Den ganzen Tag hatte er sich ganz absonderlich

wüthend gegen die Maulthiere gebehrdet, die heute in seinen Augen ganz vertrackte Thiere gewesen waren und zuletzt sich gar verlaufen hatten, so dass es eine ganze Stunde währte, ehe wir seine zornige Stimme vernahmen, die sie mit Verwünschungen überschüttete. Wir sassen wieder auf und erblickten in einiger Ferne auf der andern Seite des Thals eine Hacienda. Sie stand ganz einsam und verhiess ein stilles Ruheplätzchen für die Nacht. Wir lenkten vom *camino real* ab auf einen wilden, steinigen und mit Gebüsch überwachsenen Pfad ein, der so steil abfiel, dass wir genöthigt waren abzusteigen, die Thiere vorangehen zu lassen und uns beim Herabsteigen an den Gebüschen anzuhalten. Am Fusse des Hügels sassen wir wieder auf und setzten durch ein Gewässer, wo ein kleiner Knabe, der im Wasser spielte, mich mit über der Brust gekreuzten Armen grüsste und darauf gegen Herrn Catherwood das Gleiche that. Diess war ein günstiges Omen; und wie wir einen steilen Hügel erklommen, da fühlte ich, dass wir hier, an diesem einsamen Erdfleck, fern abgeschieden von den Sammelplätzen der Menschen, Liebe und Wohlwollen finden müssten. Auf dem Gipfel des Hügels stand ein freundlich lächelndes Weib mit einem nackten Kinde auf dem Arme und sah unserm mühsamen Aufsteigen zu; und als wir sie fragten, ob wir in ihrer Hütte *posada* (Quartier) bekommen könnten, antwortete sie, mit einem Gesicht, das uns ein noch wärmeres Willkommen zurief als ihre Worte, in der wohlwollenden Redensart des Landes „*como no*?“ — „warum nicht?“ — und als sie bemerkte, dass unser Diener Ananas in seinem Reisesacke hatte, fragte sie, warum er diese mitbrächte und ob er denn nicht wüsste, dass sie solche in Hülle und Fülle vorräthig hätte.

Die Lage der Hacienda San Antonio war romantisch schön. Sie hatte eine Waldlichtung zum Behufe eines Viehhofs und einer Korn-, Tabak- und Pisangpflanzung, und diese Oeffnung gewährte eine Aussicht auf die sie umgebenden hohen Berge. Das Haus ruhte auf Pfosten, war mit Lehm beworfen und an der Mauer über der Thür mit einem Bilde des Erlösers am Kreuz, auf weissem Baumwollenzeug gemalt und ringsum von Weihgeschenken umgeben, geschmückt. Das nackte Kindlein, das die Mutter auf dem Arme trug, hatte den Namen Maria de los Angeles. Während das Abendessen bereitet ward, langte der Hausherr an, ein dunkelbrauner, grimmig aussehender Kerl, mit breitkrämpigem Sombrero (Hut) und ungeheuerm Schnauzbart und auf einem gewaltig grossen jungen Pferde reitend, das er eben jetzt für Gebirgswege zuritt. Als er hörte, dass wir Fremde wären, die um gastliche Aufnahme bäten, klärten sich seine barschen Züge auf und er wiederholte das Willkommen, mit welchem uns die Frau empfangen hatte.

Leider war des Maulthiertreibers Bursche schwer erkrankt, worauf indessen sein Herr gar nicht achtete, vielmehr, während der arme Mensch von heftigem Fieber gequält winselte, mit vollkommner Gleichgiltigkeit dasass und tafelte. Wir bereiteten ihm ein bequemes Lager im Corridor und Herr Catherwood reichte ihm eine Gabe Arznei. Unsern Abend verbrachten wir ganz anders als den letzten. Unsere Wirthsleute waren herzlichgute und einfache Menschen. Es war das erste Mal, dass sie mit Menschen aus einem andern Lande zusammen-

trafen und stellten daher eine Menge Fragen und nahmen unsern kleinen Reiseapparat in genauen Augenschein, besonders unsere plattirten Becher, Messer, Gabeln und Löffel; auch zeigten wir ihnen unsere Uhren, den Kompass, den Sextant, den Chronometer, den Thermometer, das Teleskop u. s. w., wobei die Frau mit grossem Scharfsinn bemerkte, wir müssten sehr reich sein und hätten „*muchas ideas*“ — „viele Ideen.“ Sie fragten uns nach unsern Frauen und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, dass unser schlichter Wirth deren zwei besass, die eine hier, die andre in Jocotan, und dass er bei jeder abwechselnd eine Woche verbrachte. Als wir ihm sagten, dass er für ein Leben, das solche Freiheiten sich erlaubte, in England transportirt, im „Norden“ ins Gefängniss geworfen werden würde, erwiederte er, dass diess barbarische Länder wären; und auch die Frau, obgleich der Ansicht zugethan, der Mann müsse mit Einem Weibe sich begnügen, meinte doch, es wäre kein *pecado* (Sünde), deren zwei zu haben; mit leiser Stimme aber hörte ich sie beide zueinander sagen, wir wären doch „*mas Cristianos*,“ d. i. bessere Christen, als sie. Der Mann war uns beim Schwingen unsrer Hängematten behilflich, und als wir um 9 Uhr die Hunde und Schweine hinausgetrieben, zündeten wir Cigarren an und gingen zu Bett. Mit Einschluss der Diener, Frauen und Kinder waren wir unser eilf im Zimmer. Rings im Kreise flammten mit den Puffen der Cigarren kleine Feuerkugeln auf und erloschen abwechselnd, bis endlich eine nach der andern ausging und wir in Schlaf versanken.

Am Morgen standen wir alle zugleich auf. Der Bursche fühlte sich weit besser, wir hielten seinen Zustand aber doch noch nicht zum Reisen geeignet. Allein sein roher Herr bestand durchaus auf seiner Mitnahme. Für Alles, was unsere liebevollen Freunde für uns gethan, wollten sie zwar uns nichts anrechnen, gleichwohl aber entschädigten wir sie nicht nur in Geld, sondern vertheilten auch verschiedene Kleinigkeiten unter sie. Leider sah ich beim Abschied mit Bedauern, dass ein Ring, den ich ihr gegeben, an seinem Finger glänzte. Nachdem wir bereits aufgestiegen waren, kam der kleine Knabe, den wir am Wasser gesehen, mit einer Ladung frisch abgeschnittner Ananas herzugewatschelt, und als wir uns schon in Bewegung gesetzt, rannte die Frau mir mit einem Stück frischen Zuckerrohrs nach.

Wir schieden sämmtlich von der Hacienda San Antonio mit Gefühlen des Wohlwollens, mit Ausnahme unsers mürrischen Maulthiertreibers, der ungehalten war, wie er sagte, dass wir aller Welt Geschenke gemacht, nur ihn ausgenommen, zu welcher gehässigen Bemerkung ihm ein Messer Anlass gab, das wir seinem armen Burschen gegeben und das seinen Neid erregte.

Fast unmittelbar von der Hacienda aus betraten wir einen dichten Wald, so dicht wie der Wald des Mico-Berges und fast ebenso morastig. Das Aufsteigen war beschwerlich, aber der Gipfel frei und dergestalt mit Aloe bedeckt, dass wir ihn den Aloe-Berg nannten. Manche derselben guckten nur aus dem Boden hervor, andere waren zwanzig bis dreissig Fuss hoch, und einige gigantische Stengel waren abgestorben: Blumen, die am Busen einer Schönen entzückt haben

würden, hatten auf diesem verlassenen Berge, nur etwa vom vorüberziehenden Indianer gesehen, geblüht und waren hingewelkt.

Beim Herabsteigen verloren wir den Weg und irrten eine Zeit lang umher, ehe wir ihn wiederfanden. Fast unmittelbar am Fusse dieses Berges mussten wir einen andern ersteigen, von dessen Gipfel aus wir einen dritten vollständig übersahen und in weiter Ferne eine ansehnliche Hacienda erblickten. Unser Weg führte hart am Rande eines Absturzes hin, von wo aus wir auf die Wipfel gigantischer Föhren, die tief unter uns standen, hinabsahen. Alsbald ward der Weg so rauh und zog sich so nahe am Rande eines Abgrunds hin, dass ich Herrn Catherwood aufforderte abzusteigen. Herrn Catherwood weit vorausseiend und auf einem störrischen Maulthier reitend wagte ich es in meiner Angst nicht, irgendeine unregelmässige Bewegung zu machen. An einer Stelle auf dieser Strasse, die aber durch kein sichtbares Zeichen markirt ist, überschritten wir die Gränze des Staates Guatemala und betraten Honduras.

Um 2 Uhr erreichten wir das Dorf Copan, das aus einem halben Dutzend mit Stroh gedeckter Hütten bestand. Unsere Erscheinung erregte grosse Sensation. Alle Männer und Frauen versammelten sich um uns und gafften und staunten uns an. Wir fragten sofort nach den Ruinen, aber Keiner der Bewohner wusste uns hinzuweisen und Alle gaben uns den Rath, nach der Hacienda des Don Gregorio zu gehen. Da wir keine Lust hatten uns im Dorfe aufzuhalten, so sagten wir dem Maulthiertreiber, er solle weiter gehen; allein er weigerte sich unter dem Anführen, sein Contract laute dahin, uns nach Copan zu führen. Nach langem Hin- und Herzanken vermochten wir ihn endlich dazu. Wir ritten durch ein Stück Wald, setzten noch einmal über den Copan-Fluss und kamen auf eine gelichtete und bebaute Stelle heraus, an deren einer Seite eine Hacienda mit einem Ziegeldache, mit einer Küche und andern Nebengebaüden lag, die offenbar der Wohnsitz eines reichen Grundbesitzers war. Wir wurden von einem Haufen bellender Hunde begrüsst und alle Thore und Thüren waren mit Frauen und Kindern angefüllt, die über unsre Erscheinung in nicht geringem Grade erstaunt zu sein schienen. Es war kein einziger Mann zu sehen; indess empfingen uns die Weiber freundlich und sagten uns, Don Gregorio würde bald heimkehren und uns nach den Ruinen geleiten. Und im Nu ward in der Küche Feuer gemacht, der Laut klatschender Hände gab uns Kunde, dass man mit Tortillasbacken beschäftigt war, und in einer halben Stunde war das Mittagsessen fertig. Es ward auf einem massiven silbernen Teller mit Wasser in einem silbernen Kruge servirt, aber ohne Messer, Gabeln und Löffel; die Suppe oder *caldo* ward in Bechern zum Trinken aufgetragen. Dessenungeachtet wünschten wir uns Glück dazu, in ein so gutes Quartier gerathen zu sein.

Es währte nicht lange, so kam ein junger Mann angeritten, stattlich gekleidet — in gesticktem Hemd — und von mehren Männern begleitet, die eine Herde Vieh trieben. Aus letzterer ward ein Ochs herausgelesen, ihm ein Strick um die Hörner geschlungen, das Thier nach dem Hause zu gezogen und mittelst eines zweiten Stricks um die Beine niedergeworfen. Hierauf wurden die Füsse zusammengebunden, der Kopf mittelst eines an den Hörnern und am Schwanze

befestigten Stricks nach hinten gezogen und mittelst eines einzigen Streichs mit dem Machete die grosse Pulsader durchschnitten. Die Rotte hungeriger Hunde stand schon bereit und schlappte mit furchtbarem Zungengeklatsch das Blut auf. Die ganzen Weiber sahen zu und ein Mädchen nahm einen jungen Hund und rieb ihm die Nase in dem rothen Strome, um ihm frühzeitig Geschmack am Blute beizubringen. Dann ward dem Ochsen die Haut abgezogen, das Fleisch von den Knochen gelöst, die einzelen Stücke, wie die Beefsteaks, die Lenden, die Roast-Stücke, herausgeschnitten, und in Zeit von einer Stunde hing das ganze Thier in einer langen Reihe von Streifen vor der Thür.

Während diess vor sich ging, langte Don Gregorio an, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem grossen schwarzen Knebelbart. Aus dem Benehmen und der Haltung aller seiner Leute war leicht zu ersehen, dass er ein Haustyrann war. Der Blick, den er uns zuwarf, ehe er abstieg, schien sagen zu wollen: „Wer seid denn Ihr?“ Er ging aber ohne ein Wort ins Haus. Wir warteten, bis er mit dem Mittagsessen fertig war, wo ich, in der Meinung, es sei der rechte, günstige Augenblick, hineinging. Ich habe in meinem Verkehre mit der Welt mehr als einmal, wenn ich eine Bekanntschaft eröffnen wollte, mich kühl empfangen gesehen; einer solchen kalten Aufnahme aber, wie die des Don Gregorio war, habe ich nie in meinem Leben begegnet. Ich sagte ihm, wir wären in der Absicht hierher gekommen, um die Ruinen von Copan zu besuchen, wobei er sich auf eine Weise benahm, die zu sagen schien: „Was geht mich Das an?“ Er erwiederte mir aber, dass diese auf der andern Seite des Flusses lägen. Als ich ihn fragte, ob wir hier einen Führer bekommen könnten, antwortete er, der einzige Mann, der von den Ruinen etwas wüsste, wohne auf der andern Seite des Flusses. Wir brachten freilich den zerrissenen Zustand des Landes und den Umstand, dass ein Mann, wenn er verdächtigen Personen Obdach gewährte, sich wohl einer Gefahr aussetzen konnte, noch nicht gebührend in Anschlag; allein im Vertrauen auf den Ruf des Landes wegen seiner Gastlichkeit, von der wir ja bereits Beweise empfangen hatten, ging ich ziemlich langsam daran, den unangenehmen Schluss zu ziehen, dass wir nicht willkommen wären. Dieser Schluss indess drängte sich unwiderstehlich auf. Kurz, wir waren dem Don in unsrer äussern Erscheinung unangenehme Leute. Ich befahl dem Maulthiertreiber, seine Thiere zu satteln; der Schurke aber hatte seine Freude an unsrer Verlegenheit und weigerte sich in entschiedener Weise, für heute weiterzugehen. Wir wandten uns an Don Gregorio selbst mit der Bitte um Maulthiere, wofür wir ihm Bezahlung anboten, und erhielten — wie Augustin sagte, in der Hoffnung, unser los zu werden — zwei Stück von ihm geliehen, um auf ihnen nach Copan zurückzureiten. Leider war der Führer, den wir suchten, nicht zu Hause, weil soeben ein prächtiger Hahnenkampf im bessten Gange war; und unser Gepäck hierher zurückzuschaffen, dazu ermunterte uns weder das Aussehen der Leute, noch auch empfingen wir von Irgendwem eine Einladung in sein Haus. Auch hörten wir zu unserm grossen Aerger, dass Don Gregorio der grosse Mann in Copan sei, der reichste Mann und der kleine Tyrann von Copan, und dass es das grösste

Unglück für uns sein würde, mit ihm zu brechen oder es selbst im Orte nur bekannt werden zu lassen, dass wir in seinem Hause eine schlechte Aufnahme gefunden hätten. So kehrten wir denn mit Widerstreben, aber in der Hoffnung, jetzt vielleicht einen günstigern Eindruck zu machen, nach der Hacienda zurück. Herr C. stieg auf der Aussentreppe ab und nahm Platz im Corridor. Ich stieg draussen vor der Hacienda ab und warf, bevor ich mich weiter bewegte, erst einen Blick auf die ganze Gesellschaft. Der Don sass auf einem Stuhle mit unserm abscheulichen Maulthiertreiber zur Seite und sprach mit halbverborgnem höhnischem Lächeln und den Blick auf mich gerichtet von „Götzenbildern." Ausserdem standen noch acht bis zehn Menschen, des Don Söhne, Diener und von ihrer Tagearbeit heimgekehrte Feldarbeiter umher; aber nicht Einer erbot sich, mir mein Maulthier abzunehmen, oder irgendeinen jener Beweise von Höflichkeit zu geben, wie man sie stets einem willkommnen Gaste erweist. Die Frauen kehrten sich von uns ab, als hätten sie wegen unsrer Aufnahme Verweise bekommen; und die Männer, die ihre Farbe von dem Don empfingen, sahen alle so höhnisch und verächtlich aus, dass ich Herrn C. sagte, wir wollten unser Gepäck auf die Strasse werfen und den ungastlichen Grobian zum Teufel wünschen; aber er warnte mich davor und wandte ein, dass wir, wenn es zum offnen Zwiste mit ihm käme, nach allen gehabten Mühen und Unannehmlichkeiten an dem Besuch der Ruinen verhindert werden würden. Da der Don wahrscheinlich wegen Dessen, was zwischen uns vorging, Verdacht schöpfen und fürchten mochte, auf seinen Namen einen Flecken zu bringen, wenn er die Sache zu weit triebe, so wies er jetzt auf einen Stuhl hin und lud mich ein Platz zu nehmen. Mit grosser Anstrengung beschloss ich, meine Entrüstung so lange zu bewältigen, bis ich ihr ungefährdet freien Lauf lassen könnte. Augustin war ganz empört über die Behandlung, die uns zu Theil ward, und wenn er schon unterwegs manchmal sich dadurch wichtig machte, dass er von den aufgehissten Flaggen und den abgefeuerten Kanonen bei unsrer Abfahrt von Balize erzählte, so hisste er hier mehr Flaggen auf und feuerte mehr Geschütze ab als üblich war, indem er mit vierzig Schüssen begann und mit einer förmlichen Kanonade endete; aber das Ding wollte dennoch nicht wirken. Wir waren dem Don nun einmal ein Dorn im Auge, und wahrscheinlich war er bereit, so gut wie in Balize Flaggen aufzuhissen und Kanonen abzufeuern, sobald wir von ihm abziehen würden.

Gegen Abend ward im Corridor eine Ochsenhaut ausgebreitet und Mais mitsammt den Kolben darauf geworfen, worauf alle Männer, mit dem Don an ihrer Spitze, sich setzten, um sie auszuhülsen. Die Kolben wurden in die Küche zum Verbrennen getragen, die Körner aber in Körbe gethan und drei kleine Schweine, die in Erwartung des Festmahls draussen gegrunzt hatten, hereingelassen, um die verstreuten Körner aufzufressen. Während des Abends ward keine Notiz von uns genommen, ausgenommen dass die Frau des Don durch Augustin uns sagen liess, dass das Abendessen angerichtet würde; und unser verwundeter Stolz ward etwas beruhigt und unser Unwille legte sich ein wenig, als die neue Meldung kam, dass sie, da sie einen Backofen und Mehl hätten, uns etwas Brot backen wollten, wenn wir welches zu kaufen wünschten.

Nach dem Abendessen richtete sich Alles zum Schlafen ein. Das Haus des Don hatte zwei Seiten, eine hintere und eine vordere. Der Don und seine Familie nahmen die erstere ein, wir die letztere; aber wir hatten auch diese nicht für uns allein. Längs der ganzen Wand waren Gestelle von etwa zolldicken und mit Rindenband zusammengebundenen Ruthen hingelegt, auf welche eine ungegerbte Ochsenhaut als Bett gebreitet ward. Ausser unsern Hängematten waren noch drei andere im Zimmer und ich hatte für die meinige so wenig Raum, dass mein Körper eine umgekehrte Parabel beschrieb, indem meine Füsse in gleicher Höhe mit dem Kopfe waren. Es war diess ebenso lästig als komisch, oder nach den Worten des englischen Touristen in Fra Diavolo, es war „empörend, reinweg empörend."

Am andern Morgen war Don Gregorio noch in derselben Laune. Wir achteten indess gar nicht auf ihn, machten aber unsre Toilette mit aller möglichen Rücksichtnahme auf die beständig hin und her gehenden weiblichen Familienglieder. Da wir beschlossen hatten, bei unserm Vorhaben, die Ruinen zu besuchen, fest zu beharren, so war unsre Freude gross, als am Morgen einer der Söhne des rauhen Dons, ein höflicher junger Mann, den Führer José, dessen wir eben bedurften, aus Copan herüberbrachte.

Wegen mancherlei ärgerlicher Verzögerungen, die eine Folge gewisser zwischen José und dem Maulthiertreiber entstandener Streitereien waren, kamen wir nicht eher als um 9 Uhr fort. Es währte nicht lange, so lenkten wir von der Strasse ab und auf ein grosses Feld ein, das theilweise mit Mais bebaut war und dem Don Gregorio gehörte. Nachdem wir eine Strecke durch dasselbe geritten, erreichten wir eine Hütte am Saume des Waldes, bei welcher einige Arbeitsleute ihr Frühstück sich bereiteten. Hier stiegen wir ab, banden unsere Maulthiere an nahe Bäume an und betraten den Wald, durch den José mit einem Machete einen Weg vor uns frei machte. Alsbald kamen wir zum Ufer eines Flusses und erblickten uns gerade gegenüber eine steinerne Mauer von vielleicht hundert Fuss Höhe, obendrauf mit Stechginster bewachsen, in südnördlicher Richtung längs dem Flusse verlaufend, an manchen Stellen verfallen, an andern aber noch vollständig erhalten (S. Taf. I. Fig. 1.). Sie hatte mehr vom Charakter eines eigentlichen Mauerwerks an sich als irgendein andres der den Urbewohnern Amerika's zugeschriebnen Werke, die wir bis jetzt gesehen, und bildete einen Theil der Mauer von Copan, einer alten Stadt, auf deren Geschichte die Bücher nur wenig Licht werfen.

Ich gehe hier sogleich auf ein neues Feld über. Bände ohne Zahl sind geschrieben worden zur Erklärung der Art und Weise, wie Amerika bevölkert worden sei. Manche haben die Urbewohner dieses Continents als einen besondern Menschenstamm betrachtet, der nicht von dem gemeinsamen Vater der übrigen Menschheit abstamme; Andere haben ihren Ursprung einem Uiberreste der antediluvianischen Erdbewohner, welcher die Sündfluth, die in den Tagen Noahs den grössten Theil des Menschengeschlechts verschlang, überlebt habe, zugeschrieben und sie daher als den ältesten Volksstamm auf Erden angesehen. Auf der breiten Basis der Abstammung von den Söhnen Noahs ist den Juden, den Kanaanitern, den Phöniziern, den Karthaginensern, den Griechen, den Scythen in den alten Zeiten, dann den

Chinesen, den Schweden, den Norwegern, den Wallisern und den Spaniern in den modernen Zeiten — ist, sage ich, diesen allen die Ehre zugeschrieben worden, Amerika bevölkert zu haben. Da sind die beiden Continente miteinander verbunden gewesen und durch ein Erdbeben auseinandergerissen worden, da hat die fabelhafte Insel Atlantis sich aus dem Meer emporgehoben, und um nicht hinter der alten Welt zurückzustehen, hat ein unternehmender Amerikaner das Ding umgedreht und die Arche Noahs in den Staat Neuyork versetzt.

Die Denkmäler und baulichen Uiberreste der Ureingebornen haben bisher einen nur kleinen Theil des Fundaments für diese Hypothesen gebildet. Robertson in seiner Geschichte Amerika's stellt es als „festen Satz" auf, dass „Amerika von keiner Nation des alten Continents, die in der Civilisation einen beträchtlichen Fortschritt gemacht, bevölkert ward." „Die Bewohner der neuen Welt," sagt er, „befanden sich in einem gesellschaftlichen Zustande, der so äusserst roh war, dass er selbst mit jenen Künsten unbekannt war, welche die ersten Versuche des menschlichen Scharfsinns auf seinem Wege zur Ausbildung sind." Unglaübig gegen die glänzenden Erzählungen des Cortez und seiner Begleiter — Soldaten, Priester, Civilbeamte — die in den Darstellungen von der Pracht der mejicanischen Bauten doch alle zusammentreffen, sagt er, dass „die Haüser des Volks blosse Hütten waren, erbaut von Torf oder Lehm oder den Zweigen von Baümen, denen der rohesten Indianer gleich." Der Tempel von Cholula war weiter nichts als „ein Erdhaufen ohne Stufen und ohne alle steinerne Verkleidung, mit Gras und Sträuchen bedeckt;" und auf die Autorität von Personen, die lange in Neuspanien gewohnt hatten und jeden Theil desselben besucht zu haben versicherten, sagt er, „dass es im ganzen Umfange dieses ungeheuern Reichs nicht ein einziges Denkmal oder die Spur von einem Gebaüde gebe, das älter als die Conquista sei." Zu jener Zeit, wo Robertson schrieb, war es für den Geschichtsforscher vielleicht sichrer, misstrauisch zu sein; seitdem aber hat sich neues Licht in Strömen über die Welt ergossen und das weite Feld der amerikanischen Alterthümer ist aufgeschlossen worden.

Verwundern muss man sich über die Unwissenheit, Sorglosigkeit und Gleichgiltigkeit, die in diesem Betreff unter den Bewohnern des spanischen Amerika herrschen. In unserm Lande haben die Aufschliessung von Wäldern und die Entdeckung der Erdhügel und Befestigungen, die sich in langen Ketten von den Seen durch die Thäler des Ohio und Mississippi erstrecken, die Mumien in einer Höhle in Kentucky, die Inschrift auf dem Felsen bei Dighton mit vermeintlich phönizischen Schriftzeichen, und die Trümmer von Mauern und von einer grossen Stadt im Arkansas- und Wisconsin-Gebiet — sie alle haben zu phantastischen und flatterigen Vorstellungen in Betreff der ersten Bevölkerung dieses Landes Anlass gegeben und den Glauben bestärkt, dass mächtige und volkreiche Nationen es einst inne hatten und dahingeschwunden sind, von deren Geschichte wir aller und jeder Kunde entbehren. Dieselben historischen Spuren setzen sich in Tejas fort und nehmen in Mejico eine noch bestimmtere Form an.

Das erste neue Licht ward auf diesen Gegenstand, was Mejico betrifft, von dem grossen Humboldt geworfen, der jenes Land zu

einer Zeit besuchte, wo es durch die eifersüchtige Politik der Regierung den Ausländern fast ebenso versperrt war wie gegenwärtig China. Kein Mann hätte eines solchen Glücks würdiger sein können als er. In jener Zeit waren die Denkmäler des Landes kein herrschender Gegenstand der Untersuchung; aber Humboldt entnahm verschiednen Quellen Belehrung und Zeichnungen, insbesondre von Mitla oder dem Thale der Todten, von Xoxichalco, einem ausgehauenen und terrassirten Berge, der „Hügel der Blumen" geheissen, und von der grossen Pyramide oder dem Tempel von Cholula, den er selbst besuchte, von denen allen seine eigne beredte Erzählung jedem Leser zugänglich ist. Leider vernahm Humboldt von den grossen, in Wäldern vergrabenen, in Trümmer zerfallenen, verödeten und namenlosen Städten jenseits des Thales von Mejico nie etwas oder besuchte sie wenigstens niemals. Erst neuerdings sind Nachrichten von ihrer Existenz nach Europa und unserm Lande gelangt. Diese Nachrichten, so unbestimmt und ungenügend sie auch waren, hatten unsre Wissbegierde erweckt; wiewohl ich gestehen muss, dass wir beide, Herr C. und ich, ein Bisschen zweifelsüchtig waren und uns Copan mehr mit der Hoffnung als mit der Erwartung Wunder zu finden nahten.

Seit der Entdeckung dieser Trümmer-Städte ist es herrschende Regel geworden, sie einem Volksstamme zuzueignen, der demjenigen, welcher das Land zur Zeit der spanischen Eroberung bewohnte, in der Zeit weit vorausging. Was nun Copan anbelangt, so geschieht bei den frühen spanischen Geschichtschreibern eines Ortes dieses Namens Erwähnung, der in derselben Gegend lag, wo diese Ruinen sich finden, die damals eine bewohnte Stadt waren und den Waffen der Spanier einen furchtbaren Widerstand boten, wiewohl Umstände vorhanden sind, welche anzuzeigen scheinen, dass die gedachte Stadt an Stärke und Festigkeit des Baues nicht so bedeutend und neuern Ursprungs war.

Sie lag in der ehemaligen Provinz Chiquimula de Sierras, die von den Officieren Don Pedro's de Alvarado erobert ward, von welcher Eroberung aber nicht ein einziger spanischer Geschichtschreiber irgendwelche nähere Nachrichten gegeben hat. Im J. 1530 empörten sich die Indianer der Provinz und machten den Versuch, das spanische Joch abzuschütteln. Hernandez de Chaves ward zu ihrer Unterwerfung abgeschickt, und nach vielen blutigen Schlachten lagerte er sich vor Esquipulas, einem Waffenplatze eines mächtigen Kaziken, der am vierten Tag „mehr", um mich der Worte des Kaziken selbst zu bedienen, „mehr aus Rücksicht auf die allgemeine Ruhe als aus Furcht vor den spanischen Waffen zur Uibergabe sich entschloss", und mit der Hauptstadt unterwarf sich zugleich die ganze Provinz wieder der spanischen Botmässigkeit.

Der Kazike von Copan, dessen Name Copán Calel war, hatte sich bei Erregung des Aufstandes und bei der Unterstützung der Insurgenten thätig bewiesen. Hernandez de Chaves beschloss daher ihn zu züchtigen, und marschirte gegen Copan los, welches damals einer der grössten, reichsten und volkreichsten Orte des Königreichs war. Das Lager des Kaziken zählte mit Einschluss seiner Hilfstruppen 30,000 Mann, die wohldisciplinirt, kriegserfahren und mit hölzernen, mit steinernen Schneiden versehenen Schwertern, Pfeilen und Wurfschlingen

bewaffnet waren. Dieses Lager, sagt der Geschichtschreiber, ward auf der einen Seite durch die Gebirgszüge von Chiquimula und Gracias a Dios vertheidigt, auf der andern von einem tiefen Graben und einer Verschanzung, bestehend aus starken Balken, deren Zwischenraüme mit Erde ausgefüllt waren und welche Schiessscharten und Spalten zum Abschiessen der Pfeile hatte. Chaves ritt, von einigen wohlbewaffneten Reitern begleitet, an den Graben hin und gab ein Zeichen, dass er sich zu besprechen wünschte. Die Antwort des Kaziken war ein Pfeil, worauf ein Hagel von Pfeilen, Steinen und Wurfspiessen folgte, der die Spanier zum Rückzuge zwang. Am nächsten Tage machte Chaves einen Angriff auf die Verschanzung. Die Infanterie trug lose anliegende, mit Baumwolle gefütterte Röcke und Schwerter und Schilde; die Reiterei trug Brustharnische und Helme und ihre Pferde waren überdeckt. Die Copaner führten jeder einen mit dem Felle des Dante (Tapir) überzogenen Schild auf dem Arme und der Kopf war durch Federbüschel geschützt. Der Angriff dauerte den ganzen Tag hindurch. Die Indianer mit ihren Pfeilen, Wurfspiessen und Piken, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren, hielten Stand; die Spanier waren genöthigt sich zurückzuziehen. Chaves, der im dichtesten Schlachtgewühl gefochten hatte, ward bei den Schwierigkeiten des Unternehmens und bei der dem Ansehen der spanischen Waffen drohenden Gefahr besorgt, als ihm berichtet ward, dass an einer Stelle die Tiefe des Copan vertheidigenden Grabens nur unbedeutend wäre. Am folgenden Tage rückte er gegen diese Stelle vor, um von dort aus einen Angriff zu machen. Die Copaner hatten seine Bewegungen überwacht und die Schanze mit ihren tapfersten Soldaten besetzt. Die Infanterie war nicht im Stande eine Angriffsverschanzung zu machen, worauf die Reiterei zu ihrem Beistand herbeikam. Die Indianer führten ihre ganze Streitmacht heran und die Spanier standen fest wie Felsen, an denen Piken, Pfeile und Steine abprallten. Zu wiederholten Malen versuchten sie die Verschanzung zu erklimmen, wurden aber jedes Mal in den Graben zurückgetrieben. Viele fielen auf beiden Seiten, aber die Schlacht setzte sich fort ohne Vortheil für den einen oder den andern Theil, bis endlich ein tapferer Reiter in den Graben sprang, dessen Ross mit der Brust so heftig gegen die Schanze anprallte, dass Erde und Schanzpfähle nachgaben und das scheu gewordene Thier mitten unter die Indianer stürzte. Andere Reiter folgten und verbreiteten solchen Schrecken unter den Copanern, dass ihre Linien durchbrochen wurden und sie die Flucht ergriffen. Copán Calel brachte sie an einem Punkte, wo er ein Reservecorps postirt hatte, wieder zum Stehen; aber unfähig langen Widerstand zu leisten, zog er sich zurück und überliess Copan seinem Schicksale.

So lautet die Erzählung, welche die spanischen Geschichtschreiber von Copan gegeben haben, die, auf die Stadt angewandt, deren Mauer wir auf der andern Seite des Flusses erblickten, uns äusserst dürr und ungenügend erschien; denn das vor uns liegende massive steinerne Mauerwerk sah wenig darnach aus, als ob es einst einer Stadt angehört hätte, deren Verschanzung durch den Angriff eines einzigen Reiters niedergeworfen werden konnte. An dieser Stelle war der Fluss nicht zu durchwaten, weshalb wir zu unsern Maulthieren zu-

rückgingen, uns aufsetzten und an eine andere Stelle des Ufers ein wenig weiter aufwärts ritten. Der Strom war breit und stellenweise tief, reissend und mit ungleichem und steinigem Boden. Nachdem wir hinüber waren, ritten wir längs dem Ufer hin auf einem dick mit niedrigem Gestraüch überwachsenen Fusspfade, den José uns mit dem Machete freimachte, bis wir an den Fuss der Mauer kamen, wo wir wieder abstiegen und unsere Maulthiere anbanden.

Die Mauer war von gehauenem Stein aufgeführt, gut gelegt und wohl erhalten. Wir erstiegen sie mittelst grosser steinerner Stufen, die theilweise unverletzt, theilweise von Baümen, die zwischen den Spalten heraufgewachsen, hinabgeworfen worden waren, und kamen auf eine Terrasse, deren Gestalt zu bestimmen uns bei der Dichtigkeit des Waldes, der sie ganz bedeckte, unmöglich war. Unser Führer hieb uns einen Weg frei, und wir kamen bei einem halb in den Boden versunkenen grossen Stein mit sorgfältig gearbeiteten Sculpturen vorbei und erreichten den Winkel eines Bauwerks mit Stufen zu beiden Seiten, die in Form und Aussehen, soweit uns die Baüme darüber zu urtheilen verstatteten, den Seiten einer Pyramide glichen. Indem wir vom Fusse ablenkend uns einen Weg durch das Walddickicht hieben, trafen wir auf eine viereckige steinerne Saüle von etwa 14 Fuss Höhe und jede Seite von 3 Fuss Breite, die auf allen vier Seiten von unten bis oben mit Sculpturen von stark erhabener Arbeit bedeckt war. Vorn war die Figur eines Mannes zu sehen, der sehr seltsam und reich bekleidet und dessen Gesicht, offenbar ein Porträt, feierlich, streng und Schrecken einzuflössen geeignet war. Ganz anders waren die Sculpturen der Rückseite und sie unterschieden sich von Allem, was wir bisher gesehen. Die Seiten waren mit Hieroglyphen bedeckt. Diess nannte unser Führer ein „Götzenbild". Vor demselben, in einer Entfernung von drei Fuss, lag ein Steinblock, gleichfalls mit Figuren und sinnbildlichen Zeichen bedeckt, den der Führer einen „Altar" nannte. Der Anblick dieses unverhofft gefundenen Monuments brachte in uns sofort und für immer alle Zweifel und Ungewissheit über den Charakter der amerikanischen Antiquitäten in Ruhe und verschaffte uns die Uiberzeugung, dass die Gegenstände, nach denen wir suchten, interessant wären, nicht nur als die Uiberreste eines unbekannten Volks, sondern auch als Werke der Kunst, welche gleich neuentdeckten historischen Urkunden bewiesen, dass das Volk, das einst den Continent Amerika's bewohnte, nicht zu den Wilden gehörte. Mit einer Theilnahme, die vielleicht stärker war als wir sie je auf unsern Wanderungen durch die Ruinen Aegyptens empfunden, folgten wir unserm Führer, der, wenn er bisweilen seinen Weg verfehlte, sich mit den beständigen und kräftigen Streichen seines Machete durch den dicken Wald Bahn machte und uns alsbald unter halbversunkenen Fragmenten zu vierzehn Denkmälern brachte, die denselben Charakter und dasselbe Aussehen hatten, von denen aber manche von geschmackvollerer Zeichnung waren, manche in kunstmässiger Arbeit den schönsten Monumenten der Aegypter gleichkamen. Eines war durch riesengrosse Wurzeln von seinem Piedestal verrückt, ein andres von Aesten der Baüme fest umschlungen und fast aus der Erde gehoben; ein andres auf den Boden geworfen und von ungeheuern Reben und Schlingpflanzen auf ihm niedergehalten; eines

endlich stand, mit seinem Altar vor sich, in einem Hain von Baümen, die es rings umwuchsen, gleich als wollten sie es beschatten und wie ein Heiligthum beschützen, und in des Waldes feierlicher Stille erschien es wie eine Gottheit, die über ein hingesunkenes Volk trauert. Die einzigen Laute, welche die tiefe Schweigsamkeit dieser vergrabenen Stadt störten, war der Lärmen der Affen, die zwischen den Wipfeln der Baüme sich hinbewegten, und das Knicken der durch ihr Gewicht gebrochnen dürren Zweige. Sie bewegten sich über unsern Köpfen in langen und raschen Zügen, vierzig bis fünfzig auf einmal und manche mit Jungen in ihren langen Armen, dahin, schritten auf den Aesten bis an deren Spitzen vor, hielten sich hier mit ihren Hinterfüssen oder dem herumgewickelten Schwanze fest, schnellten auf einen Ast des nächsten Baums und zogen weiter fort in die Tiefe des Waldes. Wir sahen diese nachgeäfften Menschen hier zum ersten Male, und umgeben von den wunderbaren Denkmälern kamen sie uns vor wie wandernde Geister des verschwundenen Volksstamms, welche die Trümmer ihrer einstigen Wohnungen behüteten.

Wir kehrten zum Fusse des pyramidalischen Baues zurück und stiegen auf regelmässigen steinernen Stufen hinan, von denen manche durch Sträucher und Schösslinge gewaltsam auseinandergetrieben, andere durch heraufgewachsene grosse Baüme hinabgeworfen worden, einige endlich noch unversehrt waren. Theilweise waren sie mit eingegrabenen Figuren und Reihen von Todtenköpfen geschmückt. Wir kletterten über die zertrümmerte Spitze hinweg, erreichten eine mit Baümen überwachsene Terrasse, überschritten diese und stiegen dann auf steinernen Stufen zu einem ebnen Platze hinab, welcher dergestalt mit Baümen bedeckt war, dass wir anfangs nicht im Stande waren, seine Gestalt zu bestimmen, der aber, wie wir uns durch Freimachen eines Wegs mittelst des Machete vergewisserten, viereckig war und auf allen Seiten Stufen hatte, die fast so wohlerhalten waren wie im römischen Amphitheater. Die Stufen waren mit Sculpturarbeit geziert und auf der südlichen Seite, etwa auf der Hälfte der Höhe, stand, von Wurzeln gewaltsam von seiner Stelle verrückt, ein colossaler Kopf, offenbar ein Porträt. Indem wir diese Stufen hinaufgingen, kamen wir auf eine breite, 100 Fuss hohe Terrasse, die den Fluss überschaute und von der Mauer, die wir von dem gegenüberliegenden Ufer aus gesehen, getragen ward. Die ganze Terrasse war mit Baümen bewachsen und vom Fusse bis zu dieser Höhe ragten zwei gigantische Ceiba's oder indische Baumwollbaüme von mehr als zwanzig Fuss im Umfange herauf, die ihre halbnackten Wurzeln 50 bis 100 Fuss ringsum ausstreckten, die Trümmer an den Boden festbanden und sie mit ihrem breiten Dache überschatteten. Wir liessen uns hart am Rande des Gemaüers nieder und bemühten uns vergeblich, in das Geheimniss, das uns hier umgab, einzudringen. Welches Volk hat diese Stadt erbaut? In Aegyptens zertrümmerten Städten, selbst in dem lange verloren gewesenen Petra kennt der Fremdling die Geschichte des Volks, dessen Spuren ihn umringen. Amerika, sagen die Geschichtschreiber, ward von Wilden bevölkert: aber Wilde errichteten nimmermehr diese Bauten, Wilde meisselten nimmermehr diese Steine aus. Wir fragten die Indianer, wer sie gemacht, und ihre dumme Antwort war: „*Quien sabe?*“ — „wer weiss?“

Keine Ideenverbindungen verknüpften sich mit diesem Ort, keine jener begeisternden Erinnerungen, welche Rom, Athen und „die grosse Weltmeisterin auf Aegyptens Ebne“ uns so heilig machen; und doch hatten einst in diesem überschwänglich üppigen Walde Baukunst, Sculptur, Malerei, kurz all die Künste geblüht, welche das Leben verschönen; hatten Redner, Krieger und Staatsmänner, hatten Schönheit, Ehrgeiz und Ruhm gelebt und waren dahingeschwunden, und Niemand wusste, dass solche Dinge gewesen waren, noch vermochte er zu reden von ihrer Vergangenheit. Die Bücher, diese Bewahrer des Wissens, schweigen hierüber. Verlassen und öde liegt die Stadt da. Kein Uiberlebender dieses Volksstamms mit von Vater zu Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Uiberlieferungen weilt um diese Ruinen. Die Trümmerstadt lag vor uns gleich einer inmitten des Meeres zerschellten Barke: ihre Masten sind verloren, ihr Name verschwunden, ihre Bemannung untergegangen, und Keiner weiss zu sagen, woher sie kam, wem sie gehörte, wie lange sie auf ihrer Reise war, was der Anlass ihres Untergangs war; wer ihre verschwundene Mannschaft war, lässt sich nur durch eine vermeinte Aehnlichkeit im Bau des Fahrzeugs errathen und vielleicht nie mit Gewissheit erkunden. War der Ort, wo wir sassen, eine Citadelle, von dessen Höhe ein unbekanntes Volk die Kriegsdrommete erschallen liess? oder ein Tempel zur Anbetung des Gottes des Friedens? oder beteten die Bewohner zu den von ihren eignen Händen gemachten Götzenbildern und brachten ihnen auf den vor ihnen stehenden Steinen Opfer dar? Alles war in geheimnissvolle Nacht gehüllt, in dunkle, undurchdringliche Nacht, und Alles trug bei sie zu vermehren. In Aegypten stehen die gigantischen Tempelskelette in dem wasserlosen Sandmeer, in der ganzen nackten Wüstenöde; hier dagegen hüllte die Ruinen eine ungeheure Waldung ein und verbarg sie vor der Menschen Blicke, wodurch der Eindruck und die moralische Wirkung erhöht und ihnen ein mächtiges und fast wildromantisches Interesse gegeben ward.

Spät am Nachmittage arbeiteten wir uns wieder zurück zu unsern Mauleseln, badeten am Fusse der Mauer im klaren Flusse und kehrten zur Hacienda zurück. Unser dankbarer Maulthiertreiberbursche hatte den Leuten von seiner schrecklichen Krankheit und von der durch Herrn Catherwood bewirkten ausserordentlichen Kur erzählt, in Folge dessen wir bei unsrer Ankunft auf der Hacienda einen todtenbleichen, von Fiebern ganz erschöpften Mann antrafen, der uns um „*remedios*“ (Arznei) bat. Nicht minder wartete eine alte Dame, die auf Besuch in der Familie war und an diesem Tage hatte heimreisen wollen, unsre Ankunft ab, um von einer Krankheit, an der sie seit zwanzig Jahren gelitten, geheilt zu werden. So ward denn unsere Arzneikiste herbeigeholt, was auch die Frau des Don in eine Patientin verwandelte. Je mehr Arzneien Herr C. verabreichte, desto mehr verbreitete sich sein Ruf, so dass er während des Abends nicht weniger als vier bis fünf Weiber und ebensoviele Männer zu behandeln hatte. Wir wünschten sehr auf den Don einzuwirken und ihn zu gewinnen, allein er war auf seiner Hut. Die Zündhütchen unsrer Pistolen zogen die Aufmerksamkeit der Männer auf sich; auch zeigten wir ihnen den Compass und andere Sachen, welche unsre Freundin in San Antonio auf den Gedanken brachten, dass wir „sehr reich wären“ und „viele

Ideen hätten". So wurden wir allgemach mit dem ganzen Hause befreundet, nur mit des Hauses Herrn nicht, der in dem Maulthiertreiber einen verwandten Geist fand. Er hatte nun einmal seinen Kopf aufgesetzt und war zum Nachgeben zu stolz und halsstarrig. Unsere neuen Freunde machten uns mehr Platz für unsere Hängematten, so dass wir uns die Nacht bequemer schwingen konnten.

Am nächsten Morgen setzten wir die Leute von Neuem durch unser seltsames Thun und Treiben in Erstaunen, ganz besonders durch das Bürsten unserer Zähne, welche Operation sie wahrscheinlich jetzt zum ersten Male sahen. Während wir hiermit beschäftigt waren, that die Hausthür sich auf und Don Gregorio trat ein, kehrte aber den Kopf von uns hinweg, um uns nicht mit einem „*buenos dias*" (guten Morgen) begrüssen zu müssen. Wir beschlossen, keine Nacht mehr unter seinem Dache zu schlafen, sondern unsere Hängematten nach den Ruinen mitzunehmen und, im Fall kein Gebaüde zu unserm Obdach sich fände, sie unter einem Baume aufzuknüpfen. Mein Contract mit dem Maulthiertreiber lautete dahin, dass er drei Tage in Copan zu bleiben habe. Für die Benutzung seiner Thiere aber während dieser Zeit war kein Handel abgeschlossen worden, und er hoffte, die Aergernisse auf der Hacienda würden uns bestimmen, ohne Weiteres wieder abzureisen. Als er uns daher zum Bleiben entschlossen sah, schwur er, dass er die Hängematten nicht schleppen und nicht einen Tag länger verweilen werde; er willigte aber doch zuletzt noch ein, uns seine Maulthiere für diesen Tag zu vermiethen.

Bevor wir aufbrachen, trat nach einer kurzen Besprechung mit Don Gregorio ein neuer Gegenpart, ein Don José Maria Asebedo, hervor und sagte, er wäre der Besitzer der „Götzen," Niemand könne daher ohne seine Erlaubniss dorthin gehen, und händigte mir dabei die Besitzesurkunde ein. So hatten wir es mit einer neuen Schwierigkeit zu thun. Ich war nicht Willens, ihm seinen Rechtstitel streitig zu machen, sondern las seine Papiere so aufmerksam durch, als wenn es sich um eine gerichtliche Aussetzung gehandelt hätte; und er schien beruhigt, als ich ihm sagte, sein Besitztitel wäre wohlbegründet und ich würde, wenn ich nicht gestört würde, ihm bei meiner Abreise mein Compliment machen und mich abzufinden wissen. Zu unserm Glücke fügte es sich, dass er um eine Gunst zu bitten hatte. Unser Ruf als Aerzte war bis nach Copan gedrungen und er wünschte *remedios* für seine kranke Frau. Da es für uns von Wichtigkeit war, ihn uns zum Freunde zu machen, so ward die Sache nach einer kurzen Besprechung dahin geordnet, dass Herr C. mit mehren gedungenen Arbeitsleuten zu den Ruinen gehen sollte, um daselbst, wie es unsre Absicht war, eine Hütte zu erbauen, während ich nach Copan gehen und seine kranke Frau besuchen wollte.

Unsre neue Bekanntschaft, der genannte Don José Maria Asebedo, war etwa ein Fünfziger, von langer Statur und gut gekleidet, d. h. mit reinlichem Hemd und reinlichen Beinkleidern, gutmüthig, aber unwissend, und einer der angesehensten Einwohner von Copan. Er bewohnte eine der bessten Hütten im Orte, die aus Pfählen gemacht, mit Maisblättern gedeckt war, an der einen Seite ein hölzernes Bettgestell hatte und mit einigem Kochgeschirr ausstaffirt war. Da während der Nacht ein starker Regen gefallen, so war der Bo-

den in der Hütte nass. Seine Frau schien ihm an Alter gleich zu sein und litt zum Glück an einem Rheumatismus von mehrjähriger Dauer. Wenn ich sage „zum Glück", so ist diess blos in Bezug auf uns als Aerzte und auf die Ehre der zufällig unsern Händen anvertrauten Kunst gemeint. Ich sagte ihr, der Anfall würde eher zu heben sein, wenn er neu wäre; da aber das Uibel seit langer Zeit bestände, so verlangte es Zeit, Geschicklichkeit, Beobachtung der Symptome und der täglichen Wirkung der Medicin; gab ihr aber für den Augenblick den Rath, ihre Füsse aus dem Wassertümpel zu entfernen, in welchem sie stand, und versprach mit Herrn Catherwood, der ein noch besserer *medico* als ich wäre, zu consultiren und ihr ein Liniment zum Einreiben des Nackens zu schicken.

Als diess vorüber war, begleitete mich Don José Maria zu den Ruinen, wo ich Herrn Catherwood mit den indianischen Arbeitern antraf. Wir durchwanderten abermals den ganzen Raum, in der Absicht, irgendein zerfallenes Gebaüde zum Aufschlagen unsrer Wohnung aufzusuchen, aber vergebens. Unsere Hängematten unter den Baümen aufzuknüpfen, wäre unvernünftig gewesen, da die Zweige noch nass, der Boden schlammig war und abermals Regen in Aussicht stand; unser Entschluss aber war fest, nicht wieder zu Don Gregorio zurückzugehen. Don José sagte, es läge eine Hütte in der Nähe, und führte uns zu ihr. Als wir ihr nahe kamen, hörten wir das Wehgeschrei einer Frau drinnen und sahen sie, als wir eintraten, vor Fieber und Schmerz ausser sich auf einem Kuhhautbett sich herumwälzen; und als sie mich erblickte, warf sie sich auf die Kniee, presste die Hände gegen ihre Schläfe und bat mich unter einem Thränenstrom um Gotteswillen um einige *remedios*. Ihre Haut war heiss, ihr Puls ging sehr voll; sie hatte ein heftiges Wechselfieber. Während ich sie nach den Symptomen befragte, trat ihr Mann in die Hütte, ein Weisser von etwa vierzig Jahren, in schmutzigen baumwollnen weiten Beinkleidern, herunterschlappenden Strümpfen, mit einem um den Kopf gebundnen Tuche und blossen Füssen; sein Name war *Don* Miguel. Ich theilte ihm mit, dass wir einige Tage unter den Ruinen zuzubringen wünschten, und bat um die Erlaubniss, in seiner Hütte unser Obdach aufschlagen zu dürfen. Die Frau, ganz glücklich, einen geschickten Arzt in ihrer Nähe zu haben, antwortete statt seiner, worauf ich zu Herrn Catherwood zurückkehrte, um ihm die tröstliche Nachricht von dem gefundenen Obdach zu bringen und seiner Krankenliste einen neuen Patienten hinzuzufügen. Der ganze Tross escortirte uns nach der Hütte mitsammt dem Maulthier, das die Hängematten trug; und durch die Vermehrung des medicinischen Corps durch Herrn C. und durch das geheimnissvolle Auskramen von Zeichnenmaterialien und Messstangen schien das Fieber des armen Weibes verjagt worden zu sein.

Die Hütte lag am Rande eines Stückes angebauten Landes, auf dem Grund und Boden, der einst von der Stadt bedeckt war, und fast dicht an der Thür stand das Bruchstück eines ausgehöhlten und als Tränktrog für das Vieh benutzten Steines. Das Stück Land war mit Mais und Tabak bepflanzt und auf allen Seiten vom Walde begränzt. Die Hütte mass gegen 16 Quadratfuss, hatte ein spitziges Dach, war mit Maiskolben überdeckt und ruhte auf zwei im Bo-

den steckenden aufrechtstehenden Pfählen mit Klammern, in denen ein andrer Pfahl ruhte, um die Dachfirste zu tragen, wie auch noch andere ähnliche Stützen auf allen vier Seiten gelegt waren, aber von nur vier Fuss Höhe. Der Giebel bildete die Vorderseite und deren eine Hälfte war mit Maisblättern verdeckt, die andre aber offen. Die Rückseite war beschilft und Maisgarben an ihr aufgeschichtet. In dem Winkel an der Vorderseite stand das Bett Don Miguels und seiner Frau Gemahlin, überdeckt von einer am Kopfende und zur Seite festgemachten Kuhhaut. Das Zimmergeräth bestand aus einer steinernen Walze zum Zerquetschen des Korns, einem *comal* oder irdenen Rost zum Backen der Tortillas und zwei Schränkchen auf einem rohen Brete über dem Bett, welche die Garderobe und das gesammte Besitzthum Don Miguels und seiner Frau in sich enthielten, mit Ausnahme Bartolo's, ihres Sohns und Erben, eines üppigvollen Burschen von zwanzig Jahren, dessen nackter Leib aus einem Paar Knabenhosen hervorgebrochen zu sein schien und von einem Hemd nichts wissen wollte; sein Bauch war in Folge eines peinlichen Leberleidens angeschwollen und er und sein fahles Gesicht waren von Schmutz marmorirt. Es war blos genügender Raum für eine Hängematte, auch waren die Kreuzhölzer nicht stark genug, um zwei Menschen zu tragen. Daher wählte ich mit Bewilligung unserer Wirthsleute die Maisschicht an der Hinterwand, die gerade hoch und breit genug für ein Bett war, zu meiner Schlafstätte, während Herr Catherwood seine Hängematte aufhing; und wir waren so erfreut darüber, von der rohen Gastlichkeit Don Gregorio's erlöst und den Ruinen so nahe zu sein, dass uns Alles recht traulich und gemüthlich erschien.

Nach dem Mittagsessen bestieg ich das Packmaulthier, das blos eine Halfter zum Halten hatte, und ritt, von Augustin zu Fuss begleitet, nach Don Gregorio's Hacienda, in der Absicht, unser Reisegepäck herüberzuschaffen. Die heftigen Regengüsse hatten den Fluss angeschwollen, so dass Augustin genöthigt war, sich auszuziehen, um ihn durchwaten zu können. Don Gregorio war nicht zu Hause, und der Maulthiertreiber, wie gewöhnlich erfreut, mir eine Verlegenheit bereiten zu können, sagte, es wäre heute unmöglich, mit einer Ladung durch den Fluss zu setzen. Wie immer that er, statt uns in unsern kleinen Verlegenheiten behilflich zu sein, alles Mögliche, sie zu vermehren. Er wusste, dass wir, wenn wir ihm den Abschied gaben, keine Maulthiere in Copan bekommen konnten, wir hätten denn zwei Tagereisen weit schicken wollen; dazu fehlte es uns aber an einem verlässlichen Manne zum Schicken und dann würde der Zeitverlust mindestens eine Woche betragen haben. Da ich in Ungewissheit über den Augenblick war, wo es rathsam sein möchte abzureisen, und da ich von ihm nicht ganz und gar im Stiche gelassen zu werden wünschte, so war ich gezwungen, ihn zum Bleiben zu dingen, und zwar zu einem Preise, der als so übermässig hoch galt, dass ich dadurch in den Ruf kam, als besässe ich „*mucha plata*“ (viel Silber), welcher Ruf mir zu Hause wohl hätte nützlich werden können, nach dem ich aber hier in Copan mit nichten lüstern war; und hiermit noch nicht zufrieden, bedang sich der Schurke, aus Furcht mir zu vertrauen und zu creditiren, tägliche Zahlung aus. Ich war zur Zeit mit dem im Lande herrschenden Berechnungs- und Zahlungswesen noch nicht be-

kannt. Die Quälgeister sind nicht mit dem gewöhnlichen Satze zufrieden, sie verlangen auch noch Extrazahlung, und dazu muss die volle Summe oder doch ein bedeutender Theil derselben vorausgezahlt werden. Ich stand zufällig im Rückstand gegen den Maulthiertreiber, und während ich mir zu dieser Bürgschaft seines guten Benehmens Glück wünschte, quälte er sich mit der Besorgniss, dass ich gar nicht zu zahlen gemeint wäre.

Mittlerweile fing es an zu regnen, und nachdem ich meine Rechnungen mit der Señora abgemacht, ihr für ihre Freundlichkeit gedankt und den Auftrag, für uns etwas Brot auf den nächsten Tag zu backen, zurückgelassen hatte, trat ich mit einem Regenschirm und einem blauen Mantelsack mit unbekanntem Inhalt, Herrn Catherwood gehörig, welchen mitzubringen er mich ganz besonders gebeten hatte, meinen Rückweg an. Augustin folgte mit einer zinnernen Theekanne und einigen andern Geräthschaften zum unmittelbaren Gebrauche. Als wir in den Wald kamen, stiess der Regenschirm an die Zweige und Aeste der Baüme an und machte das Maulthier scheu, das, während ich ihn zuzumachen suchte, ganz schön mit mir durchging, wegen seiner blossen Halfter nicht zu halten war, stracks durch den Wald galoppirte, wobei es manchen Kopfstoss setzte, die Furt verfehlend in den Fluss sprang und nicht eher stillstand als bis ihm das Wasser bis zur Brust ging. Der Fluss war angeschwollen und tobend und der Regen schoss in Strömen nieder. In geringer Entfernung abwärts schaümte eine reissende Stelle auf. Bei der Anstrengung, das Thier zu zügeln, verlor ich Herrn Catherwoods blauen Mantelsack, erfasste ihn zwar mit dem Griff des Regenschirms und würde ihn auch gerettet haben, wenn das Thier zum Stehen zu bringen gewesen wäre; wie ihm aber der Sack unter der Nase vorbeischwamm, schnaubte es und prallte zurück. Während ich es hinübertrieb, zerbrach ich den Schirm, und in dem Augenblicke, wo ich das Ufer berührte, sah ich, wie der Mantelsack der besagten Strömung zuschwamm und wie Augustin, seine Kleider in der einen und die Theekanne in der andern Hand über dem Kopfe haltend, ihm den Fluss hinab nachsteuerte. Weil ich meinte, er enthalte einige unumgänglich nöthige Zeichnenmaterialien, stürzte ich mich in der Hoffnung ihn aufzufangen in das Dickicht am Ufer, verwickelte mich aber dabei in dem Gewirre der Zweige und Ranken. Ich stieg ab, band mein Maulthier an und bahnte mir einen Weg nach dem Ufer, wo ich Augustins Kleider und Theekanne, nichts aber von ihm selbst erblickte, so dass mich bei dem Toben der Strömung unter mir grauenvolle Angst erfasste. Da es mir unmöglich ward, am Ufer weiter zu gehen, so sprang ich mit einem gewaltigen Satze über die reissende Stelle hinweg auf eine mit Zwerggebüsch bedeckte Sandinsel, rannte bis an ihr unteres Ende und übersah von hier die ganze Fläche des Stroms und den Strudel, von Augustin aber war nichts zu entdecken. Jetzt schrie ich aus allen Leibeskräften und hörte zu meinem unaussprechlichen Troste eine Antwort, die aber bei dem brausenden Lärmen des Wassers nur ganz schwach erklang; doch im Augenblicke erschien er im Wasser, wo er sich um eine vorstehende Spitze der Insel herumarbeitete und an den Gebüschen sich festhaltend heraufstieg. Um ihn beruhigt, sah ich nun mich selbst in grosser Verlegenheit. Ich

fürchtete mich jetzt bei kaltem Blute, den Sprung über den reissenden Strom hinweg zurück nach dem höhern Ufer zu machen. Es würde ausserordentlich schlimm um mich gestanden haben, wenn Augustin ertrunken wäre und ich mir hätte selbst helfen müssen. So aber arbeitete er sich durch die Gebüsche nach dem Ufer hinüber und hielt einen Pfahl über den Strom hinweg, auf welchen ich sprang und den Rand der Uferwand erfasste, wobei ich zwar ausglitt, mich aber an den Gebüschen und mittelst Augustins dargereichter Hand in die Höhe hob. Während dieser ganzen Zeit fiel der Regen mit grosser Heftigkeit nieder. Da mir entfallen war, wo ich mein Maulthier angebunden hatte, so mussten wir mehre Minuten darnach suchen; dann aber stieg ich auf und verwünschte den alten Reisesack zum Kuckuck. Augustin zog jetzt seine Kleider an, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er sie auf seinem Leibe bequemer tragen konnte.

Als ich Copan erreichte, suchte ich in Don José Maria's Hütte Schutz, während Augustin, der in jenem glücklichen Zustande war, der nicht schlimmer werden kann, im Regen weiter zog. Da in der Hütte ausser einem kleinen Mädchen Niemand war, so folgte ich ihm in dem Augenblicke, wo der Regen nachliess. Ich hatte jetzt über einen andern Fluss zu setzen, der ebenfalls angeschwollen war. Aber auch die Strasse, die durch einen dichten Wald führte, war überschwemmt, und die pechschwarzen Wolken verkündeten neuen Regen. Zur Linken lag eine Reihe kahler Berge, die ehemaligen Steinbrüche von Copan, an denen der Donner furchtbar hinrollte und an deren Seiten der Blitz zornige Schrift schrieb. Ein englischer Tourist in den Vereinigten Staaten giebt die Uiberlegenheit unsers Donners und Blitzes zu; allein so hartnäckig ich auch auf alle Punkte halte, welche die Nationalehre angehen, so gestehe ich doch diesen Vorzug den Tropen zu. Der Regen fiel in einer Weise nieder, als ob man oben Fluththore geöffnet hätte, und während mein Maulthier immer ausgleitend sich durch den Schlamm hindurcharbeitete, verlor ich meinen Weg. Ich kehrte eine Strecke weit zurück, als ich einer Frau begegnete, die barfuss ging und ihr Kleid bis über die Kniee heraufhob und die, wie sich zeigte, meine rheumatische Patientin, Don José Maria's Weib war. Nachdem ich sie nach der Strasse gefragt, sagte ich ihr, dass sie durch solche Unvorsichtigkeit die Kunst des Arztes zu nichte mache und — wovon ich auch völlig überzeugt war — nicht erwarten dürfe, unter unserer Behandlung Genesung zu erlangen. Als ich eine Strecke geritten, kam ich abermals von meinem Wege ab. Ich musste rechts in den Wald hinein. Herausgekommen war ich auf einem Fusspfade, den ich nicht genug beachtet hatte. Da nun Viehpfade nach allen Richtungen verliefen, so ging ich immerwährend bald hinein- bald herauswärts, ohne auf den rechten zu treffen. Zu mehren Malen bemerkte ich den Eindruck von Augustins Füssen, aber sie verloren sich alsbald in Wasserpfützen und machten mich nur noch wirrer, so dass ich auf die Letzt zu völligem Stillstand kam. Es war fast dunkel, ich wusste nicht, wohin mich wenden, und gleich Henry Pelham, als er in Gefahr war, in einer der Gossen von Paris zu ertrinken, blieb ich stehen und rief Halloh. Zu meiner grossen Freude schrie Augustin mir Antwort zu, der länger als ich in der Irre herumgelaufen und in noch grösserer Verlegenheit gewe-

sen war. Er trug die Theekanne in der Hand, hatte den Stummel einer kalten Cigarre im Munde, war vom Kopfe bis zum Fusse von Schlamme überkleistert und bot in aller Beziehung einen ganz jämmerlichen Anblick dar. Wir wählten nach gewissen Merkzeichen einen Pfad aus und schrieen immer im Gehen laut auf, und es währte nicht lange, so wurden unsere vereinten Stimmen von bellenden Hunden und Herrn Catherwood beantwortet, der, beunruhigt über unsre lange Abwesenheit und fürchtend, dass uns etwas begegnet wäre, mit Don Miguel ausgegangen war, um nach uns zu suchen. Da ich keine Kleider zum Wechseln hatte, so zog ich mich aus und wickelte mich nach Art der nordamerikanischen Indianer in eine wollne Decke ein. Den ganzen Abend krachten die Donnerschläge über unsern Haüptern, der Blitz erleuchtete den dunkeln Wald und zuckte durch die offne Hütte herein, der Regen fiel in Strömen und es war, wie Don Miguel sagte, zu erwarten, dass wir auf mehre Tage von aller Verbindung mit der gegenüberliegenden Seite des Flusses und unserm Gepäck abgeschnitten werden würden. Trotzdem verbrachten wir den Abend recht zufrieden und rauchten Cigarren von copanischem Tabak, dem berühmtesten in ganz Centralamerika, der auf Don Miguels eignem Grund und Boden gewachsen und von seiner Frau zu Cigarren verarbeitet worden war.

Don Miguel war ein verständiger und unterrichteter Mann, der lesen und schreiben, zur Ader lassen, Zähne ausziehen und juridische Schriften aufsetzen konnte, auch Sinn für Literatur hatte, denn er fragte Augustin, ob wir Bücher hätten, und bemerkte dabei, es machte keinen Unterschied, dass sie in englischer Sprache verfasst wären — Bücher wären immer gute Dinge; und es war eine wahre Freude, ihn seine Verachtung gegen Don Gregorio's Benehmen aussprechen zu hören. Er war Unterpachter auf dem Gute zu einem Zins von vier Pesos jährlich und war in der Regel mit seinen Zahlungen im Rückstand. Er sagte, er hätte uns nicht viel zu bieten, aber — was besser war als ein Gardinenbett — wir fühlten, dass wir willkommne Gäste waren. Und in der That waren wir Allen angenehm. Seine Frau hoffte, dass wir ihr das Fieber, Bartolo, dass wir seine Bauchgeschwulst vertreiben würden, und Don Miguel liebte unsre Gesellschaft. Unter diesen glücklichen Umständen konnte das Toben der Elemente draussen uns nicht stören.

Den ganzen Tag hatte ich über den Rechtstiteln des Don José Maria gebrütet, und als ich Abends meine Decke um mich schlang, theilte ich Herrn Catherwood ein Unternehmen mit, das in nichts Geringerm bestand als — Copan zu kaufen, die Denkmäler eines gewesenen Volkes aus der Einöde, in welcher sie vergraben liegen, fortzuschaffen, sie in dem „grossen Emporium“ aufzustellen und ein Institut zu gründen, das der Kern zu einem grossartigen Nationalmuseum amerikanischer Alterthümer werden sollte! Die Frage war aber: können wohl die „Götzen“ fortgeführt werden? Sie standen zwar an den Ufern eines Flusses, der sich in denselben Ocean ergiesst, von dem die Docks von Neuyork bespült werden; aber dieser Fluss hatte unterhalb seine Stromschnellen, und diese Stromschnellen waren unpassirbar, wie Don Miguel mir auf meine Frage zur Antwort gab. Dennoch blieb mir noch Eines übrig, nämlich einen Götzen

zu zerschneiden und ihn in Stücken fortzubringen, um als Probe zu dienen, von den andern aber Abgüsse zu nehmen. Die Abgüsse aus dem Parthenon im britischen Museum gelten als kostbare Denkmäler, und dieselbe Rolle würden die von Copan in Neuyork spielen. Wohl möchten noch andere Ruinen entdeckt werden, vielleicht noch interessantere und zugänglichere. Bald würde ihre Existenz bekannt, ihr Werth gewürdigt werden und die Freunde der Wissenschaft und Kunst in Europa würden ihren Besitz erlangen. Sie gehörten mit Fug und Recht uns an, und obwohl ich nicht wusste, wie bald wir von hier fortgetrieben werden könnten, so beschloss ich doch, dass sie die unsrigen werden sollten; und während verworrene Bilder und Phantasien von Ruhm und Dank vor meinen Augen vorüberglitten, zog ich meine Decke um mich und sank in Schlaf.

SECHSTES KAPITEL.

Wie beginnen? — Beginn der Nachforschungen. — Das durch diese Ruinen erzeugte Interesse. — Ein Besuch vom Alcalden. — Aergerlicher Verdacht. — Ein willkommner Besuch. — Brief von General Cascara. — Kauf einer Stadt. — Besuch von Don Gregorio's Familie. — Vertheilung von Arzneimitteln.

Bei Tagesanbruch hingen die Wolken noch über dem Walde, lösten sich aber auf, als die Sonne heraufstieg; unsere Arbeiter stellten sich ein und um 9 Uhr verliessen wir die Hütte. Die Zweige der Bäume trieften von Nässe und der Boden war sehr morastig. Während wir noch einmal den Bezirk, welcher die hauptsächlichsten Monumente in sich schloss, durchzogen, erschraken wir über den ungeheuern Umfang der vor uns liegenden Arbeit und kamen gar bald zu dem Schlusse, dass eine Durchforschung desselben in seiner ganzen Ausdehnung eine Unmöglichkeit sein würde. Unsere Führer wussten nur von diesem District; da wir aber auch jenseits des Dorfes in der Entfernung einer Legua Saülen gesehen, so hatten wir Grund zu glauben, dass auch noch andere in verschiedenen Richtungen, tief im Walde vergraben und gänzlich unbekannt, verstreut umherlägen. Der Wald war so dicht, dass wir fast die Hoffnung, uns durch ihn hindurcharbeiten zu können, aufgaben. Eine vollständige Durchforschung wäre nur dadurch auszuführen, dass man den ganzen Wald fällte und die Bäume verbrennte. Diess passte aber nicht zu unsern unmittelbaren Absichten, konnte als allzu grosse Rücksichtslosigkeit betrachtet werden und war auch nur in der trocknen Jahreszeit möglich. Nach langem Hin- und Herberathen beschlossen wir, vor Allem von den mit Sculpturen versehenen Saülen Zeichnungen zu entnehmen. Und selbst hier fand sich noch viele Schwierigkeit. Die Zeichnungen waren sehr verwickelt und wichen von Allem, was Herr Catherwood je zuvor gesehen, dermassen ab, dass sie vollkommen unverständlich waren. Die Arbeit war sehr hohes Relief und

verlangte starke Beleuchtung, wenn die Figuren scharf hervortreten sollten; das Laubwerk aber war so dick und der Schatten so tief, dass an ein Zeichnen nicht zu denken war.

Nach langer Berathschlagung wählten wir einen von den „Götzen" aus und beschlossen, die Baüme rings um ihn niederzufällen und so der Sonne freien Zugang zu verschaffen. Eine Axt war nicht da und das einzige Instrument, das die Indianer besassen, war der *machete* oder das Hackmesser, dessen Form in den verschiednen Gegenden des Landes verschieden ist; mit einer Hand geschwungen zeigte es sich nützlich beim Weghauen der Büsche und Zweige, völlig nutzlos aber beim Fällen grosser Baüme. Und dazu kam, dass die Indianer, gerade noch so wie in den Tagen, wo die Spanier sie entdeckten, ohne Feuer zur Arbeit gingen, während derselben wenig Energie bewiesen und, Kindern gleich, sich bald und leicht von ihr entfernten. Hackte Einer in einen Baum und ward, was sehr bald geschah, müde, so setzte er sich zum Ausruhen nieder und ein Andrer löste ihn ab. Während Einer arbeitete, sahen ihm allemal Mehre zu. Da gedachte ich des Schalles der Waldmannsaxt in unsern heimischen Forsten und wünschte einige der dortigen kräftigen Arbeiter zur Hand zu haben. Aber längst daran gewöhnt, uns in Geduld zu fügen, sahen wir den Indianern, während sie mit ihren Machetes hieben, ruhig zu und wunderten uns sogar, dass es ihnen so gut gelang. Die Baüme wurden endlich gefällt und beiseit geschleppt, der Erdboden um den Fuss des Steines freigemacht, Herrn C.'s Gerüst aufgerichtet und das Zeichnen begonnen. Ich brach jetzt zu einer neuen Entdeckungsreise auf, wobei ich zwei Mestizen, Bruno und Francisco, mit mir nahm, denen ich für jede neue Entdeckung eine Belohnung versprach. Keiner von Beiden hatte bis zu dem Morgen unsers ersten Besuchs, wo sie sich unserm Zuge anschlossen, um über uns *Ingleses* (Engländer) sich lustig zu machen, von den „Götzen" etwas gesehen; aber sie zeigten gar bald ein solches Interesse dafür, dass ich sie miethete. Bruno zog meine Aufmerksamkeit dadurch auf sich, dass er, wie ich vermeinte, meine Person verwundert betrachtete; welche Verwunderung indess, wie ich bald bemerkte, nicht mir, sondern meinem Rocke, einem langen Jagdrocke mit vielen Taschen, galt; er sagte, er verstände es, einen solchen genau wie dieser, nur die Schösse ausgenommen, anzufertigen. Er war nämlich von Profession ein Schneiderlein, der aber in Zwischenzeiten nach einer grossen übernommenen Jackenlieferung auch mit dem Machete arbeitete. Er besass einen angebornen Sinn für Kunst. Während wir durch den Wald zogen, entging nichts seinem Auge; ganz besonders aufmerksam aber war er kraft seiner Profession auf die Bekleidung der gehauenen Figuren. Ich war erstaunt über die erste Entwickelung ihres antiquarischen Geschmacks. Als Francisco die Füsse und Beine einer Statue und Bruno einen Theil des zu ihnen gehörenden Rumpfes auffand, war die Wirkung auf Beide elektrisch: sie suchten und wühlten den Boden mit ihren Machetes so lange auf, bis sie die Schultern entdeckt und die ganze Figur mit Ausnahme des Kopfes zusammengesetzt hatten, und sie brannten auf den Besitz von Werkzeugen, mit denen sie graben und dieses fehlende Bruchstück auffinden könnten.

Es ist unmöglich, das Interesse zu schildern, mit welchem ich diese Ruinen durchforschte. Das Feld war ein völlig neues; da gab es keine Wegweiser und Führer; es war lauter jungfraulicher Boden. Wir vermochten nicht zehn Ellen weit vor uns zu sehen und wussten niemals, worauf wir zunächst treffen würden. Einmal blieben wir stehen, um Zweige und Ranken, welche die Vorderseite eines Denkmals verhüllten, wegzuschneiden; dann wieder, um rings um ein Fragment, von dem eine mit Sculpturen geschmückte Ecke aus dem Boden hervorragte, die Erde wegzugraben und es ans Licht zu bringen. Während ich unter der Arbeit der Indianer mit athemloser Gespanntheit darüber hinweggebogen stand, ward ein Auge, ein Ohr, ein Fuss, eine Hand ausgegraben, und wenn der Machete gegen den gemeisselten Stein anschlug, dann stiess ich die Indianer fort und scharrte die lose Erde mit den Händen heraus. Die Schönheit der Sculptur, des Waldes feierliche Stille, nur unterbrochen von dem Klettern der Affen und dem Geschwätz der Papageien, die Verödung der Stadt und das Geheimniss, das über ihr schwebte — alles zusammen erzeugte ein wo möglich noch höheres Interesse als ich es jemals unter den Trümmern der alten Welt empfand. Nach mehrstündiger Abwesenheit kehrte ich zu Herrn Catherwood zurück und berichtete ihm von mehr als fünfzig zu copirenden Gegenständen.

Ich fand ihn über diese Nachricht nicht so hocherfreut wie ich erwartet hatte. Er stand mit den Füssen in schlammigem Boden und zeichnete mit angezogenen Handschuhen, um die Hände vor den Mosquitos zu schützen. Wie wir gefürchtet, fand er wegen der Verworrenheit und Verschlungenheit der Zeichnungen und der völligen Neuheit und Unverständlichkeit der Gegenstände beim Zeichnen grosse Schwierigkeit. Er hatte mehre Versuche sowohl mit der Camera lucida als ohne dieselbe gemacht, aber weder sich, noch selbst mich, der ich ein weniger strenger Kritiker war, zu befriedigen vermocht. Es war als ob der „Götze“ seiner Kunst trotzte und auf einem Baume schienen zwei Affen über ihn zu lachen. Ich fühlte mich muthlos und verzweifelnd und machte mich mit schmerzlichem Bedauern mit dem Gedanken vertraut, dass wir die Idee, einige Materialien zu antiquarischen Untersuchungen und Hypothesen mit fortzunehmen, aufgeben und uns begnügen müssten, sie mit unsern Augen gesehen zu haben. Diese Uiberzeugung konnte uns nichts benehmen. Und so kehrten wir zwar mit ungeschwächtem Interesse, aber mit wahrer Trauer über den Erfolg unserer Arbeiten zur Hütte zurück.

Unser Gepäck hatte noch nicht über den Fluss geschafft werden können, der blaue Reisesack aber, der uns so viel Noth verursacht hatte, war wiedererlangt worden. Ich hatte einen Dollar Belohnung geboten und in Folge dessen Bartolo, der gewisse Erbe der Pachtung unsrer Hütte, den ganzen Tag im Flusse zugebracht und ihn am Ufer in einem Gebüsch verstrickt gefunden. Sein nackter Leib schien sich seiner zufälligen Waschung zu freuen, und als der Sack, von dem wir vermeinten, dass er Herrn Catherwoods Zeichnenmaterialien enthielte, ausgeschüttet ward, gab er von sich — ein Paar alte Stiefeln, die freilich wegen ihrer Wasserdichtigkeit gerade jetzt Goldes werth waren und das gedrückte Gemüth Herrn C.'s, der sich bei dem Gedanken an einen Fieber- oder Rheumatismusanfall krank fühlte, wieder stärkten

und erquickten. Unsere Leute gingen nach Hause und Francisco erhielt Anweisung, ehe er morgen früh zur Arbeit käme, erst zur Hacienda des Don Gregorio zu gehen und Brot, Milch, Lichter, Speck und einige Ellen Rindfleisch zu kaufen. Die Thür der Hütte lag gegen Westen und die Sonne ging über dem dunkeln Walde gerade vor uns mit einer Pracht unter, die ich niemals übertroffen gesehen. In der Nacht hatten wir abermals Regen mit Blitz und Donner, aber von mindrer Heftigkeit als die Nacht zuvor, und am Morgen war der Himmel wieder klar.

An diesem Tage war Herr C. mit seinen Zeichnungen viel glücklicher, theils weil das Licht gerade so fiel, wie er es wünschte, theils weil er sich besser eingerichtet hatte, indem er seine wasserdichten Stiefeln anhatte und auf einem Stück Wachsleinwand stand, das zur Bedeckung unsers Gepäcks auf der Reise diente. Ich verbrachte den Morgen damit, dass ich ein andres Monument aussuchte und durch Fällen der Bäume und auf sonstige Weise die Vorbereitungen zum Copiren derselben traf. Um 1 Uhr erschien Augustin, um uns zu Tisch zu rufen. Don Miguel hatte ein kleines Plätzchen mit Bohnen bepflanzt, von denen Augustin so viel pflückte wie ihm beliebte, und mit ihnen, mit den tagtäglichen in Copan aufzutreibenden Eiern, d. h. drei bis vier Stück per Tag, mit den Rindfleischstreifen, dem Brote und der Milch von der Hacienda befanden wir uns ganz bene. Während des Nachmittags wurden wir abermals von Augustin abgerufen, der die Meldung brachte, der Alcalde wäre gekommen, um uns einen Besuch abzustatten. Da es schon spät war, so machten wir für heute Feierabend und gingen zur Hütte zurück. Wir schüttelten dem Herrn Alcalden die Hände, wir reichten ihm und seinen Begleitern Cigarren, wir waren so ganz in der rechten Stimmung für Gesellschaft, als wir leider bemerken mussten, dass der Herr Dignitarius dergestalt benebelt war, dass er kaum sprechen konnte. Seine Begleiter sassen hockend auf dem Boden, schaukelten sich auf den Knieen und erinnerten uns, wenngleich ihre Stellungen anders waren, an die Araber. Nach wenigen Minuten sprang der Alcalde plötzlich auf, machte eine taumelnde Verbeugung und verliess uns, und Alle folgten ihm, Don Miguel mit ihnen. Während wir beim Abendessen sassen, kehrte Letzterer zurück und wir bemerkten ohne Mühe, dass er, seine Frau und Bartolo in Unruhe waren, und wie wir fürchteten, ging die Sache uns an.

Indem wir nur mit unsern eignen Angelegenheiten beschäftigt waren, dachten wir wenig daran, welches Aufsehen wir in Copan erregten. Nicht zufrieden damit, uns aus seinem Hause gebracht zu haben, wünschte Don Gregorio uns auch aus der Nähe fortzutreiben. Abgesehen von seiner instinctmässigen Abneigung gegen uns hatten wir zum Unglück ihm auch noch durch die hohen Löhne, die wir als Fremde zu zahlen genöthigt waren, einige seiner Arbeiter entzogen, und von da an fing er an, uns als Rivalen zu betrachten und überall auszusprengen, dass wir verdächtige Personen wären, dass wir die Schuld trügen, warum der Friede in Copan gestört und die Gegend mit Militär und Krieg überzogen worden wäre. Zur Bestärkung Dessen erzählten zwei Indianer, als sie durch Copan kamen, wir wären aus dem Gefängniss entwichen, ein Detachement von fünf-

undzwanzig Soldaten unter Landaveri (dem Officier, der uns in Comotan arretirte) hätte uns bis zur Gränze von Honduras verfolgt und wir würden, wenn man uns gefasst, erschossen worden sein. Der Alcalde, welcher seit unsrer Ankunft immerfort betrunken gewesen war, beschloss uns zu besuchen, um alle Zweifel zu lösen und Massregeln zu ergreifen, wie sie die Anwesenheit so gefährlicher Leute und die Sicherheit des Landes erheischen möchten. Aber dieser mannhafte Vorsatz ward durch einen spasshaften Umstand vereitelt. Es war nämlich bei uns Regel, nach den Ruinen unsere Waffen mitzunehmen; als wir nun nach der Hütte zurückkamen, um seinen Besuch zu empfangen, hatte wie gewöhnlich jeder von uns ein Paar Pistolen im Gürtel und eine Flinte in der Hand, welcher Anblick unserm Alcalden so furchtbar vorkam, dass er über seine Kühnheit, uns ins Verhör nehmen zu wollen, erschrak und sich ganz hübsch davonschlich. Sobald er den Wald erreichte, machten ihm seine Begleiter Vorwürfe, dass er seinen Zweck nicht ausgeführt, worauf er mürrisch erwiederte, er hätte keine Lust mit so bewaffneten Leuten wie wir sich etwas zu schaffen zu machen. Angeregt durch den Gedanken unsrer furchteinflössenden Erscheinung sagten wir Don Miguel, er möchte doch dem Alcalden und den Leuten in Copan rathen, uns lieber aus dem Wege zu gehen und uns allein zu lassen. Don Miguel lächelte geheimnissvoll dazu und sagte dann, er für seine Person trüge keinen Zweifel, dass wir gute Männer wären, aber wir ständen nun einmal in Verdacht; das Land wäre in einem Zustande der Aufregung; er wäre erinnert worden, dass er uns nicht beherbergen dürfe, und dass er, wenn er es thäte, sich Unannehmlichkeiten aussetzen würde. Das arme Weib konnte ihren Kummer nicht verbergen. Ihr Kopf war voll von Mord und Todtschlag; und obwohl für ihre eigne Sicherheit in Angst, vergass sie doch auch der unsrigen nicht; rückten Soldaten im Dorfe ein, sagte sie, so würden wir ermordet werden, und darum bat sie uns von hinnen zu gehen.

Wir wurden durch diese Mittheilungen ausserordentlich erbittert und beunruhigt, aber es stand zu viel auf dem Spiele, als dass wir uns durch Besorgnisse hätten forttreiben lassen sollen. Wir versicherten Don Miguel, dass ihm kein Leid geschehen solle, dass Alles Lüge und Missverständniss sei und dass wir über den Verdacht erhaben seien. Zugleich machte ich, um ihn davon zu überzeugen, meinen Reisekoffer auf und zeigte ihm ein grosses Pack Papiere, untersiegelte Beglaubigungsbriefe an die Regierung und spanische Privat-Empfehlungsschreiben an hervorragende Männer in Guatemala, in denen ich als „*Encargado de los negocios de los Estados Unidos del Norte*“ (Geschäftsträger der nordamerikanischen Vereinigten Staaten) betitelt war, sowie ein sehr specielles Schreiben von Don Antonio Aycinena, gegenwärtig in unsrer Stadt (Neuyork), früher Oberst in der Centralarmee und von Morazan verbannt, an seinen Bruder, den Marquis Aycinena, den Führer der Centralpartei, der in jenem Districte während des eben jetzt wüthenden Bürgerkriegs eine dominirende Person war, in welchem Schreiben ich sehr angelegentlich empfohlen und gesagt war, dass es meine Absicht sei, das Land zu bereisen. Dieser letztere Brief war von grösserer Bedeutung als sonst etwas; wäre er freilich an Einen von der politischen Gegenpartei gerichtet gewesen,

so würde er uns zum Nachtheile gewesen sein, insofern er alsdann den Verdacht, dass wir „*enemigos*“ (Feinde) seien, bestärkt haben würde. Nie hat die Würde so tief im Schatten gestanden. Obwohl ärgerlich, war es doch auch fast belustigend, unsern „Charakter“ einem solchen armseligen Schlage von Menschen, wie Don Miguel, seine Frau und Bartolo waren, darlegen zu müssen; aber es war durchaus nothwendig, sie von ihren Zweifeln und ihrer Angst zu erlösen, weil es uns dadurch allein möglich ward, in ihrer ärmlichen Hütte zu bleiben; und die Beruhigung, die sie darüber fassten, und die Freude der Frau, als sie erfuhr, dass wir ziemlich respectable Leute wären, und nicht Feinde, nicht in Gefahr aufgeknüpft oder erschossen zu werden, waren uns sehr angenehm.

Dessenungeachtet rieth uns Don Miguel, nach Guatemala oder zum General Cascara zu gehen, uns einen Erlaubnissschein zum Besuch der Ruinen zu verschaffen und dann zurückzukommen. In einer Beziehung hatten wir falsch gehandelt: wir hätten nämlich direct nach Guatemala gehen und mit einem Passe und mit Briefen von der Regierung zurückkehren sollen; da wir aber keine Zeit übrig hatten und nicht wussten, was in Copan zu finden wäre, so würden wir, wenn wir es nicht unterwegs mitgenommen hätten, wahrscheinlich gar nicht hingekommen sein. Auch wussten wir nicht, dass das Land so ganz und gar von der Welt abgesperrt lag, dass die Leute hier an den Anblick von Fremden weniger als die Araber um den Sinai gewöhnt und weit misstrauischer wären. Oberst Galindo war der einzige Fremde, der vor uns hier gewesen war, und er konnte kaum ein Fremder genannt werden, da er als Oberst im centralamerikanischen Dienste stand und die Ruinen im Auftrag der Regierung besuchte. Unser Besuch hat vielleicht einigen Einfluss auf die Gemüther des Volks ausgeübt, er hat wenigstens jedenfalls Don Gregorio gelehrt, dass man sich Fremde nicht so leicht vom Halse schafft; allein ich rathe Jedem, der diese Ruinen in Frieden zu besuchen wünscht, zuerst nach Guatemala zu gehen und sich bei der Regierung um allen ihr möglichen Schutz zu verwenden. Was uns betrifft, so war es zu spät, um daran zu denken, und Alles, was wir zu thun hatten, war, unser Feld mit aller möglichen Ruhe zu behaupten. Die Besorgniss, dass aus irgendeinem andern Orte Soldaten hierher kommen würden, blos in der Absicht uns zu belästigen, theilten wir nicht. Don Miguel sagte uns, was wir auch schon zuvor wahrgenommen, es gäbe in Copan nicht Eine Muskete; die Beschaffenheit und Vorzüglichkeit unsrer Waffen waren wohlbekannt; der Maulthiertreiber hatte unter die Leute gebracht, dass wir wüthende Kerle wären und gedroht hätten ihn zu erschiessen, und der Alcalde war ein äusserst furchtsamer Hase. Wir schlossen mit Don Miguel, seiner Frau und Bartolo ein Offensiv- und Defensivbündniss ab und gingen zur Ruhe.

Am andern Tage früh wurden wir aus unsrer Schwierigkeit erlöst und in eine Lage versetzt, dass wir den Verleumdern unsers Charakters den Fehdehandschuh hinwerfen konnten. Während unsere Arbeiter sich vor der Hütte versammelten, kam ein indianischer Courier durch das Kornfeld nach der Hütte zu getrabt, der nach dem „Señor Ministro“ fragte und aus seinem Felleisen einen Brief herauszog, den ihm, wie er sagte, General Cascara in die rechten Hände auszuliefern

befohlen hätte. Er war an „*Señor Catherwood á Comotan ó donde se halle*“ (an Herrn C. zu Comotan oder wo sonst er sich aufhalten möge) gerichtet, sprach General Cascara's Bedauern über die zu Comotan erfolgte Verhaftung, die er der Unkenntniss oder einem Missverständnisse des Alcalden und der Soldaten zuschrieb, aus und schloss ausserdem noch einen besondern Pass für Herrn C. in sich. Ich empfand grosse Genugthuung bei Empfang dieses Schreibens, und die Raschheit, mit welcher der General ihn abgefertigt, hatte ich von seinem Charakter und seiner Stellung erwartet. Ich bat Don Miguel ihn laut vorzulesen, trug dem Indianer unsere Empfehlungen an den General auf, liess ihn in Copan ein Frühstück einnehmen und fügte noch ein Trinkgeld bei, das, wie ich überzeugt war, ihn veranlassen würde, die Geschichte mit gehörigem Nachdruck unter die Leute zu bringen. Don Miguel lächelte, seine Frau lachte dazu. So stiegen die Actien, und ich beschloss nach dem Dorfe zu reiten, dort die Bande der Freundschaft mit Don José Maria zu verstärken, unsere Patienten zu besuchen, Don Gregorio Trotz zu bieten und eine Partei daselbst für mich zusammenzubringen.

Während Herr Catherwood zu den Ruinen ging, um seine Zeichnungen fortzusetzen, ritt ich nach dem Dorfe und nahm Augustin mit mir, um durch ihn Lebensmittel zu etwas höhern Preisen als sie werth waren zu kaufen, und auch um durch ihn balize'sche Kanonen abfeuern zu lassen. Mein erster Besuch galt Don José Maria. Nachdem ich ihn über unsern Charakter aufgeklärt, brachte ich den Ankauf der Ruinen aufs Tapet, wobei ich ihm sagte, dass ich wegen meiner öffentlichen Thätigkeit nicht so lange daselbst weilen könnte als ich gern möchte, aber den Wunsch hätte, mit Spaten, Spitzäxten, Leitern, Brechstangen und Leuten zurückzukehren, eine Hütte zu meiner Wohnung aufzubauen und eine vollständige Durchforschung vorzunehmen, dass ich die Unkosten, auf die Gefahr hin, dass mir die Erlaubniss dazu verweigert werde, nicht übernehmen könnte, und fragte ihn dann kurzweg und geradheraus: Wie viel wollen Sie für die Ruinen haben? Ich glaube, er wäre nicht überraschter und betretener gewesen, wenn ich gewünscht hätte, sein armes altes Weib, unsre rheumatische Patientin, zu kaufen, um an ihr die medicinische Praxis zu erlernen. Er schien nicht recht zu wissen, wer von uns beiden den Verstand verloren hätte. Das Besitzthum war so ganz und gar werthlos, dass mein Wunsch es zu kaufen ihm sehr verdächtig erschien. Bei genauer Einsicht seiner Besitzurkunde ergab sich mir, dass er das Grundstück nicht zu eigen besass, sondern es von Don Bernardo de Aguilar erpachtet hatte und die Pachtzeit erst in drei Jahren ablief. Der gesammte Raum umfasste gegen 6000 Morgen, wofür er achtzig Dollars jährlich zahlte. Don José war in Verlegenheit, was er thun sollte, sagte mir aber, er wolle die Sache überlegen, seine Frau zu Rathe ziehen und mir den nächsten Tag Antwort in die Hütte bringen. Hierauf besuchte ich den Alcalden, der aber wiederum toll und voll und daher für keinen Eindruck empfänglich war; verschrieb dann für verschiedene Patienten, und statt zu Don Gregorio zu gehen, sandte ich ihm durch Don José Maria die höfliche Bitte zu, er möge sich um sich selbst kümmern und uns ungeschoren lassen, kehrte zurück und verbrachte den Rest des Tages unter

den Ruinen. Während der Nacht regnete es, am Morgen aber klärte es sich wieder auf und wir waren schon bei Zeiten auf dem Platze. Mein Geschäft bestand darin, mit den Arbeitern umherzuziehen, Bäume und Büsche zu beseitigen, zu graben und überhaupt die Denkmäler in den Stand zu setzen, um von Herrn C. aufgenommen werden zu können. Während ich damit zu thun hatte, ward ich von einem Besuche Don José Maria's abgerufen, der noch immer unentschieden war, was er thun sollte, und dem ich, um nicht gar zu erpicht auf den Kauf zu erscheinen, sagte, er möchte sich nur Zeit nehmen und am nächsten Morgen wiederkommen.

Er kam richtig am andern Morgen wieder und seine Lage war wahrhaft kläglich. Wohl war er begierig, ein nichtseinbringendes Besitzthum in Geld zu verwandeln, aber gleichzeitig auch besorgt, ich möchte als Fremder ihn in unangenehme Verwickelungen mit der Regierung bringen. Ich liess mich abermals auf den Beweis meines officiellen Charakters ein und verpflichtete mich, dass ihm kein Leid von Seiten der Regierung werden solle, und wenn ja, so werde ich ihn freimachen. Don Miguel las meine Empfehlungsbriefe und den Brief des General Cascara zum zweiten Male vor. Er ward nun zwar überzeugt, allein diese Papiere gaben ihm kein Recht, sein Grundstück an mich zu verkaufen; es schwebte noch immer ein Schatten des Misstrauens auf seiner Seele —: da machte ich zuletzt meinen Reisekoffer auf und zog einen diplomatischen Rock an, der von grossen Knöpfen mit dem Adler strotzte. Diess wirkte. Zwar trug ich einen vom Regen eingeweichten und mit Koth bespritzten Panama-Hut, ein carrirtes Hemd, weisse Pantalons, die bis zu den Knieen herauf vom Schmutze gelb aussahen, und machte ungefähr eine so merkwürdige Figur wie jener Negerkönig, der eine Gesellschaft britischer Officiere an der afrikanischen Küste in aufgestülptem Hute, Soldatenrocke und ohne Inexpressibles empfing; allein trotzdem konnte Don José Maria den Knöpfen auf meinem Rocke nicht widerstehen, dessen Tuch das feinste war, das er je gesehen. Auch Don Miguel, seine Frau und Bartolo erkannten nun die volle Wahrheit an, dass sie ein grosses Incognito in ihrer Hütte hätten. Die einzige Frage war nun noch, wer das Papier zur Aufsetzung des Contracts geben solle. Auf solche Kleinigkeiten kam mir's nicht an: ich gab Don Miguel ein Blatt Papier, der unsere beiderseitigen Instructionen entgegennahm und den nächsten Tag zur Vollziehung des Instruments feststellte.

Der Leser ist vielleicht neugierig zu erfahren, wie man in Centralamerika alte Städte kauft. Gleich andern Handelsartikeln richten sie sich nach der Menge am Markte und nach dem Begehr; da sie aber keine Stapelartikel wie Baumwolle und Indigo sind, so beherrschten sie reine Willkürpreise und gingen gerade damals sehr flau. So vernehme denn der Leser, dass ich für Copan fünfzig Dollars zahlte. Wegen des Preises gab es gar keine Schwierigkeit: ich bot jene Summe und Don José Maria hielt sie für so übermässig hoch, dass ich darob in seinen Augen als Narr erschien; hätte ich mehr geboten, er würde mich wahrscheinlich für etwas noch Schlimmeres angesehen haben.

Mit der Hacienda Don Gregorio's standen wir durch Francisco

in regelmässiger Verbindung, der jeden Morgen einen grossen Krug Milch von dort herbrachte, wobei er die Last drei Meilen weit schleppen und zweimal den Fluss durchwaten musste. Nachdem die Damen der Hacienda uns hatten sagen lassen, dass es ihre Absicht wäre, uns einen Besuch abzustatten, erschien an diesem Morgen Don Gregorio's Gattin an der Spitze einer Procession, die aus allen Weibern des Hauses, Dienern, Kindern und zweien ihrer Söhne bestand. Wir empfingen sie inmitten der Ruinen, raümten ihnen Plätze ein so gut es gehen wollte und reichten ihnen sammt und sonders Cigarren herum, wie es die Höflichkeit vor Allem verlangte. Man kann es kaum glauben, aber nicht einer von ihnen, auch nicht Don Gregorio's Söhne, hatte je zuvor die „Götzenbilder" gesehen und bezeigten sich nunmehr noch weit neugieriger, Herrn C.'s Zeichnungen zu sehen, wie ich denn überhaupt glaube, dass es mehr der Ruf dieser Zeichnungen war, was uns die Ehre ihres Besuchs verschaffte. Im Herzen war Herr C. über ihren Besuch nicht viel erfreuter als der alte Don über den unserigen, da er dadurch in seiner Arbeit gestört ward und jeder Tag uns kostbar war. Weil ich mich gewissermassen als den Besitzer der Trümmer-Stadt betrachtete, so war ich verpflichtet die Honneurs zu machen: ich bahnte ihnen die Wege, führte sie überall umher und zeigte ihnen alle Merkwürdigkeiten gleich dem Cicerone im Vatican oder im Palast Pitti; und da ich sie nicht abzuhalten vermochte, so brachte ich sie zu Herrn C.'s Jammer allesammt zu ihm zurück.

Genöthigt unsre Arbeit aufzugeben, luden wir sie in die Hütte ein, um unsere haüslichen Einrichtungen anzusehen. Einige dieser Besuchenden gehörten zu unsern Patienten und erinnerten uns, dass wir ihnen die versprochnen Arzneien nicht zugeschickt hätten. Allerdings vermieden wir es, wo wir nur konnten, ihnen Medicin zu geben, unter andern Gründen aus Furcht, dass wir, wenn Einer unter unsern Händen zufällig stürbe, dafür verantwortlich gemacht werden würden. Aber unser Ruf war begründet; es wurden uns Ehren aufgebürdet und wir mussten sie tragen. Diese Damen hatten uns trotz Don Gregorio's rohem Wesen immer freundlich behandelt, und vergebens würden wir ihnen unser dankbares Gefühl dafür auf andre Weise haben bezeigen können als durch Verabreichung von Arznei; um sie aber auf ihre Weise zu erfreuen, vertheilten wir Pulver und Pillen mit geschriebenen Gebrauchsanweisungen unter sie; und als sie von dannen gingen, gaben wir ihnen eine Strecke weit das Geleite und hatten die Genugthuung zu hören, wie sie uns durch Lobeserhebungen über unsere Galanterie und Aufmerksamkeiten an Don Gregorio rächten.

SIEBENTES KAPITEL.

Messung der Ruinen. — Nachricht von ihnen bei Juarros und Oberst Galindo. — Ihre Lage. — Ihre Ausdehnung. — Plan derselben. — Pyramidalische Bauten. — Reihen von Todtenköpfen. — Merkwürdiges Porträt. — „Götzenbilder." — Charakter der Zeichnungen und Stiche. — Eine Terrassenreihe. — Ein Porträt. — Hofräume. — Seltsamer Altar. — Hieroglyphentafeln. — Gigantischer Kopf. — Steinbrüche. — Noch mehr Arzneibegehrende. — „Götzen" und „Altäre". — Vergrabenes Bild. — Material der Statuen. — Ursprünglich bemalte Götzenbilder. — Eirunder Altar. — Copans Alter.

Da wir diese Nacht keinen Regen hatten und daher der Boden etwas trocken war, so begannen wir am nächsten Tage eine regelmässige Messung der Ruinen. Es war diess mein erster Versuch in der Ingenieurkunst. Unser Messapparat war nicht sehr umfangreich und bestand aus einem guten Feldcompass und einer Bandwinde, die Herr C. bei Messung der Ruinen von Theben und Jerusalem gebraucht hatte. Mein Antheil an der Sache war sehr wissenschaftlich: ich liess die Indianer gerade Linien durch den Wald aushauen und Bruno und Francisco ihre Hüte auf Stangen stecken, um die Stationen zu bezeichnen und darnach die Messungen vorzunehmen. Am zweiten Tage waren wir in der Sache schon ganz und gar zu Hause.

Don José Maria weigerte sich an diesem Tage, den Contract auszufertigen. Don Gregorio war die Ursache davon. Er hatte zwar aufgehört uns zu stören, aber bei dem Gedanken, dass wir wirklich in der Nähe festen Fuss fassten, konnte er sich nicht mehr halten und schwatzte es Don José Maria ein, dass er sich Verlegenheiten zuziehen würde, wenn er mit uns irgendetwas zu thun hätte; ja, er sagte ihm sogar, General Cascara's Pass wäre ungiltig und der General selbst zu Morazan übergegangen. Damit erreichte er für einen Augenblick seinen Zweck, zuletzt aber stachen wir ihn aus und der Contract ward vollzogen.

Nach dreitägiger sehr anstrengender, aber sehr interessanter Arbeit brachten wir die Messung zu Ende, deren Details wir dem Leser mittheilen, zuvor aber des Wenigen, was vor uns von diesen Ruinen bekannt war, Erwähnung thun wollen.

Juarros, der Geschichtschreiber Guatemala's, sagt: „Francisco de Fuentes, welcher die Chronik des Königreichs Guatemala schrieb, versichert uns, dass zu seiner Zeit, d. i. im J. 1700, der grosse Circus von Copan noch vollständig erhalten war. Es war diess ein runder Platz, umgeben von etwa sechs Ellen hohen, sehr gut gebauten Steinpyramiden. Am Fusse der letztern befanden sich männliche wie weibliche Figuren von ausgezeichneter Sculpturarbeit, welche damals noch die Farben zeigten, mit denen sie verziert gewesen waren, und was nicht weniger merkwürdig ist, die Figuren waren in das castilianische Kostüm gekleidet. In der Mitte dieses Raumes befand sich auf einer Stufenerhöhung die Opferstätte. Derselbe Autor versichert, dass in geringer Entfernung vom Circus ein von Stein erbautes Portal stand, auf dessen Saülen die Figuren von Männern abgebildet waren und zwar gleichfalls in spanischer Tracht, mit Hosen,

Halskrause, Schwert, Mütze und kurzem Mantel. Tritt man in das Eingangsthor ein, so erblickt man zwei schöne steinerne Pyramiden von mässiger Grösse und Höhe, von denen eine Hängematte herabhängt mit zwei darin sitzenden menschlichen Figuren von beiderlei Geschlecht und im indianischen Kostüm. Unwillkürlich wird man von Staunen ergriffen, wenn man diesen Bau betrachtet, weil, so gross er ist, doch keine Verbindung der einzelen Theile miteinander sichtbar ist; und obgleich er aus einem einzigen Steine von ungeheuerm Gewicht besteht, so kann er doch durch den leichtesten Stoss mit der Hand in Bewegung gesetzt werden."

Von dieser Zeit d. h. vom J. 1700 an, liegt kein Bericht über diese Ruinen vor bis zu dem schon erwähnten Besuche des Oberst Galindo im J. 1836, der sie im Auftrage der centralamerikanischen Regierung untersuchte und dessen betreffende Mittheilungen in den Verhandlungen der Königl. Geographischen Gesellschaft zu Paris und in der Literary Gazette von London öffentlich erschienen. Er ist der einzige Mann in jenem Lande, der den Antiquitäten überhaupt Aufmerksamkeit geschenkt und der Copan jemals Europa und unserm Lande zur Betrachtung dargeboten hat. Da er nicht Künstler war, so ist sein Bericht nothwendiger Weise ungenügend und unvollkommen, aber er übertreibt doch nichts. So weicht er z. B. weit ab von der wunderbaren Erzählung, wie sie Fuentes vor 135 Jahren gab, und erwähnt nichts von der beweglichen steinernen Hängematte mit den zwei darin sitzenden Figuren, die uns hauptsächlich zum Besuche der Ruinen verlockte. Niemals sind Pläne oder Zeichnungen erschienen oder irgendetwas, was auch nur eine Idee von jenem romantischen und wunderreichen Thale geben könnte, wo, wie man bemerkt hat, die Genien, welche König Salomo begleiteten, die Werkleute gewesen zu sein scheinen.

Copan liegt in dem jetzt als Staat Honduras bekannten Landesdistricte, ist eines der fruchtbarsten Thäler Centralamerika's und bis zu diesem Tage wegen der Vorzüglichkeit seines Tabaks berühmt. Herr C. machte mehre Versuche die Länge zu bestimmen, aber der künstliche Gesichtskreis, den wir ausdrücklich zu solchen Zwecken mitgenommen, war verbogen worden und gleich dem Barometer nutzlos. Die Ruinen liegen vielleicht dreihundert Meilen vom Meere entfernt auf dem linken Ufer des Copan-Flusses, der sich in den Motagua ergiesst und auf diese Weise bei Omoa in die Hondurasbai kommt. Der Copan ist nicht schiffbar, selbst für Canoas nicht, ausgenommen eine kurze Zeit während der Regenperiode. Fälle unterbrechen seinen Lauf, bevor er in den Motagua mündet. Cortez muss auf seinem furchtbaren Marsche von Mejico nach Honduras, von dessen Mühseligkeiten und Gefahren es jetzt, wo das Land vergleichsweise offen und frei von Feindesschaaren ist, schwer fällt sich eine Vorstellung zu machen, zwei Tagemärsche von dieser Stadt vorübergezogen sein.

Die Ausdehnung der Stadt, soweit sie sich durch sich noch vorfindende Monumente bestimmen lässt, beträgt über zwei Meilen. Ein Denkmal liegt auf der entgegengesetzten Seite des Flusses in der Entfernung einer Meile, auf der Spitze eines 2000 Fuss hohen Berges. Es ist unmöglich zu sagen, ob die Stadt einmal den Fluss über-

schritten und sich bis zu diesem Monumente ausgedehnt habe. Ich glaube nicht. Dahinter liegt ein undurchforschter Wald, in welchem sich auch noch Ruinen finden mögen. Uiberreste von Palästen und Privatgebaüden giebt es nicht und der Haupttheil ist derjenige, welcher am Ufer des Flusses liegt und vielleicht füglich der Tempel genannt werden kann.

Dieser Tempel ist ein oblonger eingeschlossener Raum, dessen Front- oder Fluss-Mauer sich in gerader Linie nordsüdlich 624 Fuss ausdehnt und 60 bis 90 Fuss Höhe hat. Diese Mauer ist von behauenen, 3 bis 6 Fuss langen und $1\frac{1}{2}$ Fuss breiten Steinen aufgeführt. An vielen Stellen sind die Steine durch aus den Spalten hervorgewachsene Gebüsche herabgeworfen worden und an einer Stelle ist eine schmale Oeffnung, von welcher die Ruinen von den Indianern bisweilen *Las Ventanas* oder die Fenster genannt werden. Die andern drei Seiten bestehen aus Reihen von Stufen und pyramidalischen Bauten, die zu 30 bis 140 Fuss Höhe in der Schräge ansteigen. Die ganze Messungslinie beträgt 2866 Fuss, die, obwohl für ein in Trümmern liegendes Bauwerk der Urbewohner gigantisch und ausserordentlich, doch, wie ich zu sagen für nöthig erachte, damit nicht etwa des Lesers Phantasie ihn irre leite, noch nicht so gross ist wie die Grundfläche der grossen Pyramide von Ghizeh.

Der beigegebene Stich giebt den Plan nach unsrer Messung, dessen Vergleichung dem Leser zum Verständniss der Beschreibung behilflich sein wird.

Wir beginnen auf der rechten Seite. Nahe dem südwestlichen Winkel der Flussmauer und der südlichen Mauer ist eine Vertiefung, die wahrscheinlich einst von einem colossalen, nach dem Wasser gerichteten Monumente eingenommen ward, von dem aber jetzt nichts mehr zu sehen ist. Vermuthlich ist es niedergestürzt und dabei zertrümmert und seine Bruchstücke sind in die Erde versunken oder von den Fluthen der Regenzeit mit fortgespült worden. Weiterhin liegen die Uiberbleibsel von zwei kleinen Pyramidalbauten, an deren grösste eine dem Westufer des Flusses entlang laufende Mauer sich anschliesst; sie scheint eine der Hauptmauern der Stadt gebildet zu haben, und zwischen den beiden Pyramiden mag wohl ein Thor oder Haupteingang von der Wasserseite her gewesen sein.

Die Südmauer läuft rechtwinklig nach dem Flusse zu und beginnt mit einer Treppe von etwa 30 Fuss Höhe, jede Stufe zu ungefähr 18 Quadratzoll. Am südöstlichen Winkel liegt ein massiver pyramidalischer Bau von 120 Fuss schräger Höhe. Zur Rechten liegen noch andere Reste von Terrassen und pyramidalischen Gebaüden, und wahrscheinlich war auch ein Eingang hier, durch welchen man, bei einer Weite von ungefähr 20 Fuss, auf einen viereckigen Platz von 250 Quadratfuss trat, dessen zwei Seiten massive Pyramiden von 120 Fuss schräger Höhe bilden.

Am Fusse dieser Bauten und an verschiednen Theilen des viereckigen Platzes sind zahlreiche Reste von Sculpturen zu sehen. An dem mit E bezeichneten Punkte liegen die Trümmer eines colossalen, reich mit Sculpturen bedeckten Monuments. Hinter ihm sind Sculpturfragmente, durch Baüme aus ihren Stellen verdrängt und herabgeworfen, auf dem ganzen Abhange der Pyramide von unten bis oben

lose verstreut, und unter ihnen ward unsre Aufmerksamkeit ganz besonders von einer Reihe Todtenköpfe von gigantischen Proportionen gefesselt, die noch an ihren Stellen etwa auf der halben Höhe des Abhangs der Pyramide standen und deren Effect von ausserordentlicher Art war. Auf Taf. I. Fig. 2. ist einer dargestellt. Zur Zeit unsers Besuchs hatten wir keinen Zweifel, dass es Todtenköpfe seien; allein man hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass die Zeichnung mehr dem Schädel eines Affen als dem eines Menschen gleiche. Im Zusammenhange mit dieser Bemerkung füge ich noch etwas hinzu, was unsre Aufmerksamkeit, wenn auch damals nicht in so starkem Grade auf sich zog. Unter den Fragmenten auf dieser Seite befanden sich nämlich die Uiberreste eines colossalen Affen oder Pavians, der in Zeichnung und Aussehen eine auffallende Aehnlichkeit mit den vier monströsen Thieren hatte, die einst vorn am Fusse des Obelisken von Luxor (jetzt in Paris) standen und unter dem Namen der *Cynocephali* in Theben verehrt wurden. Dieses Fragment war etwa 6 Fuss hoch. Der Kopf fehlte, der Rumpf lag auf der Seitenfläche der Pyramide. Wir wälzten ihn mehre Stufen herab, wo er unter eine Masse Steine fiel, aus denen wir ihn nicht wieder herausbekommen konnten. Wir hatten damals keine solche Idee, aber es scheint nicht ungereimt anzunehmen, dass die ausgehauenen Schädel Affenköpfe vorstellen sollten und dass diese Thiere von dem Volke, welches Copan erbaute, als Gottheiten verehrt wurden.

Unter den nahedabei auf dem Boden liegenden Fragmenten befindet sich ein merkwürdiges Porträt, das auf Taf. I. Fig. 3. wiedergegeben ist. Es ist wahrscheinlich das Porträt eines Königs, Häuptlings oder Weisen. Der Mund ist beschädigt, wie auch ein Theil des Schmucks über dem Gewinde auf dem Kopfe. Der Ausdruck ist edel und streng und der ganze Charakter zeigt die treue Nachahmung der Natur.

An dem mit D bezeichneten Punkte steht eine von den Saülen oder „Götzenbildern", die den Ruinen von Copan ihren eigenthümlichen Charakter geben. Ihre Vorderseite bildet das Titelkupfer dieses Werks und ich erbitte mir die ganz besondre Aufmerksamkeit des Lesers dafür. Sie steht, mit der Vorderseite nach Osten gerichtet, etwa 6 Fuss von der Basis des pyramidalischen Mauerwerks, ist 13 Fuss hoch, vorn 4 Fuss breit und 3 Fuss dick, auf allen vier Seiten von unten bis oben mit Sculpturen bedeckt und eines der reichsten und sorgfältigst ausgearbeiteten Gebilde in dem ganzen Ruinenbezirke. Sie war ursprünglich bemalt, indem Spuren von rother Farbe noch jetzt deutlich sichtbar sind. Vor derselben, in einer Entfernung von etwa 8 Fuss, liegt ein grosser, mit Sculpturen überdeckter Steinblock, den die Indianer einen Altar nennen. Der Gegenstand der Vorderseite ist eine Figur in Lebensgrösse, mit bartlosem Gesicht und von weiblicher Form, wiewohl die Kleidung die eines Mannes zu sein scheint. Auf den beiden Seiten laufen Hieroglyphen herab, die wahrscheinlich die Geschichte dieser geheimnissvollen Person erzählen.

Da die Denkmäler für sich selbst sprechen, so werde ich mich einer umständlichen Beschreibung enthalten; und ich habe dem Leser so viele vorzuführen, die in Einzelheiten weit voneinander verschieden sind, dass es unmöglich sein wird, innerhalb billiger Gränzen

unsere Betrachtungen und Hypothesen über ihren Charakter zu geben. Ich will nur so viel bemerken, dass unser Hauptzweck und Bemühen von Anfang an dahin gerichtet war, uns treue Copien der Originale zu verschaffen, ohne zum malerischen Effect irgend etwas hinzuzuthun. Herr Catherwood nahm die Zeichnungen sämmtlich mit der Camera lucida auf und theilte sein Papier in Sectionen, um die Grössenverhältnisse mit der höchsten Genauigkeit wiederzugeben. Die Stiche wurden mit gleicher Rücksicht auf Treue nach von Herrn C. selbst verjüngten Zeichnungen gemacht, wobei auch noch die Originale in den Händen des Stechers sich befanden; und auch hierbei ward mit der aüssersten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen, so dass sie nach meiner Meinung so treue Abbilder sind als diess nur möglich ist und der Leser, mit Ausnahme der Steine selbst, keine bessern Materialien zu Untersuchungen und Studien haben kann *).

Folgen wir der Mauer, so stossen wir bei dem Punkte C auf ein andres Monument oder Götzenbild von derselben Grösse und in vielen Beziehungen dem eben beschriebnen gleich. Der hier beigegebene Kupferstich stellt die Rückseite dar. Der Charakter dieses Bildes in seiner Stellung am Fusse der pyramidalischen Mauer, umgeben von Massen herabgestürzter und an seiner Basis ruhender Steine, ist grossartig und es möchte schwer sein, den Reichthum der Verzierung und die Schärfe der Arbeit noch zu überbieten. Auch dieses war farbig und das Roth ist noch deutlich zu sehen.

Der ganze viereckige Raum ist von Baümen überwachsen und mit verstreut liegenden schönen Sculpturfragmenten bedeckt, namentlich auf der Ostseite. Am nordöstlichen Winkel ist eine enge Passage, die wahrscheinlich ein drittes Thor war.

Zur Rechten ist eine verworrene Reihe von Terrassen, die sich in den Wald hineinziehen und mit Todtenköpfen verziert sind, von denen manche noch an Ort und Stelle stehen, andere umherliegen, wie sie eben gefallen oder niedergeworfen worden sind. Nach Norden und nach Links zu setzt sich diese Reihe als hoher, massiver Pyramidalbau fort, aus welchem bis zu seiner Spitze hinauf Baüme hervorwachsen. In geringer Entfernung davon steht eine isolirte Pyramide ziemlich vollkommen erhalten, die auf dem Plane mit Z bezeichnet ist, gegen 50 Quadratfuss enthält und 30 Fuss Höhe hat. Die Reihe setzt sich noch auf eine Strecke von etwa 400 Fuss mit etwas abnehmender Höhe fort und längs derselben finden sich nur wenig Sculptur-Uiberreste

Die Reihe der Bauten wendet sich in rechten Winkeln nach Links und laüft dem Flusse zu, wo sie das andere Ende der Mauer, bei welchem wir unsre Messung begannen, erreicht. Das Ufer war gegen 30 Fuss über dem Flusse und war durch eine steinerne Mauer geschützt gewesen, die zum grössten Theile zusammengestürzt war.

---

*) Was die Kupfer in unsrer deutschen Bearbeitung anlangt, so können auch wir dem Leser die Versicherung geben, dass wir mit derselben Gewissenhaftigkeit und Strenge verfahren sind, indem dieselben nicht nur tüchtigen Händen anvertraut, sondern auch die sämmtlichen Stiche in allen ihren einzelen Theilen einer ganz genauen Prüfung und Vergleichung mit den Stichen des Originalwerks unterworfen wurden.

Unter den hier auf dem Boden liegenden Fragmenten befand sich das auf Taf. I. Fig. 4. dargestellte Porträt.

Der Plan war complicirt und, da der ganze Boden von Baümen überwachsen war, schwer zu bestimmen. Es war keine vollständige Pyramide zu sehen, sondern meistens zwei oder drei pyramidalische Seiten, die sich mit Terrassen und andern Bauten derselben Art verbanden. Jenseits der Umfassungsmauer zogen sich Mauern, Terrassen und pyramidalische Erhöhungen in den Wald hinein und machten uns manchmal wirr. Vermuthlich ward das Ganze nicht zu einer und derselben Zeit erbaut, sondern es wurden von verschiedenen Königen zur Erinnerung wichtiger Ereignisse in der Geschichte der Stadt Hinzufügungen gemacht und Statuen errichtet. Auf der ganzen Linie zogen sich Stufenreihen mit pyramidalischen Erhöhungen hin, die wahrscheinlich auf ihrer Spitze mit jetzt zerstörten Gebaüden oder Altären gekrönt waren. Alle diese Stufen und pyramidalischen Seiten waren bemalt, und der Leser kann sich den Effect vorstellen, den es damals, wo das ganze Land frei von Wald war, machen musste, wenn Priester und Volk von Aussen zu den Terrassen und von da zu den heiligen Stätten hinanstiegen, um im Tempel ihre Anbetung zu verrichten.

Innerhalb dieses eingeschlossenen Raums befinden sich zwei rechtwinklige Höfe mit zu Terrassen aufsteigenden Stufenreihen. Jede dieser Terrassen liegt gegen 40 Fuss über dem Flusse. Die Stufen der grössern und vom Flusse entferntesten sind sämmtlich niedergefallen und bilden blosse Steinhaufen. Auf einer Seite, am Fusse der pyramidalischen Mauer, steht das auf dem Plan mit B bezeichnete Monument oder „Götzenbild“, von dem beistehend eine Abbildung der Vorderseite gegeben ist. Es ist so ziemlich von gleicher Höhe mit den übrigen, unterscheidet sich aber in seiner Gestalt, indem es oben breiter als unten ist. Seine Darstellung und sein Charakter sind geschmackvoll und anmuthig, aber die Sculptur hat viel weniger Relief; der Ausdruck der Hände ist gut, wiewohl ein wenig steif. Dass es die Figur eines Mannes ist, zeigt die verhältnissmässige Höhe. Rücken und Seiten sind mit Hieroglyphen bedeckt.

Nahedabei, an dem mit A bezeichneten Punkte, steht ein merkwürdiger Altar, der vielleicht einen so interessanten Gegenstand der Speculation darbietet, wie irgendein Monument in Copan. Die Altäre sind wie die Götzenbilder alle aus einem einzigen Steinblock gehauen. Im Ganzen genommen sind sie nicht so reich an Ornamenten und auch mehr verwischt, abgerieben oder mit Moos bedeckt; manche waren vollständig in die Erde versunken und bei andern war es schwer, mehr als die blosse Form zu entdecken. Alle wichen an Gestalt voneinander ab und ohne Zweifel hatten einige eine ganz bestimmte und besondere Beziehung zu den Götzen, vor denen sie standen. Der in Frage befindliche Altar steht auf vier aus demselben Steine ausgehauenen Globen; die Sculptur ist in Basrelief, und er ist in dieser Beziehung das einzige Exemplar, das man in Copan gefunden hat, da alles Uibrige in kühnem Hautrelief gearbeitet ist. Er misst 6 Fuss an jeder Seite und 4 Fuss in der Höhe und seine obere Fläche ist in 36 Hieroglyphentäfelchen eingetheilt, die ohne Zweifel an eine Begebenheit in der Geschichte des geheimnissvollen

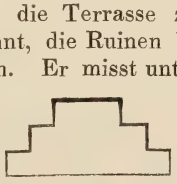
Volkes, das einst die Stadt bewohnte, erinnern. Die Zeilen sind noch deutlich sichtbar und der Stich auf Taf. I. Fig. 5. ist eine treue Copie davon.

Die vier Stiche auf Taf. II. Fig. 6– 9 zeigen die vier Seiten dieses Altars. Jede Seite bietet die Abbildung von vier Personen dar. Die Westseite enthält die zwei Hauptpersonen, Häuptlinge oder Krieger, ihre Gesichter gegeneinander gekehrt und scheinbar mit einer Streitfrage oder Unterhandlung beschäftigt. Die andern Vierzehn sind in zwei gleiche Gruppen getheilt und scheinen ihren Führern zu folgen. Jede der Figuren sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen nach orientalischer Weise da, und zwar auf einem hieroglyphischen Steine, der vermuthlich seinen Namen und sein Amt oder seine Würde benennt. Auf dreien dieser Steine ist das Symbol der Schlange zu sehen. Zwischen den beiden Hauptpersonen ist eine merkwürdige Schnörkelei angebracht, die zwei wohlerhaltene Hieroglyphen enthält, welche uns stark an die ägyptische Weise erinnerte, die Namen der Könige oder Helden, zu deren Ehre die Monumente errichtet wurden, zu bezeichnen. Der Kopfputz ist merkwürdig wegen seiner sonderbaren und complicirten Form; die sämmtlichen Figuren tragen Brustharnische, und eine der beiden Hauptpersonen hält ein Instrument in der Hand, das man vielleicht für ein Scepter nehmen könnte; alle Andern halten etwas, das nur ein Gegenstand der Muthmassung sein kann. Es mag wohl eine Kriegswaffe sein, und wenn dem so ist, so ist es die einzige, die man in Copan abgebildet findet. In andern Ländern bilden Schlachtscenen, Krieger und Kriegswaffen gerade die hervorragendsten Gegenstände der Sculptur; da sie nun hier gänzlich mangeln, so hat man Grund zu glauben, dass das Volk nicht kriegerisch, sondern friedlich gesinnt war und ohne Mühe unterjocht ward.

Der andre Hof liegt dem Flusse nahe. Durch Niederfällen der Baüme entdeckten wir, dass der Eingang auf der nördlichen Seite lag und einen Zwinger von 30 Fuss Weite und gegen 300 Fuss Länge hatte. Zur Rechten ist eine hohe, zur Terrasse der Flussmauer aufsteigende Stufenreihe. Am Fusse derselben liegen sechs runde Steine von 18 Zoll bis zu 3 Fuss Durchmesser, die vielleicht einst die Piedestals von jetzt umgefallenen und in den Boden versunkenen Saülen oder Monumenten waren. Auf der linken Seite des Zwingers befindet sich ein hoher pyramidalischer Bau mit 6 Fuss hohen und 9 Fuss breiten Stufen, welcher der Seite einer der Pyramiden zu Saccara gleicht und 122 Fuss Höhe auf seiner schrägen Fläche hat. Die Spitze der Pyramide ist umgestürzt und trägt zwei ungeheure Ceibabaüme, die daraus hervorgewachsen sind und deren Wurzeln die Steine herabgestürzt haben und jetzt die Spitze der Pyramide umklammern und zusammenhalten. Am Ende des Zwingers kommt man auf den freien Platz oder Hofraum, wahrscheinlich der grosse Circus des Fuentes, der aber nicht rund, sondern rechtwinkelig, 140 Fuss lang, 90 Fuss breit ist und auf allen Seiten Treppen hat. Wahrscheinlich war diess das Allerheiligste im Tempel. Ohne Zweifel ist er der Schauplatz grosser Ereignisse und imposanter religiöser Ceremonien gewesen; worin aber diese Ceremonien bestanden, wer in ihnen die Hauptrollen gespielt und was ihnen ein so grauenvolles Ende gebracht, das sind Geheimnisse, die zu ergründen unmöglich ist. Es war hier kein Götzenbild, kein Altar, noch irgendwelche Spur davon zu sehen. Zur Linken,

in der Höhe von zwei Dritteln der Treppe, steht ganz allein der hier beistehende gigantische Kopf. Er ist ein wenig von seiner Stelle verrückt und ein Theil der Verzierung auf der einen Seite durch die Ausdehnung eines grossen Baumstamms ein Stück herabgedrängt worden, wie es die Zeichnung angiebt. Der Kopf ist gegen 6 Fuss hoch und der Styl gut. Gleich vielen andern scheint man durch die weit aufgerissenen Augen Schauer haben einflössen zu wollen. Zu beiden Seiten desselben, 30 bis 40 Fuss davon entfernt und etwas tiefer unten liegen andere Sculpturfragmente von colossalen Dimensionen und guter Zeichnung, und am Fusse zwei übereinandergestürzte und theilweise versunkene colossale Köpfe, die der Aufmerksamkeit künftiger Reisender und Künstler wohl werth sind. Der ganze Raum ist mit Bäumen überwachsen und mit vermodertem vegetabilischen Stoffe hoch überdeckt und überall schauen seltsame Sculpturfragmente aus dem Boden hervor, die man wahrscheinlich mit vielen andern völlig versunkenen durch Ausgraben ans Tageslicht fördern könnte.

Auf der entgegengesetzten Seite, parallel mit dem Flusse, führt eine Treppe von 15 Stufen zu einer 12 Fuss breiten Terrasse und dann noch 15 Stufen zu einer andern, 20 Fuss breiten Terrasse, die sich bis zur Flussmauer ausdehnt. In der Mitte der Treppe liegt zu beiden Seiten derselben ein Trümmerhaufe, scheinbar von einem runden Thurme. Etwa auf halbem Wege der Treppenhöhe ist eine 5 Fuss weite und 17 Fuss tiefe, mit Stein eingefasste Grube. Auf dem Boden derselben ist eine 2 Fuss und 4 Zoll hohe Oeffnung mit einer 1 Fuss und 9 Zoll dicken Mauer, welche in eine 10 Fuss lange, 5 Fuss 8 Zoll weite und 4 Fuss hohe Kammer führt. An jedem Ende befindet sich eine Nische von 1 Fuss 9 Zoll Höhe, 1 Fuss 8 Zoll Tiefe und 2 Fuss 5 Zoll Länge. Oberst Galindo war der Erste, der in dieses Grabgewölbe eindrang, wobei er die Nischen und den Boden ganz voll von rothen irdenen Schüsseln und Töpfen fand, von denen mehr als fünfzig mit in Kalk gelegten Menschenknochen angefüllt waren. Auch fanden sich mehre scharfschneidige und zugespitzte Messer von Kieselstein und ein kleiner Todtenkopf in einen schönen grünen Stein geschnitten, mit beinahe geschlossenen Augen, die untern Theile des Gesichts verzerrt und der Rücken symmetrisch von Löchern durchbohrt; das Ganze von vorzüglicher Arbeit. Unmittelbar über der Grube, die zu diesem Gewölbe führt, befindet sich ein Gang, der durch die Terrasse zur Flussmauer führt, von welchem, wie schon erwähnt, die Ruinen bisweilen *Las Ventanas* oder die Fenster genannt werden. Er misst unten 1 Fuss 11 Zoll und oben 1 Fuss, hat diese Form



und ist nur so weit, dass ein Mann auf dem Leibe liegend hindurchkriechen kann.

Uiberreste von Gebaüden waren nicht zu finden. Was die von Fuentes erwähnte steinerne Hängematte anbelangt, die in der That die Hauptveranlassung zu unserm Besuch der Ruinen war, so stellten wir zwar ganz genaue Erkundigungen und Nachforschungen an, sahen aber nichts davon. Oberst Galindo erwähnt ihrer nicht. Möglich aber, dass sie

dennoch existirt hat, vielleicht noch existirt, aber zerbrochen und versunken. Der Pfarrer von Gualan erzählte uns, er hätte sie gesehen, und bei unsern Nachfragen unter den Indianern trafen wir auf einen, welcher uns sagte, dass er seinen Vater hätte sagen hören, sein Vater, zwei Generationen zurück, hätte von einem solchen Monumente gesprochen.

Unsere Messungen wurden uns sehr erschwert durch die Mühe, Linien durch die Bäume zu ziehen, durch das Hinaufklettern an den Seiten der zertrümmerten Pyramiden und auf den Stufen, durch den Mangel an Materialien und an Beihilfe und durch unsre unvollkommne Kenntniss der Sprache. Die Leute in Copan konnten nicht begreifen, was wir vorhätten, und dachten, wir trieben eine schwarze Kunst, um verborgene Schätze zu entdecken. Unsern Hauptgehilfen Bruno und Francisco war Alles tiefes Geheimniss. Selbst die Affen, die nicht wenig beitrugen, das seltsame Interesse, das mit dem Orte verknüpft war, lebhaft zu erhalten, kamen uns wie verlegen und verdutzt vor; denn statt ihre Possen zu treiben, sahen sie ernst und feierlich aus, als ob sie hier als die Hüter eines heiligen Grundes und Bodens fungirten. Des Morgens verhielten sie sich ruhig, aber des Nachmittags kamen sie zum Vorschein und machten auf den Wipfeln der Bäume eine Promenade, und bisweilen, wenn sie lange und unverwandten Blicks auf uns sahen, war es fast als ob sie uns fragen wollten, warum wir die Stille der Ruinen störten. Was unsere Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten noch vermehrte, war die Besorgniss vor den Scorpionen und vor den Stichen der Mosquitos und Garrapatas (Zecken), welche letztern trotz unsern Vorsichtsmassregeln (lange, über den Stiefeln festgebundne Beinkleider und bis an den Hals herauf zugeknöpfte Röcke) unter unsere Kleider zu gelangen wussten und sich ins Fleisch hineinarbeiteten; wozu ausserdem des Nachts noch die Flöhe kamen, von denen Don Miguels Hütte wimmelte und die uns dergestalt marterten, dass wir in der dritten Nacht nach unsrer Ankunft die beiden Seiten und das eine Ende unsrer Bettdecken zunähten und uns wie in einen Sack hineinsteckten. Und da ich einmal im Zuge bin, unsrer kleinen Leiden zu gedenken, so will ich auch noch hinzufügen, dass eben jetzt das Mehl in der Hacienda auf die Neige ging und wir daher des Brotes entbehren und uns zu Tortillas bequemen mussten.

Den Tag nach Beendigung unsrer Messung machten wir zur Abwechslung einen Spaziergang nach den alten Steinbrüchen von Copan. Nicht lange, so verliessen wir den Weg, der am Flusse hinführte, und lenkten links ab. Der Boden war uneben und von dickem Wald bestanden, so dass auf dem ganzen Wege ein Indianer vor uns herging und mit seinem Machete die Zweige und Schösslinge niederhieb. Der Bergzug liegt etwa zwei Meilen nördlich vom Flusse und verläuft ostwestlich. Am Fusse desselben überschritten wir einen wilden Strom. Der Abhang des Berges war von Gebüsch und Bäumen bewachsen. Sein Gipfel war kahl und beherrschte eine prachtvolle Aussicht über einen dichten Wald, der nur durch die Windungen des Copan-Flusses und die Lichtungen für die Haciendas Don Gregorio's und Don Miguels unterbrochen ward. Die Stadt lag im Walde vergraben und war dem Blicke gänzlich entzogen. Die Phantasie bevölkerte die Steinbrüche mit Arbeitsleuten und liess sie eine unbe-

hinderte Aussicht auf die Stadt geniessen. Während der Künstler hier thätig war, war sein Blick nach dem Schauplatz seines Ruhms gekehrt, gleichwie das Auge des Griechen nach Athens Akropolis, und traümte von unsterblicher Ehre. Da stieg wohl kaum der Gedanke in seiner Seele auf, dass die Zeit kommen würde, wo seine Werke zerfallen, sein Volksstamm dahingeschwunden, seine Stadt eine Einöde und eine Behausung für Reptilien wäre, wohin die Fremdlinge gezogen kämen, um zu schauen und verwundert zu fragen, welche Volkschaft einst hier gewohnt habe.

Der Stein ist weicher Sandstein. Der Berg erstreckte sich weit in die Ferne hinaus und sah nicht darnach aus, als ob man seinem Leibe Steinmassen zum Bau einer ganzen Stadt entnommen hätte. Wie man es angefangen haben möge, riesige Steinblöcke über den von uns überschrittenen unregelmässigen und unebenen Boden zu transportiren, namentlich aber einen derselben auf der Spitze eines Berges von zweitausend Fuss Höhe aufzurichten, das zu errathen war uns unmöglich. An vielen Stellen lagen Blöcke, welche ausgebrochen, aber wegen eines Mangels beiseit geworfen worden waren; und an einem Punkte, in der Mitte einer zum Fluss hinabführenden Schlucht, bemerkten wir einen gigantischen Block, weit grösser als alle, die wir in der Stadt gesehen, der wahrscheinlich ebendahin hatte geschafft werden sollen, um vom Meissel des Künstlers bearbeitet und als Zierde aufgestellt zu werden, als die Arbeiten der Werkleute durch irgendeine Ursache ihr Ende fanden. Gleich den unvollendeten Blöcken in den Steinbrüchen zu Assuan und auf dem Pentelicus Mons ruhet er hier zum Gedächtniss vereitelter menschlicher Pläne.

Wir blieben den ganzen Tag auf der Höhe des Berges. Der dichte Wald, durch den wir uns mühsam Bahn gemacht, machte uns für die Schönheit der ausgedehnten Fernsicht um so empfänglicher. Auf der höchsten Höhe des Berges lag ein ausgebrochner Block, auf den wir mit dem Kieselsteine, den wir unter den Ruinen gefunden hatten und der nach unsrer Vermuthung das Sculpturwerkzeug gewesen war, unsere Namen schrieben, die einsam dastehen und nur von Wenigen werden gelesen werden. Spät am Nachmittage kehrten wir zurück und erreichten den Fluss etwa eine Meile oberhalb der Ruinen, in der Nähe einer steinernen Mauer mit einem runden Gebaüde und einer Vertiefung, die anscheinend zu einem Wasserbehälter gedient hatte.

Als wir in die Nähe unsrer Hütte kamen, sahen wir vor ihr zwei Pferde mit Quersätteln angebunden stehen und hörten das Schreien eines Kindes drinnen. Es war eine Gesellschaft angekommen, bestehend aus einer alten Frau, ihrer Tochter, ihrem Sohne und dessen Weibe und Kinde, und ihr Besuch galt den „*médicos*“. Wir waren mit so vielen Bitten um Heilmittel angegangen worden, unsre Patientenliste hatte sich so schnell vermehrt und wir hatten jeden Abend so viel Arbeit und lästige Mühe mit dem Abwiegen und Abmessen der Arzneien gehabt, dass wir, auch noch durch die früher erwähnten Befürchtungen veranlasst, unsre Absicht, die Krankenbehandlung ganz aufzugeben, überall hatten bekanntmachen lassen; allein unser Ruf hatte sich so weit verbreitet, dass die obengenannten Leute jenseit San Antonio, aus einer Entfernung von mehr als dreis-

sig Meilen, hierher gekommen waren, um Heilung zu suchen; und es war denn doch hart, sie wieder fortzuschicken, ohne etwas für sie gethan zu haben. Da Herr C. derjenige Arzt war, auf den das Publikum das meiste Vertrauen setzte, so bekümmerte ich mich kaum um die Leutchen, bemerkte indessen doch so viel, dass sie von weit anständigerer Kleidung und Erscheinung waren als alle unsere bisherigen Patienten mit Ausnahme der Familienglieder des Don Gregorio; im Laufe des Abends aber ward ich durch den Ton, in welchem die Mutter von der Tochter sprach, angenehm berührt und aufmerksam und bemerkte da zum ersten Male an der letztern eine äusserst feine Gestalt und einen niedlichen Fuss mit einem netten Schuh und einem reinlichen Strumpf. Sie hatte einen Shawl über den Kopf gezogen, und wenn man mit ihr sprach, schob sie diesen Shawl bei Seite und schlug ein Paar sanfte Taubenaugen auf, die sanftesten, in die die meinigen je geschaut. Sie war die erste unter unsern Patienten, an der ich ein Interesse nahm, und ich konnte mir das Vorrecht des Arztes nicht versagen, ihre Hand in die meinige zu nehmen. Während sie meinte, wir beriethen uns über ihren Krankheitszustand, unterhielten wir uns von ihrem reizenden Gesicht; aber das Interesse, das wir an ihr nahmen, war ein melancholisches und schmerzliches, denn wir begriffen, dass sie eine zarte Blume war, geboren, um einen Frühling nur zu blühen, und im Augenblicke der Entfaltung ihrer Schönheit dem Tode zu verfallen.

Dem Leser ist es schon bekannt, dass unsre Hütte keine Scheidewände hatte. Don Miguel und seine Frau traten ihr Lager an zwei der Frauen ab; sie selbst schlief mit den übrigen auf einer Matte auf dem Boden. Herr C. nahm seine Hängematte ein, ich mein Maislager und Don Miguel und die jungen Männer schliefen unter einem Schuppen vor der Hütte.

Ich verbrachte weitere zwei oder drei Tage mit Lichtung des Waldes und mit den nöthigen Vorbereitungen für Herrn C., der nun auf mindestens einen Monat Beschäftigung hatte. Als wir einen Abstecher zum Besuche dieser Ruinen machten, erwarteten wir, auf nicht mehr als zwei oder drei Tage Beschäftigung zu finden; auch erachtete ich mich nicht für berechtigt, länger daselbst zu verweilen; denn ich hegte Besorgniss vor dem verzweifelten Zustande des Landes, und aus Furcht, dass mein eigenes politisches Glück unter diesen Ruinen Schiffbruch leiden und ich meinen politischen Freunden Schande machen möchte, hielt ich es für angemessener und sicherer, meine Reise rasch weiter fortzusetzen. Es ward hierüber am Fusse eines Götzenbildes eine Berathung abgehalten, bei welcher Herr C. und ich gegenwärtig waren. Sie ward in Don Miguels Hütte fortgesetzt und die Sache nach allen ihren Seiten hin besprochen. Alle Aufregung in Copan hatte sich gelegt; wir waren allein und ungestört; Herrn C. standen Bruno und Francisco, Don Miguel, seine Frau und Bartolo zu Gebote. Wir trennten uns zwar mit grossem Widerstreben, dennoch aber ward einstimmig beschlossen, dass ich nach Guatemala weiterreisen und Herr C. hier bleiben und seine Zeichnungen beendigen sollte. Herr C. blieb also, sah sich aber nach vielen Entbehrungen und Schwierigkeiten genöthigt, in Folge von Krankheit die Arbeiten einzustellen und sich von hier zu entfernen.

Er kehrte zum zweiten Male zurück und führte sie vollends aus, und ich gebe hier das Gesammtergebniss.

In geringer Entfernung vom Tempel, innerhalb der terrassirten Mauern, wahrscheinlich einst mit dem Hauptgebaüde verbunden, stehen die „Götzenbilder", die den Ruinen von Copan ihren unterscheidenden Charakter geben. Will der Leser einen Blick auf den Ruinenplan werfen und der Linie folgen, die durch die Worte „Fusspfad zu Don Miguels Hause" bezeichnet ist, nämlich rechts gegen das Ende hin, so findet er die Stelle, die jene Götzen einnehmen. Der Wald war so dicht, dass, so nahe sie auch beieinander stehen, doch keines von dem andern aus gesehen werden konnte. Um uns von ihrem Nebeneinanderstehen zu überzeugen, hieben wir Oeffnungen durch die Baüme und nahmen die Stellungen und Entfernungen auf. Ich führe sie hier in der Ordnung auf, in welcher sie sich folgen. Das erste Götzenbild steht links vom Fusspfade bei dem mit K bezeichneten Punkte. Diese Statue ist umgestürzt und das Gesicht zerstört. Sie ist 12 Fuss hoch und misst 3 Fuss 3 Zoll auf der einen, 4 Fuss auf der andern Seite. Der Altar ist in die Erde versunken. Wir geben von beiden keine Zeichnung.

Zweihundert Fuss davon steht die mit S bezeichnete Statue. Sie ist 11 Fuss 8 Zoll hoch, misst 3 Fuss 4 Zoll auf jeder Seite und steht mit ihrer Vorderseite gegen Osten gerichtet auf einem Piedestal und das Ganze ruht auf einer runden steinernen Unterlage von 6 Fuss im Durchmesser. Davor, in einer Entfernung von 8 Fuss 10 Zoll steht ein Altar, theilweise versunken, 3 Fuss 3 Zoll aus dem Boden hervorragend, 7 Fuss im Gevierte und diagonal zu dem „Götzen" stehend. Er ist in Hautrelief mit Kühnheit gearbeitet und in einem guterhaltnen Zustande.

Die beigegebenen Stiche stellen die Vorder- und die Rückseite dar. Aus dem Mangel des Barthaars und aus der Kleidung schlossen wir, dass es die Figur eines Weibes sei, und das Gesicht bietet Züge von solcher Individualität dar, dass sie zu der Vermuthung leiten, es sei ein Porträt.

Die Rückseite zeigt wieder ein ganz andres Bild. Der Kopf befindet sich in der Mitte, hat verworrene Verzierungen über sich, das Gesicht ist zerstört, die Einfassung ist geschmackvoll angeordnet und am Fusse sind hieroglyphische Tafeln. Der Altar besteht aus vier grossen Köpfen von so seltsamer Zusammenstellung, dass es nicht leicht ist, von ihnen ein bestimmtes Bild zu gewinnen. An seinen eigentlichen Platz konnte er in der Zeichnung nicht gestellt werden, ohne den untern Theil des „Götzen" zu verbergen. Bei der Aufnahme der Frontansicht stand Herr C. immer zwischen dem Altar und dem „Götzen."

Ein kleines Stück hinter dieser Statue liegt das mit T bezeichnete Monument, dessen Zeichnung hier beisteht. Es ist eines der schönsten in Copan und in künstlerischer Ausführung kommt es den kostbarsten ägyptischen Sculpturen gleich. Ja, es dürfte unmöglich sein, mit den bessten Instrumenten der neuern Zeiten Steine auf vollkommnere Weise zu meisseln. Es steht am Fusse einer gestuften Wand und es ragen nur der Kopf und ein Theil der Brust aus der Erde hervor. Der übrige Theil steckt im Boden versunken und ist

vermuthlich ebenso vollkommen wie der dem Auge blossgelegte. Als wir es zuerst entdeckten, wurden wir sogleich durch die Schönheit der Sculptur und den feierlich und melancholisch stimmenden Standort gefesselt und begannen mit dem Ausgraben, wobei wir mit dem Machete die Erde auflockerten und mit den Händen herauswarfen, bis es uns endlich durch das Wurzelwerk, das die Erde zusammenkittete und das Monument umschlang und an den Boden schnürte, unmöglich ward, in der Arbeit fortzufahren. Es war nöthig, die Erde zehn bis zwölf Fuss im Umkreise herauszuschaffen, und da wir keine geeigneten Instrumente besassen und die Sculptur zu verletzen befürchteten, zogen wir es vor, es ruhen zu lassen, um später einmal durch uns selbst oder durch nach uns kommende Reisende ausgegraben zu werden. Wer es auch sein möge, der es thut, so könnte ich ihn fast um diess Glück beneiden. Die Umrisse der Baüme, die es umstehen, sind in der Zeichnung mit angegeben.

Gegen Süden, in einer Entfernung von 50 Fuss, liegt eine Masse zusammengefallner Sculpturen, mit einem Altar, der auf dem Plane mit R bezeichnet ist; und 90 Fuss davon die mit Q bezeichnete Statue, die mit der Vorderseite gegen Osten gerichtet, 12 Fuss hoch ist und 3 Fuss im Durchmesser hat und auf einem oblongen, 7 Fuss in der Fronte und 6 Fuss 2 Zoll auf den Seiten messenden Piedestal steht. Vor ihm, in einer Entfernung von 8 Fuss 3 Zoll, steht ein Altar von 5 Fuss 8 Zoll Länge, 3 Fuss 8 Zoll Breite und 4 Fuss Höhe. Wir geben die Vorder- und Hinteransicht dieser Statue auf den beifolgenden beiden Platten.

Das Gesicht dieses „Götzen" ist ganz offenbar ein männliches. Der Bart hat eine merkwürdige Form und verbindet sich mit dem Knebelbart und Haar. Die Ohren sind gross bis zur Widernatürlichkeit; der Ausdruck ist grossartig, der Mund halboffen und die Augäpfel sehen aus als wollten sie aus ihren Höhlen herausspringen; der Künstler scheint die Absicht gehabt zu haben, Schrecken zu erregen. Die Füsse sind mit Sandalen versehen, die wahrscheinlich nach der Weise jener Zeit aus dem Felle eines wilden Thiers gemacht sind.

Die Rückseite dieses Monuments contrastirt merkwürdig mit dem graunvollen Bildniss auf der Vorderseite. Sie bietet nichts Groteskes oder auf die rohen Begriffe der Indianer Bezügliches dar, ist aber bemerkenswerth wegen seiner höchsten Grazie und Schönheit. Bei unsern täglichen Spaziergängen blieben wir oft betrachtend vor dieser Sculptur stehen, und je mehr wir sie betrachteten, desto mehr fesselte sie uns. Während andere Schrecken einflössen zu wollen schienen und mit ihren vor ihnen stehenden Altären uns mit dem Gedanken an ein unwissendes, bigottes und aberglaübisches Volk und an Menschenopfer erfüllten, hinterliess diese stets einen anmuthigen Eindruck, und es knüpfte sich ein höheres Interesse an sie, wenn wir erwogen, dass das Volk, welches dieses Denkmal errichtete, in dessen hieroglyphischen Medaillon-Bildchen Nachrichten von sich hinterlassen hat, durch die wir vielleicht dereinst Bekanntschaft mit einem untergegangenen Volksstamme machen und das über der Stadt schwebende Geheimniss enthüllen können.

In einer Entfernung von 142 Fuss in südöstlicher Richtung steht

die mit P bezeichnete Götzenstatue, am Fusse einer Mauer, die in Stufen zur Höhe von 30 bis 40 Fuss ansteigt und ursprünglich viel höher war, jetzt aber zerfallen und zu Trümmerhaufen zusammengestürzt ist. Das Gesicht der Statue ist gen Norden gekehrt, ihre Höhe 11 Fuss 9 Zoll, die Breite an den Seiten 3 Fuss und das Piedestal 7 Fuss im Gevierte. Vor ihr, 12 Fuss davon entfernt, steht ein colossaler Altar. Er ist tüchtig gearbeitet und roth gemalt gewesen — wiewohl kaum noch eine Spur von der Farbe übrig ist — und die Oberfläche durch den Zahn der Zeit zerfressen. Die beiden beigegebenen Stiche zeigen die Vorder- und Hinteransicht. Die erstere scheint das Porträt eines vielleicht zur Gottheit erhobenen Königs oder Helden darzustellen. Dass es ein Porträt sei, lässt sich aus einer gewissen Individualität in den Gesichtszügen schliessen, wie diese denn auch bei den meisten andern zu beobachten ist; sein Geschlecht aber wird durch den Bart offenbar, wie auf den ägyptischen Denkmälern, wiewohl unser Porträt, was bei den ägyptischen nicht gefunden wird, einen Knebelbart hat.

Die Rückseite dieses Idols bietet wiederum einen ganz andern Gegenstand dar und besteht aus Täfelchen, deren jedes zwei Figuren enthält, von seltsamer Gruppirung, von hässlicher Form, manche auch mit scheusslichen Köpfen, während bei andern die natürliche Gesichtsbildung beibehalten ist. Die Verzierungen, Diademe und der Hauptschmuck sind reizend. Was diese Personen aber thun oder leiden, ist unmöglich auszumachen. Die vorliegende Statue hatte von der Einwirkung der Zeit und des Wetters so viel gelitten, dass es nicht leicht war, seine eigenthümlichen Züge scharf zu erkennen, da ohnehin die Beleuchtung schlecht war, indem letztere durch unregelmässige Oeffnungen zwischen den Baumzweigen darauf fiel.

Der Stein, aus welchem alle diese Altäre und Statuen gearbeitet sind, ist ein weicher Sandstein aus den vorerwähnten Steinbrüchen. In diesen Steinbrüchen bemerkten wir viele Blöcke, denen harte Kiesel eingesprengt und die eben darum von den Werkleuten verworfen worden waren. Der Rücken dieses Monuments enthielt zwei solcher Steine, von denen man den einen zwischen dem zweiten und dritten Täfelchen herausgeschlagen und dadurch die Sculptur verletzt hat, während der andre, in der vorletzten Reihe von unten, unberührt geblieben ist. Hieraus lässt sich der Schluss ziehen, dass der Bildhauer kein Instrument besass, um in so hartem Steine zu meisseln, und dass folglich das Eisen unbekannt war. Wir hatten unsere Nachforschungen und Nachfragen auf diesen Punkt besonders mit gerichtet, fanden aber weder Stücke von Eisen oder anderm Metall, noch hörten wir, dass man jemals welche hier gefunden habe. Don Miguel besass eine Sammlung von Flintensteinen, in der Gestalt von Pfeilspitzen zugeschnitten, die er (und Don Miguel war kein dummer Mann) für die dabei verwandten Instrumente hielt; sie waren allerdings hart genug, um Ritze in den Stein zu schneiden, und es könnte wohl möglich sein, dass die an ihren Gebrauch gewöhnten Leute alle diese Basrelief-Verzierungen damit geschnitzt haben; aber die Flintensteine selbst sahen aus, als ob sie mit Metall geschnitten worden wären.

Der hier beigegebene Stich stellt den vor dem letzterwähnten Monumente stehenden Altar dar. Er hat 7 Fuss im Gevierte, ist 4

Fuss hoch und auf allen Seiten reich mit Sculpturen bedeckt. Die Vorderseite zeigt einen Todtenkopf. Die obere Fläche ist mit Sculpturen verziert und enthält Rillen, die vielleicht dazu dienten, das Blut der hier dargebrachten Thier- oder Menschenopfer fortzuleiten.

Der zweite hier beiliegende Stich giebt das 120 Fuss nördlich gelegene und mit O bezeichnete Monument, das leider umgestürzt und zerbrochen ist. Die Sculpturen sind die nämlichen wie auf dem früher besprochenen schönen, halbversunkenen Monumente, und in künstlerischer Ausführung gleicht es, wie ich hiermit wiederhole, den besten Uiberresten ägyptischer Kunst. Der umgestürzte Theil desselben war von Weinranken und Schlingpflanzen vollständig umklammert und fest an den Boden gebunden, so dass wir sie, ehe es gezeichnet werden konnte, erst loslösen und die Fasern aus den Spalten reissen mussten. Die Farbe ist noch vollkommen gut erhalten und hat den Stein geschützt, so dass man es umsomehr bedauern muss, dass er zerbrochen ist. Der Altar ist in die Erde versunken und blos die obere Fläche sichtbar, die, wie wir beim Ausgraben entdeckten, den Rücken einer Schildkröte darstellte.

Die nächsten hier beifolgenden Stiche zeigen die Vorder- und die Hinteransicht und eine der Seiten des Monuments N, das 20 Fuss vom letztern entfernt steht. Es ist 12 Fuss hoch, misst 4 Fuss auf der einen, 3 Fuss 4 Zoll auf der andern Seite und steht auf einem Piedestal von 7 Fuss im Gevierte, mit der Vorderseite gen Westen gerichtet. Ein Altar ist nicht sichtbar; wahrscheinlich ist er zerbrochen und im Boden versunken. Die Frontansicht scheint ein Porträt zu sein, vermuthlich das eines vergöttlichten Königs oder Helden. Die beiden Verzierungen ganz oben sehen aus wie der Rumpf eines Elephanten, eines in jenem Lande unbekannten Thieres. Sieben Fuss davon liegt ein Krokodilskopf (abgebildet auf der beigegebenen Ansicht der Rückenfläche), der aber in keiner Verbindung mit ihm zu stehen scheint. Letzterer ragt 4 Fuss aus dem Boden und ist dem Stiche mit beigegeben als eines der vielen unter den Ruinen aufgefundenen Fragmente.

Einen ganz andern Anblick als die Frontseite bietet die Rückseite dar. Ganz oben sitzt eine Figur mit übereinandergeschlagnen Beinen, fast ganz vergraben unter einem ungeheuern Kopfschmuck, und drei Felder enthalten hieroglyphische Täfelchen.

Um die Stiche nicht zu sehr zu vermehren, auch um ihres im Allgemeinen geringern Interesses willen, habe ich keine Seitenansichten gegeben, und nur bei diesem Monumente eine Ausnahme gemacht, weil sie von besondrer Schönheit war. Die hieroglyphischen Täfelchen sind sehr deutlich.

In einer Entfernung von 28 Fuss in derselben Richtung ist die mit M bezeichnete Statue, die umgefallen ist und auf dem Rücken liegt. Ein Baum wächst fast in ihrer ganzen Länge über sie hinweg und lässt nur die Umrisse, die Füsse und die Sandalen sichtbar werden, die sehr gut gearbeitet sind. Der Leser findet eine Abbildung derselben auf Taf. II. Fig. 10.

Ihr gegenüber steht ein eirunder Altar mit zwei Rillen auf der obern Fläche. Er ist 3 Fuss hoch und misst 5 Fuss 6 Zoll im Durchmesser. S. Taf. II. Fig. 11.

Die drei folgenden Stiche sind die Front-, Rücken- und Seitenansicht des mit L bezeichneten Monuments, das vom letztern 72 Fuss absteht, nach Westen sieht, 12 Fuss hoch ist, vorn 3 Fuss, an den Seiten 2 Fuss 8 Zoll misst und auf einem Fussgestell von 6 Quadratfuss steht. Vor ihm, in einer Entfernung von 11 Fuss, steht ein sehr zerstörter und in die Erde versunkener Altar.

Die Frontansicht ist ein Porträt. Die Rückenansicht besteht gänzlich aus Hieroglyphen, und jede Tafel enthält zwei miteinander verbundene Hieroglyphen, eine Anordnung, die wir später auch zu Palenque beobachteten. Die Seitenansicht zeigt eine einzige Reihe von Hieroglyphen, die auf gleiche Weise verbunden sind. Die Tafeln enthalten wahrscheinlich die Geschichte des dargestellten Königs oder Helden und die besondern Verhältnisse oder Thaten, die seine Grösse begründeten.

Ich habe nun bildliche Darstellungen von den interessantesten Denkmälern zu Copan gegeben, und sie sind, ich wiederhole es, genau und treu. Absichtlich habe ich mich aller Auslegung enthalten. Vermag der Leser nur einen kleinen Theil des Interesses, das wir an ihnen nahmen, daraus zu ziehen, so wird er für alles Unbrauchbare und Werthlose, was er sonst in diesem Werke finden mag, entschädigt sein.

Von der moralischen Einwirkung der Denkmäler selbst, wie sie so dastehen in der Tiefe eines tropischen Waldes, schweigend und feierlich, von fremdartiger, wundersamer Zeichnung, prächtig gemeisselt, reich an Schmuck, abweichend von den Bildwerken aller andern Völker, in tiefes Dunkel gehüllt in Betreff ihrer Gebräuche und Zwecke und ihrer ganzen Geschichte, mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt, die zwar Alles erklären, uns aber gänzlich unverständlich sind, werde ich mir nicht anmassen eine Idee beizubringen. Oft ward die Phantasie bei ihrer Betrachtung gepeinigt. Die Stimmung, die uns unter den Ruinen ergreift, ist tiefernste Feierlichkeit. Ein phantasiereiches und schwärmerisches Gemüth könnte hier von aberglaübischen Vorstellungen angesteckt werden. In unserm Verkehr mit den Indianern beständig mit diesem Namen bezeichnet, betrachteten wir diese hehren Denkmäler als „Götzen," vergöttlichte Könige und Helden, Gegenstände der Anbetung und eines ceremoniellen Gottesdienstes. Wir fanden auf keinem der Monumente oder Sculptur-Fragmente Spuren und Darstellungen von menschlichen oder überhaupt irgendwelchen andern Opfern, zweifelten aber nicht, dass der grosse kunstvoll bearbeitete Stein, der ohne Ausnahme vor jedem „Götzen" zu finden war, als Opferaltar verwendet ward. Diejenige Form der Sculptur, auf die wir am häufigsten trafen, war die eines Todtenkopfs, der manchmal die Haupt-, manchmal nur eine Nebenzierde bildete; in ganzen Reihen an der Aussenseite der Mauer hinlaufend fügten sie zu dem Geheimnissvollen, das den Ort umschwebte, noch das Schwermüthige, hielten den Lebenden Tod und Grab vors Auge und erzeugten die Vorstellung einer heiligen Stadt — des Mekka oder Jerusalem eines unbekannten Volks.

In Rücksicht auf das Alter dieser verödeten Stadt stelle ich für jetzt keine Muthmassung auf. Ein Schluss liesse sich vielleicht ziehen

aus den Erdanhäufungen und aus den Riesenbäumen, die auf den in Trümmer zerfallenen Bauten wachsen; aber er würde doch nur vag und ungenügend sein. Ebensowenig werde ich für jetzt eine Vermuthung über das Volk aussprechen, das diese Stadt baute, oder über die Zeit, wann sie, oder über die Mittel, durch welche sie entvölkert und zu einer Einöde und einem Trümmerhaufen ward, ob sie durch das Schwert fiel oder durch Hunger oder durch Pest. Die Bäume, die sie überdecken, können aus dem Blute ihrer geschlachteten Einwohner entsprungen sein; ihre Einwohner können in Jammergeschrei vor Hunger umgekommen sein; oder die Pest kann, gleich der Cholera, ihre Strassen mit Leichenhaufen bedeckt und die schwachen Reste für immer von ihrer Heimathsstätte getrieben haben; — mögliche furchtbare Unglücksfälle, wie sie nach authentischen Nachrichten andre Städte in Zeiten vor und nach der Entdeckung des Landes durch die Spanier betroffen haben. Eines glaube ich, nämlich dass ihre Geschichte auf ihren Monumenten eingegraben steht. Noch hat kein Champollion seinen tiefeindringenden Forscherblick auf sie gerichtet. Wer wird die Zeichen lesen und entziffern? „Ruinenchaos! Wer wird in deine Wüste eindringen und über die dunkeln Fragmente ein Mondeslicht werfen und sagen „„hier war oder ist,““ wo lauter zwiefache Nacht waltet?“

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, dass, wenn diess, wie ich fast bezweifle, der Ort ist, von dem der spanische Geschichtschreiber sagt, er sei von Hernandez de Chaves erobert worden, und wenn damals seine zertrümmerten Denkmäler, Terrassen, Pyramidenbauten, Portale, Mauern und gemeisselten Figuren noch unversehrt und alle in ihrem vollen Farbenglanze waren, die spanischen Soldaten sie mit Staunen und Bewunderung betrachtet haben müssen; und es erscheint doch seltsam, dass eine europäische Armee hier hätte einziehen können, ohne durch die officiellen Berichte der Generäle oder die übertriebenen Erzählungen der Soldaten ihren Ruf auszubreiten. Jetzt wenigstens wäre ein solcher Fall nicht denkbar. Aber das Schweigen der Spanier lässt sich durch den Umstand erklären, dass diese Eroberer Amerika's ungebildete und unwissende Abenteurer waren, gierig nur nach Goldbesitz und blind für alles Sonstige; oder, wenn Berichte gegeben wurden, so hat vielleicht die spanische Regierung mit einer bis zum letzten Augenblicke ihrer Herrschaft beobachteten eifersüchtigen Politik Alles unterdrückt, was die Aufmerksamkeit rivalisirender Nationen auf ihre amerikanischen Besitzungen lenken konnte.

ACHTES KAPITEL.

Trennung. — Ein Abenteuer. — Der Fluss Copan. — Don Clementino. — Eine Hochzeit. — Ein Abendessen. — Ein Hochzeitsball. — Kauf eines Maulthiers. — Die Sierra. — Aussicht von der Höhe. — Esquipulas. — Der Pfarrer. — Gastfreundliche Aufnahme. — Die Kirche in Esquipulas. — Verantwortlichkeit des Pfarrers. — Ein Berg bei Quezaltapeque. — Eine gefährliche Passage. — San Jacinto. — Aufnahme beim Padre. — Ein Ortsfest. — Ein Hinterhalt. — Der Motagua-Fluss. — Der Flecken Santa Rosali. — Eine Todesscene.

Nachdem wir uns einmal dahin entschieden, dass es unter den bewandten Umständen am Bessten wäre, uns zu trennen, verloren wir keine Zeit, den Beschluss auszuführen. Es kostete mir viel Mühe, mit meinem Maulthiertreiber ein gehöriges Abkommen zu treffen, bis es endlich doch noch zu einem Vergleiche kam. Die Maulthiere wurden beladen und um 2 Uhr stieg ich auf. Herr Catherwood begleitete mich bis zum Rande des Waldes, wo ich Abschied von ihm nahm und ihn in ernstern Schwierigkeiten zurückliess als wir gefürchtet hatten. Nachdem ich Copan passirt und den Fluss überschritten hatte, liess ich den Maulthiertreiber am Ufer zurück und ritt nach der Hacienda Don Gregorio's; aber ich ging leider der Freude, die ich mir bei meiner Abreise versprochen, der Freude, meine Galle und Verachtung über ihn auszuschütten, verlustig, weil ich bedachte, dass ja Herr C. noch im Bereiche seines Einflusses sich befand; und selbst jetzt noch zögert meine Hand bei der Erinnerung, dass, als Herr C. in seiner grossen Noth, durch seinen Diener bestohlen, vom Fieber schwer heimgesucht, in seinem Hause eine Zuflucht suchte, der Don ihn so gütig aufnahm als seine Bärennatur es erlaubte. Mein einziges Labsal war, dem hochadeligen Grobian eine Berechnung für Eier, Milch, Fleisch u. s. w. nach Sixpences und Schillingen aufzusetzen — in Summa Summarum zwei Dollars — und diese in seine Hände zu legen. Ich erfuhr später, dass ich durch mein nobles Benehmen, nicht ohne Zahlung fortzugehen, in seiner und seiner Umgebung Achtung sehr gestiegen war.*)

Mein gutes Einvernehmen mit dem Maulthiertreiber war von kurzer Dauer. Bei der Abreise hatten Herr C. und ich unsern Vorrath an Tellern, Messern, Gabeln, Löffeln u. s. w. getheilt und Augustin meinen Antheil in den Korb gesteckt, der mein gesammtes Reisegepäck geführt hatte, wo sie in ihrer losen Lage ein solches Geklapper verübten, dass das Maulthier dadurch scheu ward. Das Thier sprengte davon, trieb uns alle durch seinen wilden Lärmen zur Seite und stürzte dann ins Gebüsch. Es war ein Auftritt voll schrecklicher Ver-

*) Als Herr C. bei seinem zweiten Besuche den Rancho Don Miguels verlassen fand, ritt er zu Don Gregorio's Hause. Der Don war mittlerweile in Esquipulas gewesen und hatte vom Pfarrer unsern Rang erfahren; und man ist es ihm schuldig zu sagen, dass er Herrn C. freundlich empfing und viele Fragen nach mir that. Die übrigen Glieder der Familie waren so herzlich wie früher.

wirrung und ich entfloh so schnell ich konnte den rauhen und kreischenden Flüchen des Maulthiertreibers.

Eine Strecke weit führte die Strasse am Flusse hin. Der Copan besitzt keine historischen Erinnerungen, aber er ist so schön, dass der Guadalquivir nicht schöner sein kann. Zu beiden Seiten zogen sich Berge hin, bei jeder Wendung bot sich eine neue Aussicht dar. Wir kreuzten ein hohes Bergjoch und kamen um 4 Uhr wieder zum Flusse herab, der hier die Gränzlinie des Staates Honduras bildete. Er war breit, reissend und tief und seine sandigen und kiesigen Uferwände waren zerrissen. Nachdem ich ihn überschritten, trat ich wiederum in den Staat Guatemala ein. Hier war kein Ort, ja nicht einmal ein Haus zu sehen und es hatte somit mit dem Passe keine Noth. Spät am Nachmittage erblickte ich beim Herabreiten von einer kleinen Anhöhe ein grosses Feld mit steinernen Einfriedigungen und Schranken und einem Viehgehöft, einer Westchester Farm gleichend. Wir kamen durch ein Thor und ritten durch einen schönen Park zu einem langen, niedrigen Gutsgebaüde von stämmigem Aussehen. Es war das Haus des Don Clementino, von dem ich wusste, dass er der Verwandte Don Gregorio's war, der Einzige von allen Andern, dem ich gern aus dem Wege gegangen wäre, aber gerade Derjenige, bei welchem der Maulthiertreiber Halt zu machen beschlossen hatte. Die Familie bestand aus einer Wittwe und einem reichen Segen an Kindern, unter denen die ältesten Don Clementino, ein junger Mann von 21 Jahren, und eine Schwester von 16 bis 17 Jahren, ein schönes blondhaariges Mädchen, waren. Unter dem Wetterdach stand eine Gesellschaft junger Leute in Festtagsstaate, und fünf bis sechs Maulthiere mit wunderlichen Sätteln waren an die Stützen des Corridors gebunden. Don Clementino war gar stattlich geputzt, denn er trug eine weisse Jacke und weisse, weite Hosen mit Vorstoss und Stickerei, eine weissbaumwollne Mütze und darüber einen spitzzulaufenden Glanzhut mit einer geflochtnen Silberschnur als Band, einem silbernen Pompon mit einem scharfen Stück Stahl als Cocarde und rothen und gelben Streifen unter der Krämpe. Er hatte die gewichtige Miene und das selbstbewusste Wesen eines jungen Menschen, der plötzlich das Familienhaupt geworden war, und frug mich mit ziemlich wegwerfender Miene, ob ich meinen Besuch bei den „Götzen" beendet hätte, und dann, ohne eine Antwort abzuwarten, ob ich ein Accordion repariren könnte; dann weiter, ob ich auf der Guitarre spielte; dann, ob ich ihm ein Paar Taschenpistolen verkaufen wollte, die in Don Gregorio's Hause der Gegenstand der Bewunderung gewesen waren; und zuletzt, ob ich irgendetwas zu verkaufen hätte. Diesem jungen Herrn würde ich als Hausirer willkommner gewesen sein denn als Gesandter irgendwelches europäischen Hofes, wiewohl ich zugeben muss, dass ich auf keine sehr imposante Weise reiste. Da er sah, dass kein Geschäftchen mit mir zu machen war, so griff er rasch nach seiner Guitarre, machte ein Tänzchen nach seiner eignen Musik, setzte sich dann im Saülengange auf den blossen Boden hin und spielte Karte.

Im Hause drinnen traf man Anstalten zu einer Hochzeit im Hause eines Nachbars zwei Leguas von hier, und kurz vor Dunkelwerden erschienen die jungen Männer und Mädchen alle im Reise-

anzuge. Sie waren sämmtlich beritten und zum ersten Male erregte die Art und Weise, wie man dort zu Lande reitet, meine höchste Bewunderung. Diese Bewunderung ward hervorgerufen durch Don Clementino's Schwester und den glücklichen jungen Galan, der sie geleitete. Beide ritten dasselbe Maulthier und auf demselben Sattel. Sie sass quer vor ihm; sein rechter Arm umschlang ihren Leib; als es fortging, ward das Maulthier stätig und er sah sich, um sie auf ihrem Sitze festzuhalten, nothgedrungen, sie fest an sich zu ziehen; er flüsterte ihr etwas ins Ohr; und als sie ihr Antlitz nach ihm wandte, berührten ihre Lippen fast die seinigen. Gern hätte ich für diesen Platz alle Ehren der Diplomatie hingegeben.

Don Clementino war zu sehr Phantast, um auf gewöhnliche Weise abzureiten; er hatte ein schönes, prächtig aufgeputztes Maulthier, warf schwingend ein grosses, mit einem Korb versehenes Schwert durch einen Riemen am Sattel, schnallte ein Paar ungeheure Sporen an und schlang, nachdem er aufsass, seinen Poncho (weissen Reitermantel) um den Leib, so dass das Gefäss des Schwertes gegen sechs Zoll darüber vorragte; gab dann dem Thiere mit den Sporen einen gewaltigen Stoss, trieb es die Stufen hinan, durch den Corridor und nach der andern Seite des Hauses und fragte mich, ob ich das Maulthier kaufen wollte. Ich lehnte ab, und zu meiner grossen Freude schoss er fort, um die Andern einzuholen, und liess mich allein mit seiner Mutter, einer ehrwürdigen, grauhaarigen alten Dame, die alle Diener und indianischen Kinder zum Vespergebet zusammenrief. Es thut mir leid es sagen zu müssen, aber jetzt zum ersten Male ward ich erinnert, dass es Sonntag war. Ich stand in der Thür und es war ein rührendes Schauspiel, sie alle vor dem Bilde der Jungfrau knieen zu sehen. In diesem feierlichen Augenblicke kam ein altes graunäsiges Maulthier den Corridor herauf, blieb neben mir stehen, steckte seinen Kopf zur Thür hinein, marschirte, kecker als ich, ins Betzimmer, gaffte einen Augenblick das Bild der Jungfrau an und ging dann, ohne Jemand zu stören, wieder heraus.

Bald darnach ward ich zum Abendessen gerufen, das aus geschmorten Bohnen, gebratenen Eiern und Tortillas bestand. Die Bohnen und Eier wurden auf schweren silbernen Schüsseln aufgetragen, die Tortillas lagen neben mir aufgeschichtet. Von Tellern, Messern, Gabeln oder Löffeln war nichts zu sehen. Die Finger waren freilich eher als die Gabeln auf der Welt, aber schlechte Gewohnheiten haben die letztern gewissermassen nothwendig gemacht. Geflügel, Schöpsenfleisch, Rindfleisch und dergleichen sind den Fingern allenfalls noch recht, aber Bohnen und gebratene Eier brachten mich doch ein Bisschen in Verlegenheit. Wie ich mich dabei benahm, will ich nicht der Welt verkünden; aber aus spätern Wahrnehmungen zu schliessen, konnte die alte Dame nicht vermuthet haben, dass mich die Sache irgendwie verdutzt gemacht. Ich schlief in einem Hintergebäude, das auf kleinen Pfosten ruhte und überdacht war und bezahlte in Summa $18^3/_4$ Cents. Ich machte dabei noch einer Frau, die ich für eine Dienerin hielt, ein Geschenk mit einem Paar Ohrringen, entdeckte aber hintennach, dass es blos ein Besuch war, der gleichzeitig mit mir abreiste.

Zwei Leguas hinter dieser Hacienda kamen wir bei dem Hause

vorbei, wo die Hochzeit gefeiert ward. Der Tanz war noch nicht vorüber und ich fühlte ein grosses Verlangen, die schöne blonde Schwester Don Clementino's noch einmal zu sehen. Da ich keine bessere Entschuldigung hatte, so entschloss ich mich, Letztern herauszurufen und mit ihm von seinem Maulthier zu sprechen. Als ich an das Haus hinritt, war das Portal und der Raum von da bis zur Mitte des Saales mit Mädchen angefüllt, die alle weiss gekleidet waren und Rosen im Haar trugen und deren Augenglanz durch das nächtliche Schwärmen ein wenig gedämpft war. Don Clementino's Schwester war bescheiden und schüchtern und zog sich, gleich als ob sie meinen Zweck vermuthet hätte, vor meinem beobachtenden Blicke zurück, während der Bruder keck mit seiner Guitarre durch das Gewühl herangeschritten kam. Ich hatte nicht den Gedanken sein Maulthier zu kaufen, machte ihm aber doch ein Anerbieten, und zu meiner Uiberraschung und zugleich zu meinem Leidwesen nahm er es an. Aber die Tugend trägt den Lohn in sich selbst, und das Maulthier erwies sich als ein sehr gutes und treues Thier.

Nachdem ich mich auf mein erhandeltes Thier gesetzt, begannen wir die grosse Sierra hinanzusteigen, welche die Wasserscheide zwischen den zum atlantischen und den zum stillen Meere eilenden Strömen bildet. Der Hinaufweg war rauh und mühsam, aber in zwei Stunden erreichten wir die Höhe. Gewiss war die Landschaft wild und grossartig; da es aber die ganze Zeit hindurch heftig regnete, so hätte ich, während ich mich mühsam zwischen Schlammlöchern hindurchwand, gern das Erhabene für eine gute macadamisirte Strasse hingegeben. Herr Catherwood, der den Berg an einem hellen Tage kreuzte, sagte mir, die Aussicht vom Gipfel aus nach beiden Seiten wäre die prachtvollste gewesen, die er im Lande gefunden. Während des Hinabwegs hoben sich die Wolken und ich blickte nun auf eine fast gränzenlose Ebene hinab, die am Fusse der Sierra begann; und wie ich so allein dastand in dieser öden Wildniss, erschaute ich in weiter Ferne die grosse Kirche von Esquipulas, gleich der heil. Grabeskirche in Jerusalem oder der Kaaba in Mekka, der heiligste der Tempel. Mein Maulthiertreiber wollte gar so gern in einem Haüflein von Hütten, die vor der Stadt nach uns zu lagen, Halt machen und sagte mir deshalb einmal, die Stadt wäre von Carrera's Soldaten besetzt, dann wieder, er fühlte sich krank. Lang und herrlich war der Weg bis zum Fusse der Sierra hinab. Die Ebene erinnerte mich an die grossen öden Striche in der Türkei und Kleinasien, sie war aber schöner, da sie von ungeheuern Gebirgen begränzt ward. Drei ganze Stunden diente uns die Kirche als Wegweiser; und als wir näher kamen, trat sie gegen Berge, deren Gipfel in den Wolken begraben waren, deutlicher und schärfer hervor.

Spät am Nachmittage zogen wir in die Stadt ein und ritten zum Kloster. Durch die gemachten Erfahrungen etwas eingeschüchtert, überreichte ich statt eines Empfehlungsbriefs meinen Pass; konnte ich aber zweifeln an der Gastfreundlichkeit eines Padre? Der Empfang bei Don Gregorio liess mich die freundliche Aufnahme von Seiten des Pfarrers von Esquipulas um so tiefer empfinden. Niemand ist im Stande, den Werth der Gastlichkeit so wahrhaft zu würdigen, als Diejenigen, die ihren Mangel empfunden haben, und unvergesslich

bleibt ihnen, den Fremdlingen, das freundliche Willkommen im fremden Lande. Alles im Hause des Pfarrers kam herausgeeilt, um uns behilflich zu sein, und schon nach wenigen Minuten standen die Maulthiere im Hofe und frassen schnorpsend ihren Mais, während ich in das Ehrenzimmer des Klosters eingewiesen ward. Das Kloster war bei Weitem das grösste und besstgebaute Gebaüde im Orte. Seine Mauern waren drei bis vier Fuss dick; an der Frontseite zog sich ein langer Porticus hin; den Eingang bildete eine weite Halle, die als Schlafstelle für die Dienerschaft gebraucht ward und mit einem Hofraum hinter dem Hause communicirte; zur Linken lag eine grosse *sala* oder ein Empfangszimmer mit hohen Fenstern und tiefen Blenden, wo auf der einen Seite der Wand eine lange hölzerne Ruhebank mit hoher Rücken- und mit Seitenlehnen, vor ihr ein massiver unpolirter Mahagonitisch stand und über ihr ein Bild unsers Erlösers hing; längs der andern Wand hin standen grosse alterthümliche Stühle, Lehnen und Sitze mit Leder überzogen und reich mit Nägeln mit grossen Messingköpfen beschlagen.

Der Padre war ein junger Mann von noch nicht dreissig Jahren, von zarter Gestalt und einer Physiognomie, in der sich Verstand und feines Denken und Fühlen aussprachen. Er war in einen langen Bombasettrock gekleidet, der dicht am Leibe anlag und um den Hals blau besaümt war, und an seinem Rosenkranze hing ein Kreuz. Sein Name war Jesus Maria Gutierrez. Zum ersten Male in meinem Leben fand ich den Namen Jesus einem menschlichen Wesen beigelegt und mir erschien er selbst an diesem Manne wie eine Entheiligung.

Das Einerlei seines abgeschiednen Lebens unterbrach eben jetzt ein Besuch, ein ehemaliger Schulkamerad und Freund, Oberst San Martin aus Honduras, der in der letzten Schlacht gegen Morazan verwundet worden war und gegenwärtig zur Herstellung seiner Gesundheit und Kräfte im Kloster verweilte. Sein Beispiel zeigte den zerrissenen Zustand des Landes; denn während sein Vater die gleiche politische Gesinnung mit ihm theilte, focht sein Bruder auf der andern Parteiseite in der Schlacht, in welcher er verwundet ward.

Unangenehm klangen mir ihre Mittheilungen in Betreff der Strasse nach Guatemala. Carrera's Truppen waren von den Gränzen San Salvadors zurückgewichen und hatten alle Ortschaften auf der ganzen Strecke bis zur Hauptstadt besetzt. Sie bestanden zum grössten Theile aus Indianern, unwissenden, zügellosen und fanatischen Menschen, die nicht im Stande waren, meinen officiellen Charakter zu fassen und meinen Pass zu lesen, und von denen bei dem aufgeregten Zustande des Landes zu erwarten war, dass sie mir als Fremden misstrauen würden. Sie hatten bereits arge Abscheulichkeiten begangen; nicht eine einzige Pfarre lag auf dem ganzen Wege, und ein Versuch, ihn zu bereisen, hiess sich der Gefahr der Beraubung und Ermordung aussetzen. So abgeneigt ich daher auch war, meine Reise aufzuschieben, so würde es doch Wahnsinn gewesen sein, unter bewandten Umständen fortzureisen; auch liess sich denken, dass sich kein Maulthiertreiber dazu hergeben würde, mit mir zu gehen. So sah ich mich denn genöthigt, meine Blicke nach Chiquimula und der eben erst verlassenen Strasse zurückzuwenden. Der Pfarrer sagte

mir, ich solle mich nur von ihm leiten lassen, und so übergab ich mich denn seinen Händen und legte mich in später Stunde zur Ruhe nieder, mit dem fremdgewordnen Gefühle, ein willkommner Gast zu sein.

Ich ward vom Klang der Morgenglocke aufgeweckt und begleitete den Pfarrer zur Messe. Die Kirche zum alltäglichen Gebrauche lag dem Kloster gerade gegenüber, war geraümig und finster und der Fussboden mit grossen viereckigen Dach- oder Mauerziegeln gepflastert. Reihen indianischer Frauen umknieten den Altar; sie waren reinlich gekleidet, hatten weisse Mantillas über den Kopf geworfen, trugen aber weder Schuhe noch Strümpfe. Hinter ihnen standen einige wenige Männer oder lehnten an der Mauer.

Wir kehrten zum Frühstück zurück, wornach ich ausging, um den einzigen Gegenstand von Interesse zu besuchen, die grosse Wallfahrtskirche, den heiligen Ort Centralamerika's. Alljährlich am 15. Januar kommen Pilger zu ihr gezogen, selbst aus Peru und Mejico; und diese letztere Reise bietet Beschwerlichkeiten dar, wie sie auf der Pilgerschaft nach Mekka nicht grösser sind. Da es, wie im Morgenlande, nicht verboten ist, während der Pilgerschaft Handel zu treiben, so kommen, wenn nicht Kriege die Strassen unsicher machen, 80,000 Menschen hier in den Gebirgen zusammen, um Tauschhandel zu treiben und „unserm Herrn von Esquipulas" ihre Verehrung darzubringen.

Die Stadt enthält eine Bevölkerung von etwa 1500 Indianern. Sie bildete eine Strasse von beinahe einer Meile Länge und hatte zu beiden Seiten Lehmhaüser; die meisten derselben waren aber verschlossen, da sie nur während des Jahrmarkts bewohnt werden. Am obern Ende dieser Strasse, auf einer Anhöhe, stand die grosse Kirche. Ungefähr auf halbem Wege zu ihr überschritten wir eine Brücke über ein kleines Gewässer, das zu den Zuflüssen des grossen Lempa-Flusses gehört. Es war das erste von mir gesehene Gewässer, das sich ins stille Meer ergiesst, und ich begrüsste es daher mit Ehrfurcht. Nachdem wir eine Flucht massiver steinerner Stufen vor der Kirche hinaufgestiegen, erreichten wir einen nobeln Vorplatz von 150 Fuss Breite und mit quadratfussgrossen Ziegeln gepflastert. Die Aussicht von hier aus über die grosse Ebene und die hohen Gebirge ringsumher war prachtvoll, und diese in einsamer Grösse in einer wilden und öden Gegend aufsteigende Kirche kam uns fast wie ein Werk der Zauberei vor. Die Façade war reich mit Stuckarbeiten und überlebensgrossen Heiligenstatuen geziert; an jeder Ecke erhob sich ein hoher Thurm und über der Kuppel ein Spitzthurm, der hoch in die Luft hob die Krone jener einst so stolzen Macht, die den grössten Theil Amerika's seinen rechtmässigen Besitzern entriss, es drei Jahrhunderte lang mit eiserner Ruthe beherrschte und jetzt sich hier nicht mehr einer Fussbreite Landes oder eines einzigen Unterthanen rühmen kann.

Wir traten durch ein hohes, reich mit Sculpturen geschmücktes Portal in die Kirche ein. Innen war ein Schiff mit zwei Chorgängen, die durch Reihen von neun Quadratfuss dicken Pilastern geschieden wurden, und ein hochaufstrebendes Gewölbe, von Engeln mit ausgebreiteten Fittichen behütet. An den Wänden hingen Gemälde, theils

von einheimischen Künstlern gemalt, theils aus Spanien herbeigeschafft, und die Blenden nahmen Statuen ein, von denen manche von wunderbar schöner Arbeit waren. Die Kanzel war mit goldnem Laube bedeckt, der Altar durch ein mit silberner Einfassung und mit sechs silbernen Saülen von etwa 2 Fuss Höhe verziertes Eisengitter eingefriedigt, und auf den Stufen standen zwei Engel als Hüter. Vor dem Altar in einem Schrein war ein Bild des Erlösers am Kreuze, „unsers Herrn von Esquipulas" *(nuestro Señor de Esq.)*, welchem die Kirche geweiht, das durch seine Kraft Wunder zu bewirken weitberühmt ist. Alljährlich klimmen Tausende von Andächtigen die Stufen dieses Tempels auf ihren Knieen oder mit schweren Kreuzen beladen hinan, denen es nicht gestattet ist, das heilige Bild zu berühren, sondern die befriedigt von dannen ziehen, wenn sie ein Stück Band erhalten, auf das die Worte gedruckt sind *„Dulce nombre de Jesus"* (Jesu süsser Name).

Wir kehrten nach dem Kloster zurück, und während ich hier mit Oberst San Martin dasass, trat der Pfarrer herein, verschloss die Thür und fragte mich, ob mein Diener ein treuer Mensch wäre. Augustins Gesicht war ein unglücklicher Empfehlungsbrief. Oberst M'Donald, Don Francisco und, wie ich später erfuhr, General Cascara misstrauten ihm. Ich sagte dem Pfarrer Alles was ich von ihm wusste und gedachte auch seines Benehmens in Comotan; dennoch aber warnte er mich, mich vor ihm vorzusehen. Bald darnach bat mich Augustin, der zu muthmassen schien, dass er hier keinen sehr günstigen Eindruck gemacht, um einen Dollar, um damit eine Beichte zu bezahlen. Mein sonst so verständiger Freund war doch nicht frei von den Vorurtheilen, die ihm Erziehung eingeimpft, und konnte darum nicht auf ein Mal seine so warm geäusserte Meinung loswerden, sagte aber endlich doch noch, Augustin hätte eine gute Erziehung genossen.

Im Laufe des Tages hatte ich Gelegenheit, etwas zu sehen, was ich später durch ganz Centralamerika beobachten konnte, nämlich das mühevolle und verantwortliche Leben eines Pfarrers in einer indianischen Ortschaft, der sich der unter seine Obhut gestellten Gemeinde mit aller Treue widmet. Nicht genug, dass mein würdiger Wirth bei allem Gottesdienste in der Kirche amtirte, die Kranken besuchte und bei Beerdigungen thätig war, ward er auch noch von jedem Indianer im Orte als Rather, Freund und Vater angesehen. Die Thür des Klosters stand zu allen Stunden offen und ohne Unterlass kamen Indianer zu ihm, die ihre Zuflucht zu ihm nahmen: da kam ein Mann, der sich mit seinem Nachbar gezankt hatte; eine Frau, die von ihrem Manne schlecht behandelt worden war; ein Vater, dessen Sohn man unter die Soldaten fortgeschleppt; ein junges Mädchen, das ihr Liebhaber verlassen hatte; — kurz Alle, die in Noth oder Bekümmerniss waren, erschienen bei ihm, um sich Rath und Trost zu holen, und Keiner ging ohne ihn von dannen. Ausserdem war er noch der Hauptleiter aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, die rechte Hand des Alcalden; er war es auch, bei dem man sich Raths erholte, ob ich als gefährliche Person betrachtet werden müsse oder nicht. Aber die Erfüllung aller dieser vielartigen Pflichten, in Verbindung mit der Aufregung und Gefahr der Zeiten, rieb allmälig sei-

nen zarten Körper auf. Vier Jahre zuvor hatte er die Hauptstadt verlassen, um diese Pfarrstelle zu übernehmen, und während dieser Zeit ein Leben voll Arbeit, Angst und Gefahr durchlebt, abgeschnitten von allen Genüssen des geselligen Verkehrs, die uns die Arbeit willkommen machen, von seinen Indianern zwar geliebt, aber doch ohne eine Seele zu haben, die in ihren Gedanken und Gefühlen mit ihm sympathisirte. Einmal drangen Morazans Truppen in die Stadt ein und er lag sechs ganze Monate in einer Höhle in den Gebirgen versteckt, von den Indianern mit Lebensmitteln versorgt. Neuerdings hatten sich die Misslichkeiten und Gefahren des Landes noch vermehrt und die draüende Wolke des Bürgerkriegs sah schwärzer als je. Er war traurig, aber seine Trauer, sagte er, solle nicht lange währen. Das ganze Wesen seiner Gedanken und seiner Unterhaltung war ein so edles und so reines, dass es einem grünen Fleckchen in einer Sandwüste glich. Wir sassen in der Vertiefung eines grossen Fensters, im Zimmer war es bereits dunkel. Er nahm eine Pistole von der Fensterschwelle und sie betrachtend sagte er mit schwachem Lächeln, das Kreuz wäre sein Schutz; und dann legte er seine magere Hand in die meinige und bat mich, ihm an den Puls zu fühlen: er war langsam und matt und es schien, als sollte jeder Schlag der letzte sein; aber er sagte, so ginge er immer. Darauf stand er plötzlich auf und zog sich, mit der Entschuldigung, dass diess die Stunde seiner Privatandacht wäre, auf sein Zimmer zurück. Es war mir, als ob ein guter Geist entflohen wäre.

Meine ängstliche Ungeduld Guatemala zu erreichen erlaubte mir nicht, des Pfarrers Gastfreundschaft lange zu geniessen. Es war eigentlich meine Absicht gewesen, meinen Maulthiertreiber abzulohnen; da ich indessen nicht im Stande war, ihn auf der Stelle zu ersetzen, und keinen weitern Tag verlieren mochte, so sah ich mich genöthigt ihn zu behalten. Die gewöhnliche Reiseweise bestand darin, dass man am Nachmittage von Esquipulas aufbrach und vier Leguas weit ritt; da ich aber sieben Maulthiere und nur vier Ladungen hatte, so beschloss ich, diese vier Leguas und die nächste Tagereise zusammen zu machen. So brachen wir denn frühe am Morgen auf. Als ich Abschied nahm, standen der Priester und der Soldat nebeneinander, Bilder christlicher Demuth und männlichen Stolzes, und beide empfahlen mich Gott.

Wir durchschritten die Ebene; die Gebirge um Esquipulas schienen an Grösse gewonnen zu haben; in einer halben Stunde begann das Ersteigen des Bergs Quezaltepeque, der dicht bewaldet und gleich dem Mico morastig und voll Ravinen und tiefer Wasserlöcher war. Schwere Wolken hingen über ihm, und als wir ihn hinanstiegen, regnete es heftig; noch ehe wir aber seinen Gipfel erreichten, hoben sich die Wolken, die Sonne brach wieder hervor und die Ebene von Esquipulas, mit der grossen, mit hohen Fichten bedeckten Sierra dahinter, an deren Seiten Wolken eilend dahinzogen, — diess alles zusammen bot eines der grossartigsten Schauspiele dar, die ich je gesehen; und auch die gewaltige Kirche warf dem Pilger noch einen Abschiedsblick zu. Aber der Glanz des Sonnenscheins währte nicht lange und von Neuem goss der Regen in Strömen nieder. Eine Zeit lang hatte ich grosse Freude empfunden, wenn ich den Maulthiertrei-

ber ganz durchweicht sah und sein Murren und Knurren hörte, bis eine unbegreifliche Anwandlung von Gutmüthigkeit über mich kam und ich ihm meinen Uiberrock von Bärenfell lieh. Zeitweise schien die Sonne wieder und wir sahen dann in grosser Entfernung unter uns den Flecken Quezaltepeque. Der Abweg war sehr steil und die Schlammlöcher und Wildwasserbetten sehr tief, und die Wolken, die über dem Berge hingen, deuteten vorbildlich auf mein Schicksal hin. Herr Catherwood, welcher gegen drei Wochen später auf dieser Strasse folgte, hörte vom Pfarrer von Quezaltepeque, dass man den Plan geschmiedet gehabt hätte, mich zu ermorden und zu berauben, weil man eine grosse Geldsumme bei mir vermuthet hätte, welches löbliche Vorhaben aber dadurch vereitelt ward, dass ich nicht des Nachmittags, wie es in der Regel geschieht, sondern am Morgen über den Berg kam.

Wir ritten durch Quezaltepeque ohne abzusteigen. Es ist gewöhnlich, bei Bestimmung der Stationen bis Guatemala eine Nachmittagsreise bis zu diesem Orte zu machen und hier zu übernachten. Es war jetzt erst um 11 Uhr und der Himmel so klar und strahlend wie an einem Septembertage zu Hause. Nachdem wir die Stadt passirt, überschritten wir einen schönen Strom, an welchem einige Weiber mit Waschen beschäftigt waren. Alsbald ging es wieder aufwärts und auf der Höhe des Berges kamen wir zu einem jähen Absturz, der die Wand einer tiefen Schlucht bildete. Wir stiegen auf einem schmalen Pfade hart am Rande des Absturzes hinab, welcher Pfad theils auf einem schmalen Felsenvorsprunge hinlief, theils längs dem Felsen bis in den Grund der Ravine ausgehauen und gemauert war. Auf der andern Seite erhob sich eine zweite steile Schluchtwand. Die Kluft war tief und eng und wilderhaben. Durch sie eilte der Strom auf einem felsigen Bette dahin und eine Strecke weit ging die Strasse in diesem Bette selbst fort. Wir stiegen nun auf einem steilen und beschwerlichen Pfade zur Höhe der andern Schluchtseite hinan und ritten ein Stück an deren Rande hin. Die gegenüberliegende Seite war eine senkrecht abgestürzte, vom Wetter geschwärzte Kalkfelsmasse, hier und da mit Grasfleckchen betüpfelt, die gelegentlich durch flüchtige Sonnenblicke beleuchtet wurden. Wiederum ging es jetzt bis zum Grunde der Kluft hinab und nach Ueberschreitung des Stroms fast unmittelbar wieder aufwärts auf einem schmalen, längs dem Abhange des Abgrunds angelegten Wege, so dass wir uns nun wieder auf derselben Seite befanden, auf welcher wir an die Schlucht gekommen waren. Unmöglich ist es, von der Wildheit dieser zwiefachen Schluchtpassage eine entsprechende Vorstellung zu geben. Die Ravine endete jählings und an ihrem äussersten Punkte lag eine kleine Hacienda, die auf der einen Seite unmittelbar in diesen schauerlichen Felsenspalt hinauf, auf der andern aber in ein sanftes Thal hinab schaute.

Um 3 Uhr erblickten wir den Ort San Jacinto. Uns gegenüber lag ein schönes Tafelland mit jenseits sich erhebenden und mit edlen Fichten bis zum Scheitel bewachsenen Bergen. Es war keine Spur von Anbau zu sehen und das ganze Land lag noch in seiner Urwildniss da. Um 5 Uhr setzten wir über den Strom und gelangten nach San Jacinto. Es bestand aus einem Häuflein Hütten, die zum

Theil auf Pfosten ruhten, zum Theil Lehmwände hatten. Von derselben einfachen Bauart war die Kirche. Sie hatte an jeder Seite einen mit Maisblättern überdeckten Laubengang und an den Ecken Glockenthürme, jeder mit drei Glocken versehen; und vor ihr standen zwei riesiggrosse Ceiba's, deren Wurzeln am Boden mehr als hundert Fuss hinliefen und deren Zweige in gleicher Ausdehnung sich ausbreiteten.

Der Ort stand unter der Obsorge des Pfarrers von Quezaltepeque, welcher gerade jetzt in San Jacinto anwesend war. Ich ritt nach seinem Hause und überreichte ihm den Brief des Pfarrers von Esquipulas. Ohne die Thiere abzuladen warf sich mein Maulthiertreiber im Corridor des Hauses hin und begann, mit meinem langen Bärenfellrocke auf seinem undankbaren Leibe, mich mit Schimpfreden zu behandeln, weil ich ihn durch lange Märsche todtmache. Ich bezahlte ihn mit gleicher Waare, und ehe der Padre noch Zeit gewann, von seinem Staunen über unsern Besuch sich zu erholen, ward er durch unser Mordgeschrei vollends verdutzt.

Aber dieser Maulthiertreiber war ein Mann, der viel aushalten konnte. Er mass über sechs Fuss, war breitschulterig und hatte einen Dickwanst, der einer Stütze bedurfte, um nicht herabzufallen. Sein Anzug bestand aus einem Hemd und langen Beinkleidern .mit Knopflöchern, die um Beschäftigung baten; aber ein Herz besass der Kerl, das so dick war wie sein Leib und so offen wie seine Kleidung; und als ich ihm sagte, ich wäre heute von Esquipulas geritten, erwiederte er, ich müsste eine Woche hier verweilen, um mich wieder zu erholen. Was die Weiterreise am nächsten Tage betraf, so wollte er davon gar nichts hören, und ich fand auch in der That sehr bald, dass ein Fortkommen ohne fremde Hilfe unmöglich war, da mein abscheulicher Maulthiertreiber das Mass seiner Unbilden dadurch voll machte, dass er in ein heftiges Fieber verfiel.

Auf meine dringende Bitte bemühte sich der Padre, mir Maulthiere für den nächsten Tag zu verschaffen, und während des Abends fand eine förmliche Musterung der Ortsbewohner bei uns statt. Derjenige Mann, auf den der Padre vorzugsweise baute, sagte, dass es jetzt gefährlich wäre zu reisen, dass zwei Engländer in Honduras festgenommen worden und zwar entkommen, aber deren Maulthiertreiber und Diener ermordet worden wären. Ich hätte vielleicht auf diese Geschichte einiges Licht werfen können, hielt es aber nicht für gut, von so verdächtigen Personen etwas zu wissen. Der Padre war betrübt, dass er mir nicht dienen konnte, bis er endlich sagte, ein Mann von meinem Rang und meiner Stellung (ich hatte ihm meinen Pass gezeigt und Augustin in Balize die Kanonen feuern lassen) müsse durchaus jedwede Erleichterung haben, und er wolle selbst für mich sorgen; und damit befahl er einem Manne, am andern Morgen bei Zeiten auf seine Hacienda nach Maulthieren zu gehen; worauf er, von solchen ungewöhnlichen Anstrengungen ermüdet, seinen gigantischen Leib in eine Hängematte warf und sich schwang, um des Schlafes zu geniessen.

Das Haus des Padre bildeten zwei junge Menschen, ein Taubstummer und ein Blödsinniger. Der Erstere besass eine ausserordentliche Lebhaftigkeit und grosse Muskelkraft und unterhielt den Padre

durch seine Gesticulationen, seine Geschichtchen und seine Taschenspielerkunststückchen, namentlich mit einer Vexirdose. Es lag etwas äusserst Rührendes in der liebreichen und freundlichen Weise, mit welcher der Padre mit ihm spielte, und in dem Feuer, mit welchem Dieser seinen gewaltigen Leib umschlang. Manchmal ward der junge Mensch so leidenschaftlich, dass es schien, als wolle er in der Anstrengung seinen Gedanken Ausdruck zu geben bersten; aber Alles endete in einem schwachen Laute, der meinen Nerven wehe that und ihn noch fester an den gutmüthigen Padre zu ketten schien. Der Padre veränderte die Dose beständig, aber der Scharfsinn des jungen Menschen liess sich nicht werfen. Der arme Tropf sah mittlerweile mit Verwunderung zu. Der Padre bot ihm einen halben Dollar an, wenn er die Dose aufmachen könnte, aber seine linkischen Versuche erregten nur das Lachen des Padre und des Taubstummen. Der Padre schloss mit einer warmen Lobrede auf Beider Werth, die der taubstumme Knabe zu verstehen und wofür er ihm zu danken schien, während der Andre, welcher Ohren hatte, sie nicht zu hören schien.

Der Padre bestand darauf, dass ich sein eignes Bett nehmen müsste, welches ungewöhnlich reinlich war und ein Mosquitonetz hatte. Es war mein besstes seit ich Oberst M'Donalds Haus in Balize verliess. Bevor ich noch auf war, stand er schon mit einer Flasche *Aguardiente* (Zuckerbranntwein) an meinem Bett; bald darnach kam auch Chocolade mit einem Wecken Süssbrot; und da ich nun einmal sah, dass an ein Fortkommen an diesem Tage nicht zu denken war, so ward ich ein williges Opfer seiner Gastfreiheit. Um 9 Uhr bekamen wir Frühstück, um 12 Uhr Obst, um 2 Uhr Mittagsessen, um 5 Uhr Chocolade und Süssbrot, und um 8 Uhr Abendessen, und dabei ward in einem Striche zu einem Schlückchen Aguardiente aufgefordert, der, wie der Padre, die Hand auf den vortretenden Theil seines Leibes gelegt, sagte, gut für den Magen wäre. Mit Ausnahme des guten Gemüths war er in jeder Beziehung der vollkommne Antipode des Pfarrers von Esquipulas. Ich hatte einigen Verdacht gehabt, dass mein Maulthiertreiber wohl nicht so krank sein möchte wie er behauptete; aber seine Gleichgiltigkeit gegen des Padre gute Tafel überzeugte mich, dass er sich wirklich in einem sehr schlimmen Zustande befand. Ich reichte ihm etwas Arznei, aber ich glaube, er hatte Verdacht auf mich und scheute sich sie zu nehmen.

Um 12 Uhr langten die Maulthiere, nach denen der Padre geschickt, nebst einem vierschrötigen jungen Ladiño, als ihrem Treiber, an; sie waren aber nicht in der Lage, um schon heute die Reise antreten zu können. Des Nachmittags machte ich einen grossen Spaziergang am Ufer des Flusses hin und blieb bei meiner Rückkehr unter einem der grossen Ceibabaüme stehen, wo ein reisender Kaufmann gerade seine Waaren auskramte, die aus zwei Kisten gestreifter Kattune, Perlen, Hornkämmen, Scheeren u. s. w. bestanden. Sein Maulthier war mit einem langen Stricke angebunden und auf einem der Koffer lagen ein Paar Pistolen.

Als ich weiter ging, begegnete ich einer Anzahl weissgekleideter Frauen mit rothen Shawls über dem Kopfe. Ich habe an Frauen Farben genug gesehen, um gewisse Vorurtheile bei Seite zu legen,

bleibe aber doch bei meiner alten Vorliebe für weisse Gesichter; und bei obiger Gelegenheit bemerkte ich denn auch, dass die weissesten Frauen die hübschesten waren, wiewohl der Padre hierin nicht ganz mit mir zusammenstimmte. Unter dem Schuppen eines verlassenstehenden Hauses in der Nähe sass ein alter Indianer mit zehn bis zwölf indianischen Mädchen, die er im Katechismus unterrichtete. Ihre Kleidung bestand in einer grossen rothen Baumwolldecke, die sie um den Leib geschlungen trugen und die auf der linken Seite in einen Knoten geknüpft war, und einem weissen kleinen Tuche über den Schultern. An verschiedenen Orten sahen wir Trupps von Menschen, die sich zu einem Ortsfeste zu Ehren eines Heiligen vorbereiteten; und gegen Abend, während ich mit dem Padre, der jetzt in seinen langen schwarzen Priesterrock gekleidet war, beisammensass, kam eine Procession herangezogen, die von dem ältesten Manne im Orte mit weissem Haar und Bart und einem lahmen Manne nebst zwei oder drei Gehilfen, die auf Violinen spielten, angeführt ward. Bevor sie das Haus erreichten, liessen sie fünf oder sechs Raketen los, worauf sie sämmtlich heraufkamen und den Padre mit einem Kusse auf den Rücken seiner Hand begrüssten; die Frauen kamen mit Bündeln, in weisse reinliche Servietten geschlagen, herein, und als ich ins Zimmer ging, um meine Chocolade zu trinken, sah ich auf dem Tische Kuchen und Confecte aufgehäuft liegen. Hierauf zogen sie alle in die Kirche zum Vespergebet. Ich dachte bei mir — und dieser Gedanke drängte sich mir in der Folge bei jedem Schritte meiner Reise in diesem Lande immer mehr und mehr auf — ich dachte, gesegnet ist der Ort, der einen Padre in seine Mauern schliesst.

Während des Tages hatte der taubstumme Knabe zu verschiedenen Malen mir zu verstehen zu geben versucht, dass er mich zu begleiten wünschte, und Abends beschloss der Padre, ihn durch die Erlaubniss einer Reise nach Guatemala glücklich zu machen. Am andern Morgen zu früher Stunde war das Kloster schon in Bewegung. Der gute Padre war nicht daran gewöhnt, eine Expedition nach Guatemala auszurüsten, und so fehlte es denn ausser den Maulthieren noch an gar Vielem, zu dessen Herbeischaffung der Ort in Contribution gesetzt ward. Während dieses geschäftigen Lärmens kam ein einziger Soldat im Orte an und erzeugte das beängstigende Gerücht, dass er ein Vorläufer von andern Soldaten und gekommen wäre, um Quartier für sie zu machen. Der Padre sagte dem Manne, wer ich wäre und dass die Wache mich nicht belästigen solle. Endlich war Alles bereit; vor der Thür harrte ein grosser Zusammenlauf von Menschen, die durch die Requisitionen des Padre auf die Beine gebracht worden waren, darunter zwei Männer mit Violinen. Der Padre richtete seine ganze energische Thätigkeit hauptsächlich auf die Esswaaren, mit denen er uns versah; er brachte Chocolade, Brot, Würste, Geflügel, dann eine Schachtel voll Kuchen und Confecte herbeigeschleppt, und zum Schlusse trat der taubstumme Knabe aus dem Hause heraus und hielt eine Armslänge hoch über seinem Kopfe die ganze Seite eines Ochsen, von der man blos das Fell abgezogen und die Rippen zerhauen hatte und die wie ein Mantel über eine der Ladungen ausgebreitet und durch ein Netz geschützt ward. Der Padre nahm freundlichen Abschied von mir und einen sehr liebevollen von

dem taubstummen Knaben, und unter Violinenspiel und einem Gefolge, das meine Freunde daheim in Erstaunen gesetzt haben würde, brach ich um 9 Uhr nach der Hauptstadt auf. Ein dumpfes Stöhnen von dem Corridor her mahnte mich an meinen Maulthiertreiber. Ich stieg ab und wechselte im Augenblicke des Abschieds noch einige freundliche Worte mit ihm. Seine kräftige Gestalt war unter der Gewalt des Fiebers zusammengebrochen. Wohl hatte er mich zu Zeiten bis zur Geduldserschöpfung geärgert und gepeinigt; aber bei allem meinem Grolle gegen ihn hätte ich ihn in keinem schlimmern Zustande wünschen können. Sein Bursche sass ihm zur Seite, gerührt, wie es schien, durch die Krankheit seines Herrn und gleichgiltig gegen meine Weiterreise.

Zum ersten Male seit langer Zeit hatten wir eine ebene Strasse. Das Land war reich und fruchtbar. Farinzucker galt hier drei Cents das Pfund, weisser Lumpenzucker, selbst nach dem langsamen Prozess seiner Fabrikation, acht Cents, und Indigo war für zwei Schillinge das Pfund zu erlangen. Ich ritt ruhig dahin, als vier Soldaten plötzlich an mich heransprangen. Sie waren bis zu dem Augenblicke, wo ich ihnen nahe kam, vollständig versteckt, und ihr plötzliches Erscheinen war ziemlich strassenraüberähnlich. Sie konnten meinen Pass nicht lesen, und sagten, sie müssten mich nach Chiquimula bringen. Meine Strasse lag ein Bisschen ab von dieser Stadt; während ich aber bereits escortirt ward, holte uns zum Glück der Soldat, den ich in San Jacinto gesehen, ein, beruhigte sie und machte mich frei. Eine kurze Strecke weiterhin erkannte ich den Weg wieder, auf welchem wir uns nach Copan gewendet hatten. Es waren noch keine drei Wochen seitdem verflossen und sie kamen mir wie ein Jahrhundert vor. Wir kamen bei der alten Kirche von Chiquimula vorbei, wanden uns denselben Zickzackweg, auf welchem wir herabgestiegen, aufwärts, kreuzten den Berg und senkten uns zur Ebene von Zacapa und zum Motagua-Flusse, den ich als alten Bekannten begrüsste, herab. Es ward bereits spät und noch sahen wir keine Anzeichen von Wohnungen. Kurz vor Dunkelwerden erblickten wir auf einer kleinen Anhöhe rechts einen Knaben, durch den wir uns nach dem Dorfe Santa Rosali bringen liessen, das auf einer durch die Beugung des Flusses gebildeten Landspitze schön gelegen war. Der Ort bestand aus einem Haufen elender Hütten; vor der Thür der bessten stand ein grosser Trupp von Menschen, aber sie luden uns nicht zum Bleiben ein, und so ritten wir zur ärmlichsten hin. Alles, was wir brauchten, war *sacate* *) für die Maulthiere. An den mitgegebenen Lebensmittelvorräthen des Padre hatte ich im Uiberflusse und der kleine Taubstumme schnitt von der Ochsenseite einige Rippen ab und bereitete damit ein Abendessen für sich und den Maulthiertreiber.

Während wir beim Essen sassen, hörten wir von dem Hause her, vor welchem die Menschenmenge versammelt war, eine klagende Stimme. Nach Eintritt der Dunkelheit ging ich hinüber und fand, dass das Jammern einem Todten galt. Es waren mehre Frauen drin-

*) *Sacate* bedeutet jede Art von Gras oder Blättern für die Maulthiere. Die besste ist die *sacate de maiz* oder die Stengel und Blätter des Mais.

nen, von denen die Eine die Hände rang und ausrief: „O unser Herr von Esquipulas, warum hast du ihn genommen?“ Sie ward durch das Trampeln von Pferdehufen unterbrochen und es kam ein Mann herangeritten, dessen Gesicht ich im Dunkeln nicht sehen konnte, der aber, ohne abzusteigen, mit rauher Stimme sagte, der Priester verlange sechs Dollars für die Beerdigung des Todten. Da schrie Einer aus der Menge: „O pfui! pfui!“ und Andere sagten, sie wollten ihn in *el campo* — im Felde — begraben. Der Reiter erwiederte mit derselben rauhen Stimme, dass es ganz gleich wäre, ob sie ihn an der Strasse, auf dem Berge oder am Flusse begrüben, der Priester müsse in jedem Falle seine Gebühren erhalten. Da erhob sich ein grosses Geschrei, die Wittwe aber erklärte in weinendem Tone, das Geld müsse bezahlt werden, und brach dann von Neuem in ihre Klageworte aus: „Meine einzige Hilfe, mein Trost, mein Haupt, mein Herz; wer war so stark wie du, der eine Surone Indigo in die Höhe heben konnte?“ — „Du sagtest, du wolltest gehen und Vieh kaufen; ich sagte, ja, bringe mir schöne Linnen und Edelgestein mit.“ — Die Worte und der durchdringende Klageton erinnerten mich an eine ähnliche Scene, die ich an den Ufern des Nils erlebt. Auf Einladung eines der Freunde trat ich ins Haus ein. Der Leichnam lag auf dem Boden in ein weissbaumwollnes Gewand gehüllt, das vom Halse bis zu den Füssen reichte. Es war ein junger Mann von nicht mehr als 22 Jahren, dem kaum der Bart an der Oberlippe keimte, und von langer Gestalt, der nur vor einem Monat noch so stark gewesen war, dass er „eine Surone Indigo zu heben“ vermochte. Er war ausgegangen, um Vieh zu kaufen, war mit einem Fieber heimgekehrt und in Zeit von einer Woche todt gewesen. Unter dem Kinn war eine Binde gebunden, um die Kinnlade oben zu erhalten; seine dünnen Hände waren über die Brust gelegt und in seinen magern Fingern hielt er ein kleines Crucifix von zusammengebundenen Maiskolben. Zu beiden Seiten seines Kopfs stand eine brennende Kerze und über sein Gesicht liefen Schaaren von Ameisen. Die Wittwe bemerkte mich gar nicht; die Mutter und zwei junge Schwestern aber fragten mich, ob ich keine *remedios* hätte; ob ich ihn nicht heilen könnte; ob ich ihn hätte heilen können, wenn ich ihn früher gesehen.

Ich verliess die verwaiste Familie und zog mich zurück. An der Thür traf mich der Mann, der mich einzutreten gebeten hatte, und wies mir unter den Freunden des Hauses einen Sitz an. Er stellte Fragen nach meinem Lande an mich, wo es läge und ob dort dieselben Gebraüche herrschten wie bei ihnen; und die Unterhaltung ward so lebhaft, dass ohne die Wehklagen der Wittwe so Manche unter ihnen vergessen haben würden, dass wenige Schritte von ihnen ein todter Freund lag.

Ich blieb eine Stunde bei ihnen und kehrte dann nach meiner Hütte zurück. Der Corridor vor ihr war voll Schweine, das Innere war eine vollkommne Schweinewirthschaft, überfüllt mit Flöhen und Kindern; und noch nicht genug, so brachte die Frau mit einer Cigarre im Munde und mit der rauhsten Stimme, die ich je gehört, auch noch ein Kind nach dem andern herein und setzte sie in Reihe und Glied auf den Boden nieder. Meine Leute schliefen bereits draussen vor

der Hütte; ich liess mir eine ungegerbte Ochsenhaut geben, breitete sie auf dem Boden aus, legte meinen Pelz darüber und auf diesen mich selbst. Die Nacht zuvor hatte ich unter einem Mosquitonetz geschlafen! Solches, o Padre von San Jacinto, sollte einem Manne „von meinem Range und Stande“ zu Theil werden! Die Frau kam nicht zum Schlafen; ein Dutzend Male stand sie auf, um eine Cigarre zu rauchen oder die Schweine fortzujagen; ihre barsche Stimme und das Klagegeschrei aus dem Trauerhause liessen mich des Hahnes Morgenruf mit Freuden begrüssen.

NEUNTES KAPITEL.

Chimalapa. — Das Gemeindehaus. — Eine Scene wilder Lust. — Guastatoya. — Eine Jagd auf Raüber. — Annäherung an Guatemala. — Schöne Landschaft. — Die Vulkane del Agua und del Fuego. — Erstes Erblicken der Stadt. — Einzug in die Stadt. — Erste Eindrücke. — Meine diplomatische Wohnung. — Parteien in Centralamerika. — Ermordung des Vicepräsidenten Flores. — Politischer Zustand Guatemala's. — Eine schlimme Klemme. — Die constituirende Versammlung. — Militärpolitik.

Beim Grauen des Morgens badete ich mich schon im Motagua. Mittlerweile machte der taubstumme Knabe die Chocolade fertig, und die Leiche des jungen Mannes ward zu ihrer letzten Ruhestätte getragen. Ich ging noch einmal hinüber in das vereinsamte Haus, sagte den Leidtragenden mein Lebewohl und setzte meine Reise weiter fort. Wiederum hatten wir zu unsrer Rechten den Motagua und die Gebirge von Vera Paz. Die Strasse war eben, es war ausserordentlich heiss und wir hatten viel von Durst zu leiden. Während der Mittagszeit machten wir im Dorfe Fisioli zwei Stunden Halt. Spät am Nachmittage kamen wir auf ein Plateau, das bedeckt war mit blühenden Baümen, die blühenden Aepfelbaümen glichen, und mit Cactus oder Tunos (Tunas?) mit drei bis fünfzehn Fuss langen Zweigen. Ich war ein Stück voraus; da ich nun den ganzen Tag im Sattel gewesen war und mein Maulthier etwas zu erleichtern wünschte, so stieg ich ab und ging zu Fuss. Da holte mich ein Mann zu Pferde ein, der mir zurief, dass mein Maulthier müde sei. Das Thier, ungewohnt geführt zu werden, zog rückwärts, mein neuer Bekannter ritt hinter ihm her und peitschte es; da erinnerte ich mich der Fabel, dass man nicht Allen Alles recht machen könne und stieg wieder auf, und so ritten wir beide zusammen in Chimalapa ein.

Dieses Chimalapa war eine langgestreckte, weitläufig gebaute Stadt, mit einer grossen Kirche, aber ohne Pfarrer, weshalb ich nach dem Cabildo (Gemeindehaus) ritt. Letzteres dient in Centralamerika ausser seinem Hauptzwecke als Stadthaus auch noch als eine Art von Karavanseraj oder Herberge für Reisende, welcher orientalische Brauch noch jetzt in Spanien existirt und auch in seinen frühern amerikanischen Besitzungen eingeführt ward. Es war ein grosses Gebaüde am

Marktplatze, mit Mörtel überworfen und weiss angestrichen. An dem einen Ende hielt der Alcalde eine Art Gerichtshof und an dem andern sah man die Gitter eines Gefängnisses. Zwischen ihnen lag ein Zimmer von etwa 30 Fuss Länge und 20 Fuss Breite, mit nackten Wänden und ohne einen Stuhl, eine Bank oder einen Tisch. Das Reisegepäck ward hereingeschafft, die Hängematte aufgehangen und vom Alcalden mir das Abendessen zugeschickt. Als ich den Klang einer Trommel und Violine hörte, ging ich nach dem Hause hin woher die Töne kamen und fand es gedrängt voll von Männern und Weibern, welche rauchten, faul in Hängematten umherlagen, tanzten, Branntwein tranken — kurz, eine Hochzeit feierten. Den Abend zuvor hatte ich einer Todesscene beigewohnt; hier sah ich das abstossende Schauspiel eines wüsten Saufgelags. Der Hervorragendste unter diesen wüsten Gesellen zeigte Lust, einen Streit mit mir anzubinden; sowie ich diess aber bemerkte, ging ich ruhig nach dem Cabildo zurück, verschloss die Thür und begab mich in meine Hängematte.

Wir brachen frühzeitig auf. Nachdem wir aus der Stadt heraus waren, hatten wir eine Strecke weit zu beiden Seiten eine Einfriedigung, bestehend aus Pfosten und Querhölzern und ausgefüllt mit langen Stücken von Tunos. Die Strasse war ebenso beschaffen wie am vorigen Tage, eben und reich mit Cactus bewachsen. Wiederum war es verzweifelt heiss. Nachmittags sahen wir am Fusse eines hohen Berges eine Partie Cacaobaüme, die im Sonnenscheine wie Silber glitzerten und uns die Stadt Guastatoya verbargen. Um 4 Uhr langten wir in der Stadt an, die eine schöne Lage hat und in ein Thal hinter dem Hauptplatze schaute, und ritten zu dem Hause des Bruders von Doña Bartola, unsrer Wirthin in Gualan, die uns an ihn empfohlen hatte.

Ich erhielt ein gutes Abendessen, bestehend aus Eiern, Bohnen, Chocolade und Tortillas, und lag mit ausgezogenen Stiefeln recht gemächlich in einer Hängematte, als der Alcalde mit einem Schwerte unter dem Arme und gefolgt von meinem Wirthe und mehren andern Personen eintrat und mir meldete, dass eine Raüberbande auf mich aus wäre, dass er Leute zu ihrer Verfolgung ausgesandt hätte und meine Waffen und Diener dazu sich zu erbitten wünschte. Die letztern war ich bereit ihm zur Verfügung zu stellen, weil ich wusste, dass sie ihren Weg zurückfinden würden, die erstern aber hielt ich unter meinen eigenen Augen für sicherer. Die Hauptstrasse, auf welcher wir reisten, hatte ich für so sicher angesehen, dass ich an diesem Tage die Zündhütchen von meinen Pistolen und meiner Flinte abgenommen hatte. Ich zog aber meine Stiefeln an, setzte die Hütchen auf, vertheilte die überschüssigen Waffen und eilte mit den Leuten hinaus. Der Maulthiertreiber wollte nicht mit fort, der taubstumme Knabe aber erglühte vor Feuer, zog seinen Machete blank und folgte uns.

Es war pechfinster, so dass ich beim ersten Heraustreten aus dem erhellten Zimmer gar nicht sehen konnte; ich tappte aber doch meinen Gefährten nach, die rasch und ohne Lärmen sich über den Marktplatz bewegten und die ganze Länge der Stadt durchschritten. In der Vorstadt nahten wir einer Hütte, die allein stand, mit der Seite gegen uns gekehrt und verschlossen war, aber doch an beiden Enden den Schein eines Feuers hindurchliess. Dadrinnen vermuthete

man die Raüber, von Verfolgung oder Verdacht nichts ahnend. Nach kurzer Berathschlagung ward beschlossen, unser Trupp solle sich trennen und an jedem Ende die Hälfte eindringen; und des Alcalden Auftrag lautete dahin, die Schurken eher zu erschiessen als entschlüpfen zu lassen. Nachdem wir uns der Hütte verstohlen genähert, stürzten wir gleichzeitig von den entgegengesetzten Seiten hinein und nahmen ein altes Weib gefangen, das auf dem Boden sass und frisches Holz nachlegte. Sie war von unserm Besuche nicht bestürzt, sondern sagte mit bitterm Lachen, die Vogel wären fortgeflogen. In diesem Augenblicke hörten wir den Knall einer Muskete, die man für das Signal der zur Wache ausgestellten Leute erkannte. Wir alle stürzten heraus; ein zweiter Knall trieb uns zu noch grösserer Eile an und sehr bald erreichten wir den Fuss eines Berges. Beim Hinaufsteigen sagte der Alcalde, er sähe einen Mann auf Händen und Füssen den Abhang hinaufkriechen, nahm mir rasch meine doppellaüfige Flinte ab und feuerte so ruhig auf ihn los, wie er es bei einer Schnepfe gethan haben würde; Alle zerstreuten sich jetzt, um nachzusetzen, und ich war mit Augustin und dem taubstummen Knaben allein gelassen.

Während ich mich, aber nicht gar schnell, weiter bewegte, weit hinter mir die Lichter der Stadt, vor mir einen unbekannten Berg und finstre Nacht erblickend, fing ich an zu meinen, dass es ja wohl genug für mich sein dürfte, wenn ich bei einem Angriff mich selbst vertheidigte; wenngleich die Sache auf meine Rechnung ging, so hiess es doch zu viel von mir verlangt, wenn ich die Nacht damit hinbringen sollte, die Stadt von ihren Raübern befreien zu helfen. Mein nächster Gedanke war, dass, wenn sich's die Herren, die wir verfolgten, in die Köpfe setzen sollten, Reissaus zu nehmen, meine Mütze und weisse Kleidung mich kenntlich machen würden und dass ich denn doch in ein fatales Abenteuer gerathen möchte, wenn ich an diesem Orte mit ihnen zusammenträfe; und während ich mit Ruhe überdachte, was am Bessten zu thun sein möchte, schlenderte ich immer weiter nach der Stadt zu und war noch nicht völlig eins mit mir, als ich auf dem Marktplatze ankam.

Während ich hier stehen blieb, ging ein Mann an mir vorüber, der mir die Mittheilung machte, er wäre zweien der Raüber auf der Landstrasse begegnet und sie hätten ihm gesagt, dass sie mich am Morgen abfangen wollten. Sie hätten sich nämlich in den Kopf gesetzt, ich wäre ein Adjutant Carrera's, der mit einer grossen Summe Geldes zur Bezahlung der Truppen von Balize zurückkäme. In ungefähr einer Stunde trafen der Alcalde und sein bewaffnetes Gefolge wieder ein. Der Gedanke, aus Missverständniss beraubt zu werden, war mir nicht beigekommen; und da ich die Leichtigkeit kannte, mit welcher die Raüber mir vorauseilen und mich von Weitem aufs Korn nehmen könnten, so bat ich den Alcalden, dass er mich mit zwei Männern versehen möchte, die immer vorausgehen und ein scharfes Auge haben sollten. Wahrlich ich war des Landes und seiner beunruhigenden kleinen Schrecken herzlich satt.

Das Tageslicht zerstreute die trüben Gedanken und Empfindungen, welche die Nacht in mir erzeugt hatte. Nachdem ich Guastatoya hinter mir hatte, ritt ich eine Strecke weit durch ein angebautes Land, dessen Felder durch Einfriedigungen abgetheilt waren. Gar

bald vergass ich alle Besorgnisse vor Raübern und ritt, des langsamen Schritts der Lastthiere müde, dem Zuge voraus. Um 11 Uhr kam ich an eine Schlucht von solcher Wildheit, dass ich dachte, diess könnte unmöglich die Landstrasse nach Guatemala sein, auch waren keine Maulthierspuren sichtbar; ich kehrte daher um und schlug eine andere Strasse ein, verlor aber dadurch meinen Weg und ritt den ganzen Tag allein. Ich vermochte keine sichere Kunde von Augustin und dem Maulthiertreiber einzuziehen, war aber immerfort der Meinung, dass sie vor mir wären. Rasch vorwärts eilend ritt ich im Dunkeln auf eine Hacienda seitwärts von der Strasse los, wo ich von dem Besitzer, einem Mulatten, sehr freundlich aufgenommen ward und zu meiner grossen Uiberraschung erfuhr, dass ich nur noch eine grosse Tagereise bis Guatemala hätte. Indess machte er mich wegen der Sicherheit meines Gepäcks besorgt; aber für diesen Abend liess sich nichts thun. Ich nahm mein Lager gegenüber einem Hausaltar, über welchem ein Bild der heil. Jungfrau hing. Gegen 10 Uhr ward ich durch die Ankunft Augustins und des Maulthiertreibers geweckt. Nicht genug, dass sie um meinetwillen in Besorgniss gewesen, hatten sie auch noch mit eigner Noth zu thun gehabt, indem zwei von den Maulthieren zusammengebrochen und sie deshalb genöthigt gewesen waren, Halt zu machen und die Thiere ausruhen und grasen zu lassen.

Am nächsten Morgen bei Zeiten brach ich, mit Zurücklassung des Gepäcks beim Maulthiertreiber (was, nebenbei gesagt, in solcher Zeit ein sehr unkluger Schritt war) und mit blosser Mitnahme eines Kleiderwechsels, mit Augustin auf. Fast sofort begannen wir einen rauhen, sehr steilen Berg zu erklimmen, der bei jedem Schritte eine wildromantische und prachtvolle Aussicht bot und von dessen Gipfel wir in weiter Ferne unter uns in der Tiefe eines Gebirgsamphitheaters den Flecken El Puente liegen sahen, um den der Boden ringsum weiss und von Maulthierkaravanen festgetreten war. Wir stiegen zu dem Orte hinab und überschritten eine Brücke, die einen einzigen Bogen bildete und eine Schlucht mit einem wild hindurchschäumenden Katarakt überspannte; an diesem Punkte waren wir von Bergen vollständig eingeschlossen, eine wilderhabene Scenerie, die mich an einige der schönsten Partien der Schweiz erinnerte. Auf der andern Seite der Brücke ging es an das Ersteigen eines andern Bergs. Die Strasse zog sich in Windungen hinauf, und als wir bereits sehr hoch oben waren, bot sich uns in ungeheurer Tiefe eine Aussicht auf El Puente und auf die Brücke dar, die über alle Beschreibung schön war. Eine kurze Strecke abwärts steigend, kamen wir bei einem aus Hütten bestehenden Orte vorbei, der auf dem Rücken des Gebirgs lag und zu beiden Seiten in ein weites, vier- bis fünftausend Fuss unter uns gelegenes Thal schaute. Nachdem wir auf diesem prachtvollen Rücken weiter fortgezogen, stiegen wir zu einem reichen Plateau hinab und sahen ein Thor, durch das wir auf wellenförmige, mit Baümen geschmückte Gartenanlagen blickten, die mich an Englands Parklandschaften erinnerten. Mitten darin lag die Hacienda San José, ein langes, niedriges, steinernes Gebaüde mit einem Corridor an der Vorderseite; es war eine jener Lagen, die, wo wir es am wenigsten erwarteten, eine zarte Saite berühren, theure

Erinnerungen erwecken und dem Reisenden zu Muthe werden lassen, als könnte er auf ewig in ihrer Nähe weilen, die uns aber auch in besondrer Beziehung sehr willkommen war, weil wir noch nicht gefrühstückt hatten.

Es war eine *hacienda de ganados* oder Viehwirthschaft und es schweiften Hunderte von Rindvieh umher; trotzdem aber war Alles, was man uns zu essen geben konnte, Eier, Tortillas und in heissem Wasser weichgemachte Bohnen, welche letztern nicht viel besser waren als ein Korb frischer Späne. Als dieses Mahl überwunden war, machten wir den letzten Aufbruch nach Guatemala. Die Strasse führte über ein Tafelland, das grün und reich wie eine europäische Parkwiese dalag, mit Baümen geschmückt war und den Charakter einer ächt englischen Landschaft trug. Maulthiertreiber, die die Stadt um Mitternacht verlassen und ihren Tagesmarsch bereits beendet hatten, lagerten im Schatten der Baüme, mit ihren gleich Mauern aufgeschichteten Sätteln und Ladungen neben sich, während ihre Thiere in der Nähe weideten. Auf dem Plateau zog sich eine Reihe Hütten hin. Wenn die Hand des Menschen diese Gegend, statt sie zu verhässlichen, veredelte, so würde sie von wahrhaft poetischer Schönheit sein. Indianer und Indianerinnen mit Ladungen auf dem Rücken und mit Bündeln Raketen versehen, kehrten von der „Capitale", wie sie mit Stolz die Stadt nannten, nach ihren Ortschaften im Gebirge heim. Sie alle sagten uns, dass Carrera zwei Tage zuvor mit seinen Soldaten in die Stadt eingerückt wäre.

Als wir noch zwei Leguas von Guatemala entfernt waren, fing Augustins Pferd zu erlahmen an. Da es aber mein grösster Wunsch war, noch vor Einbruch der Dunkelheit eine Ansicht von der Stadt zu gewinnen, so ritt ich immer fort. Es war spät am Nachmittage, als ich eine kleine Höhe erstieg und zwei ungeheure Vulkane sich vor mir erhoben, die der Erde zu spotten schienen und sich zum Himmel aufthürmten. Es waren die grossen Vulkane Agua und Fuego (*Volcan del Agua* und *del Fuego* d. i. Wasser- und Feuervulkan), die zwar noch vierzig Meilen entfernt lagen, aber bei ihrer Höhe von fast 15000 Fuss sich wunderbar grossartig und schön ausnahmen. Nach wenigen Augenblicken zeigte sich dem Auge die von Bergen umringte grosse Ebene von Guatemala, und in der Mitte derselben die Stadt, ein blosser Fleck auf der ungeheuern Fläche, mit Kirchen und Klöstern und zahlreichen grossen und kleinen Thürmen und Kuppeln, die so leise und still dalag, als ob der Geist des Friedens auf ihr ruhte, und die zwar keine geschichtlichen Erinnerungen besass, aber durch ihre eigne Schönheit einen Eindruck auf des Wanderers Gemüth erzeugte, der unverlöschlich bleibt. Ich stieg ab und band mein Maulthier an. Noch bestrahlte die Sonne die Dächer und Dome der Stadt, die ein so blendendes Licht zurückwarfen, dass ich nur auf Augenblicke auf sie sehen konnte. Bald aber berührte ihre Scheibe den Scheitel des Vulkans del Agua, bis sie langsam völlig hinter ihm versank und den Hintergrund mit einer feurigrothen Atmosphäre beleuchtete. Eine Wolke in reichem Goldglanz wälzte sich an seinem Abhange hinan und blieb an seiner Spitze ruhen, und während ich noch den Blick darauf geheftet hielt, verschwanden die goldigen Farben und die glanzvolle Scene war vorüber.

Jetzt langte Augustin mit seinem armen hinkenden Pferde hinter sich und mit einer Pistole in der Hand bei mir an. Man hatte ihm unterwegs gesagt, Carrera's Soldaten schwärmten umher und um die Vorstädte trieben sich viele Raüber herum, und er war darnach gelaunt, auf Jedweden, der eine Frage an ihn richtete, zu feuern. Ich liess ihn seine Pistolen einstecken und wir stiegen beide auf. Zwischen uns und der Stadt lag noch eine ungeheure Schlucht. Es war schon sehr finster, als wir den Grund dieser Schlucht erreichten, wo wir von einem Zuge entgegenkommender beladener Maulthiere fast über den Haufen geworfen wurden. Auf der Höhe der andern Schluchtwand kamen wir zum Gränzthore der Stadt, wiewohl wir noch immer anderthalb Meilen von Guatemala entfernt waren. Hier standen einige elende Hütten mit grossen Feuern davor, um welche Gruppen von trunknen Indianern und vagabondirenden Soldaten gelagert waren, die ihre Musketen auf's Gerathewohl in die Luft abfeuerten. Augustin sagte mir, ich möchte doch vorwärts eilen; da aber sein armes Pferd nicht mit uns Schritt halten konnte, so waren wir genöthigt, uns nur langsam vorwärts zu bewegen. Noch wusste ich nicht, wo ich heute Abend einkehren würde; denn ein Hôtel gab es in Guatemala nicht. Wozu ein Hôtel in Guatemala? Wer geht denn je nach Guatemala? So lautete die Antwort eines Herrn in jener Stadt auf meine hierauf bezüglichen Fragen. Ich hatte mehre Empfehlungsbriefe, unter andern einen an den englischen Viceconsul Herrn Hall; und zu meinem Glücke bestimmte ich mich, mich seiner Gastfreundschaft anzuvertrauen.

Wir kaperten den ersten bessten zerlumpten Indianer auf, der es auf sich nahm, uns nach seinem Hause zu führen, und unter seiner Leitung betraten wir die Stadt am Anfange einer langen geraden Strasse. Mein auf dem Lande aufgewachsenes Maulthier schien verdutzt bei dem Anblick so vieler Haüser und wollte nicht über die breiten, in der Mitte der Strasse befindlichen Gassenrinnen hinweg. Indem ich es über die eine hinüberspornte, that es einen Satz, der mich nach einer anstrengenden Tagereise stolz auf das Thier machte; aber es zerriss dabei den Zügel, so dass ich genöthigt war abzusteigen und es zu führen. Augustins armes Thier war wirklich nicht mehr im Stande ihn zu tragen, und er folgte daher zu Fusse und peitschte auf das meinige los, während der Führer vorn und hinten behilflich war. Auf solche Weise durchzogen wir die Strassen von Guatemala. Vielleicht hat nie ein Diplomat einen anspruchslosern Einzug in eine Capitale gehalten. Da unser einfältiger Indianer nicht wusste, wo Herr Hall wohnte, und auf den Strassen kaum Leute zu sehen waren, die wir hätten fragen können, so zerrte ich mein Maulthier eine ganze Stunde lang über eine Gosse nach der andern und brummte auf den Führer los, ehe ich das Haus fand. Ich pochte eine Weile, ohne Antwort zu erhalten. Endlich machte ein junger Mensch den Laden eines Fensters auf und sagte mir, dass Herr Hall nicht zu Hause sei. Die Antwort wollte mir nicht genügen und ich übergab ihm meinen Namen, worauf er sich zurückzog, in wenigen Minuten das Portal sich aufthat und Herr Hall selbst mich empfing. Er gab als Grund, warum er nicht schneller geöffnet, an, dass die Soldaten an diesem Tage wegen Mangels an Löhnung sich empört

und die Stadt zu plündern gedroht hätten. Carrera hätte Alles aufgeboten, sie zufriedenzustellen und von seinem (Herrn Halls) Nachbar, einem französischen Kaufmanne, fünfzig Dollars geliehen; aber die Einwohner schwebten in grosser Besorgniss; und als ich an seine Thür gepocht, hätte er gefürchtet, dass die Soldaten soeben begännen, ihre Drohung in Ausführung zu bringen. Herr Hall hatte seinen Flaggenstock herabgenommen, weil die Soldaten bei ihrem letzten Einzuge auf seine flatternde Flagge, die sie eine *bandera de guerra* (Kriegsbanner) genannt, gefeuert hatten. Es waren zum grössten Theile Indianer aus den Dorfschaften, unwissende und freche Burschen, und nur erst vor wenigen Tagen hatte eine Wache Herrn Hall den Hut vom Kopfe geworfen, weil er ihn beim Vorbeigehen nicht gelüftet hatte, worüber seine Beschwerde eben jetzt der Regierung vorlag.*) Die ganze Stadt ward im Zustande der Furcht gehalten. Niemand wagte sich bei Abend aus und Herr Hall wunderte sich, wie ich hätte so unbelästigt durch die Strassen ziehen können. Alles Dieses klang nun freilich nicht sehr angenehm, war aber dennoch nicht im Stande, meine Freude darüber, Guatemala erreicht zu haben, todt zu machen. Zum ersten Male seit ich das Land betreten, hatte ich ein gutes Bett und eine reinliche Bettdecke. Es waren heute zwei Monate, dass ich mich in Neuyork einschiffte, und erst ein Monat seit ich das Land betrat, aber die Zeit kam mir mindestens wie ein Jahr vor.

Die Köstlichkeit meiner Ruhe in jener Nacht schwebt mir noch immer in der Erinnerung vor, und die Morgenluft war so rein und so stärkend, wie ich sie nimmer athmete. In den *tierras templadas* oder gemässigten Gegenden und auf einer Hochebne von 5000 Fuss Höhe über dem Meere gelegen, bietet Guatemala's Klima einen ewigen Frühling. Der Anblick der Stadt im Allgemeinen erinnerte mich an die italiänischen Städte der bessten Art; sie ist regelmässig angelegt, die Strassen laufen parallel und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Haüser, die so gebaut sind, dass sie den Einwirkungen der Erdbeben widerstehen können, haben nur Ein Stock, sind aber sehr geraümig, haben grosse Thüren und mit eisernen Balcons geschützte Fenster. In der Mitte der Stadt liegt die *Plaza* oder der öffentliche Platz, der, ein Viereck, auf jeder Seite 150 Ellen misst, mit Stein gepflastert ist und an drei Seiten eine Colonnade hat; auf der einen Seite steht der ehemalige vicekönigliche Palast und der Gerichtshof (*Audiencia*); auf der zweiten das Rathhaus (*Cabildo*) und andere städtische Gebaüde; auf der dritten das Zollhaus und der Palast des weiland Marquisats von Aycinena; und auf der vierten endlich die Kathedrale, ein schönes Gebaüde, im bessten Style der modernen Architektur gebaut, mit dem erzbischöflichen Palaste auf seiner einen und dem Colegio de Infantes auf seiner andern Seite. In der Mitte des Platzes ist ein grosser steinerner Springbrunnen von imposanter Arbeit, der durch Röhren, die zwei Leguas weit aus dem Gebirge kommen, mit Wasser gespeist wird. Der gesammte Raum dient als Marktplatz. Die Kirchen und Klöster stehen mit der Schön-

*) Ich bin es schuldig zu sagen, dass auf Carrera's Befehl der Soldat zweihundert Streiche empfing.

heit der Plaza in Einklang und ihre Herrlichkeit und Grösse würde die Aufmerksamkeit der Touristen selbst in Italien oder Alt-Spanien auf sich ziehen.

Der Grund zur Stadt ward 1776 gelegt, ein Jahr, das in unsern eignen Annalen denkwürdig ist und wo unsere Vorfahren nur wenig an die Noth und Sorgen ihrer Nachbarn dachten. Damals ward die ehemalige, 25 Meilen von hier entfernt gelegene Hauptstadt, welche Erdbeben erschüttert und zerstört hatten, von ihren Bewohnern verlassen und die gegenwärtige in dem reichen Thale de las Vacas erbaut, und zwar in einem Style, der der Würde eines Generalcapitanats Spaniens angemessen war. Selten hat eine Stadt sogleich auf den ersten Blick einen günstigern Eindruck auf mich gemacht, und das Einzige, was mir auf einem zweistündigen Spaziergange durch die Strassen widerlich war, war der Anblick von Carrera's zerlumpten und frechen Soldaten, und mein erster Gedanke war, dass in jeder Stadt in Europa oder den Vereinigten Staaten die Bürger, statt sich von solchen Barbaren geduldig beherrschen zu lassen, sich in Masse gegen sie erheben und sie zu den Thoren hinauswerfen würden.

Im Laufe des Morgens nahm ich von dem Hause Besitz, das von unserm letzten Geschäftsträger Herrn De Witt bewohnt gewesen war. Hatte schon das Aüssere der Haüser einen günstigen Eindruck auf mich gemacht, so ward ich von dem Innern vollends entzückt. Den Eingang bildete eine grosse Doppelthür, die durch eine mit kleinen schwarzen und weissen Steinen gepflasterte Halle in einen auf gleiche Weise gepflasterten schönen *patio* oder Hof führte. An den Seiten waren breite Corridors, mit viereckigen rothen Ziegeln belegt, und am Fusse der Corridors liefen Blumenrabatten hin. An der Vorderseite, auf die Strasse heraus und dem Eingange zunächst war ein Vorzimmer mit einem grossen balconirten Fenster und angränzend an dieses eine *sala* oder ein Gesellschaftszimmer mit zwei Fenstern. An dessen jenseitigem Ende öffnete sich eine Seitenthür in den *comedor* oder Speisesaal, in welchem eine Thür und zwei Fenster auf den Corridor heraus gingen. Am Ende des Speisesaals führte eine Thür in das *dormitorio* oder Schlafzimmer mit einer Thür und einem Fenster, worauf noch ein andres Gemach von derselben Grösse folgte, sämmtlich mit Thüren und Fenstern nach dem Corridor heraus. Haus und Corridor setzten sich noch nach hinten zu fort. In der Mitte waren Gemächer für die Dienstleute, in den Ecken Küche und Stall, beide dem Blicke vollkommen verborgen und jene wie dieser mit einem besondern Springbrunnen versehen. Dieses ist der Grundriss aller Haüser in Guatemala; es giebt andere, die weit grösser sind, wie denn z. B. das Haus der Familie Aycinena ein Quadrat von 200 Fuss bedeckte; aber das meinige vereinigte mehr Schönheit und Bequemlichkeit als irgendeine Wohnung, die ich je gesehen.

Um 2 Uhr langte mein Gepäck an und ich richtete mich in meiner neuen Behausung recht gemächlich ein. Die Sala oder das Empfangszimmer enthielt einen grossen Bücherschrank mit Reihen von Büchern in gelbem Einbande, die schmerzliche Erinnerungen an eine Gerichtsstube in der lieben Heimath in mir erweckten; die Gesandtschaftsarchive hatten ein recht respectables Ansehen, und über Herrn

De Witt's Schreibtische hing ein andres Denkzeichen an die Heimath — eine Abschrift der Unabhängigkeitserklärung.

Mein erstes Geschäft war, Anstalten zur Absendung eines zuverlässigen Boten an Herrn Catherwood zu treffen, und als diess geschehen, war es meine Pflicht, mich nach der Regierung, bei welcher ich beglaubigt war, umzusehen.

Von der Zeit der Conquista an war Guatemala als spanische Colonie fortwährend in einem Zustande tiefer Ruhe verblieben. Die Indianer unterwarfen sich friedlich der Autorität der Weissen und Alle beugten sich vor dem göttlichen Rechte der römischen Kirche. Im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts drangen einige vereinzelte Lichtstrahlen in das Herz des amerikanischen Continents, und im J. 1823 erklärte das Königreich Guatemala, wie es damals hiess, seine Unabhängigkeit von Spanien, schloss sich auf kurze Zeit an Mejico an und constituirte sich dann als Republik unter dem Namen der „Vereinigten Staaten von Centralamerika". Nach den Vertragsartikeln war der föderative Bundesstaat aus folgenden fünf Staaten zusammengesetzt: Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Chiapa erhielt die Freiheit einzutreten, wann es ihm geeignet dünken würde; es hat es aber niemals gethan. In der Folge ward noch Quezaltenango, ein Bezirk Guatemala's, zu einem besondern Staat erhoben und hinzugefügt.

Schon in der Wiege ihrer Unabhängigkeit begann sich das Ungeheuer „Parteigeist" zu rühren und sofort ward eine Scheidelinie zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei gezogen. Ihre lokalen Namen machten mich anfangs verwirrt, indem die erstere die Central- oder Servilenpartei, die letztere die Föderal- oder liberale oder demokratische Partei genannt ward. Dem Wesen nach stimmten sie mit unserer föderalistischen und demokratischen Partei zusammen. Der Leser wird es vielleicht schwer begreiflich finden, dass in einem Lande in politischem Sinne „föderalistisch" und „demokratisch" Dasselbe bedeuten können oder dass ich, wenn ich von einem Föderalisten spreche, einen Demokraten meine. Um nun für die Zukunft in Bezug auf sie alle Verwirrung zu verhüten, werde ich die aristokratische Partei die Centralpartei und die demokratische die liberale Partei nennen. Die erstere war, gleich unserer föderalistischen Partei, für Consolidirung und Centralisirung der Gewalten der Gesammtregierung, während die letztere für die Staaten-Souveränetät kämpfte. Die Centralpartei bestand aus einigen wenigen vornehmen Familien, die auf Grund gewisser monopolistischer Einfuhrs-Privilegien, die sie unter der alten spanischen Regierung erhalten und genossen hatten, einen hohen Ton annahmen und an den Priestern und Mönchen und an der religiösen Gesinnung des Landes ihre Stütze fanden. Die liberale Partei bestand aus Männern von Geist und Thatkraft, die das Joch der römischen Kirche abwarfen und in der ersten Begeisterung der freigewordnen Geister zugleich den schwarzen Mantel des Aberglaubens, der gleich einem Leichentuche über den Genius des Volks geworfen war, hinwegrissen. Die Centralisten wünschten die Erhaltung der Gebraüche des Colonialsystems und setzten jeder Neuerung und jedem directen oder indirecten Angriffe auf die Vorrechte der Kirche und auf ihre eignen Vorurtheile und In-

teressen Widerstand entgegen. Die Liberalen, feurige Männer und glänzenden Reformplänen zugethan, trachteten nach einer sofortigen Aenderung im Geiste und in den Sitten des Volks und hielten jeden Augenblick für verloren, wenn sie nicht irgendeine neue Theorie aufgestellt oder irgendeinen alten Missbrauch aufgehoben hatten. Die Centralisten vergassen, dass die Civilisation eine eifersüchtige Gottheit ist, die keine Scheidung und keinen Stillstand zulässt. Die Liberalen vergassen, dass die Civilisation Einklang zwischen Geist, Sitten und Gesetzen verlangt. Die Liberalen wiesen auf das Beispiel der Vereinigten Staaten und ihrer freien Institutionen hin, und die Centralisten behaupteten, bei ihrer unwissenden und vielartig gemischten Bevölkerung, die über ein weites Land zerstreut lebe und der Mittel einer leichten Communication entbehre, sei es ein arger Missgriff, Nordamerika als Muster hinzustellen. In der dritten Session des Congresses kam es zwischen den Parteien zu offnem Bruche und die Vertreter von San Salvador, dem allezeit liberalsten Staate im Bunde, schieden aus.

Flores, der Vicepräsident des Staats Guatemala, ein Liberaler, hatte sich den Priestern und Mönchen dadurch verhasst gemacht, dass er dem Kloster in Quezaltenango eine Steuer auferlegte. Daher reizten, während er auf Besuch in diesem Orte war, die Mönche des Klosters das gemeine Volk wider ihn als einen Feind der Religion auf. Es versammelte sich eine lärmende Rotte vor seinem Hause unter dem Geschrei „Tod dem Ketzer!“ Flores floh nach der Kirche; sowie er aber zu ihrer Thür eintrat, fiel ein Haufen Weiber über ihn her, wanden ihm einen Stock aus den Händen, schlugen ihn damit, rissen ihm den Hut vom Kopfe und schleiften ihn bei den Haaren umher. Er entkam ihrer Wuth und stürzte auf die Kanzel hinauf. Jetzt ward die Alarmglocke geschlagen und alles Gesindel der Stadt ergoss sich auf den öffentlichen Platz. Einige Soldaten suchten den Eingang zur Kirche zu decken, wurden aber mit Steinen und Knütteln angegriffen, und der Volkshaufe, allen Widerstand vor sich niederwerfend, erzwang sich den Weg in die Kirche und liess von deren Dache aus das Geschrei „Tod dem Ketzer!“ erschallen. Auf die Kanzel losstürzend versuchten Einige sie mit Gewalt abzuheben, Andere sie zu erklettern; Andere schlugen auf den unglücklichen Vicepräsidenten mit Messern los, die sie an die Enden langer Stangen gebunden hatten, während ein junger Mensch, mit dem einen Fusse auf dem Simswerk der Kanzel stehend und den andern in die Luft erhoben, sich über den Rand hinüberbog und ihn bei den Haaren erfasste. Der Pfarrer, der mit ihm auf der Kanzel sich befand, hielt, erschrocken über den Sturm, den er mit heraufbeschworen, das Allerheiligste hin und bat den Haufen, ihn (Flores) zu verschonen, unter dem Versprechen, dass er auf der Stelle die Stadt verlassen solle, welches Versprechen der unglückliche Flores auf den Knieen bestätigte. Aber die Mönche stachelten die Rotte des Volks von Neuem an, das dergestalt vom religiösen Fanatismus aufgeregt ward, dass es, nachdem es vor dem Bilde des Erlösers geknieet und ausgerufen hatte: „Wir beten dich an, o Herr, wir verehren dich,“ mit dem Wuthgeschrei sich erhob: „Aber zu deiner Ehre und deinem Ruhme muss dieser Gotteslästerer, dieser Ketzer sterben!“ Sie rissen ihn von

der Kanzel herab, schleiften ihn durch die Kirche und warfen ihn im Kreuzgange in die Hände einer fanatischen und rasenden Horde, wo die Weiber, entfesselten Furien gleich, ihn mit ihren Faüsten, mit Stöcken und Steinen zu Tode schlugen. Darauf entkleideten die Mörder seinen Leib und gaben ihn, entstellt und ein Gegenstand des Schauders, den Beschimpfungen des Pöbels Preis, während sie sich in der ganzen Stadt zerstreuten und unter dem Geschrei: „Es lebe die Religion, Tod den Ketzern des Congresses!“ die Köpfe der Liberalen forderten. Um dieselbe Zeit durchstürmte der religiöse Fanatismus den ganzen Staat und die liberale Partei ward in Guatemala zu Boden geworfen.

Aber der Staat San Salvador, vom Anfang an der Führer in den liberalen Grundsätzen, war rasch und energisch zur Hand, um Rache zu nehmen, und am 16. März 1827 erschien seine Armee an den Gränzen Guatemala's und drohte mit Vernichtung der Hauptstadt. Der religiöse Fanatismus war indess zu mächtig; die Priester rannten durch die Strassen und forderten das Volk auf, die Waffen zu ergreifen, und die Mönche führten Weiberhaufen an, die mit gezogenen Messern Vernichtung Allen schworen, die ihre Religion zu stürzen versuchten, — und die San-Salvadorianer wurden geschlagen und zurückgetrieben. Zwei Jahre lang standen die Parteien in offnem Kriege gegeneinander. Im J. 1829 marschirten die Truppen von San Salvador unter General Morazan, der jetzt das Haupt der liberalen Partei geworden war, abermals auf Guatemala los und zogen nach dreitägigem Gefechte triumphirend in die Stadt ein. Alle Führer der Centralpartei, die Aycinenas, die Pavons und Peñoles, wurden verbannt oder flohen, die Klöster wurden aufgebrochen, das Institut der Mönche aufgehoben, die Mönche selbst an Bord von Schiffen gebracht und ausser Landes geschafft, und der Erzbischof, der seine Verbannung ahnte oder ein schlimmeres Schicksal fürchten mochte, suchte sein Heil in der Flucht.

Im J. 1831 ward Morazan zum Präsidenten der Republik erwählt und nach Ablauf seiner Amtszeit abermals, und die liberale Partei war acht Jahre lang im vollständigen Besitze der Gewalt. Während des letztern Theils seiner Amtszeit indess herrschte grosses Missvergnügen, insbesondre wegen Zwangsanleihen und erpresster Abgaben zur Erhaltung der Regierung, oder, wie die Centralisten sagten, zur Befriedigung der Raubgier gewissenloser und verschwenderischer Beamten. Die kirchliche Partei war stets auf ihrer Hut. Die Verbannten in den Vereinigten Staaten, in Mejico und an der Gränze unterhielten, die Augen unverwandt auf ihr Vaterland gerichtet, beständige Verbindungen und führten dem steigenden Missvergnügen immer neue Nahrung zu. Einige derselben, die im Auslande in einem Zustande der Dürftigkeit lebten, wagten es zurückzukehren, und da sie nicht belästigt wurden, so folgten ihnen alsbald Andere nach. In dieser Zeit schwang sich Carrera in die Höhe, der anfangs von den Centralisten mehr als von den Liberalen gefürchtet ward, aber mit einem Male und zu ihrem eignen höchsten Erstaunen die Erstern dem Namen nach an die Spitze der Regierung stellte.

Im Monat Mai, der meiner Ankunft voranging, war die Zeit des Präsidenten, der Senatoren und Deputirten abgelaufen und keine

Wahlen zur Ergänzung ihrer Stellen abgehalten worden. Der Vicepräsident, der während eines noch nicht abgelaufenen Termins gewählt worden war, war der einzige existirende Beamte der Bundesregierung. Die Staaten Guatemala, Honduras, Nicaragua und Costa Rica hatten sich für unabhängig von der Föderalregierung erklärt; die Staaten San Salvador und Quezaltenango unterstützten die letztere, und Morazan, der Obercommandant der Bundesmacht, hatte Ferrera geschlagen und Truppen in Honduras aufgestellt, welche der liberalen Partei die thatsächliche Herrschaft über die drei Staaten gaben.

So standen im Grunde die Staaten wie drei zu drei. Wo war nun meine Regierung? Der letzte Congress hatte vor seiner Auflösung jene Panacee zur Heilung politischer Leiden, eine Versammlung zur Revision der Verfassung, anempfohlen. Die Regierungen Englands und Frankreichs waren bei der centralamerikanischen durch Generalconsuln vertreten. Keine von beiden stand mit ihr in einem Vertrage; England konnte sich auf keine andere Weise einen verschaffen als dass es alle Ansprüche auf die Insel Roatan in der Hondurasbai und auf Balize aufgab. Mit Frankreich war einer entworfen worden, den aber, obwohl von dem Generalconsul jenes Landes mit grossem Eifer betrieben, der Senat zu ratificiren sich weigerte. Unsre Regierung war die einzige, die mit Centralamerika einen Vertrag besass, und bis zur Zeit der Abreise Herrn De Witts aus dem Lande wurden wir durch einen Geschäftsträger repräsentirt. Der britische Generalconsul hatte ein Circular veröffentlicht, welches den Bestand der Gesammtregierung leugnete; der französische Consul stand mit keiner Partei auf gutem Fusse; meine Ankunft und der Weg, den ich einschlagen möchte, war daher für die Politiker ein Gegenstand von einigem Interesse.

In Guatemala herrschte nur eine einseitige Politik. Denn die schöne Art und Weise, wie beide Parteien Einklang der Meinung herbeiführen, besteht darin, dass sie Alle, die mit ihnen nicht übereinstimmen, aus dem Lande jagen. Gab es Liberale, ich fand sie nicht oder sie wagten es nicht, ihre Lippen zu öffnen. Die Centralpartei, nur erst seit sechs Monden in der Gewalt und selbst noch darüber verdutzt, schwankte zwischen Anmassung und Furcht hin und her. Die alten Familien, deren vornehmste Glieder verbannt oder politisch ostracisirt waren, und die Geistlichkeit waren durch die Austreibung der liberalen Partei und ihre eigne Rückkehr zur Herrschaft des Staates, die sie als ihr natürliches Recht betrachteten, stolz und aufgeblasen worden, und sie sprachen von Zurückberufung des verbannten Erzbischofs und der Mönche, von Wiederherstellung der Vorrechte der Kirche, von Wiederaufrichtung der Klöster, von Neubelebung der mönchischen Institute und von der Erhebung Guatemala's zu Dem, was es einst gewesen, zum Juwel des spanischen Amerika.

Einer meiner ersten ceremoniellen Besuche galt dem Señor Rivera Paz, dem Chef (Jefe) des Staates. Ich ward von Herrn Henry Savage vorgestellt, welcher früher als Consul der Vereinigten Staaten in Guatemala thätig gewesen und der einzige amerikanische Resident war, dem ich für seine beständigen Aufmerksamkeiten vielfach verpflichtet bin. Der Staat Guatemala, der seine Unabhängigkeit von der Bundesregierung erklärt hatte, ward eben jetzt von einer tem-

porären Körperschaft, der „Constituirenden Versammlung", geleitet. Beim letzten Einzuge Carrera's in die Stadt im März vor meiner Ankunft floh der Staatsdirector Salazar, und Carrera zu Pferde pochte vor Tagesanbruch an die Thür des Señor Rivera Paz an und setzte ihn nach seinem persönlichen Belieben als Chef des Staats ein. Die Wahl war eine glückliche für die Bevölkerung von Guatemala. Er war ein Mann von etwa 38 Jahren, von edler Persönlichkeit und feinem Anstand und zeigte in allen verführerischen Stellungen, in die er später eingesetzt ward, eine mehr als gewöhnliche Klugheit und Scharfsinn.

Man hatte mir den Wink gegeben, dass es der Regierung von Guatemala angenehm sein würde, wenn ich meine Creditive dem Chef dieses Staats und dann den Chefs der andern Staaten überreichte; und es würden dann die Staaten jeder für sich über die Gegenstände unterhandeln, um deretwillen ich bei der Gesammtregierung beglaubigt wäre. Der Zweck hiervon war, die meinerseitige Anerkennung der Macht, welche die Gesammtregierung war oder zu sein beanspruchte, zu hintertreiben. Der Wink war natürlich ungeschickt, aber er zeigte den Parteigeist bei Männern von besserer Erkenntniss. Señor Rivera Paz sprach sein Bedauern darüber aus, dass ich das Land gerade in einer so unglückseligen Zeit besuchte, und versicherte mich der freundlichen Gesinnung dieses Staats und dass er (der Staat) Alles, was in seiner Macht stände, thun würde, mir zu dienen. Während meines Besuchs ward ich mehren der vornehmsten Glieder der Verwaltung vorgestellt und ich entfernte mich mit einer günstigen Meinung von Rivera Paz, die in Bezug auf ihn persönlich niemals erschüttert ward.

Abends wohnte ich in Gesellschaft des Herrn Hall der letzten Sitzung der Constituirenden Versammlung bei. Sie fand statt in dem ehemaligen Congresssaale, der gross, matt beleuchtet und mit Porträts alter, in der Geschichte des Landes hervorragender Spanier behangen war. Die Deputirten sassen auf einer Estrade von etwa sechs Fuss Höhe an dem einen Ende und der Präsident auf einer Erhöhung in einem grossen Stuhle, an einem Tische unter ihm zwei Sekretäre, und an der Wand war das Wappen der Republik zu sehen, drei Vulkane darstellend, — wie mich dünkt, ein Emblem des entzündbaren Zustandes des Landes. Die Deputirten sassen zu beiden Seiten; gegen dreissig derselben waren anwesend und fast die Hälfte davon Priester in schwarzen Röcken und Mützen; und das Ganze bot bei dem dämmerigen Lichte eine Scene dar, die mich zurück in die dunkeln Jahrhunderte versetzte und mir wie eine Inquisitorenversammlung vorkam.

Der Gegenstand der Verhandlung war eine Motion zur Wiederherstellung des alten Gesetzes der Zehnten, das von der liberalen Partei aufgehoben worden war. Das Gesetz ging einstimmig durch. Es handelte sich aber auch noch um eine Motion des Inhalts, dass ein kleiner Theil der Erträgnisse zur Unterstützung der Armenhospitäler verwendet werden solle. An dieser Discussion nahmen die Priester auch mit Theil und zeigten liberale Gesinnungen; ein weltliches Mitglied aber, ein Mann mit einem dicken schwarzen Backenbarte, setzte sich dagegen, und bediente sich dabei der Worte, die

Kirche stände da wie ein Licht in der Finsterniss; und der Marquis Aycinena, ein Priester und der Führer der Partei, sagte, „was für Gott erhoben würde, sollte auch nur Gott allein gegeben werden.“ Eine fernere Verhandlung betraf den Punkt, ob das Gesetz auf eben jetzt oder in Zukunft geboren werdendes Vieh seine Wirksamkeit äussern solle, und zuletzt die Mittel zur Durchführung des Gesetzes. Ein Herr behauptete, es dürften keine Zwangsmassregeln angewendet werden, und sagte mit schöner Beredtsamkeit, dass man in die religiösen Gesinnungen des Volks Vertrauen setzen möchte, und dass der ärmste Indianer kommen und sein Scherflein beitragen würde; allein die Versammlung entschied sich dahin, das Gesetz solle durch die *leyes antiguas de los Españoles* — durch die alten Gesetze der Spanier — deren Härten eine der Hauptursachen der Revolution in allen spanischen Ländern gewesen waren, durchgeführt werden. Es lag etwas Grauenvolles in dieser rückschreitenden Gesetzgebung. Ich konnte mir's kaum als wirklich denken, dass im 19. Jahrhundert Männer von Verstand und in einem Lande, in welchem in seiner ganzen Länge und Breite die freien Principien um die Herrschaft kämpften, es wagen könnten, dem Volke ein Joch aufzulegen, das selbst in den dunkeln Jahrhunderten zu hart war, um ertragen zu werden. Der Ton der Debatte war rücksichtsvoll, ruhig und leidenschaftslos, indem eine Oppositionspartei gar nicht vorhanden war. Diese Constituirende meinte eine Volksversammlung zu sein, welche die Stimme des Volks repräsentire. Trotzdem dass es eine Zeit grosser Aufregung war und diesen Abend ihre letzte Sitzung stattfand, waren doch Herr Hall, ich, vier Männer und drei Knaben die einzigen Zuhörer.

Da es nicht sicher war, nach 8 Uhr Abends noch auf den Strassen zu sein, so ward die Versammlung vertagt und nach einer kurzen Sitzung am nächsten Morgen kam sie zu einem solennen Déjeûner zusammen. Der Versammlungsort war die ehemalige Bibliothek, ein ehrwürdiger Saal, der eine werthvolle Sammlung seltner alter spanischer Bücher und Manuscripte enthält, unter denen man jüngst die zwei fehlenden Bände des Fuentes entdeckt hatte und wo ich mir viel Befriedigung versprach. Die einzigen Gäste waren Herr Hall, der französische Generalconsul, Oberst Monte Rosa, ein Adjudant Carrera's und ich. Carrera war eingeladen, kam aber nicht. Die Tafel war mit Blumen und Früchten verschwenderisch geschmückt. Man trank sehr wenig Wein, es gab keine Toaste, keine Heiterkeit. Nicht ein einziger Mann mit grauem Haar sass bei Tische, es waren lauter junge Männer und so eng miteinander verbunden, dass sie wie eine grosse Familie erschienen; mehr als die Hälfte hatten im Exile gelebt, und wenn Morazan wieder zur Macht gelangte, würden sie alle von Neuem auseinandergerissen werden.

Obwohl ich nur erst seit drei Tagen in Guatemala weilte, ward mir doch der Ort schon unangenehm. Die Wolken, welche über dem politischen Horizonte hingen, lagerten bleiern auf den Gemüthern der Bewohner, und des Abends war ich genöthigt, mich einsam in mein Haus einzuschliessen. Bei der Ungewissheit in Betreff all meiner Bewegungen und auch um der Beschwerlichkeit eines eignen Haushalts auf vielleicht nur wenige Wochen zu entgehen, ass ich des Mittags und Abends bei einer Señora, einer interessanten jungen

Wittwe, deren Mann in einer von ihm selbst veranlassten Privatrevolution erschossen worden war und die mir beinahe gegenüber wohnte. Den ersten Abend blieb ich bis 9 Uhr dort; als ich aber heimkehrend über die Strasse hinüberging, ward ein wildes „*Quien vive?*“ (Wer da?) die Strasse heraufgebrüllt. Ich konnte im Dunkeln die Wache nicht sehen, kannte auch die Parole nicht. Zu meinem Glück und ganz wider Gewohnheit wiederholte die Wache den Anruf zwei oder drei Male, aber so trotzigwild, dass der Ton ihrer Stimme mich wie eine Musketenkugel durchdrang, und wahrscheinlich würde im nächsten Augenblicke die Kugel selbst nachgefolgt sein, wenn nicht eine alte Dame aus dem Hause, das ich verlassen, mit einer Laterne herausgeeilt gekommen wäre und geschrieen hätte „*Patria libre*“ (Vaterland frei). Obwohl für den Augenblick schweigend, rief ich ihr doch, als ich hinter meiner Hausthür in Sicherheit war, meinen Dank über die Strasse hinüber.

Seit Carrera's Einzuge hatte er zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens in der Stadt Wachen aufgestellt; während es aber, ehe er kam, sehr ruhig war, hielten seine Friedenserhalter die Stadt in einem Zustande beständiger Unruhe. Diese Wachen waren Indianer, unwissende, undisciplinirte und freche Menschen, die ihre besondre Lust daran fanden, ihre Musketen loszuplatzen. Sie hatten den Befehl anzurufen „*Quien vive?*“ (Wer da?) „*Qué gente?*“ (Von welchem Volke?) „*Quel regimiento?*“ (für welche Regierung?) und dann zu feuern. Ein solcher Kerl war bereits seinen Befehlen buchstäblich nachgekommen und hatte, nachdem er die drei Fragen in Hast gethan, ohne Abwartung der Antworten gefeuert und eine Frau erschossen. Die Antworten waren auf obige drei Fragen: „*Patria libre*“ (Vaterland frei) „*Paisano*“ (Landsmann) und „*Paz*“ (*Rivera*).

Dieses Treiben war während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Guatemala ein Gegenstand der Belästigung für mich. Die Strassen waren nicht beleuchtet; wenn ich daher, manchmal in der Entfernung eines Haüserquadrats, den Anruf mit trotziger Stimme vernahm, ohne die Wache sehen zu können, dacht' ich mir allemal, wie sie, mit der Muskete an der Schulter, durch die Finsterniss guckte und nach mir zielte. Ich fühlte mich um meiner fremden Aussprache willen weniger sicher; aber ich habe auch niemals einen andern Menschen, mochte er Eingeborner oder Ausländer sein, gefunden, der nicht ängstlich ward, wenn er der Wache Anruf hörte, oder der ihr nicht weit aus dem Wege ging.

ZEHNTES KAPITEL.

Die Hacienda Naranjo. — Das Lazofangen. — Diplomatische Correspondenz. — Formelwesen. — Das Fest La Concepcion. — Das Nehmen des schwarzen Schleiers. — Eine Landsmännin. — Weltentsagung. — Feuerwerke u. s. w. — Procession zu Ehren der Jungfrau. — Ein andres Feuerwerk. — Der feuerspeiende Stier. — Freche Soldatesca.

Den nächsten Tag ritt ich in Gesellschaft mit Herrn Savage nach Naranjo, einer kleinen Hacienda der Familie Aycinena, etwa sieben Meilen von der Stadt. Als wir zu den Mauern hinauswaren, ward Alles schön, und in den glorreichen Tagen Guatemala's rollten die Aycinena's nach ihrem Naranjo in einer ungeheuern Carrosse, im Style der spanischen Grandes reich an Schnitzwerk und Vergoldung, die jetzt im Hofe ihres Hauses als Andenken an bessere Tage steht. Wir kamen durch ein grosses Thor auf einen Weg, der zu ihrem Grund und Boden führte, welcher wellenförmig und mit Baümen geschmückt war, und bei einem grossen künstlichen See vorbei, den man durch Dämmung mehrer Gewässer gebildet hatte. Nachdem wir den See umritten, kamen wir auf einen grossen Viehhof, in dessen Mitte und zwar auf einer geneigten Fläche das Haus stand, ein kräftiges steinernes Gebaüde, vorn mit einer Saülenhalle und mit einer schönen Aussicht auf die Vulkane von Antigua Guatemala (Alt-Guatemala).

Die Hacienda hatte blos wegen ihrer Nähe bei Guatemala als Landsitz Werth und enthielt nicht mehr als 7000 Acker Land, etwa 70 Maulthiere und 700 Stück Vieh. Es war gerade jetzt die Zeit zum Zeichnen und Zählen des Viehs, weshalb zwei der Señores Aycinena auf der Hacienda anwesend waren, um diese Arbeiten zu beaufsichtigen. Das Vieh war zu diesem Zwecke eingefangen und hereingebracht worden. Da ich das Verfahren des Einfangens mittelst des Lazo (Wurfschlinge) noch nie gesehen, so wurden nach Tische hundert Stück, denen man zwei Tage lang nichts zu fressen gegeben, auf ein Feld losgelassen, das zwei bis drei Meilen im Umfange hielt. Acht Männer sassen zu Pferde, mit zolllangen eisernen Sporen an ihren blossen Fersen und jeder mit einem Lazo in der Hand, der aus einer ganzen Kuhhaut bestand, die man zerschnitten und zu einem einzigen, gegen zwanzig Ellen langen Seile geflochten hatte; das eine Ende desselben war am Schweife des Pferdes, den man, um Verletzung zu verhüten, zuvor mit Blättern umwickelt hatte, festgemacht, während der übrige Theil rund zusammengelegt war und von der rechten Hand des Reiters, die auf dem Sattelknopfe ruhte, gehalten ward. Das ganze Vieh hatte sich ringsum verstreut. Wir nahmen unsern Stand auf einer Anhöhe, die eine theilweise Aussicht auf das Feld gewährte, und die Reiter vertheilten sich, um den Thieren nachzusetzen. In einer kleinen Weile sausten dreissig bis vierzig Stück bei uns vorüber, hinter ihnen her die Reiter im vollen Galopp, die uns rasch aus den Augen verschwunden waren. Sollte uns der Spass nicht verloren gehen, so mussten wir ihnen folgen. Wir thaten es, und mit besonders sorgfältiger Vermeidung des Gedränges der wü-

thenden Thiere und der in toller Hast daherstürmenden Reiter zog ich mich nach zwei Männern hin, die auf einen einzelen Ochsen Jagd machten, und folgte ihnen über Hügel und durch Gebüsch, Dickicht und Unterholz nach, bis einer der Reiter seinen Lazo dem Ochsen prächtig über die Hörner warf, das Pferd rasch wandte und den an den Lazo in seiner ganzen Länge gefesselten Ochsen ohne Erschütterung des Pferdes oder des Reiters kopfüber auf den Boden warf.

In diesem Augenblicke sauste eine Herde vorbei und die ganze Gesellschaft hinterdrein. Ein grosser gelber Ochs trennte sich von den übrigen und Alle folgten ihm. Eine Meile weit blieb er den Reitern voraus und machte Kreuz- und Quersprünge, bis sie ihn nach dem See hin drängten, wo er nach einem fehlgeschlagnen Versuche zu entwischen sich ins Wasser stürzte. Zwei Reiter folgten ihm, trieben ihn heraus und gaben ihm einen Vorsprung, aber schon nach wenigen Minuten sauste ihm der Lazo über den Kopf und der Ochs stürzte, während Ross und Mann fest wie Felsen standen, zu Boden nieder. Die Reiter sprengten jetzt auseinander, wobei ein Pferd mit seinem Manne auf eine solche Weise sich überstürzte, dass ich dachte, alle Knochen im Leibe müssten ihm zerbrochen sein; aber diese Jagdlust hatte so viel Begeisterndes, dass ich, der ich im Anfange mit ganz besondrer Sorgfalt mich von allem Gefährlichen entfernt gehalten hatte, gar grosse Lust bekam, selbst auch einen Lazo an meines Pferdes Schweif zu binden und in die Hand zu nehmen. Der Reiz der Jagd ward noch erhöht durch die prächtige Landschaft, in der die gewaltigen Vulkane Agua und Fuego sich über uns aufthürmten und gegen Abend einen tiefen Schatten über die Ebene warfen. Es war beinahe dunkel, als wir nach der Hacienda zurückkamen. Mit jener feinen Höflichkeit, die ich für ausschliesslich spanisch halte, gaben uns die Herren eine Strecke weit das Geleite nach der Stadt zu, die wir mit Dunkelwerden erreichten und wo wir am Thore mit grosser Befriedigung erfuhren, dass die Soldaten in ihre Casernen verwiesen worden wären.

Die Nachricht von meiner Verhaftnahme und Einsperrung war mir mit arger Uibertreibung nach Guatemala vorausgeeilt und man sagte mir in vertraulicher Weise, dass die Staaten-Regierung die Absicht hätte, mir über den betreffenden Fall eine Mittheilung zu machen. Nachdem ich mehre Tage vergebens darauf gewartet, reichte ich eine förmliche Klage ein, worin ich die Thatumstände darlegte und mit den Worten schloss, dass ich es nicht versuchen wollte, auf Das was geschehen müsse hinzudeuten, sondern mich befriedigt fühlen würde, wenn die Regierung thäte, was ihrer eignen Ehre und den Rechten einer befreundeten Nation angemessen wäre. Nach wenigen Tagen empfing ich eine Antwort vom Staatssekretär, die des Präsidenten Bedauern über das Vorgefallene ausdrückte und besagte, dass schon vor Empfang meiner Note die Regierung die für geeignet befundenen Massnahmen getroffen hätte. Da diess sehr unbestimmt lautete und ich sehr aufgebracht gegen die Parteien war, zudem auch hier und da Einiges von diesen „Massnahmen“ hörte und es zum Schutze der Amerikaner, die in diesem Lande residirten oder in Zukunft residiren möchten, für nöthig erachtete, keine Beleidigung zu

dulden, von der bekannt geworden wäre, dass man sie obenhin behandelt hätte, so richtete ich an den Sekretär eine weitere Note, worin ich speciell anfragte, ob der betreffende Officier und Alcalde bestraft worden wären, und wenn diess geschehen, in welcher Weise. Hierauf empfing ich als Antwort, dass in Folge der Zustände, in welche eine ausserordentliche Volksrevolution das Land versetzt, und in Folge des Misstrauens, das in den Gränzortschaften herrschte, die Lokalbehörden in Betreff der Pässe argwöhnischer als gewöhnlich wären, dass die von mir erlittene Beleidigung *(el atropellamiento)* in den Befehlen eines Militärbeamten *(un oficial militar)*, welcher in mir und meinem Reisegefährten „Feinde" geargwohnt, ihren Ursprung und dass General Cascara sofort auf erhaltene Kunde des Geschehenen ihn seines Commando's enthoben hätte; worauf die Antwort dann weiter besagte, dass die Regierung bei der schwierigen Lage des Landes nicht die Macht besässe, den Reisenden jene Sicherheit, welche sie wünschte, zu gewähren, aber an die Lokalbehörden Befehle ergehen lassen würde, um Aehnlichem vorzubeugen und mich auf meinen fernern Reisen zu schützen.

Ich hatte es schon vernommen, dass General Cascara den fraglichen Officier abgesetzt hätte; allein kaum hatte die Nachricht hiervon Guatemala erreicht, als Carrera seine Wiedereinsetzung befahl; und später ersah ich aus einer Zeitung von San Salvador, dass er General Cascara zu erschiessen gedroht, wenn seine Degradation nicht zurückgenommen würde. Bei meinen weitern Communicationen mit dem Sekretär und Chef des Staates gestanden sie ihre Unfähigkeit ein, Irgendetwas zu thun, und da ich mich überzeugt, dass sie es selbst noch mehr wünschten als ich, so hielt ich es für unnütz, die Sache noch weiter zu betreiben; wie ich denn auch in der That streng genommen kein Recht hatte, bei der Staaten-Regierung zu reclamiren. Die Gesammtregierung aber besass nicht das kleinste Theilchen von Macht im Staate, was ich darum erwähne, um die vollständige Schwäche der Verwaltung und die jammervolle Lage des Landes im Allgemeinen zu zeigen. Diess beunruhigte mich insofern, als es bewies, wie schwierig und gefährlich es wäre, meine vorhabenden Reisen weiter fortzusetzen.

Vom ersten Augenblicke meiner Ankunft an frappirte mich das fromme Wesen der Stadt Guatemala. Zur Mette und zur Vesper standen alle Kirchen offen und die Leute, besonders die Frauen, gingen regelmässig zum Gebet. Jedwedes Haus hatte sein Bild der h. Jungfrau oder des Erlösers oder eines Schutzheiligen und an der Thür waren Papierzettel mit Gebeten zu lesen. Am ersten Sonntage nach meiner Ankunft ward das Fest *La Concepcion* (Maria's Empfängniss) gefeiert, das in der katholischen Kirche immer hochgehalten wird, an jenem Tage aber dadurch an Bedeutung gewann, dass eine Novize im Kloster La Concepcion den schwarzen Schleier nehmen wollte. Mit Tagesanbruch begann das Gelaüte von allen Kirchen der Stadt und auf dem Hauptplatze wurden Kanonen abgefeuert und an den Strassenecken Raketen und Feuerwerke losgelassen. Um 9 Uhr strömte das Volk schaarenweise nach der Kirche La Concepcion. Vor dem Portal und über die Strassen hinweg waren mit Immergrün und Blumen geschmückte Bögen ausgespannt. Die breiten Kirchenstufen

waren mit Laub bestreut und auf dem platten Dache feuerten Männer Raketen ab. Die Kirche war eine der schönsten in Guatemala, reich an Gold- und Silberschmuck, Gemälden, Heiligenbildern und mit Bögen und Blumen aufgeputzt. Der Padre Aycinena, der Vicepräsident des Staats und der Leiter in der constituirenden Versammlung, war der Prediger des Tages und sein hoher Ruf zog eine Menge Volks herbei. Die Kanzel war an dem einen Ende der Kirche und die grosse Masse der Zuhörer harrte begierig der Predigt. Dadurch ward das andre Ende verhältnissmässig leer und ich stellte mich auf einer Stufe des nächsten Altars gerad vor dem Klostergitter auf. Am Schlusse der Predigt wurden von den Stufen vor der Kirche Raketen und Schwärmer abgebrannt, deren Dampfwolken sich ins Innere wälzten und deren Pulvergeruch stärker war als der des brennenden Weihrauchs. Der Fussboden war mit Fichtenreisern bestreut und mit knieenden Frauen bedeckt, welche fest über das Haupt gezogene und unter dem Kinn zusammengehaltene schwarze Mantillas trugen. Nie ward mir ein schönerer Anblick als diese Reihen knieender Frauen mit einem Ausdruck von Reinheit, Hoheit und religiöser Begeisterung im Antlitz; und mitten unter ihnen sah ich Eine aus meinem eignen Lande, schöner als die Meisten, liebenswürdiger als Irgendeine; sie zählte nur erst 22 Jahre und war an einen Mann vermählt, der einer der ersten Familien Guatemala's angehörte und einst in den Vereinigten Staaten als Verbannter gelebt hatte. In einem neuen Lande und unter einem neuen Volke weilend, hatte sie einen neuen Glauben angenommen, und mit der schwungvollen Schwärmerei einer jugendlichen Neubekehrten war keine Dame in Guatemala andächtiger, besuchte keine die Messe regelmässiger, beobachtete keine die ganze Disciplin der katholischen Kirche mit grösserer Strenge als die Schwester Susanna.

Nach dem Feuerwerke fand eine lange Ceremonie am Altar statt, worauf Alles an das andere Ende der Kirche stürzte. Das Kloster stiess unmittelbar an die Kirche und in der Scheidewand, etwa sechs Fuss über dem Fussboden der Kirche, war ein hohes eisernes Gitter und ungefähr vier Fuss hinter demselben ein zweites, an welchem die Nonnen dem Gottesdienste der Kirche beiwohnten. Uiber dem eisernen Gitter befand sich ein hölzernes, und von diesem herab erscholl nach wenigen Minuten eine gedämpfte Weise wilder indianischer Musik und gleich darauf erschien eine weissgekleidete Gestalt mit einem langen weissen Schleier und einer Kerze in der rechten Hand, die, beide Arme ausgestreckt, langsam bis auf wenige Fuss vom Gitter heranschritt und dann ebenso langsam sich zurückzog. Gleich darnach erscholl die nämliche dumpfe Musik vom untern Gitter her und wir erblickten eine Procession von weissen Nonnen mit langen weissen Schleiern, jede mit einer langen brennenden Kerze in der Hand. Die Musik schwieg und es erhob sich ein Gesang, so leise, dass man gespannt aufhorchen musste, um ihn zu vernehmen. Nachdem die Nonnen während dieses leisen Gesanges bis auf wenige Fuss vom Gitter paarweise gezogen waren, wandten sie sich nach verschiedenen Seiten ab. Am Ende des Zugs kamen zwei schwarze Nonnen, welche die Novize in weissem Gewand, mit weissem Schleier und einem Kranz von Rosen auf dem Haupte in ihrer Mitte führten.

Die weissen Nonnen stellten sich zu beiden Seiten auf, ihr Gesang erstarb und man hörte die Stimme der Novize allein, aber so schwach, dass sie dem Athmen eines Luftgeistes glich. Die weissen Nonnen streuten Blumen vor ihr her und sie schritt zwischen den zwei schwarzen Nonnen vor. Dreimal blieb sie stehen und kniete, wobei der leise Gesang von Neuem anhob, und beim letzten Male traten die weissen Nonnen um sie her und streuten ihr Blumen aufs Haupt und vor ihre Füsse. Langsam führten sie sie dann zu dem hintern Theile der Kapelle und Alle knieten vor dem Altar nieder.

Jetzt vernahm man am andern Ende der Kirche Musik; ein Weg ward durch die Menge frei gemacht und eine Procession kam herangeschritten, bestehend aus den vornehmsten, in ihre reichsten Gewänder gekleideten Priestern, an ihrer Spitze ihr ehrwürdiges Haupt, der Bisthumsverweser, ein achtzigjähriger Greis mit weissem Haar, der am Rande des Grabes einherwankte und ebenso durch sein gottesfürchtiges Leben als durch seine ehrwürdige Erscheinung Ehrfurcht einflösste. Ein Laie trug auf einem prächtigen Kissen eine goldene Krone und ein mit Juwelen verziertes Scepter. Der Zug begab sich zu einer kleinen Thür an der rechten Seite des Gitters und an der Hauptthür erschienen die zwei schwarzen Nonnen nebst der Novize. Zwischen der Letztern und dem Verweser wurden einige Worte gewechselt, mit denen er, wie ich hörte, sie noch einmal prüfte, ob ihre vorhabende Weltentsagung freiwillig wäre oder nicht. Als diess vorüber war, nahm er ihr den Kranz von Rosen und den weissen Schleier ab, setzte ihr die Krone aufs Haupt und gab ihr das Scepter in die Hand. Die Musik liess laute Triumphestöne erklingen und nach wenigen Minuten erschien die Novize von Neuem am Gitter, jetzt mit der Krone und dem Scepter und einem von Juwelen funkelnden Gewande angethan. Die Schwestern umarmten sie und bestreuten sie wiederum mit Rosen. Es lag etwas Entsetzliches darin, sie mit der Herrlichkeit und den Freuden dieser Welt in dem Augenblicke zu überhaüfen, wo sie im Begriff war, ihnen für ewig Lebewohl zu sagen. Wiederum kniete sie vor dem Altar nieder, und als sie sich erhob, wurden ihr die Juwelen und Edelsteine, der reiche Schmuck, mit dem man sie angethan, genommen und sie kehrte zum Bischof zurück, welcher ihr die Krone und das Scepter abnahm und den schwarzen Schleier auf ihr Haupt legte. Von Neuem trat sie an das Klostergitter; der letzte, entscheidende Schritt war noch nicht gethan: der schwarze Schleier war noch nicht über ihr Antlitz gezogen. Wiederum drängten sich die Nonnen um sie und verschlangen sie jetzt fast mit Küssen.

Ich wusste nichts von ihrer Geschichte. Ich hatte von der Feierlichkeit erst den Abend zuvor gehört und mich darauf gefasst gemacht, sie alt und hässlich zu finden; aber sie war es nicht; auch nicht verblüht und von Kummer zernagt, das Bild eines gebrochenen Herzens; ebensowenig eine jugendliche und schöne Schwärmerin; sie zählte 23 Jahre und hatte eines jener gutartigen Gesichter, die, ohne durch ihre Schönheit die Männer in stürmische Leidenschaft zu versetzen, das Gepräge eines Wesens an sich tragen, das zur Erfüllung aller Tochter-, Gattinnen- und Mutterpflichten geeignet ist und das Wohlwollen und die Wärme eines weiblichen Herzens verräth.

Sie sah bleich und schien sich des wichtigen Schrittes und der feierlichen Gelübde, die sie auf sich nehmen wollte, bewusst zu sein und keine Qual zu empfinden; und doch — wer kann lesen, was in dem menschlichen Herzen vorgeht?

Nachdem sie zum Verweser zurückgekehrt, zog er ihr einen schwarzen Schleier über ihr Antlitz, und nun erhob sich die Musik zu schmetternden, jubelnden Tönen — weil ein Mensch, der in die Welt gesetzt worden, um seinen Antheil an ihren Bürden zu haben, sich ihr entzogen hatte. Unmittelbar darnach begann das Summen der verhaltenen Stimmen der hinausströmenden Menge; ich arbeitete mich durch das Gedränge hindurch und schloss mich einer Gesellschaft von Damen an, zu denen meine schöne Landsmännin gehörte. Sie war aus einem Landstädtchen in Pennsylvanien und ihre Schwärmerei für Klöster und Nonnen hatte sich noch nicht abgeschwächt. Bei Carrera's erstem feindlichen Einfall war sie nach dem Kloster La Concepcion geflohen und sprach seitdem mit Begeisterung von der Reinheit und Frömmigkeit der Nonnen, von denen sie einige als über alle Eigenschaften des Weibes erhaben schilderte. Sie kannte insbesondere Jene genau, die soeben den Schleier genommen, und sagte mir, sie würde in einigen Tagen am Gitter des Klosters sich zeigen, um ihre Freunde zu umarmen und ihnen Lebewohl zu sagen, und versprach mir zugleich, dass ich mit ihr gehen und meinen Antheil an den Umarmungen haben sollte.

Währenddem brannte man von den Stufen vor der Kirche Raketen ab, und auf der Strasse, unmittelbar davor, lag ein ganzes Gerüst von Feuerwerksstücken von dreissig Fuss Höhe, deren Abbrennen die ganze Volksmenge auf den Stufen und auf der Strasse abwartete. Jedermann gab die Albernheit, ein solches Schauspiel bei hellem Tageslicht zu geben, zu, sagte aber, dass es nun einmal so Brauch wäre. Das Ding war von complicirtem Bau und in der Mitte stand ein grosser Kasten. Das Schauspiel bestand aus zischenden Feuerrädern, viel Qualm und dann und wann einer aufschiessenden rothen Flamme; und als die Enden abgebrannt waren, flog als Finale mit lebhaftem Knall der Kasten auf, und wie der Rauch sich verzog, ward die Figur einer kleinen schwarzen Nonne sichtbar, worüber Alles lachte und davonging.

Den Nachmittag fand die Procession zu Ehren der h. Jungfrau statt. Obgleich es in Guatemala düster aussah und in Folge der traurigen Lage alle Lust und Freude verbannt war, so gingen die religiösen Processionen doch ihren gewohnten Gang, und ihre Vernachlässigung würde als Beweis, dass es in den letzten Zügen liege, gegolten haben. Alle Strassen, durch welche der Zug kommen sollte, waren mit Laub bestreut und von mit Immergrün und Blumen geschmückten Bögen überspannt; die langen balconirten Fenster waren mit karmosinseidnen Vorhängen und mit Fahnen mit wunderlichen Sinnbildern geschmückt. An den Ecken der Strassen standen Altäre unter Lauben von Immergrün, bis zu den Giebeln der Haüser reichend und mit Gemälden und Silberschmuck aus den Kirchen verziert, und das Ganze mit Blumen überschüttet. Wie ganz Centralamerika reich an Erzeugnissen der Natur ist, zeichnet sich das Thal von Guatemala durch die Schönheit und Mannichfaltigkeit seiner

Blumen aus; und wenn es galt, die Stadt auszuschmücken, so war es an einem einzigen Tage seines bunten Kleides beraubt. Ich habe in Europa viele grosse, mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Festlichkeiten mit angesehen, aber nirgends etwas so Einfach-Schönes wie hier. Mein Spaziergang durch die Strassen vor Beginn der Procession war der interessanteste Theil des Tages. Alle Einwohner in ihrem schönsten Schmucke waren auf den Beinen, die Männer an den Strassenecken stehend, die Frauen in schwarzen Mantillas in langen Reihen zu beiden Seiten der Strasse sitzend; die Fahnen und Vorhänge an den Fenstern, der grüne Schmuck der Strassen, der Blumen verschwenderische Fülle, die Durchsichten durch die Bögen, die Einfachheit der Sitten, die den Damen vom ersten Range erlaubte, sich frei und ungenirt unter die Volksmenge zu mischen und an den Strassen entlang zu sitzen — diess Alles bot ein so schönes, reizendes Bild dar, dass es auch jetzt noch den düstern Eindruck, den Guatemala auf mein Gemüth gemacht hat, mildert.

Die Procession, welcher all diese schönen Vorbereitungen galten, eröffnete ein einzeler Indianer, ein alter, runzeliger, schmutziger, zerlumpter, barhäuptiger Kerl, der unter der Last einer ungeheuern Trommel auf dem Rücken, die aus der Zeit der Conquista zu stammen schien und an welcher alle Saiten und das eine Fell zerrissen waren, einherwankte. Ein andrer Indianer folgte in dem nämlichen Lumpenkostüm und einen gewichtigen Klöppel tragend, mit dem er von Zeit zu Zeit auf die alte Trommel schlug. Dann kam ein Indianer mit einer grossen Pfeife, die an ehrwürdigem Aussehen der Trommel entsprach und auf welcher er dann und wann einen heftigen, wilden Ton blies, wornach er mit einem komischen Ausdruck der Zufriedenheit wegen erhaltenen Applauses um sich blickte. Zunächst folgte ein zehnjähriger Knabe mit dreieckigem Hut, Stiefeln bis über die Kniee, gezogenem Schwert und einer hässlichen Mohrenmaske. Er schritt an der Spitze von zwanzig bis dreissig Personen einher, nicht unpassend „die Teufel“ genannt, alle mit grotesken, hässlichen Masken und in zerlumpten, phantastischen Kostümen, einige mit Rohrpfeifen, andere mit Stöcken, die sie zusammenschlugen; darunter als die Hauptpersonen zwei Pseudo-Weiber mit breitkrämpigen europäischen Hüten, langen, bis an den Hals heraufgehenden Röcken, Wämsern über der Brust, grossen Stiefeln und beide mit alten Guitarren versehen, nach denen sie dann und wann einen Walzer oder Fandango tanzten. Wie es zuging, dass diese Teufel, die natürlich das Lachen des Janhagels erregten, ihren Theil an einer religiösen Procession hatten, konnte ich nicht erfahren. Die Strassenbuben folgten ihnen nach, gerade wie sie bei uns am 4. Juli dem Militär nachziehen, und bei den Gamins Guatemala's giebt es ohne hübsche Teufel gar keine hübsche Procession.

Mit ihnen auffallend contrastirend kamen nun zunächst vier schöne Knaben von sechs bis acht Jahren in langen weissen Röckchen und eben solchen Höschen und mit Rosenkränzen, die von weissen Gageschleiern überdeckt waren, vollkommne Sinnbilder der Unschuld; dann vier junge Priester, die goldne Leuchter mit brennenden Wachskerzen trugen; hierauf vier Indianer, die auf ihren Schultern die überlebensgrosse Figur eines Engels mit Gazeflügeln schleppten, der aufgeblasen

war wie eine Wolke, weil er in der Luft zu schweben scheinen sollte, aber mehr nach der Weise dieser Welt gekleidet war, mit einem ziemlich kurzen Rocke und blassrothen Strumpfbändern. Hiernach erschien, ebenfalls auf den Schultern von Indianern getragen und mehr als lebensgross, die Figur der Judith mit blossem Schwert in der einen und dem bluttriefenden Haupte des Holophernes in der andern Hand; darauf wieder ein Engel mit einer seidnen Wolke über dem Haupte, und dann der grosse Gegenstand der Verehrung, *La Virgen de la Concepcion* — die Jungfrau von der Empfängniss — auf einer niedrigen Tragbahre getragen, reich geschmückt mit Gold und Silber, von Blumen überschüttet und von einem reichen seidnen, auf vier vergoldeten Stangen ruhenden Baldachin überdeckt. Priester folgten in ihren kostbaren Gewändern, Einer unter einem seidnen Traghimmel mit emporgehaltner Hostie, vor welcher Alle auf die Kniee fielen. Das Ganze schloss mit einer noch schlimmern Schaar von Teufeln als jene waren, die den Zug eröffneten, nämlich mit wohl fünfhundert Soldaten Carrera's, in Schmutz und Lumpen, mit dem Ausdruck des Fanatismus gepaart mit dem gewöhnlichen Ausdruck von wildem Trotz auf ihren Gesichtern, die Büchsen ohne alle Ordnung tragend; die Officiere in Monturen, wie sie ihnen gerade zu Gebote standen, einige mit schwarzem Hut und Silber- oder Goldschnur gleich Lakaien, welche die Nase gar hoch trugen. Viele darunter gingen lahm in Folge schlechtgeheilter Schusswunden, und ein Herr, der mit mir war, zeigte mir Mehre, von denen es bekannt war, dass sie Meuchelmorde begangen hatten, wofür sie in einem Lande, das eine Regierung hätte, aufgehangen worden wären. Und solchen Menschen war die Stadt preisgegeben und Carrera war der einzige Mann, der Gewalt über sie besass.

Am obern Ende der Strasse angelangt, marschirte der Zug in die Querstrassen und die Figur der Jungfrau ward von ihrem Platz genommen und auf den Altar gesetzt. Die Priester knieten vor ihr nieder und beteten und auch die ganze Menge fiel auf ihre Kniee. Ich stand an der Strassenecke bei dem Altar, welche die Aussicht über vier Strassen beherrschte, und sah von hier aus in allen diesen Strassen eine dichtgedrängte Masse knieender Gestalten, Reiche und Bettler, holdselige Frauen und Indianerinnen mit klotzdummen Gesichtern, flatternde Fahnen und Gardinen in balconirten Fenstern und die Engelsgestalten, die in ihrer leichten Gazedraperie in der Luft zu schweben schienen; dazu der laute Gesang der Menge, durch den tiefen Chor der Soldatenstimmen verstärkt: — alles diess zusammen gewährte eine Scene voll Schönheit und Hässlichkeit, die ebenso reizend als abstossend war. Als diess vorüber war, erhoben sich Alle, die Jungfrau ward wieder auf ihren Thron gesetzt und der Zug bewegte sich weiter. Am nächsten Altar wandte ich mich seitwärts und ging nach dem Platze vor der Kirche des heil. Franciscus, als dem Orte, wo der grossartige Schluss dieser Ehren der Jungfrau statthaben sollte, nämlich — ein Feuerwerk!

Mit Eintritt der Dämmerung langte die Procession am untern Ende einer Strasse an, die zum genannten Platze führte. Sie kam unter lautem Gesang dahergezogen und aus der Ferne betrachtet war nichts zu sehen als eine lange Reihe brennender Kerzen, die die

Strasse hell wie am Tage machten. Die Teufel marschirten noch immer an der Spitze des Zuges einher und seine Ankunft auf dem Platze ward durch Losbrennen von Raketen angekündigt. Nach wenigen Minuten ward der erste Theil des Feuerwerks von der Balustrade der Kirche abgebrannt; die Figuren auf dem Dache wurden durch den Glanz beleuchtet, und die Kirche, wenn auch nicht ausdrücklich zu diesem Zwecke erbaut, war zu einem solchen Schauspiel ausserordentlich gut geeignet.

Der nächstfolgende Theil des Feuerwerks fand unten auf dem Platze statt und war ein nationales Schauspiel und bei Feuerwerken ebenso beliebt wie die Teufel bei religiösen Processionen. Es führte den Namen *El Toro* oder der Stier und bestand in einem mit Pappe überzogenen, auf der Aussenseite mit Feuerwerk bedeckten Gestell in der Form eines Stiers. In diese Figur steckte ein Mann Kopf und Schultern, dergestalt dass blos die Beine sichtbar waren, stürzte damit ins dickste Gedränge und liess nach allen Seiten hin Feuerströme schiessen. Ich stand mit einer Gesellschaft von Damen und verschiednen Mitgliedern der constituirenden Versammlung da (die, beilaüfig gesagt, von einem Truppeneinfall von Quezaltenango her, sowie von einem Streifzug Carrera's zu ihrer Zurücktreibung sprachen) — als der Stier auf uns loskam und wir uns so lange zurückzogen, bis wir nicht weiter konnten; die Damen kreischten; wir drehten dem Feuer den Rücken zu, hielten die Köpfe nieder und schützten sie so vor dem Feuerregen. Alle sagten, dass das Ding gefährlich wäre, aber es wäre nun einmal Brauch. Es herrschte dabei mehr Lust und Freude als ich bis dahin in Guatemala gesehen, und es that mir um deswillen ordentlich leid, als das Schauspiel zu Ende war.

Den ganzen Tag hatte ich den Einfluss des schönen Klima's an mir empfunden; das blosse Einathmen der Luft war eine Wollust; und auch der Abend war eines solchen Tages würdig. Die Mondesstrahlen beleuchteten die Façade der ehrwürdigen Kirche und zeigten einen von oben bis unten gehenden Riss, den ein Erdbeben gemacht hatte. Als wir nach Hause schlenderten, waren die Strassen von einem fast übernatürlichen Glanze erhellt, und die Damen, stolz auf ihr Mondenlicht, überredeten mich beinahe, dass ihr Land ein Land zum Lieben sei.

Auf unserm Wege kamen wir bei einem Wachthause vorüber, wo eine Gruppe Soldaten längelang ausgestreckt dalagen, dergestalt dass jeder Vorbeigehende einen andern Weg einschlagen und sie umgehen musste. Vielleicht drei- bis viertausend Menschen, darunter ein grosser Theil Damen, sahen sich zur Umkehr genöthigt. Alle empfanden die Frechheit dieser Kerle, und ich zweifle nicht, dass Manche ein starkes Lüstchen anwandelte, sie hinwegzustossen; allein obwohl junge Männer genug vorüberkamen, die im Stande gewesen wären, die ganze Truppe zur Stadt hinauszutreiben, so ward doch weder eine Klage darüber erhoben, noch irgendwelche Notiz davon genommen. In einem der Corridore des Marktplatzes lag ein andrer Soldat querüber auf dem Rücken mit seiner Muskete neben sich und brummte in den Bart: „Tretet nur auf mich, wenn ihr's wagt, und ihr sollt sehen!“ und wir alle trugen ängstliche Sorge, ihn nicht zu treten. Ich kehrte nach Hause zurück, um den Abend einsam zu verbringen,

und Trauer überfiel mich, als ich nachdachte, dass Guatemala, welches die Elemente zu so reichem Glück besass, doch so unglücklich war.

EILFTES KAPITEL.

Der Verweser. — Wie die Tagesneuigkeiten in Guatemala bekannt gemacht werden. — Besuch im Kloster La Concepcion. — Das Lebewohl der Nonne. — Carrera. — Seine Lebensskizze. — Die Cholera. — Aufstände. — Carrera Führer der Aufständischen. — Sein Erscheinen in Guatemala. — Einnahme der Stadt. — Carrera siegreich. — Morazans Einrücken. — Feindseligkeiten. — Verfolgung Carrera's. — Seine Niederlage. — Er gewinnt wieder die Oberhand. — Meine Zusammenkunft mit Carrera. — Sein Charakter.

Die nächsten drei oder vier Tage brachte ich damit hin, dass ich Besuche empfing und abstattete und mich mit der Lage des Landes bekannt machte. Zu den interessantesten Besuchenden gehörte der ehrwürdige Bisthumsverweser, seit der Verbannung des Erzbischofs das Haupt der Kirche im Lande, der durch eine neuerliche päpstliche Bulle zum Bischof ernannt, aber in Folge der unruhigen Zeiten noch nicht ordinirt worden war. Ein Freund von mir in Baltimore hatte mir einen Brief vom Erzbischofe jener Stadt, dem ich hiermit meinen Dank ausspreche, verschafft, welcher Brief mich allen seinen geistlichen Amtsbrüdern in Centralamerika empfahl. Der ehrwürdige Verweser empfing diesen Brief wie von einem Bruder in der Kirche und auf ihn hin gab er mir später, als ich nach Palenque abreiste, einen Empfehlungsbrief an alle ihm unterstehenden Pfarrer. Während des Tages verbrachte ich meine Zeit recht angenehm, die Abende aber, wo ich gezwungen auf mein Haus angewiesen war, waren mir lang und einsam. Mein Haus lag dem Marktplatze so nahe, dass ich den Ruf der Wache hören konnte. Mitunter liess sich auch ein Büchsenschuss vernehmen. Diese Schüsse klangen in der Stille der Nacht immer recht erschreckend. Eine Zeit lang wusste ich nicht, was sie bedeuteten, bis ich endlich erfuhr, dass auf in der Stadt herumstreifende Kühe und Maulthiere, deren Bewegung man aus der Ferne gewahrte, ohne dass sie auf den Anruf Antwort gäben, ohne Umstände gefeuert würde.

Es gab in Guatemala nur Eine Zeitung, und zwar eine wöchentliche und eine blosse trockene Verkündigerin der erlassenen Regierungsdecrete und der politischen Bewegungen. Die Neuigkeiten der Stadt wurden von Munde zu Munde verbreitet. Jeden Morgen fragte Jedermann seinen Nachbar, was es Neues gäbe. Da hiess es denn den einen Tag, eine alte taube Frau, welche den Ruf der Wache nicht hätte hören können, wäre erschossen worden; an einem andern Tage, Asturias, ein alter reicher Bürger, wäre erstochen worden; an einem andern Morgen circulirte wieder das Gerücht, man hätte 33 Nonnen im Kloster Santa Teresa vergiftet. Dieses letztere bildete mehre Tage lang einen Gegenstand der Aufregung, bis die Nonnen sämmtlich wieder genasen und man die sichere Kunde erhielt, der

sehr unromantische Umstand, dass sie eine ihnen nicht bekommende Speise genossen, habe ihre Krankheit veranlasst.

Den Freitag besuchte ich mit meiner schönen Landsmännin das Kloster La Concepcion, um eine Nonne zu umarmen, oder vielmehr die Nonne, welche den schwarzen Schleier genommen. Das an das Sprachzimmer des Klosters anstossende Gemach war gedrängtvoll und die besagte Nonne stand am Eingange mit der Krone auf dem Haupte und einer Puppe in der Hand. Es war das letzte Mal, dass ihre Freundinnen und Freunde ihr Angesicht schauen konnten; dieses kinderhafte Puppenspiel indess that der Rührung grossen Eintrag. Es war eine Gelegenheit, die vorzugsweise die Damen anging und ihnen in Fülle Stoff zum Sprechen gab; und da wunderte sich denn ein Theil, wie ein so junges Mädchen eine Welt verlassen könnte, die ihnen eine strahlende, rosige Zukunft verhiess, während Andere, bei denen die Traüme des Lebens vorüber waren, diese Weltentsagung als einen weisen Schritt ansahen. Sie umarmten sie und zogen sich darauf zurück, um Andern Platz zu machen. Ehe an uns die Reihe kam, drangen die Gegenstände meines Abscheus, die ewigen Soldaten, in die Kirche ein, bahnten sich, nachdem sie an der Thür ihre Musketen zurückgelassen, gewaltsam einen Weg durch das Menschengewühl hindurch, stellten sich, wiewohl voll Ehrerbietung, zu einer Umarmung dar und zogen sich dann zurück. An der Seite der fraglichen Nonne stand eine schwarze Nonne mit einem so dicken Schleier, dass kein Zug von ihrem Gesicht zu sehen war. Meine Landsmännin hatte sie während ihrer Zuflucht im Kloster kennen gelernt und schilderte sie als jung und von ausserordentlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit und umgab sie überhaupt mit einem Zauber, dass Einen fast die Lust zu einem romantischen Abenteuer anwandelte. Ich würde gern ein Opfer gebracht haben, hätte ich nur einen flüchtigen Blick in ihr Gesicht thun können. Endlich kam die Reihe an uns: meine schöne Landsmännin umarmte sie und nach vielen Abschiedsworten empfahl sie mich als ihren Landsmann. Ich hatte zwar im Nonnenumarmen niemals viel Uibung gehabt, ja, es war das erste Mal, dass ich ein solches Ding versuchte; aber trotzdem kam es so natürlich heraus, als ob ich darin auferzogen worden wäre. Mein rechter Arm schlang sich um ihren Nacken, ihr rechter um den meinigen; dann legte ich meinen Kopf auf ihre Schulter, sie den ihrigen auf die meinige; aber eines Freundes Grossmutter hat nie eine ehrerbietigere Umarmung empfangen. „Gestohlene Freuden sind die süssesten"; wir hatten zu viele Zuschauer. Das Gitter schloss sich und nimmer wird man der Nonne Antlitz wiedersehen.

An diesem Nachmittage kehrte Carrera in die Stadt zurück, und da ich äusserst begierig war ihn kennen zu lernen, so verabredete ich mit Herrn Pavon einen Besuch bei ihm am nächsten Tage. Da man mir zu verstehen gegeben, dass dieser furchtbare Anführer durch äussern Prunk eingenommen werde, so legte ich meinen Diplomatenrock mit seiner verschwenderischen Fülle von Knöpfen an, ihn, der in Copan einen solchen Effect gemacht hatte und den ich — um diess hier im Vorbeigehen zu erwähnen — in der Folge bei dem abscheulichen Zustande des Landes niemals wieder zu tragen Gelegenheit fand, dessen Kosten daher weggeworfenes Geld waren.

Carrera wohnte in einem kleinen Hause in einer einsamen Strasse. An der Thür standen Schildwachen und vor dem Hause sonnten sich acht bis zehn Soldaten, die zu einer Leibwache gehörten und mit rothen Bombasett-Jacken und Mützen von carrirtem wollenem Zeug ausstaffirt waren und sich weit besser ausnahmen als alle seine Soldaten, die ich bis jetzt gesehen. Den Corridor entlang stand eine Reihe Musketen, glänzend und in guter Ordnung. Wir traten in ein kleines, an den Saal anstossendes Zimmer, wo wir Carrera an einem Tische sitzen und Geld zählen sahen.

Seit meiner Ankunft im Lande hatte dieser Schreckensname mir ununterbrochen in den Ohren gegellt. Herr Montgomery, den ich schon früher erwähnt und der etwa ein Jahr vor mir in Centralamerika ankam, sagt: „Wie man mir sagte, hatte ein Aufstand unter den Indianern stattgefunden, die auf die Weisungen eines Mannes, Namens Carrera, das Land verwüsteten und alle Arten von Graüeln verübten. Am Küstenlande und in einigen Departements war die Ruhe nicht gestört worden; aber im Innern fand der Reisende keine Sicherheit und jeder Zugang zur Hauptstadt war von Raüberbanden besetzt, die gegen ihre Opfer, zumal wenn es Fremde waren, kein Erbarmen bewiesen"; und über den Stand der Dinge zur Zeit seiner Abreise aus dem Lande fügt er hinzu: „Es ist indess wahrscheinlich, dass jetzt, wo ich diess schreibe, die kräftigen Massregeln Morazans zur Bewältigung des Aufstands von Erfolg begleitet gewesen sind und dass es mit der Laufbahn dieses rebellischen Helden zu Ende ist." Allein die Laufbahn des „rebellischen Helden" war noch nicht zu Ende; der „Mann, Namens Carrera", war jetzt der unumschränkte Gebieter Guatemala's, und wenn ich mich nicht taüsche, so ist er bestimmt, eine hervorragendere Rolle zu spielen als irgendein andrer Führer, der bis jetzt sich aus den politischen Erschütterungen des spanischen Amerika erhoben hat.

Er ist in einer der Gränzfestungen Guatemala's geboren. Seine Freunde nennen ihn aus Schmeichelei einen Mulatten, ich nenne ihn aus demselben Grunde einen Indianer, weil dieser unter den Beiden das bessere Blut besitzt. Im J. 1829 war er Tambourjunge in Aycinena's Regimente. Als die liberale oder demokratische Partei das Uibergewicht erhielt und General Morazan in die Stadt einrückte, zerschlug Carrera seine Trommel und zog sich nach dem Orte Matasquintla zurück. Hier trat er als Schweinetreiber in Dienst und setzte dieses respectable Gewerbe mehre Jahre lang fort, wahrscheinlich so frei wie irgendeines seiner Schweine von allen Traümen künftiger Grösse. Die Ausschweifungen der politischen Parteien, strenge Eintreibungen zur Erhaltung der Regierung, Eingriffe in das Besitzthum der Kirche, und verschiedne Neuerungen, insbesondre die Einführung des Livingstonischen Strafgesetzbuchs, die Einsetzung von Schwurgerichten, die Verwandlung der Ehe in einen Civilact, erzeugten im ganzen Lande Missvergnügen. Die letztgenannte Neuerung war ein grosses Aergerniss für die Geistlichkeit, die auf die Gemüther der Indianer einen unbeschränkten Einfluss übte. Im J. 1837 trat die furchtbare Geissel, die in ihrem verheerenden Zuge über die ganze bewohnte Welt diesen Theil des amerikanischen Continents bisher verschont hatte, trat die Cholera auf und ward, während sie das

Land mit Todten übersäete, zugleich die unmittelbare Ursache politischer Erschütterungen. Die Priester überredeten die Indianer, dass die Fremden die Brunnen vergiftet hätten. Galvez, welcher damals Präsident des Staats war, sandte Arzneimittel nach allen Orten hin, die, von Händen Unwissender verabreicht, bisweilen schlimme Folgen hatten; und die Priester, die allezeit der liberalen Partei entgegenwirkten, schwatzten den Indianern auf, die Regierung suche ihren Stamm zu vergiften und auszurotten. So wurden denn die Indianer im ganzen Lande aufgehetzt, und in Matasquintla standen sie, Carrera an der Spitze, in Masse auf und unter dem Geschrei: „*Viva la religion, muerte á los extrangeros!*“ (es lebe die Religion, Tod den Fremden!). Der erste Schlag erfolgte durch die Ermordung der nach dem Livingstonischen Gesetzbuch verordneten Richter. Galvez sandte Commissionare mit einem Detachement Cavallerie und einer weissen Fahne zu ihnen ab, um ihre Klagen zu vernehmen; während sie aber mit den Insurgenten sich besprachen, wurden sie umzingelt und fast sämmtlich in Stücke gehauen. Die Zahl der Missvergnügten steigerte sich auf mehr als tausend Mann, gegen welche Galvez sechshundert Mann Truppen aussandte, die sie schlugen, ihre Ortschaften plünderten und niederbrannten und unter andern Ausschweifungen Carrera's Weib schändeten. Durch diese persönliche Beleidigung bis zur Wuth aufgestachelt trat Carrera mit verschiednen Ortsvorständen in Verbindung und that das Gelübde, die Waffen so lange nicht niederzulegen als noch ein Officier Morazans im Staate wäre. Mit einem kleinen wuthentbrannten Gefolge zog er von Ort zu Ort, ermordete die Richter und Regierungsbeamten, wenn sie verfolgt in die Gebirge flohen, bat auf den Haciendas um Tortillas für seine Leute und verschonte und schützte Alle, die ihm hilfreich waren. Er konnte zu jener Zeit weder lesen noch schreiben; aber auf Antrieb und unter Beihilfe einiger Priester, insbesondere eines gewissen Padre Lobo, eines ausgemachten Schandbuben, erliess er eine mit seinem Namen unterdruckte Proclamation gegen die Fremden und die Regierung, weil sie die Indianer zu vergiften suchten, und verlangte die Ausrottung aller Fremden mit Ausnahme der Spanier, die Abschaffung des Livingstonischen Gesetzbuchs, die Zurückberufung des Erzbischofs und der Mönche, die Vertreibung der Ketzer und eine Wiederherstellung der kirchlichen Privilegien und der alten Sitten und Gebraüche. Er kam als Strassenraüber und Mörder weit und breit in Verruf; die Strassen um Guatemala waren unsicher; alles Reisen war aufgehoben; die Kaufleute wurden in Bestürzung versetzt auf die Nachricht, dass die sämmtlichen, auf den Jahrmarkt von Esquipulas gesandten Waaren in seine Hände gefallen wären (was sich indess als unwahr auswies); und es währte nicht lange, so war er so stark, dass er Dörfer und Flecken und selbst Städte angriff.

Der Leser wird sich erinnern, dass diess im Staate Guatemala geschah. Die liberale Partei war die herrschende; allein gerade in diesem kritischen Augenblicke fand unter ihren Gliedern eine unheilvolle Spaltung statt; Barundia, einer ihrer Führer, verliess, in seinen Erwartungen auf ein hohes Amt für einen wüsten Verwandten getäuscht, die Sache der Regierung und erschien in der Deputirtenversammlung an der Spitze der Opposition. Parteigeist und Carrera's

Aufstand setzten Alle, die mit der Regierung unzufrieden waren, in Bewegung, und die Bürger von Antigua (Antigua Guatemala, Alt-Guatemala, schlechtweg Antigua, oder La Antigua), einer 25 Meilen von Guatemala entfernten Stadt, sandten eine Petition um ein Amnestiedecret für politische Vergehen ein, welches die Rückkehr der Verbannten erlauben und die Abstellung andrer Beschwerden verheissen sollte. Es ward eine Deputation der Versammlung zur Unterhandlung mit ihnen abgeschickt; sie kehrte aber unverrichteter Dinge zurück und die Antiguaner drohten gegen Guatemala aufzubrechen.

Am Sonntag d. 20. Febr. 1838 fand man überall in den Strassen Proclamationen der Antiguaner verstreut, und es ging das beunruhigende Gerücht um, die Antiguaner wären zu einem Angriffe auf die Stadt schon unterwegs. Die Truppen der Bundesregierung (nicht 500 Mann zählend) und die Miliz wurden einberufen, Kanonen auf dem Marktplatze aufgepflanzt und Wachen in den Strassen postirt, und General Prem erliess einen *bando,* der alle Bürger zu den Waffen rief. Galvez, der Chef des Staats, stieg zu Pferde, durchritt die Strassen, suchte den Bürgern Muth einzusprechen und sprengte aus, General Morazan wäre im Anmarsche begriffen und hätte dreihundert Mann von Carrera's Bande aufs Haupt geschlagen. Am Montage waren alle Geschäfte eingestellt. Galvez in seiner grossen Verlegenheit setzte einige Officiere, die entlassen worden waren, wieder ein und ernannte einen Spanier, Namens Mejia, zum Oberstlieutenant, was einen solchen Unwillen erzeugte, dass Prem und die sämmtlichen Officiere ihre Entlassung einreichten. Galvez bat sie flehentlich zu bleiben und suchte sich Jeden einzeln zu gewinnen, aber nur erst nach erfolgtem Widerruf von Mejia's Bestallung gaben sie ihre Einwilligung. Um 2 Uhr verbreitete sich das Gerücht, Carrera habe sich mit den Antiguanern vereinigt. Prem erliess ein Decret, dass alle männlichen Personen vom 14ten bis zum 60sten Jahre, mit Ausnahme der Priester und der an physischer Schwäche Leidenden, die Waffen ergreifen sollten. Um 9 Uhr Abends ging die Schreckenskunde um, ein Trupp von Carrera's Bande stehe bei Aicetuna. Der Marktplatz ward besetzt, Wachen ausgestellt und an den Ecken der Strassen Kanonen aufgepflanzt. Um die Aufregung der Gemüther noch zu vermehren, starb in der Nacht der Bisthumsverweser und man erhielt die Nachricht, in Chiquimula wäre das Livingstonische Gesetzbuch öffentlich verbrannt worden und die Stadt hätte sich wider Galvez erklärt. Am Mittwoch früh fing man an den Ecken des öffentlichen Platzes Gräben zu ziehen an. Am Donnerstag aber gelang es dem Marquis von Aycinena, dem Führer der Centralpartei, in Folge einer Unterhandlung mit den gespaltenen Liberalen eine Mehrzahl von Deputirten zur Unterzeichnung eines Amnestievertrags zu bewegen, der allgemein befriedigte, so dass am nächsten Tage die Stadt vollkommen ruhig war.

Um Mittag zeigte sich, dass diese Ruhe nur die Vorläuferin eines furchtbaren Sturms gewesen war. Die Truppen der Bundesregierung, die einzige verlässliche Streitmacht, empörten sich, verliessen mit aufgepflanzten Bayonetten, fliegenden Fahnen und Kanonen die Kaserne und marschirten auf den öffentlichen Platz. Sie weigerten

sich, die Uibereinkunft mit Aycinena zu genehmigen, nach welcher — so hatte man die Sache ihnen dargestellt — Galvez abgesetzt und der Vicepräsident Valenzuela, ein Werkzeug Barundia's, an seiner Stelle ernannt werden sollte. Sie weigerten sich, unter Irgendwem von der Opposition zu dienen, und sagten, sie könnten Schutz gewähren und hätten keine Veranlassung um Schutz zu bitten. Deputirte wurden aufgefordert, einer Sitzung der Kammer beizuwohnen, aber sie fürchteten sich zusammenzukommen. Die Officiere hatten eine Besprechung mit den Soldaten, bei welcher Gelegenheit Merino, ein Sergeant, ein Document hervorzog, welches forderte, man solle nach dem Präsidenten Morazan senden und Galvez bis zu seiner Ankunft Staatschef bleiben. Diess ward bewilligt. Deputirte wurden an Morazan mit der Bitte nach Guatemala zu kommen gesandt, wie auch nach Antigua, um hier die Umstände, welche eine Verletzung der Convention herbeigeführt, auseinanderzulegen; aber sie hatten keinen Erfolg und in derselben Nacht verkündete die Alarmglocke den Anmarsch von 800 Mann zum Angriff auf die Stadt. Die Miliz ward unter die Waffen gerufen, aber nicht mehr als etwa vierzig Mann erschienen. Halb 6 Uhr formirte Galvez die Regierungstruppen und rückte, von Prem begleitet, vom Hauptplatze den Rebellen entgegen; noch ehe er aber das Thor erreichte, brach eine Verschwörung unter den Truppen aus und mit dem Geschrei: „*Viva el General Merino y muera el jefe del Estado que nos ha vendido — fuego, muchachos!*“ (es lebe General Merino, es sterbe der Chef des Staats, der uns verkauft hat — Feuer, ihr Jungen!) — feuerte die Infanterie auf den Stab los. Eine Kugel drang durch Prems Hut; Galvez ward vom Pferde geworfen, entkam aber und suchte hinter dem Altar der Kirche La Concepcion eine Zuflucht. Yañez gelang es, die Truppen mit seiner Cavallerie zu zerstreuen, worauf er mit Zurücklassung von 15 Todten in der Strasse nach dem Marktplatz zurückmarschirte. Merino nahm mit etwa 120 Mann Besitz von einem Feldstück des Bataillons und stellte sich auf dem Platze Guadelupe auf. Haufen der zersprengten Truppen trieben sich die ganze Nacht hindurch in den Strassen umher, wo sie ihre Musketen losfeuerten und die Stadt in Angst erhielten; Yañez aber sicherte sie vor Plünderung, indem er mit seiner Reiterei patrouillirte. Am Morgen bat Merino um die Erlaubniss, auf den Marktplatz rücken zu dürfen. Seine Zahl hatte sich durch die Rückkehr der herumstreichenden Trupps vermehrt. Nach Formirung derselben auf dem Platze wurden er nebst drei bis vier von den Rädelsführern aus den Reihen hervorgerufen und ins Gefängniss im Kloster Santo Domingo geschickt, wo er am Montag Nachmittag an einen Pfahl in seiner Zelle gebunden und erschossen ward. Sein Grab am Fusse des Pfahls und das an die Mauer verspritzte Blut wurden mir als eine der Merkwürdigkeiten Guatemala's gezeigt.

Am Sonntag früh schlugen die Glocken abermals Sturm: die Rebellen erschienen am alten Thore und es wurden Bevollmächtigte zur Unterhandlung mit ihnen abgeschickt. Sie forderten Raümung des Platzes von den Soldaten; die Soldaten aber antworteten voll Entrüstung, sie möchten nur kommen und den Platz nehmen. Prem milderte das Trotzige dieser Antwort dahin, dass er ihnen sagen liess, Re-

bellen könnten sie sich nicht unterwerfen, worauf um halb 1 Uhr Nachts der Angriff begann. Die Rebellen zerstreuten sich in den Vorstädten, wo sie Pulver und Kugeln nutzlos verschossen, bis am Morgen Yañez mit siebenzig Mann Cavallerie einen Ausfall machte, dreihundert Mann derselben in die Flucht schlug und mit bluttriefenden Lanzen auf den Platz zurückkehrte. Hätten die Bürger ihn unterstützt, so würde er sie wahrscheinlich alle nach Antigua zurückgetrieben haben.

Am Mittwoch traf Carrera zu den Rebellen. Er hatte seine Emissäre nach den Dorfschaften ausgesandt, um die Indianer aufzuwiegeln und ihnen die Plünderung Guatemala's zu versprechen, und am Donnerstage erschien er mit einem tumultuarischen Haufen halbnackter Wilder, Männer, Weiber und Kinder, zu 10000 bis 12000 geschätzt, an den Thoren der Stadt. Die Antiguaner selbst wurden bei diesem Anblick bestürzt und die Bürger Guatemala's der Verzweiflung nahegebracht. Abermals wurden Bevollmächtigte zur Unterhandlung an ihn gesandt, denen gegenüber er die Absetzung Galvez' als Staatschefs, Raümung des Marktplatzes von den Bundestruppen und freien Einzug in die Stadt verlangte. Wahrscheinlich würden die Bundestruppen, wenn sie von Seiten der Bürger Unterstützung gefunden, dem Einzuge sich haben widersetzen können; aber die Bestürzung und die Furcht die rebellischen Horden zu erbittern waren so gross, dass man an nichts als Unterwerfung dachte. Die Deputirtenkammer trat, von Schrecken und Verzweiflung gelähmt, zusammen und das Ende war eine Zustimmung zu Allem, was der Haüptling forderte.

Um 5 Uhr raümte die kleine Regierungstruppe den Platz; die Infanterie, aus 300 Mann bestehend, zog durch die Calle real (Königsstrasse) hinaus; die Cavallerie, 70 Mann an Zahl mit Ausschluss der Officiere, marschirte durch eine andre Strasse ab und begegnete unterwegs einem Adjutanten Carrera's, der ihnen die Waffen niederzulegen befahl. Yañez antwortete, er müsste erst mit seinem General sprechen; die Dragoner aber, die eine Verrätherei von Seiten Valenzuela's argwöhnten, wurden von panischem Schrecken ergriffen und flohen. Yañez galoppirte mit 35 Mann durch die Stadt und entkam auf der Strasse nach Mixco; die Uibrigen stürzten auf den Platz zurück, warfen vor Ekel ihre Lanzen zu Boden, sassen ab und verschwanden, so dass nun nicht ein einziger Mann mehr unter den Waffen übrig war.

Mittlerweile rückten Carrera's Horden heran. Als der Commandant der Antiguaner Carrera fragte, ob er seine Massen in Carrés oder Compagnien abgetheilt hätte, antwortete er: „*No entiendo nada de esto. Todo es uno*“ — „davon verstehe ich nichts. Das ist Alles eins“. Unter seinen Anführern befanden sich Monreal und andere bekannte Geächtete, Verbrecher, Raüber und Mörder. Er selbst sass zu Pferde, hatte auf seinem Hute einen grünen Federstutz und war von Stücken schmutzigen, mit Heiligenbildern bedeckten Baumwollenzeugs umhangen. Ein Herr, der die Horde von dem Dache seines Hauses aus sah und alle Schreckensscenen, die in dieser unglücklichen Stadt stattgefunden, durchgemacht hatte, sagte, dass er nie in seinem Leben eine solche Bestürzung und einen solchen Schauder empfunden als

wie er den Einzug dieser ungeheuern Barbarenmasse sah, wie sie sich durch die Strassen drängten, Alle mit grünen Federbüschen auf den Hüten, so dass sie aus der Ferne wie ein wandelnder Wald aussahen, bewaffnet mit rostigen Musketen, alten Pistolen, Vogelflinten, manche mit, andere ohne Schlösser, mit Stöcken in der Form von Flinten mit zinnplattirten Schlössern, mit Keulen, mit an lange Stangen gebundnen Machetes und Messern; und um den Haufen noch mehr anzuschwellen, waren noch zwei- bis dreitausend Weiber mit grossen und kleinen Säcken zum Fortschleppen der Beute dabei. Viele, die nie zuvor aus ihren Dörfern gekommen waren, warfen gierigwilde Blicke umher, als sie die Haüser und Kirchen mit ihrer Pracht erschauten. Sie betraten den öffentlichen Platz unter dem Gebrüll: „*Viva la religion y muerte á los extrangeros!*“ Carrera selbst war bestürzt über die ungeheure Lawine, die er in Bewegung gesetzt, und konnte vor Betretenheit sein Pferd nicht lenken. Er gestand es später, dass er vor der Schwierigkeit, diese ungeheure und ungeordnete Masse zu beherrschen, erschrocken gewesen wäre. Bei seiner Ankunft auf dem Platze ritt der Verräther Barundia, der Oppositionsführer, der Catilina dieser Rebellion, an seiner Seite.

Mit Sonnenuntergang stimmte die ganze Menge das *Salve* oder den Lobgesang auf die h. Jungfrau an. Das Brausen der Menschenstimmen erfüllte die Luft und machte die Herzen der Einwohner vor Angst erzittern. Carrera betrat die Kathedrale; in stummem Staunen über ihre Pracht drängten die Indianer sich ihm nach und stellten die rohen Bilder ihrer Dorf-Heiligen um den schönen Altar auf. Monreal brach in das Haus des Generals Prem ein und griff nach einem reich mit Gold gestickten Uniformrocke, in welchen Carrera, während er noch seinen Strohhut mit dem grünen Federstutze trug, hineinschlüpfte. Man brachte ihm eine Uhr, er kannte aber ihren Gebrauch nicht. Wahrscheinlich ward seit Alarichs und der Gothen Angriffe auf Rom keine civilisirte Stadt jemals von einer solchen Barbarenüberschwemmung heimgesucht.

Und Carrera war allein der Mann, der die Gewalt besass, die ihn umgebenden wilden Elemente zu beherrschen. Sobald es möglich war, suchten ihn einige Staatsbehörden auf und baten ihn in den feigsten, niedrigsten Ausdrücken, zu bestimmen, auf welche Bedingungen hin er die Stadt raümen wollte. Er verlangte die Absetzung des Staatschefs Galvez, sowie alles Geld und alle Waffen, die der Regierung nur zu Gebote ständen. Die einzigen Männer, die einigen Einfluss auf ihn hatten, waren die Priester. Worte sind nicht im Stande, eine Vorstellung von dem furchtbaren Zustande der Ungewissheit zu geben, in welchem die Stadt schwebte, die in jedem Augenblicke fürchtete, das Signal zu allgemeinem Raub und Mord geben zu hören. Die Einwohner schlossen sich in ihren Haüsern ab, die, von Stein gebaut, mit eisernen Balcons vor den Fenstern und mehre Zoll dicken Thüren den Angriffen herumstreichender Haufen widerstanden; aber es wurden übergenug Abscheulichkeiten begangen, Vorläufer einer allgemeinen Plünderung, wie es schien. So ward der Vicepräsident der Republik ermordet, das Haus eines Deputirten, Namens Flores, ausgeraubt, seine Mutter von einem Buben mit dem Kolben seiner Flinte

zu Boden geschlagen und eine seiner Töchter mit zwei Kugeln in den Arm geschossen.

Das Haus der Herren Klee, Skinner et Comp., der vornehmsten fremden Kaufleute in Guatemala, das einem Gerücht zufolge Munition und Waffen enthalten sollte, ward zu mehren Malen mit grosser Wildheit angegriffen; da es aber starke balconirte Fenster besass und die Thür durch inwendig aufgethürmte Waarenballen gesichert war, so widerstand es den Angriffen eines undisciplinirten Volkshaufens, der nur mit Keulen, Musketen, Messern und Machetes bewaffnet war. Die Priester eilten mit dem Crucifixe durch die Strassen, hielten im Namen der Jungfrau und der Heiligen die zügellosen Indianer in Schranken, mässigten die Wildheit ihrer Leidenschaft und schützten die bestürzten Einwohner. Und ich kann nicht umhin, hier eines Mannes zu gedenken, dessen Name in Aller Munde war, des Herrn Charles Savage, damaligen Consuls der Vereinigten Staaten, der inmitten des rasendsten Sturms auf Herrn Klee's Haus unter einem Kugelregen auf die Strasse stürzte, Bayonette und Machetes in die Höhe schlug, das Gesindel von der Thür zurücktrieb und sie als Raüber und Mörder brandmarkend, mit seinem weissen, im Winde flatternden Haar eine solche Fluth von Zorn und Verachtung über sie ausgoss, dass die Indianer, ob seiner Kühnheit erstaunt und betreten, abstanden. Hiernach erblickte man ihn mit fast muthwilliger Preisgebung seines Lebens inmitten jedes Pöbelhaufens, und doch kam er zu Aller Erstaunen mit dem Leben davon. Die fremden Ansässigen überreichten ihm sämmtlich ein Dankschreiben für seine furchtlosen und folgenreichen Anstrengungen zum Schutze des Lebens und Eigenthums.

Während der Unterhandlung bemühte sich Carrera, in Prems Uniform gekleidet, seinen tumultuarischen Anhang im Zügel zu halten, sagte aber zu verschiednen Malen, er könnte selbst der Versuchung, die Haüser Klee's und der andern Engländer zu plündern, nicht widerstehen. Es lag im Charakter dieses gesetzlosen Haüptlings ein seltsamer Zug von religiöser Schwärmerei. Das Schlachtgeschrei seiner Horden war „*Viva la religion!*“ Den Palast des Erzbischofs hatten die Liberalen als ein Theater benutzen lassen; Carrera verlangte die Schlüssel, steckte sie in seine Tasche und erklärte, dass das Gebaüde, um jede Entweihung für die Zukunft zu verhüten, nicht eher wieder geöffnet werden sollte, als bis der verbannte Erzbischof zurückgekehrt sein und es wieder bewohnen würde.

Man ward endlich über die Bedingungen einig, unter denen er sich zurückzuziehen einwilligte; sie lauteten: 11000 Dollars in Silber, nämlich 10000 zur Vertheilung unter seinen Anhang und 1000 als seinen eigenen Antheil; ferner 1000 Musketen und eine Bestallung als Oberstlieutenant für sich. Die Geldsumme war als Preis für die Erlösung aus solcher draüenden Gefahr gering, aber ungeheuer gross in den Augen Carrera's und seines Anhangs, von welchem Wenige mehr im Vermögen hatten als die Fetzen auf ihrem Rücken und die gestohlenen Waffen in ihren Händen. Dennoch war dieses Geld nicht leicht zusammengebracht, da der Staatsschatz zahlungsunfähig war und die Bürger nicht etwa mit Freuden beisteuerten. Die Thorheit, in die Uibergabe von 1000 Musketen in Carrera's Hände einzuwilligen,

kam nur der Ungereimtheit gleich, ihn zum Oberstlieutenant zu machen.

Am Nachmittage des dritten Tages ward das Geld ausgezahlt, die Musketen ausgeliefert und Carrera mit dem Commando der Provinz Mita, eines Districts bei Guatemala, bekleidet. Die Freude der Einwohner bei der Aussicht auf seinen sofortigen Abmarsch war gränzenlos; aber noch im letzten Augenblicke verbreitete sich das Schreckensgerücht, die wilden Banden hätten eine unbezwingliche Gier gezeigt, die Stadt vor ihrem Abzug zu plündern; ein Gerücht, das durch das zufällige Losschiessen von Musketen auf dem Marktplatz Bestärkung erhielt. Es folgte eine Stunde furchtbarer Angst und Ungewissheit, bis sie endlich um 5 Uhr in buntem Gedränge vom Platze abzogen. Auf der Plaza de Toros (Stiergefechtplatze) machten sie Halt und erzeugten durch das Abfeuern ihrer Flinten in die Luft einen abermaligen panischen Schrecken. Wiederum tauchte jetzt ein Gerücht auf, dass Carrera 4000 Dollars mehr verlange und dass er, im Fall er es nicht empfinge, umkehren und es mit Gewalt nehmen würde. Carrera kehrte auch wirklich um und verlangte ein Feldstück, das ihm gegeben ward; und jetzt endlich, nachdem er noch eine Schrift zurückgelassen, welche die Abstellung gewisser Uibelstände forderte, verliess er zur unaussprechlichen Freude aller Einwohner die Stadt.

Das Entzücken der Bürger, von der Bedrängniss unmittelbarer Gefahr erlöst zu sein, war zwar gross, aber damit war das Vertrauen nicht wiedergekehrt, waren leider auch die politischen Erbitterungen nicht geheilt. Valenzuela ward zum Jefe (Chef) des Staats ernannt; die Deputirtenkammer nahm wieder ihre gestörten Sitzungen auf; Barundia, als das Haupt der neuen ministeriellen Partei, stellte den Antrag, alle unconstitutionellen Decrete von Galvez aufzuheben; man brauchte Geld und nahm wieder zu dem alten System gezwungener Anleihen seine Zuflucht, was die Besitzenden erbitterte. Und inmitten aller Zwietracht und Verwirrung traf die Nachricht ein, dass Quezaltenango, eines der Departements von Guatemala, sich losgetrennt und als besondern Staat erklärt habe. Gleichzeitig erhielt auch die Regierung ein Schreiben von Carrera, welches besagte, dass er seit seiner Ankunft in Mataquescuintla in Erfahrung gebracht, wie die Leute in der Hauptstadt übel von ihm sprächen, und dass er, wenn sie darin fortführen, mit viertausend Mann wiederkommen und ihnen den Kopf zurechtsetzen würde. Von Zeit zu Zeit übermachte er durch einen gerade durch seinen Ort passirenden Indianer der Stadt eine Botschaft desselben Inhalts. Darnach ging das Gerücht um, seine Anhänger hätten sich seiner Autorität entzogen, fingen Unternehmungen auf eigne Faust an, bedrohten die Stadt mit einer zweiten Invasion und wären ihren Proclamationen nach entschlossen, die Weissen auszurotten, eine Regierung von „freien Tigern“ (*pardos libres*) einzusetzen und die Länder, die ihnen durch ihre Freimachung von der Herrschaft der Weissen zugefallen, als rechtmässiges Besitzthum zu geniessen. Zur Ehre Guatemala's brach jetzt ein einzeles Fünkchen von Muth hervor: die Männer aller Klassen griffen zu den Waffen; aber es war nur ein flüchtiges Aufblitzen, das schnell wieder verschwand. Wiederum langte jetzt die Nachricht an, Carrera habe seine Emissäre ausgesandt, um seine Horden zu einem neuen

Marsche auf die Stadt aufzubieten. Verschiedne Familien wurden auf privatem Wege benachrichtigt und gemahnt, Sicherheit in der Flucht zu suchen. Hunderte flohen auch wirklich und auf den Landstrassen drängten sich lange Züge von Maulthieren, Pferden und mit Gepäck beladenen Indianern. Am Sonntage war Alles auf den Beinen und am Montage früh bei Zeiten wurden an den Barrieren Wachen aufgestellt. Hunderte von Pässen wurden verlangt und verweigert. Wiederum erschien ein Decret, dass Alle die Waffen ergreifen sollten. Die Miliz ward von Neuem zusammengezogen. Am Dinstagsabend um 10 Uhr hiess es, Carrera stände bei Palencia, um 11 Uhr, er wäre aufgebrochen, um einen Aufstand seiner eignen Banditen zu unterdrücken, und am Mittwoch Abends, er stände bei einem Orte, welcher Canales hiess. Sonntags den 4. März fand eine Musterung über etwa 700 Mann statt. Antigua Guatemala sandte 350 Flinten nebst Munition zu, die es nicht für klug hielt zu behalten, weil man geschrieen hatte „*Muera Guatemala y viva Carrera!*“ (Tod Guatemala, es lebe Carrera) und Placate mit denselben ominösen Worten an den Mauern angeschlagen worden waren. Die Regierung erhielt in dieser Zeit ein Schreiben von Carrera, worin er ihr rieth, ihre Truppen zu entlassen, und ihr versicherte, dass er blos zu dem Zwecke Truppen zusammenzöge, um eine von einem gewissen Galvez (dem frühern Präsidenten des Staats, den er abgesetzt hatte) angeführte Bande von 400 Rebellen zu vernichten, und um zwei Kanonen und noch mehr Munition bat. Ein andres Mal, wahrscheinlich des Glaubens, die Regierung müsse sich für sein Schicksal interessiren, benachrichtigte er sie, dass er mit genauer Noth einem Meuchelmorde entgangen wäre. Monreal hatte sich nämlich eine sich darbietende günstige Gelegenheit zu Nutze gemacht, seine Leute zu gewinnen gewusst, ihn an einen Baum gebunden und war eben im Begriffe ihn erschiessen zu lassen, als sein Bruder Laureano Carrera herzustürzte und Monreal mit dem Bayonette durch den Leib rannte. Die Regierung fasste jetzt den Plan, durch den Einfluss der Priester seine Anhänger zu gewinnen, dass sie ihre Waffen unter Bezahlung von fünf Dollars fürs Stück auslieferten; bald aber vernahm man, dass er stärker als je wäre, alle Landstrassen besetzt hielte und herrische Proclamationen an die Regierung schickte, bis gar endlich die Nachricht ankam, dass er wirklich auf die Stadt losmarschire.

In dieser Zeit langte zur unaussprechlichen Freude der Einwohner General Morazan, der Präsident der Republik, von San Salvador mit 1500 Mann an. Aber auch jetzt noch dominirte der Parteigeist. General Morazan lagerte sich zwei Leguas von der Stadt, indem er Bedenken trug, in sie einzuziehen oder die Streitmacht der Gesammtregierung zur Unterdrückung einer im Staate ausgebrochnen Revolution anders als mit Zustimmung der Staaten-Regierung zu verwenden. Die Staaten-Regierung war eifersüchtig auf die Bundes-Regierung, hing mit Zähigkeit an Vorrechten, die sie doch zu vertheidigen nicht den Muth hatte, und verlangte vom Präsidenten einen Plan seines Feldzugs; nahm ferner ein Decret an, in welchem sie Carrera und seinem Anhange vierzehn Tage Bedenkzeit zur Niederlegung ihrer Waffen bewilligte, das General Morazan in seinem Hauptquartier gar nicht wollte verkündigen lassen, hob aber zwei Tage darnach be-

sagtes Decret wieder auf und ermächtigte den Präsidenten der Republik, je nach den Umständen zu handeln.

Während dieser Zeit war eines von Morazans Piquets abgeschnitten und die Officiere ermordet worden, was unter seinen Soldaten grosse Aufregung erzeugte; bei seiner ängstlichen Sorgfalt aber, grösseres Blutvergiessen zu vermeiden, sandte er in die Stadt nach dem Kanonikus Castillo und nach Barundia, die er als Bevollmächtigte zu dem Zwecke abordnete, um die Banditen in Güte zu bewegen, ihre Waffen auszuliefern und ihnen lieber fünfzehn Dollars fürs Stück anzubieten als es zum Aüssersten kommen zu lassen. Die Bevollmächtigten fanden Carrera in einem seiner alten Schlupfwinkel im Gebirge bei Mataquescuintla, umgeben von Indianerhorden, die von Tortillas lebten. War der Verräther Barundia von Morazans Soldaten mit Murren empfangen worden, so ward seiner Verrätherei der weitere Lohn zu Theil, dass Carrera nicht unter Einem Dache mit ihm schlafen mochte, weil er, wie er sagte, seine neue Lanze, das Geschenk eines Priesters, nicht in seine Brust zu versenken wünschte.

Die Zusammenkunft fand im Freien und auf der Höhe eines Berges statt. Carrera weigerte sich, seine Waffen niederzulegen, wenn nicht alle seine frühern Forderungen erfüllt und zugleich auch die indianische Kopfsteuer auf ein Drittel ihres Betrags reducirt würde; seine Härte gegen die Ausländer aber milderte er insofern, als er jetzt blos verlangte, dass nur die Nichtverheiratheten aus dem Lande gewiesen werden und dass ihnen in Zukunft blos gestattet sein sollte Handel zu treiben, nicht aber festen Fuss im Lande zu fassen. In Carrera's Umgebung befand sich der abscheuliche Priester Padre Lobo, sein beständiger Freund und Rather. Die Argumente des Kanonikus Castillo, besonders in Bezug auf die thörichte Anklage gegen die Regierung, sie suche die Indianer zu vergiften, wurden mit vieler Aufmerksamkeit angehört, bis Carrera die Conferenz plötzlich durch die leidenschaftliche Behauptung abbrach, die Regierung hätte ihm für jeden Indianer, den er vergiften würde, zwanzig Dollars geboten.

Alle Hoffnung auf einen Vergleich war nun zu Ende und General Morazan marschirte gerad auf Mataquescuintla los; noch ehe er es aber erreichte, waren Carrera's Banden schon im Gebirge verschwunden. Er hörte dann an einem andern Orte von ihnen, dass sie die Felder verwüsteten und Dörfer und Städte verheerten, und abermals waren, noch ehe seine Truppen sie erreichen konnten, die Musketen versteckt und die Indianer entweder in den Gebirgen oder ganz ruhig bei ihren Feldarbeiten. Herr Hall, der britische Viceconsul, empfing einen Brief von eilf britischen Unterthanen in Salama, einer drei Tagereisen entfernten Stadt, welcher meldete, dass sie von einer Bande von Carrera's Truppen in der Nacht überfallen, gänzlich ausgeraubt, zwei Nächte und einen Tag ohne Nahrung eingesperrt gehalten und zum Tode des Erschiessens verurtheilt worden wären, endlich aber den Befehl erhalten hätten, das Land zu verlassen; und diess wären sie eben jetzt zu thun im Begriffe, wobei sie, von Allem entblösst, sich zum Hafen durchbetteln müssten. Wenige Tage darnach ertönte Abends um 10 Uhr die Lärmkanone in der Stadt und

es hiess, Carrera stände wiederum vor den Thoren. Während dieser ganzen Zeit war der Parteikampf so leidenschaftlich wie je; die Centralisten zitterten zwar vor Besorgniss, freuten sich aber doch im Herzen, dass das Land unter der Verwaltung der Liberalen in einem solchen zerrissenen Zustande sich befand und dass Einer aufgestanden war, der ihnen Schrecken einzuflössen vermochte; während die getheilten Liberalen sich gegenseitig mit einem selbst noch tiefern Hasse verfolgten als der Hass der Centralisten gegen sie war; die Aufregung ward aber so gross, dass alle Parteien besondere Petitionen an Morazan richteten, in denen sie den kläglichen Zustand der Unsicherheit in der Stadt darstellten und ihn baten, er möge doch in dieselbe einrücken und für ihre Sicherheit sorgen. Getrennte Deputationen beeilten sich in Morazans Hauptquartiere einander zuvorzukommen und ihm dadurch, dass sie die Ersten waren, die um seinen Schutz baten, den Hof zu machen. General Morazan war mit der zerrissenen Lage der Stadt schon bekannt geworden und wollte eben sein Pferd besteigen, als die Deputirten anlangten. Den Sonntag rückte er dann mit einer Escorte von 200 Mann unter Glockengeläute, Kanonendonner und andern Freudenbezeigungen ein. Noch an demselben Tage überreichten ihm die Kaufleute nebst dem Marquis von Aycinena und Andern von der Centralpartei eine Petition, in welcher sie den furchtbaren Zustand des öffentlichen Geistes darlegten und Morazan ersuchten, die Staatsbehörden abzusetzen, die Zügel der Regierung in seine eigne Hand zu nehmen und eine constituirende Versammlung, als das einzige Mittel, Guatemala vom gänzlichen Ruin zu retten, zusammenzuberufen. Am Abende hatten Deputirte aus den verschiedenen Fractionen der Liberalen lange Conferenzen mit dem Präsidenten. Morazan antwortete Allen, dass er gesetzlich zu handeln wünsche, den nächsten Tag mit der Landesversammlung in Verbindung treten und von ihrer Entscheidung sich leiten lassen wolle. Was in dieser Versammlung vor sich ging, ist zu betrübend und ekelhaft, als dass ich dabei verweilen sollte. Soweit ich das Parteitreiben jener Zeit verstehe, wie es sich mir in Zeitungen und Pamphleten aus beiden Lagern, durch die ich mich hindurcharbeitete, darstellte, benahm sich General Morazan auf redliche und ehrenhafte Weise. Die Centralisten machten einen verzweifelten Versuch, ihn an sich zu fesseln, aber er mochte die angebotene Umarmung und den sycophantischen Dienst von Menschen, die stets seine Widersacher gewesen, nicht annehmen; er wollte aber auch Das nicht unterstützen, was ihm in seiner eignen Partei als Unrecht erschien.

Mittlerweile gewann Carrera an Boden; er hatte verschiedne Detachements der Bundestruppen in die Flucht geschlagen und seinen Munitions- und Waffenvorrath vermehrt. Darin stimmten auf die Länge Alle zusammen, dass irgendetwas geschehen müsse, und so ward in einer letzten Sitzung der Landesversammlung im Gefühl der Verzweiflung Folgendes ohne Debatte beschlossen:

1) Die Staatenregierung zieht sich nach La Antigua zurück.

2) Der Präsident verwaltet in Person oder durch einen Beauftragten den District gemäss dem Artikel 176 der Constitution.

Inmitten dieser Vorgänge in der Stadt und der schlimmen Gerüchte von Aussen ward Morazan am Sonntage ein Ball gegeben,

dem aber die Centralisten, missvergnügt darüber, dass er auf ihre Eröffnungen nicht eingegangen war, nicht beiwohnten. Galvez, der von Carrera entsetzte Chef des Staats, erschien hier zum ersten Male seit seiner Absetzung wieder und tanzte die ganze Nacht hindurch.

Wenn Morazan im Kabinet Unentschlossenheit zeigte, so entwickelte er dagegen im Felde seine ganze Energie und erhielt auch jetzt, wo er mit der Vollgewalt bekleidet war, seinen hohen Ruf als tüchtiger Soldat aufrecht. Das Armeebulletin vom Mai und Junius zeigt uns den Weg, den Carrera, Dörfer und Städte verwüstend, verfolgte, und seine harte Bedrängniss durch die Regierungstruppen, die ihn überall schlugen, wo sie ihn fanden, ohne sich indess je seiner Person versichern zu können. Währenddem gingen die Parteieifersüchteleien immer ihren Gang fort und die Staaten-Regierung befand sich im Zustande der Anarchie. Die Deputirtenversammlung vermochte nicht zusammenzutreten, weil es in Folge des Nichterscheinens der Staaten-Partei dem Vicechef oblag, sich zurückzuziehen, und dem ältesten Rathe, seine Stelle einzunehmen. Aber ein solcher Mann war nicht da, weil die Amtszeit des Rathes abgelaufen war und neue Wahlen nicht stattgefunden hatten; und während Morazan die wilden Banden Carrera's zersprengte und die Guatemalianer von der Gefahr, um deren Abwendung willen sie knieend vor ihm gelegen, erlöste, erwachten von Neuem die alten Eifersüchteleien und es wurden Brandschriften ins Land geschleudert, die ihn beschuldigten, er sauge das Land aus, um faule Soldaten zu unterhalten, und halte die Stadt durch Bayonette in Unterwürfigkeit.

Als gegen den Anfang des Julius Morazan Guatemala als von aller äussern Gefahr befreit erachtete, kehrte er, unter Zurücklassung von Truppen in verschiednen Städten unter Carvallo's Befehle und unter Ernennung von Carlos Salazar zum Stadtcommandanten, nach San Salvador zurück. Carrera meinte man vollständig gedemüthigt, und um die Sache zu einem Ende zu bringen, erliess Carvallo folgende Bekanntmachung:

„*Derjenige oder Diejenigen, welche den Verbrecher Rafael Carrera todt oder lebendig ausliefern (im Fall er sich nicht unter Bewilligung eines letzten Pardons freiwillig stellt), erhalten eine Belohnung von 1500 Dollars und zwei Caballerias Land und es wird ihnen für jedes begangne Verbrechen Verzeihung zugewährt.*

„*Guatemala den 20. Juli 1838.*

Der Obergeneral J. N. Carvallo."

Aber der „Verbrecher" Carrera, der für vogelfrei erklärte Bandit, war mit Nichten gedemüthigt. Er überfiel die Detachements der Bundestruppen eines nach dem andern, und während in der Stadt der wilde Parteigeist tobte, gezwungene Anleihen erhoben, Klagen über die schweren Kosten zur Erhaltung fauler Soldaten vernommen und Pläne zur Abschaffung der Staaten-Regierung und zur Bildung einer provisorischen Junta, sowie zur Organisirung einer constituirenden Versammlung mit Rivera Paz an der Spitze geschmiedet wurden, griff Carrera mit immer zunehmenden Streitmassen Amatitan an, nahm La Antigua weg, verweilte hier nur so lange bis einige Häuser ausgeplündert waren, raubte ihm seine Kanonen, Musketen und Munition und rückte abermals auf Guatemala los, mit der ausgesproch-

nen Absicht, jedes Haus der Erde gleichzumachen und jeden weissen Einwohner zu ermorden.

Die Bestürzung in der Stadt überstieg alle Vorstellungen. General Morazan ward von Neuem dringend ersucht zu kommen. Man erhielt von ihm eine mit Bleistift geschriebene Zeile durch einen Mann, der sie in den Aermel seines Rocks eingenäht bei sich führte, worin er die Stadt aufforderte, nur auf einige wenige Tage sich zu vertheidigen und Stand zu halten. Da aber die Gefahr gar zu drohend war, so rückte Salazar an der Spitze der Bundestruppen (jener „faulen Soldaten", über die man sich beklagt hatte) um 2 Uhr Morgens aus, der, von einem dicken Nebel begünstigt, Carrera plötzlich bei Villa Nueva überfiel, 450 seiner Leute tödtete und ihm eine vollständige Niederlage beibrachte, wobei Carrera selbst schwer am Schenkel verwundet ward. So war die Stadt der Zerstörung entgangen und am nächstfolgenden Tage langte Morazan mit 1000 Mann an. Da aber die ungeheure Gefahr, der man entronnen, noch nicht vorüber war, sondern morgen wiederkehren konnte, so kamen die Eifersüchteleien der Parteien endlich zum Schweigen, Alle blickten auf General Morazan als den einzigen Mann, der mit Erfolg sie vor Carrera schützen konnte, und richteten die Bitte an ihn, die Dictatorschaft anzunehmen.

Um die nämliche Zeit langte Guzman, der General von Quezaltenango, mit 700 Mann an und General Morazan traf furchtbare Anstalten, um die Cachurecos zu umzingeln und zu zermalmen. Das Ergebniss war dasselbe wie vorher: Carrera ward beständig geschlagen, entkam aber ebenso beständig. Sein Anhang ward zersprengt, seine bessten Leute gefangen und erschossen und er selbst auf der Spitze eines Bergs mittelst eines Cordons von Soldaten um dessen Fuss abgesperrt und beinahe ausgehungert, von wo er nur durch die Nachlässigkeit der Wache entkam. Während dreier Monate von Ort zu Ort gejagt, aus seinen alten Schlupfwinkeln vertrieben, von allen Seiten eingeschlossen, ging er endlich einen Vergleich mit Guzman ein, durch welchen er einwilligte, 1000 Stück Flinten auszuliefern und den Rest seines Anhangs zu verabschieden. Als es indess zur Ausführung des Vertrags kam, übergab er nur 400 Flinten und noch dazu alte und schlechte, und doch sah Guzman diesem Vertragsbruche durch die Finger, nicht ahnend das furchtbare Schicksal, das ihm in Carrera's Händen vorbehalten war.

Als diess vorüber war, entfernte Morazan den Rivera Paz von seinem Posten, setzte Salazar wieder ein und kehrte nach San Salvador zurück, nachdem er zuvor der Stadt schwere Contributionen zur Bestreitung der Kriegskosten auferlegt und alle Soldaten der Bundesregierung mit sich genommen hatte, wodurch er eines der wider ihn erhobenen Parteigeschreie, dass er in der Stadt durch Bayonette seinen Einfluss zu erhalten suche, Lügen strafte. Guzman kehrte nach Quezaltenango zurück und die Besatzung bestand nur noch aus siebenzig Mann.

Die Kriegssteuern und die Wegziehung der Truppen aus der Stadt erzeugten grosse Unzufriedenheit gegen Morazan und der politische Horizont verdüsterte sich jetzt in der ganzen Republik. Der Marquis de Aycinena, der, von Morazan verbannt, mehre Jahre in

den Vereinigten Staaten verweilt und unsere Institutionen studirt hatte, beschleunigte die Krisis durch eine Reihe von Artikeln, die überallhin verbreitet wurden und den Zweck hatten, unsre Constitution und Gesetze zu erläutern. Honduras und Costa Rica erklärten ihre Unabhängigkeit von der Generalregierung. Alles diess wirkte zurück auf Guatemala und goss Oel in das schon hochauflodernde Feuer der Zwietracht.

Am 24. März 1839 erliess Carrera aus seinem alten Quartier Mataquescuintla ein Bulletin, worin er mit Bezug auf die Unabhängigkeitserklärung der Staaten sagt: „Als jene Decrete mir zu Handen kamen, las ich sie und kehrte sehr oft zu ihnen zurück; gleichwie eine lebende Mutter einen einzigen Sohn, den sie verloren glaubte, mit ihren Armen umfasst und an ihr Herz drückt, so auch that ich es mit der Schrift, welche die Unabhängigkeitserklärung enthielt, denn in ihr fand ich die Grundsätze, die ich vertheidige, und die Reformen, die ich begehre.“ Diess ist ein Bisschen figürlich gesprochen, da Carrera damals nicht lesen konnte; aber es muss für ihn ganz neu und eine Freude gewesen sein, die von ihm vertheidigten Grundsätze hier zu entdecken.

Wiederum drohte er mit einem Einmarsch in die Stadt. Während in den Räthen Verwirrung und Verzweiflung herrschten, erschienen am 12. April seine Horden vor den Thoren. Alles war starr vor Schrecken, aber es fand keine Massenerhebung zu ihrer Zurücktreibung statt. Morazan war nicht zu errufen, und Diejenigen, die, als es galt, ihn des Versuchs, die Stadt durch Bayonette zu beherrschen, anzuklagen, am lautesten gewesen waren, klagten ihn nun wiederum an, dass er sie in der Gewalt Carrera's lasse. Alle, die es konnten, verbargen ihre Schätze und flohen; die Uibrigen schlossen sich in ihren Haüsern ein und verrammelten Thüren und Fenster. Um 2 Uhr Morgens rückte Carrera, nachdem er die Wache überwältigt, mit 1500 Mann ein. Der Commandant Salazar entfloh und Carrera ritt nach dem Hause des Rivera Paz, klopfte an die Thür und setzte ihn wieder zum Chef des Staates ein. Seine Soldaten nahmen ihre Quartiere in den Kasernen und Carrera warf sich zum Beschützer der Stadt auf; und man ist ihm schuldig zu sagen, dass er seine eigne Unfähigkeit zum Regieren anerkannte und dass er zur Erhaltung der Ruhe der städtischen Behörde Mannschaft zur Verfügung stellte. So war denn die Centralpartei wieder im Besitze der Gewalt. Carrera's Fanatismus fesselte ihn an die kirchliche Partei; die Genossenschaft und Verbindung mit der Aristokratie schmeichelte ihm, man machte ihn zum Generalbrigadier, man beschenkte ihn mit einer schönen Uniform; und ausser diesen leeren Ehren hatte er noch die städtischen Kasernen und Sold für seine Leute, und das war denn doch angenehmer als indianische Hütten und fouragirende Streifzüge. Diese Ligue hatte seit dem Monat April vor meiner Ankunft bestanden. Das grosse Band, das dieses Bündniss zusammenhielt, war der Hass gegen Morazan und die Liberalen. Die Centralisten hatten ihre constituirende Versammlung, hoben die von den Liberalen herrührenden Gesetze auf, führten die alten spanischen Gesetze und die alten Namen für die Justizhöfe und die Regierungsbeamten wieder ein und votirten alle Gesetze, die ihnen gefielen,

ohne dass sie Carrera ins Gehege kamen. Die grosse Schwierigkeit war nur, Carrera in Ruhe zu erhalten. Unfähig, unthätig in der Stadt zu bleiben, marschirte er gen San Salvador zu dem vorgeblichen Zwecke, General Morazan anzugreifen. Die Centralisten waren in grosser Angst: mochte Carera siegen oder unterliegen, so war es ihnen so wie so gefährlich; denn ward er geschlagen, so konnte Morazan gerad auf die Stadt losmarschiren und ausgezeichnete Rache an ihnen nehmen; war er siegreich, so konnten seine Barbaren so siegberauscht zurückkommen, dass keine Gewalt mehr über sie möglich war. Ein unbedeutender Umstand zeigt die Lage der Dinge. Carrera's Mutter, ein altes, auf dem Markte als Hökerin wohlbekanntes Weib, starb. Während es früher bei den höhern Ständen Brauch gewesen war, ihre Todten in Grabgewölben innerhalb der Kirchen zu begraben, wurden seit der Zeit der Cholera alle Begräbnisse ohne Unterschied in den Kirchen und selbst auch innerhalb der Stadt verboten, dagegen ausserhalb der Stadt ein Campo santo angelegt, auf welchem alle vornehme Familien Schwibbögen hatten. Carrera that seinen Willen kund, dass seine Mutter in der Kathedrale begraben werden solle! Die Regierung nahm die Sorge für das Begräbniss auf sich, gab Einladungskarten aus und alle angesehene Leute der Stadt betheiligten sich an dem Zuge. Man sparte keine Anstrengungen, um seinen guten Willen zu gewinnen und ihn bei guter Laune zu erhalten; aber er war gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft unterworfen, und man sagt, dass er die Regierungsmitglieder gewarnt habe, in solchen Augenblicken es ja nicht zu versuchen, einen Disput mit ihm anzufangen, sondern ihn ruhig seinen Weg gehen zu lassen. So war Carrera, zur Zeit meines Besuchs ein unumschränkterer Herr Guatemala's als irgendein König in Europa über seine Gebiete und von den fanatischen Indianern „der Sohn Gottes" *(el hijo de Dios)* und „unser Herr" *(nuestro Señor)* genannt.

Als ich in Carrera's Zimmer trat, sass er an einem Tische und zählte Sixpenny- und Schillingsstücke. Neben ihm sass Oberst Monte Rosa, ein dunkelbrauner Mestize in glänzender Uniform, ausser dem noch mehre andere Personen im Zimmer waren. Er war ungefähr fünf Fuss sechs Zoll gross, hatte straffes schwarzes Haar, indianische Hautfarbe und ebensolchen Ausdruck, war ohne Bart und sah nicht über 21 Jahre alt aus. Er trug eine schwarze kurze Bombasett-Jacke und lange Beinkleider. Als wir eintraten, erhob er sich und schob das Geld auf die Seite; er empfing mich, wahrscheinlich aus Respect vor meinem Diplomatenrocke, mit Höflichkeit und reichte mir einen Stuhl an seiner Seite. Meine erste Bemerkung gegen ihn war der Ausdruck meiner Verwunderung über seine ausserordentliche Jugend; er antwortete, dass er erst 23 Jahre alt sei; sicherlich zählte er nicht mehr als 25 Jahre. Als ein Mann, der sich bewusst war, dass er etwas Ausserordentliches war und dass ich diess wüsste, fuhr er, ohne auf veranlassende Fragen zu warten, fort zu erzählen, er hätte begonnen (was er begonnen hatte sagte er nicht) mit dreizehn Mann, bewaffnet mit alten Flinten, die sie mit Cigarren abzuschiessen genöthigt waren, zeigte mir acht Stellen, wo er verwundet worden war, und sagte, dass er jetzt drei Kugeln im Leibe trüge. Er war gegenwärtig kaum noch als derselbe Mann wiederzuerkennen, der weniger

als zwei Jahre zuvor mit einer Horde wilder Indianer in Guatemala eingerückt war und den Fremden Verderben verkündet hatte. In keinem Punkte hatte er sich mehr geändert als in seiner Meinung von den Fremden, eine glückliche Erläuterung des Einflusses, den der Umgang mit Menschen auf die Ausrottung von Vorurtheilen gegen Individuen oder Klassen ausübt. Er war mit verschiednen Ausländern bekannt geworden, von denen Einer, ein englischer Arzt, ihm eine Kugel aus der Seite gezogen hatte, und sein Umgang mit ihnen allen hatte ihn dergestalt befriedigt, dass seine Ansichten eine vollständige Umwälzung erlitten hatten, und dass er sagte, sie wären die einzigen Leute, die ihn niemals täuschten. Er hatte etwas gethan, was ich als ausserordentlich ansehe, nämlich seinen Namen schreiben gelernt und seinen Stempel bei Seite geworfen. Ich hatte niemals das Glück, einem legitimen Könige oder einem Usurpator der königlichen Prärogativen vorgestellt zu werden, mit Ausnahme Mehemed Ali's. So alt Letzterer war, gab ich ihm doch einen guten Rath, und es thut mir wehe, dass dem alten Löwen jetzt seine Mähne abgeschoren ist. Und Carrera, den ich als einen vielversprechenden jungen Mann betrachtete, sagte ich, dass eine lange Laufbahn vor ihm liege und er seinem Vaterlande viel Gutes thun könne; worauf er seine Hand auf sein Herz legte und mit einem Ausbruch des Gefühls, den ich nicht erwartet hätte, sagte, er wäre entschlossen, seinem Vaterlande sein Leben zum Opfer zu bringen. Bei all seinen Fehlern und Verbrechen hat ihn doch Niemand jemals der Doppelzüngigkeit angeklagt, und vielleicht hält er sich für einen Patrioten, wie ja so viele sich selbst täuschende Menschen vor ihm gethan.

Ich erwog bei mir, dass er bestimmt wäre, einen bedeutsamen, wenn nicht einen dominirenden Einfluss auf die Angelegenheiten Centralamerika's auszuüben, und in dem Vertrauen, dass die Hoffnung, einen ehrenvollen und weitverbreiteten Ruf zu erlangen, einige Wirkung auf sein Gemüth haben möchte, sagte ich ihm, sein Name habe bereits mein Vaterland erreicht und ich hätte in den Zeitungen einen Bericht über seinen letzten Einzug in Guatemala gelesen, der voll von Lobeserhebungen über seine Mässigung und über seine Anstrengungen zur Verhinderung von Grausamkeiten gewesen wäre. Er sprach seine Freude darüber aus, dass sein Name bekannt wäre und dass man im Auslande seiner in solcher Weise gedächte, und sagte, dass er kein Raüber und Mörder wäre, wie seine Feinde ihn nennten. Er erschien mir als ein verständiger, der Veredlung fähiger Mann, weshalb ich ihm sagte, er solle andere Länder bereisen, insbesondere wegen seiner Nähe das meinige. Er hatte einen sehr unbestimmten Begriff davon, wo mein Vaterland gelegen sei, kannte es nur unter dem Namen *El Norte* d. i. der Norden, erkundigte sich nach seiner Entfernung und wie man am Bequemsten dahin gelangen könne, und sagte, er würde, wenn die Kriege vorüber wären, El Norte einen Besuch zu machen suchen. Aber er konnte auf nichts seine Gedanken lange richten, ausgenommen auf die Kriege und auf Morazan; ja, er kannte geradezu nichts weiter. Er war unbeholfen in seinem Benehmen und in der Ausdrucksweise, aber sehr ernsthaft; er lächelte niemals, und seiner Macht bewusst, zeigte er keine Sucht sie zur Schau zu stellen, wiewohl er von Allem, was er gethan und noch zu thun gedachte,

stets in der ersten Person sprach. Einer seiner Augendiener suchte, offenbar in der Absicht ihm zu schmeicheln, nach einem Papier mit seiner Unterschrift, um mir seine Hand zu zeigen, fand aber keines. Meine Unterredung mit ihm war weit interessanter als ich erwartet hatte; so jung, von so armseliger Herkunft, so entblösst von allen Vortheilen in seiner frühen Jugend, vielleicht mit ehrenhaften Antrieben, aber unwissend, fanatisch, blutdürstig und der Sklave gewaltsamer Leidenschaften, unumschränkter Herr über die physische Kraft des Landes, einer von natürlichem Hasse gegen die Weissen erfüllten Kraft. Bei meinem Fortgehen begleitete er mich bis zur Thür und bot mir in Gegenwart seiner nichtswürdigen Soldaten von freien Stücken seine Dienste an. Ich ersah hieraus, dass ich so glücklich gewesen war, einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen; und er sprach später, leider aber während meiner Abwesenheit, bei mir ein, und zwar, was für ihn etwas Ungewöhnliches war, in voller Staatsuniform.

Wie mir Don Manuel Pavon sagte, so erklärte er in jener Zeit, er betrachte sich als Generalbrigadier den Befehlen der Regierung unterworfen. Er erhielt keine regelmässigen und bestimmten Zahlungen für sich und für die Unterhaltung seiner Truppen; er war kein Freund vom Contoführen und verlangte Geld sooft er welches brauchte, und bei diesem Verfahren hatte er in Zeit von acht Monaten nicht mehr gefordert als Morazan in zweien. Für sich selbst brauchte er in der That gar kein Geld und die Indianer lohnte er aus Politik nur gering. Diess wirkte gewaltig auf die Aristokratie, deren Schultern die ganze Last des Geldauftreibens aufgebürdet war. Es mag für manche meiner Freunde eine Genugthuung sein zu erfahren, dass dieser gesetzlose Haüptling einer Herrschaft unterworfen ist, welcher schwächere Männer sich nicht gern unterwerfen: sein Weib begleitet ihn zu Pferde auf allen seinen Streifzügen, durch ein Gefühl bestimmt, welches manchmal aus einem Uibermass von Liebe entspringen soll; und ich habe gehört, dass es keinen unwichtigen Theil der Thätigkeit des Staatsoberhauptes bildet, Familienzwiste beizulegen.

Als wir nach Hause zurückkehrten, begegneten wir einem Herrn, welcher Herrn Pavon mittheilte, ein Trupp Soldaten suche nach einem Carrera verhassten Mitgliede der Kammer, der ihr persönlicher Freund war; und wie wir weiter gingen, sahen wir vor seiner Thür eine Reihe Soldaten aufgepflanzt, während andere das Haus durchsuchten. Diess geschah auf Carrera's Befehl ohne alle Wissenschaft von Seiten der Regierung.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Ausflug nach Mixco. — Lustige Scene. — Procession zu Ehren des Schutzheiligen von Mixco. — Feuerwerk. — Ein Bombardement. — Cigarrenrauchen. — Eine nächtliche Rauferei. — Leiden und Schmerz. — Ein Hahnenkampf. — Ein Spaziergang durch die Vorstadt. — Sonntagsbelustigungen. — Rückkehr nach der Stadt.

In Folge der politischen Erschütterungen und Gefahren hatte die Stadt ein düsteres Ansehen und aus den Privatzirkeln war alle Freudigkeit verbannt. Einige unternehmende Damen indess hatten Alles aufgeboten, diese Einförmigkeit einmal zu unterbrechen und für diesen Nachmittag eine Partie, zu welcher auch ich eingeladen ward, nach Mixco veranstaltet, einem indianischen Dorfe gegen drei Leguas von der Stadt entfernt, wo am nächsten Tage das Fest des dortigen Schutzheiligen mit indianischen Riten gefeiert werden sollte.

Um 4 Uhr Nachmittags ritt ich von meiner Thür fort, um Don Manuel Pavon abzuholen. Sein Haus lag neben demjenigen des proscribirten Deputirten. Das ganze Haüserquadrat war von Soldaten umstellt, um ein Entkommen zu verhindern, während jedes Haus durchsucht ward. Ich wich diesen Herren allezeit, wenn es irgend möglich war, weit aus; heute aber musste ich längs ihrer ganzen Linie hinreiten; und wie ich bei dem Hause des Deputirten vorüberkam und die Thür verschlossen und Wachen davor sah, da gedachte ich der unglücklichen Familie in ihrer Todesangst, dass sein Versteck entdeckt werden möge.

Don Manuel wartete schon auf mich und so ritten wir nach dem Hause einer der Damen von der Gesellschaft, einer jungen Wittwe, die ich noch nicht gesehen und die in ihrem Reitanzuge sich gar fein ausnahm. Ihr Pferd stand schon fertig da, und nachdem sie die alten Leutchen zum Abschied geküsst, nahmen wir sie mit uns. Die weiblichen Dienstboten folgten ihr mit Vertraulichkeit und liebevoller Theilnahme bis vor die Thür und riefen ihr, solange sie noch im Bereich ihrer Stimme war, Abschiedsgrüsse nach und Warnungen, sich ja recht hübsch in Acht zu nehmen, die alle von der Dame erwiedert wurden. Wir hielten noch an zwei oder drei andern Haüsern an und kamen dann alle am Hauptsammelplatze zusammen. Hier wimmelte der Hof von Pferden in allem möglichen phantastischen Aufputz. Obgleich wir nur neun Meilen weit und nach einem grossen indianischen Pueblo ritten, so war es doch nöthig, Betten, Bettzeug und Lebensmittel mit uns zu schleppen. Ein langer Train von Dienern, gross genug, um den Proviant für eine kleine militärische Unternehmung fortzuschaffen, ward vorausgesandt, wornach wir alle aufbrachen. Sowie wir das Thor im Rücken hatten, waren alle Aengste und Gefahren, welche die Stadt in sich barg, vergessen. Unser Weg ging über eine weitausgedehnte Ebne, die, während die Sonne hinter den Vulkanen Agua und Fuego untersank, einem schönen Parkrasenplatze glich und auf welcher unsere Gesellschaft, voraus der lange Zug beladener Indianer, ein hübsches Bild machte. Ich war überrascht, in den Damen keine guten Reiterinnen zu finden. Sie reiten

niemals zum Vergnügen und bei dem Mangel an aller Bequemlichkeit unterwegs machen sie nur selten Reisen.

Nach Eintritt der Dunkelheit erreichten wir den Rand einer tiefen Schlucht, welche die Ebene von Mixco trennt. Wir ritten in sie hinab und als wir auf der andern Seite wieder hinaufgestiegen, traten wir aus dem Düster der Ravine plötzlich in eine erleuchtete Gasse und einige Schritte weiterhin auf einen Platz, der von Lichtern strahlte und von Menschen wogte, fast lauter Indianern in Festtagskleidern. In der Mitte des Platzes war ein schöner Springbrunnen und an der einen Seite eine gigantische Kirche. Wir ritten nach dem Hause, das man schon im Voraus für die Damen ermiethet hatte, worauf die Herren sich zerstreuten, um Wohnungen für sich zu suchen. Jedwede Hausthür ward geöffnet und die einzige Frage, die man that, war, ob Platz vorhanden wäre. Einige der jungen Leute gaben sich aber gar nicht diese Mühe, da sie Lust hatten, freie Nacht zu machen. Herr Pavon und ich aber verschafften uns einen Platz und kehrten dann zum Hause der Damen zurück. Hier lag in einem Winkel eine *tienda* (Kaufladen), etwa zehn Quadratfuss gross, mit Abtheilungen und Regalen, welche den Damen als Garderobe für ihre Hüte und Shawls diente. Sonst enthielt das Zimmer blos einen langen Tisch und Bänke. Nach wenigen Minuten waren die Damen fertig und wir gingen zu einem Spaziergange durch den Ort aus. Alle Strassen und Gässchen waren glänzend erleuchtet und über einige derselben wölbten sich illuminirte und mit Immergrün verschönte Bögen und an den Strassenecken standen Altäre unter Lauben von blumengeschmückten Zweigen. Der Geist der Fröhlichkeit schien über die Führer unsers kleinen Zugs zu kommen, denn wie es ihnen ihre lustige Laune eingab, betraten sie bald dieses bald jenes Haus und zogen nach einem lebhaften Geplauder wieder ab, wobei sie es immer so einzurichten wussten, dass sie gerade in dem Augenblicke herauskamen, wo die Letzten der Gesellschaft hineintraten. In einem Hause fanden sie einen sehr sorgfältig zusammengerollten Poncho (Reitermantel), aus welchem der Hals einer Guitarre hervorguckte und von dem der Besitzer des Hauses nur so viel wusste, dass er einem jungen Manne aus Guatemala gehöre, der ihn zum Zeichen, dass er die Nacht hier verbringen wolle, zurückgelassen hätte. Diesen Poncho wickelte einer der jungen Herren auf und es fielen einige Laibe Brot heraus, die er vertheilte, worauf er mit einem halben Laib im Munde einen Walzer und dann eine Quadrille aufspielte. Die guten Leutchen des Hauses schienen über dieses freie Gebahren unter ihrem Dache herzlich vergnügt zu sein, und nach vielem Händeschütteln in die Runde und vielen Äusserungen von Gutmüthigkeit von beiden Seiten zogen wir ebenso ungenirt, wie wir eingetreten, wieder fort. Wir durchwanderten alle Hauptstrassen, und als wir auf den Marktplatz zurückkehrten, kam gerade die Procession aus der Kirche herausgezogen.

Diese Procession zu Ehren des Schutzheiligen des Orts bildet den Stolz des Indianers und den Prüfstein seines religiösen Charakters. Jeder Indianer trägt Mühe und Geld bei, damit sie zu Stande komme, und Derjenige ist hochgeehrt, dem die wichtigste Rolle dabei verstattet wird. Mixco war ein reicher Ort, wo alle Maulthiertreiber Guatemala's lebten, und nirgends noch hatte ich eine so gross-

artige indianische Procession gesehen. Die Kirche stand auf einer Höhe, ihre ganze reichverzierte Façade war von Fackeln erleuchtet und der grosse Vorplatz und die Stufen waren von weissgekleideten Frauen dicht besetzt; nur in der Mitte vor der Hauptthür war der Raum frei erhalten. Unter lautem Gesange schritt die Procession zum Portale heraus. Zuerst kamen der Alcalde und seine Alguacils, lauter Indianer, mit Amtsstäben in der einen Hand, mit brennenden, sechs bis acht Fuss langen Wachskerzen in der andern Hand; dann eine Anzahl Teufel, nicht so schäkerhaft wie die in Guatemala, aber weit hässlicher und wahrscheinlich nach den Vorstellungen der Indianer bessere Teufelscopien; hierauf ein grosses silbernes Kreuz, von Indianern hoch in der Luft getragen, reich eingefasst und verziert, und hinter ihm der Pfarrer unter einem von Indianern auf langen Stangen getragenen seidnen Thronhimmel. Als das Kreuz herankam, fiel Alles auf die Kniee, und einen Fremden, der es unterlassen hätte, dieser Ceremonie nachzukommen, würde man eines Hohns gegen ihre heilige Religion schuldig erachtet haben. Hiernach erschienen die überlebensgrossen Heiligenfiguren, auf den Schultern von Indianern getragen; dann eine Figur der heiligen Jungfrau, prachtvoll angethan, das Gewand von Flimmern glitzernd. Jetzt folgte ein langer Zug indianischer Weiber in Nationaltracht, eine dicke rothe Schnur ins Haar geflochten, einem Turban gleichend, und alle mit brennenden Kerzen. Die Procession bewegte sich durch die erleuchteten Strassen unter den Bögen hin, hielt von Zeit zu Zeit an den Altären still, machte die Runde durch den ganzen Ort und stieg nach etwa einer Stunde unter lautem Gesang die Stufen vor der Kirche wieder hinauf, welche Rückkehr durch Losbrennen von Raketen verkündigt ward, wornach Alles zum Schauspiel eines Feuerwerks auf dem Marktplatze zusammenströmte.

Es währte einige Zeit, ehe hierzu Alles fertig war, da Diejenigen, welche in der Procession figurirt hatten, insbesondre die Teufel, dabei am thätigsten sein sollten. Unsre Gesellschaft war in Mixco wohlbekannt, weshalb uns auf der Treppe vor der Kirche, trotzdem dass sie gedrängtvoll war, doch sofort einer der bessten Plätze freigemacht ward. Bei der Nähe von Guatemala kannten die Leute in Mixco alle vornehmen Familien des erstern Ortes und freuten sich, eine so angesehene Gesellschaft bei ihrer Fiesta zu sehen; und die vertrauliche, aber ehrerbietige Weise, wie man ihnen überall begegnete, zeugte von einer Einfachheit der Sitten und einem Wohlwollen zwischen Reich und Arm, die mir einer der rührendsten Theile des ganzen Festes waren.

Die Darstellung begann mit den *Toros*. Der Mann, welcher den Stier (*toro*) vorstellte, gerirte sich zur allgemeinen Zufriedenheit. Er jagte die Menge auf dem Platze nach allen Seiten hin auseinander und trieb sie in die Flucht, worauf er unter Lachen und Kreischen die Stufen vor der Kirche hinaufstürzte und verlosch. Hierauf folgten fliegende Tauben und andre Feuerwerkstückchen. Das Ganze aber schloss mit dem grossen Nationalstück, dem Castell von San Felipe, welches eine Darstellung des Zurückschlagens einer englischen Flotte war. Ein hohes Gerüst stellte das Castell und eine kleine Brigg, auf der Spitze eines Stocks gleich einer Wetterfahne sitzend,

die Flotte vor. Die Brigg feuerte eine volle Lage ab, drehte sich dann mit einem plötzlichen Ruck auf einem Zapfen um und gab eine zweite volle Lage; und erst lange darnach, nachdem sie sich selbst bereits in Stücke zerschossen hatte, antwortete das Castell durch einen prachtvollen Feuerstrom, den es nach allen Seiten hin ausgoss.

Als Alles vorüber war, kehrten wir zu unsrer Posada (Quartier) zurück. Hier ward über einen langen Tisch ein Tischtuch ausgebreitet und nach wenigen Minuten unter Direction der Damen mit den Picknick-Speisen, die wir von Guatemala mitgebracht, bedeckt; die Bänke wurden an den Tisch herangerückt und Alle, die Platz finden konnten, setzten sich. Ehe noch das Mahl vorüber war, kamen eine Anzahl junger Männer aus Guatemala mit Glanzhüten, Ponchos und Degen in ziemlich unordentlicher Weise hereingestürzt; es waren aber zum grössten Theile Brüder und Vettern der Damen. Mit den Hüten auf dem Kopfe nahmen sie auf den geraümten Bänken am Tische Platz, und sobald sie gegessen hatten, schafften sie eiligst die Teller fort, thürmten in einem Winkel des Zimmers die Tische einen über den andern auf, stellten zu alleroberst die Lichter darauf, die Violinen spielten auf und Herren und Damen begannen mit brennenden Cigaros und Cigarillos ein Tänzchen.

Da ich gerade der Cigarren gedacht, so muss ich zu meinem Bedauern sagen, dass die Damen in Centralamerika, Guatemala nicht ausgenommen, durchweg rauchen, die verheiratheten Damen *puros* d. i. Cigarren von lauter Tabak, die unverheiratheten *cigaros* d. i. in Papier oder Stroh gerollten Tabak. Jeder Herr führt ein silbernes Kästchen in der Tasche, nebst einer langen baumwollnen Schnur, Stahl und Stein, was fast so viel Raum wie ein Taschentuch wegnimmt, und es gehört zu einem der Dienste der Galanterie, Feuer anzuzünden; geschieht diess mit Geschick, so kann man sich damit in dem Herzen einer Dame eine Flamme anzünden; Stümperhaftigkeit hierin würde auf alle Fälle als Mangel an Erziehung gelten. Ich will es nicht aussprechen, wie ich über die Sitte des Rauchens beim schönen Geschlechte denke. Es schweben mir schöne entweihte Lippen vor der Erinnerung. Dessenungeachtet habe ich doch auch hierin eine Dame ihren Anstand und ihr feines Gefühl zeigen sehen, indem sie das Stroh blos mit den Lippen berührte, als küsste sie es leise und nähme es wieder weg. Bittet ein Herr eine Dame um Feuer, so entfernt sie stets die Cigarre von ihren Lippen. Zum Glück ist die gefährliche Nähe, die zwischen Männern manchmal auf der Strasse vorkommt, hier nicht Mode.

Doch zu unserer Gesellschaft zurück! Der Tanz dauerte bis 2 Uhr Morgens und der Aufbruch glich einer heitern Gesellschaft im Familienkreise. Die jungen Männer zerstreuten sich, um zu schlafen oder die Nacht sonstwo in lustiger Weise zu verbringen. Don Manuel und ich begaben uns nach unserm Quartier.

Wir lagen schon in unsern Hängematten und unterhielten uns über die kleinen Vorfälle der vergangnen Nacht, als wir einen Lärmen auf der Strasse hörten, ein starkes Schreiten an unsrer Thür vorüber und ein Degengeklirr. Gleich darauf bat Herrn Pavons Diener pochend um Einlass und sagte uns, es wäre ein Mann wenige Haüser von hier durch einen Säbelhieb über den Kopf getödtet worden. Statt

hinauszugehen und eine müssige Neugier zu befriedigen, machten wir als kluge Leute vielmehr die Thür fest zu. Das Füssegetrampel ging die Strasse hinauf und bald hörten wir Schüsse. Es war, als ob der ganze Ort im Aufruhr wäre. Wir hatten uns kaum wieder niedergelegt, als ein abermaliges Pochen an die Thür erfolgte. Unser Wirth, ein ehrwürdiger alter Mann, schlief mit seiner Frau in einem Hinterzimmer, und aus Furcht, dass es wilde Nachtstreicher seien, beriethen sie sich eben, ob sie öffnen sollten oder nicht. Der Erstere wollte nicht aufmachen, die Letztere aber in ihrer mütterlichen Besorgniss sagte, dass sie fürchte, es möge dem Chico etwas begegnet sein. Das Pochen dauerte fort und Rafael, ein bekannter Kumpan ihres Sohnes, schrie draussen, Chico wäre verwundet. Der alte Mann stand auf, um Licht zu machen, und Mutter und Schwester brachen, das Schlimmste fürchtend, in Thränen aus. Der alte Mann verwies es ihnen mit Strenge und sagte, er hätte Chico stets gewarnt, zur Nachtzeit auszugehen, und er verdiente daher bestraft zu werden. Die Schwester rannte nach der Thür und machte auf und es traten zwei junge Männer herein. Wir konnten das Glitzern ihrer Degen sehen und dass der Eine den Andern im Gehen unterstützte; und in dem Augenblicke, wo der alte Mann sich Licht verschafft, fiel der Verwundete zu Boden. Sein Gesicht sah fürchterlich bleich und war mit Blut befleckt, Boden und Krämpe des Hutes durchschnitten, so glatt als wäre es mit einem Barbiermesser geschehen, und seine rechte Hand und sein rechter Arm waren verwundet und ruhten in einem mit Blut bespritzten Taschentuche. Der alte Mann sah ihn mit dem ernsten, strengen Blicke eines Römers an und sagte ihm, er hätte wohl gewusst, dass diess die Folge seines nächtlichen Herumschwärmens sein würde; die Mutter und Schwester schrieen laut auf und der junge Mann bat seinen Vater mit matter Stimme, ihn zu schonen. Sein Freund führte ihn in das Hinterzimmer; ehe sie ihn aber aufs Bett legen konnten, stürzte er abermals nieder und verfiel in eine Ohnmacht. Der Vater ward besorgt, und als er wieder zu sich kam, fragte er ihn, ob er zu beichten wünschte. Chico antwortete mit schwacher Stimme: Wie es euch gefällt. Der alte Mann sagte der Tochter, sie solle den Padre holen; allein der Lärmen auf der Strasse war so gross, dass sie hinauszugehen sich fürchtete. Mittlerweile untersuchten wir seinen Kopf, der trotz des Hiebes durch den Hut blos gestreift war; und er sagte selbst auch, dass er den Schlag auf die Hand bekommen hätte und dass sie ihm abgehauen wäre. Guatemala war der nächste Ort, woher ein Arzt zu holen war, und es war kein Mensch da, der etwas für ihn thun konnte. Was mich betrifft, so hatte ich wohl in der Medicin einige Erfahrung, nicht aber in der Chirurgie; so viel indessen wusste ich, dass es auf alle Fälle gut wäre, die Wunde zu waschen und zu reinigen; und mit Beihilfe von Don Manuels Diener, einem jungen Engländer, den Don Manuel aus den Vereinigten Staaten mitgebracht, legten wir ihn auf ein Bett. Dieser Diener besass einige Erfahrung in den wilden Händeln des Landes, da er theils einen jungen Mann in einem aus einer Liebesaffaire entstandenen Streite getödtet hatte, theils durch Wunden, die er bei gleichem Begegniss erhalten, sieben Monate lang ans Haus gefesselt gewesen war. Unter seinem Beistande machte ich das blutige Tuch

von der Wunde langsam los, verlor aber beim weitern Aufwickeln den Muth, und zuletzt fiel eine todte Hand in die meine; — ein Schauder durchrieselte den Kreis der Umstehenden und ich liess die Hand beinahe fallen. Sie war über dem Gelenk durchschnitten und die vier Finger hingen blos noch an dem fleischigen Theile des Daumens. Die Haut war zurückgeschoben und zeigte auf jeder Seite vier Knochen, welche vorstanden gleich den Zähnen eines Skeletts. Ich fügte sie aneinander, und wie er den Arm in die Höhe hob, gaben sie einen Ton wie knirschende Zähne von sich. Ich sah, dass der Fall meine Kunst überstieg. Möglich, dass die Hand durch Zusammennähen der Haut hätte wiederhergestellt werden können; aber das Einzige, was nach meiner Meinung geschehen konnte, war, sie gänzlich abzuschneiden; diess aber mochte ich nicht thun. Unfähig, weitern Beistand zu leisten, wickelte ich die Hand wieder in das Tuch ein. Der junge Mann hatte milde und angenehme Züge, und für meinen erfolglosen Versuch so dankbar als ob ich ihm wirklich gedient hätte, sagte er mir, ich möchte mir keine weitere Mühe geben, sondern wieder zu Bett gehen; seine Mutter und Schwester beugten sich mit erstickten Seufzern über sein Haupt hinweg; sein Vater behielt sein strenges Wesen bei, aber es war leicht zu bemerken, dass sein Herz blutete, und mir, einem Fremden, war es entsetzlich, einen jungen schönen Mann in einer Strassenrauferei für sein ganzes Leben verstümmelt zu sehen.

Nach seiner eignen Erzählung wandelte er mit einigen seiner Freunde auf der Strasse, als er einem der Espinoza's aus Guatemala, gleichfalls mit einer Gesellschaft von Freunden, begegnete. Der Letztere, der als Raufbold bekannt war, nahte ihnen mit einem beleidigenden Ausdruck, den Chico erwiederte, worauf Beide sofort ihre Degen zogen. Während Chico einen Streich zu pariren versuchte, fing er ihn mit der Seite seiner rechten Hand auf, und indem er durch alle Knochen drang, ward seine Gewalt dergestalt gebrochen, dass er nur den Boden und die Krämpe seines Huts durchschnitt. Der Verlust seiner Hand hatte ohne Zweifel sein Leben gerettet, denn hätte die ganze Gewalt des Hiebes den Kopf getroffen, so hätte er getödtet werden müssen; statt nun Gott zu danken, so davongekommen zu sein, schwur der unglückliche junge Mann Rache gegen Espinoza. Der Letztere aber hatte, wie ich nachher erfuhr, geschworen, dass Chico das nächste Mal nicht mit dem Verluste seiner Hand davonkommen sollte; und aller Wahrscheinlichkeit nach wird, wenn sie sich wieder begegnen, einer von ihnen fallen.

Während dieser ganzen Zeit dauerte der Lärmen draussen fort, änderte aber beständig seinen Ort, und dann und wann hörte man einzele Schüsse. Eine Tante des Hauses rang die Hände, weil ihr Sohn noch nicht zu Hause war, und wir hatten Grund, eine tragische Nacht zu fürchten. Wir gingen zu Bett, es währte aber noch lange, ehe wir vor dem Tumult auf der Strasse, dem Stöhnen des armen Chico und dem Schluchzen seiner Mutter und Schwester einschlafen konnten.

Wir wachten am andern Morgen erst gegen 10 Uhr auf. Es war Sonntag; der Morgen war sonnig und schön, die Bögen und Blumen schmückten noch die Strassen und die Indianer in ihren rein-

lichen Anzügen gingen zur Sonntagsmesse. Keiner ausser den unmittelbar Betheiligten wusste etwas von den Vorfällen der Nacht oder kümmerte sich um sie. Als wir über den Platz gingen, begegneten wir einem hochgewachsenen, renommistischen Burschen zu Pferde, mit einem langen Degen zur Seite, welcher sich gegen Herrn Pavon verneigte und an Chico's Hause vorbeiritt. Es war Espinoza. Keiner wagte es ihn zu belästigen und auch die Behörden nahmen von dem Vorgefallenen nicht die geringste Notiz.

Das Portal der Kirche war so gedrängtvoll, dass wir nicht hineingelangen konnten, weshalb wir durch das Pfarrhaus gingen und an eine Thür auf der einen Seite des Altarplatzes zu stehen kamen. Der Pfarrer in seinen reichsten Gewändern verrichtete unter dem Beistande von jungen Indianern in Priesterkleidern, deren langes schwarzes Haar und schlappe Gesichter mit ihrer Tracht und ihren heiligen Verrichtungen seltsam contrastirten, den Dienst am Altar. Auf den vordern Altarstufen standen, ihre schwarzen Mäntel über den Kopf gezogen und die Augen zu Boden gesenkt, die Tänzer unsrer Gesellschaft von der vorigen Nacht; auf dem ganzen Fussboden der ungeheuern Kirche lagen dichte Schaaren indianischer Frauen in rothem Kopfschmuck auf den Knieen; im Hintergrunde standen an Pfeiler gelehnt Indianer, in schwarze *chamarras* (weite Röcke) gehüllt.

Wir warteten bis die Messe vorüber war und begleiteten dann die Damen nach Hause und frühstückten. Trotzdem dass es Sonntag war, wurde doch der Morgen von einem Hahnen-, der Nachmittag von einem Stiergefecht eingenommen. Nachdem unsre Gesellschaft sich durch die Ankunft einer vornehmen Familie aus Guatemala vermehrt hatte, zogen wir sammt und sonders zu dem Hahnenkampfe. Er fand statt in dem Hofe eines unbewohnten Hauses, der bereits mit Menschen überfüllt war, die, wie ich zur Ehre der Indianer und zur Schande der bessern Klassen bemerkte, sämmtlich Mestizen oder Weisse waren, und — mit steter Ausnahme von Carrera's Soldaten — sah ich nie in meinem Leben einen Menschenschlag von hässlicherem oder mörderhafterem Aussehen. Längs den ganzen Mauern des Hofs standen Hähne an einem Beine angebunden und Leute liefen mit andern Hähnen unterm Arme umher, die sie, um Grösse und Gewicht zu vergleichen, auf die Erde setzten, brachten Wetten in Ordnung und suchten sich gegenseitig zu betrügen. Endlich begann ein Spiel. Die Damen unsrer Gesellschaft hatten Sitze im Corridor des Hauses und der Platz vor ihnen war frei. Die Hahnensporen waren mörderische Instrumente, mehr als zwei Zoll lang, dick und wie Nadeln spitz. Kaum waren die Hähne auf den Kampfplatz gelassen, als die Halsfedern aufschwollen und sie aufeinander losflogen. In weniger Zeit als man zu ihrem Bespornen gebraucht, lag einer todt da, mit heraushangender Zunge und mit dem Munde entströmendem Blute. Die Begierde und Leidenschaftlichkeit der Menge und ihr Lärmen und Toben, ihr Wetten, Fluchen, Zanken und Balgen boten ein trübes Bild der Menschennatur dar und zeugten von einem blutdürstigen Volke. Den Damen bin ich es schuldig zu sagen, dass sie in der Stadt niemals solchen Schauspielen beiwohnen. Hier gingen sie, wie ich bemerken konnte, aus keinem andern Grunde darnach als weil dasselbe nun einmal mit zum Fest gehörte. Dazu müssen wir einer Erziehung

und einem Zustande der Gesellschaft, die von den unsrigen ganz und gar verschieden sind, gewisse Nachsicht zugestehen. Es fehlte ihnen keineswegs an Gefühl oder an feinem Anstand, und wenn sie sich auch nicht mit Ekel wegwandten, so schienen sie doch kein Interesse an dem Kampfe zu nehmen und bezeigten keine Lust, einen zweiten abzuwarten.

Nachdem wir die widrige Scene verlassen, machten wir einen Gang in der Vorstadt umher, wo man von einem gewissen Punkte aus eine prachtvolle Aussicht über die Ebene und die Stadt Guatemala nebst den umliegenden Bergen geniesst, eine Aussicht, die Einen nicht begreifen lässt, wie es möglich ist, dass Menschen, die inmitten einer so grossartigen und herrlichen Natur aufwachsen, Geschmack an so gemeinen, niedrigen Dingen finden. Als wir über den Platz hinweggingen, hörten wir in einem grossen, einem reichen Maulthiertreiber gehörigen Hause Musik erschallen, und als wir eintraten, sahen wir einen jungen Harfner und zwei Bettelmönche mit geschorenen Platten und in langen weissen Mänteln und Kappen, die einem neuerdings wiederhergestellten Orden angehörten, beim Aguardiente sitzen. Rasch wurden Mäntel und Hüte abgeworfen, Tische und Stühle an die Wand gerückt und schon nach wenigen Minuten waren meine Freunde und Freundinnen im Walzen begriffen, worauf noch zwei oder drei Cotillons folgten. Wir kehrten hiernach zu unsrer Posada zurück, wo nach einem Gericht von verschiedenartigen Früchten Alle Platz in der hintern Saülenhalle nahmen. Hier führten unsere jungen Herren mancherlei Kunststückchen aus; zuerst an einem Pferde, dem ein junger Mann die Hände auf die Hüften legte, worauf er sich auf des Thieres Rücken schwang; und die übrigen jungen Männer folgten der Reihe nach. Dann hob Einer das Pferd auf seinen Vorderbeinen in die Höhe, was sie Einer nach dem Andern nachthaten, zur grossen Verwunderung des armen Thieres. Hierauf stellten sie sich auf die Saülenhalle und sprangen übereinander hinweg. Dann bog sich Einer, mit den Händen auf der Saülenhalle ruhend, niederwärts, ein Andrer stieg ihm auf den Rücken und der Erstere versuchte ihn abzuschütteln, ohne die Hände loszulassen. Noch andere Kunststückchen folgten, lauter Impromtus und eines immer abgeschmackter als das andre. Das Ganze schloss mit einem Stiergefecht, wobei zwei junge Männer auf die Rücken von zwei andern als Matadore stiegen und Einer, den Kopf zwischen die Schultern gedrückt, als Stier auf sie losstürzte. Obgleich diese Belustigungen nicht sehr fein waren, so herrschte doch unter Allen ein so herzliches Verhältniss und sie waren so mit Leib und Seele bei der Sache, dass das Ganze unter schallendem Gelächter endete.

Als diess vorüber war, holten die jungen Herren die Mantas der Damen herbei und wir brachen zu einem neuen Spaziergange auf; wie wir aber den Platz erreichten, wurden die jungen Männer andern Sinnes und begannen, während die Damen, an die ich mich anschloss, sich in den Schatten setzten, das Wettlaufspiel. Alle Vorübergehenden blieben stehen, um es mit anzusehen, und schienen an der Lust unsrer Gesellschaft ihre grosse Freude zu haben. Das Spiel dauerte so lange fort, bis wir Gelten über den Platz bringen sahen, welches das Signal zum Mittagsessen war. Da ich für einen Sonntag genug

gesehen zu haben meinte, so beschloss ich, das Stiergefecht nicht zu besuchen, und trat in Gesellschaft Don Manuels und eines andern hervorragenden Deputirten und dessen Familie den Rückweg nach der Stadt an. Ihre Art zu reisen war noch ganz urzuständlich. Alle waren zu Pferde: der Mann mit einem Söhnchen hinter sich; seine Tochter allein; seine Frau auf einem Frauensattel, mit einem Diener zur Seite, der sie hielt; ein Dienstmädchen mit einem Kind im Arme, und ein Diener oben auf dem Gepäck. Es war ein schöner Nachmittag und die Ebne von Guatemala mit ihrem grünen Kleide und ihren dunkeln Bergen bot ein reizendes Bild dar. Als wir in die Stadt kamen, begegneten wir einer religiösen Procession mit Priestern und Mönchen, alle brennende Kerzen tragend; vor ihnen her Männer, welche Raketen warfen. Wir wichen um der Soldaten willen dem Marktplatze aus und in wenigen Minuten war ich einsam in meinem Hause.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Ausflug nach La Antigua und dem stillen Meere. — San Lucas. — Gebirgslandschaft. — Der Rio Pensativo. — La Antigua. — Nachricht über seine Zerstörung. — Ein Achtzigjähriger. — Die Kathedrale. — San Juan del Obispo. — Santa Maria. — Der Vulkan Agua. — Ersteigung des Berges. — Sein Krater. — Ein hochgelegner Zusammenkunftsort. — Der Hinabweg. — Rückkehr nach La Antigua. — Cultur der Cochenille. — Classischer Boden. — Ciudad Vieja. — Dessen Gründung. — Besuch von Indianern. — Abreise von Ciudad Vieja. — Erstes Erblicken des stillen Oceans. — Alotenango. — Vulkan del Fuego. — Escuintla. — Sonnenuntergangsscene. — Masagua. — Hafen von Istapa. — Am stillen Meere.

Dinstags den 17. December (1839) trat ich einen Ausflug nach La Antigua Guatemala (Alt-Guatemala) und dem stillen Meere an. Ich ward von einem jungen Mann begleitet, der mir gegenüber wohnte und den Vulkan Agua zu ersteigen wünschte. Augustin hatte ich verabschiedet und mir mit grosser Mühe einen Mann verschafft, der den Weg kannte. Er hiess Rumaldo. Rumaldo hatte nur Einen Fehler: er war verheirathet; gleich manchen andern verheiratheten Männern hatte er ein Gelüst zum unstäten Umherstreichen; seine Frau aber widersetzte sich diesem Hange; sie sagte, ich ginge nach dem Meer, wie leicht könnte ich ihn mit mir fortnehmen und sie würde ihn dann nimmer wiedersehen; und das zärtliche Weib weinte bei dem blossen Gedanken daran; als ich ihr indess, bevor ich ging, das Geld in die Hand zählte, willigte sie ein. Mein einziges Gepäck bestand in einer Hängematte und einem Paar Bettdecken, welche Rumaldo auf sein Maulthier lud, ausser denen Jeder noch ein Paar *alforjas* (Reisesäcke) trug. Am Thor trafen wir mit Don José Vidaurre zusammen, den ich zum ersten Male im Präsidentenstuhle der constituirenden Versammlung gesehen und der soeben seine Hacienda in La Antigua zu besuchen im Begriff war. Wiewohl sie nur fünf bis sechs Stunden entfernt war, hatte Señor Vidaurre, der ein sehr schwer-

fälliger Mann war, doch zwei Handpferde, von denen ich das eine durchaus besteigen musste; und als ich meine Bewunderung über das Thier aussprach, sagte er mir in der gwöhnlichen Sprache der spanischen Höflichkeit, dass das Pferd mein wäre. Es geschah diess in demselben Sinne, in welchem ein Franzose, der in einem Landhause in England gastfreundlich bewirthet worden war, sich aus lauter Höflichkeit sieben von den Töchtern zugleich antrug. Und mein ehrenwerther Freund würde gar sehr betroffen gewesen sein, wenn ich sein Anerbieten angenommen hätte.

Die Strasse nach Mixco, die wir passiren mussten, habe ich schon beschrieben. In Mixco hielt ich an, um Chico zu besuchen. Seine Hand war abgeschnitten worden und er befand sich wohl. Nachdem wir den Flecken verlassen, erstiegen wir einen steilen Berg, von dessen Gipfel wir einer schönen Aussicht genossen über Mixco an seinem Fusse, die Ebne und die Stadt Guatemala und über den von einem Gürtel von Bergen umschlossenen See Amatitan. Auf einem wilden und zerrissenen Wege hinabsteigend erreichten wir eine Ebne und erblickten zur Linken den Flecken San Lucas und zur Rechten in einiger Entfernung San Mateo. Dann kamen wir in ein Stück Waldung und stiegen erst aufwärts, dann auf dem steilabfallenden Abhange eines Berges, am Rande einer prächtigen Ravine zu unsrer Rechten, zu einem schönen Strome abwärts. Hier thürmten sich rings um uns Berge auf; die Ufer des Stroms waren mit zarten Blumen übersäet und Papageien mit prachtvollem Gefieder sassen auf den Baümen und flogen über unsern Köpfen hin — ein wahres Zauberplätzchen inmitten einer grossartigen Landschaft. Der Strom floss zwischen zwei Bergzügen hin, die so dicht an ihn herantraten, dass blos Raum zu einem einzigen Reitweg zu seiner Seite war. Bald wandten sich die Berge links und auf der andern Seite des Stroms blickte man in einige Oeffnungen, die mit Cochenille bebaut waren. Nachdem die Strasse noch einmal eine Beugung gemacht, lief sie geradaus und gewährte zwischen den Bergen eine Durchsicht von mehr als einer Meile Länge, an deren Ende La Antigua sich zeigte, in einem wonnigen Thale gelegen, von ewiggrünen Bergen und Hügeln eingeschlossen, von zwei Flüssen, welche zahlreiche Quellen versorgen, bespült, mit einem Klima, in welchem weder Hitze noch Kälte jemals dominirt. Und doch hat diese Stadt, die von einer reichern Naturschönheit umgeben ist als alle Oertlichkeiten, die ich jemals sah, vielleicht mehr Unglück erduldet als irgendeine Stadt, die je erbaut ward. Wir passirten das Thor und ritten durch die Vorstadt in die Oeffnung des Thals, an dessen einen Seite ein neues Haus stand, das mich an eine italiänische Villa erinnerte und zu welchem eine grosse Cochenillepflanzung gehörte, die bis an den Fuss des Bergs sich hinzog. Wir überschritten einen Fluss mit dem poetischen Namen El Rio Pensativo (der Tiefsinnige); auf der andern Seite war ein schöner Quell und an der Ecke der Strasse stand die zertrümmerte Santo-Domingo-Kirche, ein Denkmal der furchtbaren Erdbeben, welche die alte Hauptstadt vernichtet und die Einwohner von ihrer Heimathsstätte hinweggetrieben haben.

Uiberall sah man Ruinen von Kirchen, Klöstern und grossen und reichen Privatgebaüden, einige als Trümmerhaufen, andere mit

noch stehenden Vorderseiten, reich mit Stuckarbeiten verziert, zerrissen und auseinanderklaffend, ohne Dach, ohne Thüren oder Fenster, innen mit Baümen, die über die Mauern heraufwuchsen. Viele Haüser sind ausgebessert worden und die Stadt hat sich von Neuem bevölkert, und so bietet sich der seltsame Anblick von Vernichtung und Wiedererstehung dar. Die Einwohner scheinen gleich Denen, die über dem begrabenen Herculanum sich angesiedelt haben, keine Angst vor einem neuen Unglück zu hegen. Ich ritt zum Hause Don Manuel Manrique's, das zur Zeit der Zerstörung der Stadt von seiner Familie bewohnt ward, und machte, nachdem ich hier freundliche Aufnahme gefunden, in Gesellschaft mit Señor Vidaurre einen Gang nach dem Marktplatz. Der hier beigegebene Kupferstich wird von der Schönheit des Anblicks, der hier sich bietet, eine bessere Vorstellung beibringen als ich sie mit Worten zu geben vermag. Die grossen Vulkane Agua und Fuego schauen auf den Platz hernieder; in der Mitte desselben ist eine herrliche steinerne Fontäne, und die Gebaüde, die ihn einfassen, namentlich der Palast des Generalkapitäns, an der Façade mit den von Kaiser Karl V. der treuen und edlen Stadt verliehenen Wappenschilden und obendarauf mit dem bewaffneten, ein Schwert schwingenden heil. Apostel Jakobus zu Rosse, und die majestätische aber dachlose und zertrümmerte Kathedrale, von 300 Fuss Länge, 120 Fuss Breite, beinahe 70 Fuss Höhe und von 50 Fenstern erleuchtet — sie beweisen noch heute, dass La Antigua einst eine der schönsten Städte der neuen Welt war, welche den stolzen Namen verdiente, den Alvarado ihr gab, der Stadt des heil. Jakob der Edlen.

Diess war die zweite Hauptstadt Guatemala's, gegründet im J. 1542 wegen Zerstörung der ersten Hauptstadt durch einen Wasservulkan. Ihre Geschichte ist eine ununterbrochene Kette von Unglücksfällen. „Im J. 1558 raffte eine epidemische Krankheit, die mit heftigem Nasenbluten begleitet war, eine grosse Anzahl Menschen dahin, und die medicinische Wissenschaft vermochte kein Mittel ausfindig zu machen, um den Fortschritt der Seuche aufzuhalten. Zu verschiednen Zeiten fühlte man viele heftige Erdstösse; der eine vom J. 1565 brachte vielen der vornehmsten Gebaüde schweren Schaden bei, und diejenigen von 1575, 76 und 77 waren nicht minder zerstörend. Am 27. Dec. 1581 ward die Bevölkerung abermals durch den Vulkan erschreckt, welcher Feuer auszuspeien anfing und eine so grosse Menge Asche auswarf und in der Luft verbreitete, dass die Sonne gänzlich verfinstert ward und man in der Stadt um die Mittagszeit Licht anzünden musste."

„Die Jahre 1585 und 86 waren im höchsten Grade furchtbar. Am 16. Jan. des erstgenannten Jahres wurden Erdstösse empfunden und setzten sich durch dieses und das folgende Jahr so haüfig fort, dass während dieser ganzen Zeit nicht acht Tage ohne einen mehr oder weniger gewaltsamen Stoss vergingen. Monate lang brach unablässig Feuer aus dem Berge und vermehrte in hohem Grade die allgemeine Bestürzung. Den grössten Schaden unter dieser Folge von Stössen richtete derjenige vom 23. Dec. 1586 an, wo der grössere Theil der Stadt abermals ein Trümmerhaufe ward, der viele der unglücklichen Einwohner unter sich begrub, und wo die Erde mit solcher

Gewalt erzitterte, dass die Bergkuppen abgeschleudert wurden und an verschiednen Theilen des ebnen Bodens sich tiefe Schlünde bildeten.“

„Im J. 1601 raffte eine Pest eine grosse Anzahl Menschen hin. Sie wüthete mit solcher Bösartigkeit, dass in der Regel drei Tage dem Leben der davon Befallenen ein Ende machten.“

„Am 18. Febr. 1651 gegen 1 Uhr Nachmittags ward ein ganz ausserordentliches unterirdisches Getöse vernommen, und unmittelbar darauf folgten drei heftige Stösse sehr rasch hintereinander, die viele Gebaüde niederwarfen, andere beschädigten; die Ziegel von den Dächern der Haüser wurden nach allen Richtungen hin umhergeworfen wie leichte Strohhalme von einem Windstoss; in Folge der Erschütterungen schlugen die Glocken der Kirchen an; grosse Felsmassen wurden von den Bergen losgelöst, und selbst die wilden Thiere waren so entsetzt, dass sie, ihren natürlichen Instinct verlierend, ihre Schlupfwinkel verliessen und in den Wohnungen der Menschen Schutz suchten.“

„Das Jahr 1686 hatte eine abermalige furchtbare Epidemie in seinem Gefolge, die in Zeit von drei Monaten ein Zehntel der Einwohner hinwegraffte.“ . . . . „Von der Hauptstadt verbreitete sich die Pest zu den nahen Ortschaften und von da zu den entferntern und verursachte eine entsetzliche Verheerung, insbesondre unter den kräftigsten Bewohnern.“

„Das Jahr 1717 ward dadurch denkwürdig, dass in der Nacht des 27sten August der Berg Feuer auszuwerfen begann, was von einem fortgesetzten unterirdischen rumpelnden Getöse begleitet war. In der Nacht des 28sten nahm der Ausbruch an Heftigkeit bedeutend zu und die Einwohner geriethen in grosse Angst. Die Heiligenbilder wurden in Procession umhergetragen, Tag für Tag öffentliche Gebete abgehalten; aber der schreckenerregende Ausbruch dauerte immer fort und war mit Unterbrechungen mehr als vier Monate lang von haüfigen Stössen begleitet. Endlich, in der Nacht des 29. Septbr., schien Guatemala's Schicksal entschieden zu werden und es am Vorabende seines unvermeidlichen Untergangs zu stehen. Gross war die Zerstörung an den öffentlichen Gebaüden, viele Haüser wurden darniedergeworfen und fast alle stehengebliebenen waren furchtbar beschädigt; aber die grösste Verwüstung gewahrte man an den Kirchen.“

„Das Jahr 1773 bildete den traurigsten Zeitabschnitt in den Annalen dieser Stadt: sie ward in diesem Jahre zerstört und erhob sich als Hauptstadt nicht wieder aus ihren Trümmern.“ . . . . „Am 29. Julius Nachmittags um 4 Uhr empfand man ein furchtbares Zittern und kurz darnach begann die grauenvolle Erschütterung, die das Geschick der unglücklichen Stadt entschied.“ . . . . „Am 7. Septbr. erfolgte eine zweite, welche die meisten der am 29. Juli verletzten Gebaüde niederstürzte, und am 13. Decbr. vollendete eine noch gewaltsamere das Werk der Zerstörung.“ . . . . „Das Volk hatte sich von der durch die Ereignisse des unheilvollen 29. Jul. erzeugten Bestürzung noch nicht recht erholt, als eine Versammlung zu dem Zwecke zusammenberufen ward, um die Gesinnung der Einwohner in Betreff eines Auszugs zu erfahren.“ . . . . „In dieser Versamm-

lung ward beschlossen, alle öffentlichen Behörden sollten sich einstweilen nach dem kleinen Orte La Hermita entfernen, bis dahin, wo die Thäler von Jalapa und Las Vacas gemessen werden könnten und man über des Königs Willen hierüber bestimmte Kunde eingezogen haben würde." . . . . „Am 6. Septbr. zogen der Gouverneur und alle Gerichtshöfe nach La Hermita, und als man mit den Messungen der ebengenannten Thäler zu Stande gekommen war, wurden die Einwohner abermals zusammenberufen, um wegen der Uibersiedelung Beschluss zu fassen. Diese Zusammenkunft ward in der einstweiligen Hauptstadt abgehalten und währte vom 12ten bis zum 16ten Januar 1774: der Bericht der Commissionare ward vorgelesen und durch Stimmenmehrheit beschlossen, die Stadt Guatemala förmlich nach dem Thale von Las Vacas zu verlegen. Zu diesem Beschlusse gab der König am 21. Jul. 1775 seine Zustimmung, hiess durch Decret vom 21. Septbr. dess. Jahres die meisten der zur Inswerksetzung des Vorhabens vorgeschlagenen Pläne gut und bewilligte mit grosser Liberalität die gesammten Zolleinkünfte auf einen Zeitraum von zehn Jahren zu den Baukosten u. s. w. Kraft dieses Decrets ward das Ayuntamiento am 1. Jan. 1776 in der neuen Stadt in gehöriger Form eingesetzt und am 29. Jul. 1777 eine Proclamation in Alt-Guatemala erlassen, welche der Bevölkerung gebot, innerhalb eines Jahres nach der neuen Stadt auszuziehen und die Uiberreste der alten gänzlich zu verlassen."

So lautet die Nachricht des Geschichtschreibers von Guatemala über die Zerstörung dieser Stadt. Ausserdem lernte ich noch an Ort und Stelle den Padre Antonio Croquer*) kennen, einen achtzigjährigen Mann und den ältesten Kanonikus in Guatemala, der während des Erdbebens, das ihre Verwüstung vollendete, in der Stadt lebte. Er war noch kräftig an Körper und Geist, schrieb seinen Namen mit leichter Hand in mein Notizbuch ein und hatte noch lebhafte Erinnerungen aus der Zeit des Glanzes der Stadt in seinen Knabenjahren, als „die Wagen durch sie hinrollten wie in den Strassen Madrids." An dem unheilvollen Tage befand er sich mit zwei Padres in der Kirche San Francisco, von denen der eine im Momente des Erdstosses ihn bei der Hand ergriff und eiligst nach dem *patio* (Vorplatz) führte, während der andre unter den Trümmern der Kirche begraben ward. Die Ziegel von den Dächern der Haüser flogen nach allen Richtungen hin, die Staubwolken waren erstickend und die Menschen stürzten nach den Brunnen, um ihren Durst zu löschen. Der Erzbischof schlief in jener Nacht in seiner Kutsche auf dem Hauptplatze. Er erzählte mir von der Zerstörung einzeler Gebaüde, von den Leichen, die unter ihnen hervorgegraben wurden, und von der Bestürzung und dem Schrecken der Einwohner; und obgleich seine Erinnerungen nur aus seiner Knabenzeit datirten, so boten sie ihm doch Stoff genug zu einer stundenlangen Unterhaltung.

Wir besuchten in Gesellschaft des Pfarrers das Innere der Kathedrale. Die gigantischen Mauern standen noch, aber ohne Dach. Das Innere diente als Begräbnissplatz und die Gräber wurden von einem Walde von Dahlien und 70 bis 80 Fuss hohen, die Mauern

*) Starb am 6. Aug. 1841.

überragenden Baümen beschattet. Der Hochaltar stand unter einer Kuppel, die von sechszehn, mit Schildpatt bekleideten und mit broncenen Medaillons von ausgesuchter Arbeit verzierten Saülen getragen wurde. Auf dem Karniess standen ehedem die Statuen der h. Jungfrau und der zwölf Apostel in Elfenbein, sie waren aber alle verschwunden. Interessanter indess als diese Erinnerungen an ihren alten Glanz und ihre traurige Zerstörung war mir das leere Grabgewölbe, in welchem einst die Asche Alvarado's des Eroberers ruhte.

Gegen Abend holte mich mein junger Reisegefährte ab und wir reisten nach Santa Maria weiter, einem zwei Leguas fernen indianischen Pueblo, auf dem Abhange des Vulkans Agua, dessen Gipfel wir am nächsten Tage zu ersteigen beabsichtigten. Als wir in das Thal kamen, war die Landschaft so schön, dass ich mich nicht wunderte, dass selbst Erdbeben es nicht veröden könnten. In der Entfernung einer Legua erreichten wir den Ort San Juan del Obispo, dessen Kirche und Kloster schon von unten aus sichtbar sind und eine prachtvolle Aussicht über das Thal und die Stadt La Antigua beherrschen. Mit Dunkelwerden zogen wir in Santa Maria ein, das auf einer Höhe von 2000 Fuss über La Antigua und 7000 Fuss über dem Spiegel des stillen Meeres nistet. Die Kirche ist von einem prächtigen eingeschlossenen Platze umgeben, auf welchen mehre Thore führen, und vor ihr erhebt sich ein gigantisches weisses Kreuz. Wir ritten zum Kloster, das unter der Obsorge des Pfarrers von San Juan del Obispo steht; es war aber unbewohnt und Niemand zu unserm Empfange da ausser einem kleinen geschwätzigen Alten, der nur erst diesen Morgen angekommen war. Es währte nicht lange, so kamen Indianer mit dem Alcalden und seinen Alguacils an der Spitze hereingestürzt, in der Absicht, uns ihre Dienste als Führer auf den Berg anzubieten. Es waren die ersten mir vorgekommenen Indianer, welche nicht spanisch sprachen, und ihre Lebhaftigkeit und ihr Geschrei erinnerten mich an meine alten Freunde, die Araber. Sie sagten aus, der Berg stiege sehr steil an, hätte gefährliche Abgründe und der Weg wäre äusserst schwierig zu finden, und jeder von uns müsste sechszehn Mann mit Seilen um uns hinaufzuziehen haben und jeden Mann mit zwölf Dollars bezahlen. Sie schienen ein Bisschen stutzig, als ich ihnen sagte, wir brauchten zwei Mann Jeder und würden ihnen einen halben Dollar à Mann geben, und gingen ohne Weiteres auf acht Mann für Jeden und auf einen Dollar à Mann herab; nach vielem Lärmen und Zanken aber lasen wir aus vierzig Mann sechs heraus, worauf sich Alle entfernten. Nach einigen Minuten hörten wir draussen die Töne einer Violine und meinten schon, es geschähe uns zu Ehren; es ging aber von dem alten Männchen aus, der ein *titiritero* oder Puppenspieler war und an diesem Abende eine Vorstellung geben wollte. Die Musik kam herein ins Zimmer, und ein Mann stellte sich zum Empfang der Besuchenden in die Thür. Der Eintrittspreis war nur drei Cents; trotzdem entstanden haüfig Debatten, weil Einer einen Cent abhandeln und zwei Personen zu drei Cents Zutritt haben wollten. Da dieser hohe Preis das gemeine Volk vom Besuche abhielt, so war die Gesellschaft sehr gewählt, Alles aber sass auf dem blossen Erdboden. Die Gesammteinnahme betrug, wie ich vom Thürsteher erfuhr, über fünf Schillinge. Rumaldo, der ein geschickter

Dilettant war, war der Vormann des Orchesters, das heisst der andere Fiedler. Das Marionettentheater befand sich in einem anstossenden Zimmer, und als dessen Thür sich aufthat, sah man eine schwarze *Chamarra*, die als Vorhang herabhing und deren Aufrollen den Puppenspieler zeigte, wie er mit seinen Figürchen vor sich an einem Tische sass. Die Hokuspokussprünge der Püppchen waren von bauchrednerischen Gesprächen begleitet, unter denen ich selig entschlief.

Wir kamen am nächsten Morgen nicht eher als um 7 Uhr fort. Der Tag war nicht vielversprechend und der ganze Berg in Wolken eingehüllt. Wir ritten anfangs durch angebautes Land aufwärts; nach einer halben Stunde ward der Weg so steil und schlüpferig, dass wir abstiegen und zu Fusse gingen. Die Indianer, welche Wasser und Provisionen mit sich schleppten, gingen voraus und Jeder von uns war mit einem derben Stock versehen. $^3/_4$8 Uhr erreichten wir die mittlere Region, die von einem breiten Gürtel dichten Walds bedeckt ist; der Pfad war so steil und schlammig, dass wir alle drei bis vier Minuten genöthigt waren stehen zu bleiben und auszuruhen. $^3/_4$9 Uhr kamen wir zu einer Lichtung, wo ein grosses hölzernes Kreuz stand. Hier machten wir die erste Rast, setzten uns am Fusse des Kreuzes nieder und hielten ein kleines Mahl. Zwar hatte ein Sprühregen begonnen, allein in Hoffnung auf Besserung setzten wir doch $^1/_2$10 Uhr unsern Marsch weiter fort. Der Weg ward noch steiler und kothiger und die Baüme standen so dicht aneinandergepresst, dass nie ein Sonnenstrahl hindurchdrang, und ihre Aeste und Stämme waren mit grünen Auswüchsen bedeckt. Der Weg ward durch Indianer frei erhalten, die im Winter hinaufgehen, um Schnee und Eis für Guatemala zu holen. Die Anstrengung des Erklimmens dieses steilen und schmutzigen Abhangs war ausserordentlich und mein junger Reisegefährte fühlte sich bald dergestalt ermattet, dass er nicht im Stande war ohne Hilfe weiterzugehen. Daher banden ihm die Indianer einen Strick, womit sie versehen waren, um den Leib und gingen mit dem Stricke über den Schultern vor ihm her. Halb 11 Uhr waren wir über die Waldregion hinaus und betraten nun den freien Theil des Abhangs, wo die Baüme nur noch einzeln verstreut standen und langes Gras und seltsame Pflanzen und Blumen von grosser Mannichfaltigkeit, die für den Botaniker reichen Stoff darboten, den Boden bedeckten. Unter den letztern war eine Pflanze mit rother Blüthe, *mano del mico* d. i. Affenhand genannt, die bis zur Höhe von 30 bis 40 Fuss heraufwuchs und inwendig hellroth gefärbt war, auswendig aber roth mit gelben Streifen. Mein Gefährte, der von der Anstrengung des Ansteigens selbst mit Hilfe des Stricks erschöpft war, stieg endlich auf die Schultern eines Indianers. Ich selbst war genöthigt, alle drei bis vier Minuten anzuhalten, und die Zeit meines Ausruhens war der des Gehens fast gleich. Die Hauptschwierigkeit erzeugte die Nässe und der Schlamm, wodurch beim Steigen von jedem Schritte ein Theil verloren ging. Es war so schlüpferig, dass man selbst mit dem Stocke und mit Hilfe der Baumzweige und Gebüsche Mühe hatte, nicht zu fallen. Etwa eine halbe Stunde vor Erreichung des Gipfels, vielleicht 1000 bis 1500 Fuss unter demselben, wurden die Baüme spärlich und sahen wie vom Blitze ge-

troffen oder von der Kälte verschrumpft aus. Die Wolken ballten sich jetzt zu dichtern Massen zusammen, so dass ich alle Hoffnung auf einen hellen Tag verlor. ½12 Uhr erreichten wir die Spitze und stiegen in den Krater. Ein Wirbel von Wolken und Dampf umsauste ihn. Wir waren im Schweiss, unsere Kleider ganz vom Regen durchnässt und voll Koth und in wenigen Augenblicken drang uns die Kälte durch Mark und Bein. Wir versuchten ein Feuer zu machen, aber Reisig und Blätter waren nass und wollten nicht brennen. Es gelang uns nur auf wenige Augenblicke, eine schwache Flamme zu erzeugen, um die sich Alles kauerte, bis ein kleiner Regenschauer niederfiel, der eben hinreichte sie auszulöschen. Wir vermochten nichts zu sehen und die zitternden Indianer baten mich, den Rückweg anzutreten. Auf Felsblöcken neben uns waren Inschriften zu lesen, deren eine die Jahreszahl 1548 trug, und auf einem behauenen Steine standen die Worte:

Alexandro Ldvert,	Alexander L.
De San Petersbrgo;	aus St. Petersburg,
Edvardo Legh Page,	Eduard L. P.
De Inglaterra;	aus England,
Jose Croskey	Joseph C.
De Fyladelfye,	aus Philadelphia
Bibimos aquí unas Boteas	Tranken hier einige Flaschen
De Champaña, el dia 26	Champagner am 26.
de Agosto de 1834.	August 1834.

Es dünkte uns recht seltsam, dass drei Männer aus so entfernten und verschiedenen Theilen der Welt, aus Petersburg, England und Philadelphia, sich zusammengefunden hatten, um auf der Spitze dieses Vulkans Champagner zu trinken. Während ich das Geschriebene copirte und in die Hände blies, lichtete sich der Dampf ein wenig und erlaubte mir einen Blick ins Innere des Kraters. Er bildete ein grosses ovales Becken, dessen Boden eben und mit Gras bedeckt war. Die Seiten waren abschüssig und gegen 100 bis 150 Fuss hoch und ringsumher waren Felsenmassen in grossartiger Verwirrung und zu unzugänglichen Piks sich erhebend aufgethürmt. Es existirt keine Uiberlieferung, dass dieser Berg jemals Feuer ausgespieen habe, noch sind irgendwo in seiner Nähe verkalkte Stoffe oder andere Zeichen eines vulkanischen Ausbruchs zu finden. Die Geschichte sagt, es sei im J. 1541 ein ungeheurer Strom, nicht von Feuer, sondern von Wasser und Steinen aus dem Krater ausgeworfen und durch diesen die alte Stadt zerstört worden. Padre Remesal erzählt, bei dieser Gelegenheit sei die Spitze des Berges herabgestürzt. Die Höhe dieses losgerissenen Theils betrug eine Legua und von dem zurückgebliebenen Gipfel bis zur Ebne war die Entfernung drei Leguas, die er im J. 1615 gemessen zu haben versichert. Nach meiner Messung ist der innere Kraterraum 83 Schritte lang und 60 breit. Nach Torquemada (und so lautet auch die Uiberlieferung nach Padre Alcantara von Ciudad Vieja) ward dieses ungeheure Becken, wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulkans, mit viel höhern Wänden als sie gegenwärtig sind, durch aufgehäufte Schneemassen und Regenfluthen mit Wasser ausgefüllt. Eine Wasser-Eruption hat niemals stattgefunden, sondern es gab eine der Becken-

wände nach und die ungeheure Wassermasse stürzte mit furchtbarer Gewalt heraus, riss Felsen und Bäume mit sich fort und überfluthete und zerstörte Alles, was ihrem Fortschritt sich entgegenstellte. Die gewaltigtief ausgerissene Barranca oder Schlucht, durch welche sie hinabschoss, bot auf der Seite des Berges noch immer ihren schauerlichen Anblick dar. Die Höhe dieses Bergs ist durch barometrische Beobachtung zu 14450 Fuss über dem Meeresspiegel gefunden worden. Der Rand des Kraters beherrscht eine schöne Aussicht auf die alte Stadt Guatemala, auf zweiunddreissig umliegende Ortschaften und auf das stille Meer; so ward mir wenigstens gesagt, denn gesehen habe ich nichts davon. Dessenungeachtet bereute ich meine gehabte Mühe nicht, hoffte aber den Berg noch einmal bei schönerm Wetter im Monat Februar und zu dem Zwecke gehörig ausgerüstet zu besteigen und zwei bis drei Tage im Krater zuzubringen.

Um 1 Uhr begannen wir herabzusteigen, was sehr schnell von Statten ging. Der Weg war manchmal gefährlich wegen seiner ausserordentlichen Steilheit und Schlüpferigkeit und wegen der Möglichkeit, mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm anzurennen. Um 2 Uhr erreichten wir das Holzkreuz. Als Fingerzeig für Andere will ich hier beilaüfig erwähnen, dass ich wegen des Drucks meiner schweren wasserdichten Stiefeln auf die Zehen oft stehenzubleiben genöthigt war, und dass ich mich, nachdem ich, die Baumzweige erfassend, diesen Druck durch Seitwärts- und Rückwärtsschieben des Fusses changirt hatte, zuletzt gezwungen sah, die Stiefeln auszuziehen und barfuss zu gehen, wobei ich bis an die Knöchel im Schlamm versank. Meine Füsse wurden durch die Steine schwer verletzt, so dass ich kaum noch vorwärts konnte, als zum Glück einer der Indianer mir den Berg herauf mein Pferd entgegenbrachte. Um 4 Uhr erreichten wir Santa Maria, um 5 Uhr La Antigua und nach einer Viertelstunde lag ich schon im Bett.

Am nächsten Morgen lag ich noch im Schlafe, als Señor Vidaurre in den Hof hereinritt, um mich auf meiner Reise zu begleiten. Es währte nicht lange, so sass ich schon zu Pferde und liess Rumaldo folgen. Als wir aus der Stadt herauskamen, betraten wir die offene Ebene, die von Bergen eingeschlossen und bis an deren Fuss mit Cochenille angebaut war. Ungefähr in der Entfernung einer Meile lenkten wir der Hacienda des Señor Vidaurre zu. Im Hofe waren vier Ochsen mit dem Zermalmen des Zuckerrohrs beschäftigt und dahinter lag sein *Nopal* oder seine Cochenillepflanzung, eine der grössten in La Antigua. Die Pflanze ist eine Species des Cactus, die reihenweise gleich dem Mais gesteckt wird und zur Zeit, von der ich spreche, gegen vier Fuss hoch war. Auf jedem Blatte war mittelst eines Dorns ein Stückchen Rohr befestigt, in dessen Hohlung dreissig bis vierzig Insecten steckten. Diese Insecten haben keine Bewegung, sondern brüten blos aus, worauf die Jungen auskriechen und sich auf dem Blatte festsetzen; haben sie sich einmal hier angeheftet, dann verlieren sie für immer alle Bewegung; ein leichtes Häutchen zieht sich über ihnen zusammen und in dem Masse als sie grösser werden, werden die Blätter mehlthauig und weiss. Am Ende der trocknen Jahreszeit werden einige Blätter abgeschnitten und in einem Vorrathshause zur Saat aufgehangen; von den übrigen werden

die Insecten abgebürstet und gedörrt und dann ins Ausland gesandt, um dem Luxus und der Eleganz der vornehmen Welt zu dienen und mit ihren glänzenden Farben die Salons von London, Paris und St. Louis in Missouri zu schmücken. Die Ernte ist werthvoll, aber unsicher, weil ein frühzeitiger Regen sie vernichten kann; auch werden manchmal alle Arbeitsleute einer Hacienda in dem Augenblicke, wo sie am meisten nöthig sind, zum Militär genommen. Die Lage des Ortes am Fusse und im Schatten des Volcan de Agua war hinreissend schön und die Aussicht nach allen Seiten hin von Bergen mit ewigem Grün begränzt; die Morgenluft war weich und balsamisch, aber zugleich rein und erfrischend. Bei guter Regierung und guten Gesetzen und von trauten Freunden umgeben, sah ich nie einen schönern Erdfleck, wo der Mensch wünschen könnte, die ihm hinieden zugemessene Zeit zu verbringen.

Nachdem wir uns wieder auf den Weg gemacht, kamen wir auf eine reiche grasbedeckte Ebne zwischen den Füssen der beiden grossen Vulkane, auf welcher Vieh und Pferde weideten, und erblickten links, zur Seite des Vulkans Agua die Kirche von Ciudad Vieja, der allerfrühesten, von Alvarado dem Conquistador gegründeten Hauptstadt. Hier stand ich auf classischem Boden. Der Ruhm des Cortez und seiner Heldenthaten in Mejico breitete sich unter den indianischen Stämmen im Süden aus und die Könige von Kachiquel schickten eine Gesandtschaft an ihn ab mit dem Anerbieten, sich als Spaniens Vasallen zu erkennen. Cortez empfing die Abgesandten mit Auszeichnung und schickte Pedro de Alvarado, einen Officier, der in der Eroberung Neuspaniens sich hervorgethan, ab, um die Unterwerfung der eingebornen Könige zu empfangen und von Guatemala Besitz zu nehmen. Am 13. November 1523 verliess Alvarado die Stadt Mejico mit dreihundert Spaniern; ein grosses Corps von Tlascaltekanern, Cholotekanern, Chinapanern und andern Hilfstruppen mejicanischer Indianer erkämpften ihm einen Weg durch die volkreichen Provinzen Soconusco und Tonala, und am 14. Mai, nach einem entscheidenden Siege über die Quiché-Indianer, langte er bei der Hauptstadt des Königreichs Kachiquel an, die jetzt bekannt ist als der Flecken Tecpan Guatemala. Nachdem die erobernde Armee einige Tage hier verweilt, um sich von ihren Strapazen zu erholen, setzte sie ihren Marsch durch die Ortschaften am Küstenstriche fort, wo sie Alles überwältigte, was ihrem Fortschritt sich widersetzte, und erreichte am 24. Juli 1524 einen Ort, der bei den Indianern Almolonga hiess — welches in ihrer Sprache einen „Wasserquell“ bedeutete (oder den Berg, aus welchem Wasser fliesst) — und am Fusse des Vulkans Agua lag. Die Lage des Orts, sagt Remesal, gefiel ihnen so sehr wegen seines schönen Klima's, der Pracht seiner von laufenden Gewässern köstlich getränkten Wiesen und insbesondere weil er zwischen zwei hohen Bergen lag, von deren einem auf allen Seiten Wildbäche herabeilten, während aus dem Gipfel des andern Rauch- und Feuersaülen aufstiegen: — also, die Lage dieses Orts gefiel ihnen dergestalt, dass sie hier eine Stadt zu bauen beschlossen, welche die Hauptstadt Guatemala's werden sollte.

Am 25. Juli, dem Tage des h. Jacobus, des Schutzpatrons von Spanien, zogen die Soldaten mit kriegerischer Musik, in glänzender

Rüstung, mit wehenden Federbüschen, auf prächtig aufgeschirrten, von Edelgestein und Goldplatten glitzernden Rossen, in die bescheidne Kirche, welche zu diesem Zwecke errichtet worden war, wo Juan Godines, der Armeekaplan, Messe las. Die ganze Heeresmasse rief den Schutz des Apostels an und nannte die Stadt, die man gegründet, nach seinem Namen (Santiago). Noch an dem nämlichen Tage setzte Alvarado die Alcalden, Regidoren und den Oberalguacil ein. Der Anblick des Landes stand im Einklang mit den romantischen Scenen, deren Schauplatz es gewesen war; und wie ich über die Ebne dahinritt, stellte ich mir vor, wie die Abhänge der Berge mit Indianern bedeckt waren und wie Alvarado und seine kleine Schaar kühner Spanier — Soldaten und Priester — mit kriegerischem Stolz und religiöser Demuth die Banner Spaniens entfalteten und die Standarte des Kreuzes aufrichteten.

Je näher wir Ciudad Viega kamen, um so schöner erschien ihre Lage; aber schon in ihrer frühesten Geschichte trafen sie furchtbare Drangsale. „Im J. 1532 ward die Umgegend der Stadt verheert und die Einwohner in Bestürzung versetzt durch einen Löwen von ungewöhnlicher Grösse und Wildheit, welcher aus den Wäldern des Volcan de Agua genannten Berges herabkam und unter den Rinderherden arge Verwüstung anrichtete. Eine Belohnung von 25 Golddollars oder 100 Scheffel Weizen wurden von dem Gemeinderathe Jedem geboten, der ihn tödten würde; aber immer entkam das Thier, selbst da, als die ganze Stadt, mit Alvarado an der Spitze, eine allgemeine Jagd auf dasselbe anstellte. Nach fünf- bis sechsmonatlichen ununterbrochenen Verheerungen ward es endlich am 13. Juli von einem Hirten erschlagen, der die verheissene Belohnung empfing. Das nächste grosse Unglück war eine Feuersbrunst, die sich im Februar 1536 ereignete und grossen Schaden anrichtete; denn da die Haüser in jener Zeit beinahe sämmtlich mit Stroh gedeckt waren, so ward ein grosser Theil derselben vernichtet, ehe das Feuer gelöscht werden konnte. Das Feuer war in der Werkstätte eines Grobschmidts ausgebrochen, und um ähnliche Unglücksfälle für die Zukunft zu verhüten, verbot der Rath die Anlegung von Schmieden innerhalb der Stadt."

„Das furchtbarste Unglück, das diese arme Stadt darniederbeugte, ereignete sich am Morgen des 11. Septbr. 1541. Es hatte an den drei vorhergehenden Tagen, insbesondere in der Nacht des 10., unablässig und mit grosser Heftigkeit geregnet, wo das Wasser mehr wie der Strom eines Katarakts denn als Regen niederstürzte; und die Wuth des Sturmes, das ununterbrochene entsetzliche Blitzen und der furchtbare Donner waren unbeschreiblich." . . . . „Am 11ten früh um 2 Uhr erfolgten so gewaltige Schwingungen der Erde, dass die Leute nicht im Stande waren zu stehen; die Stösse waren von einem grauenvollen unterirdischen Getöse begleitet, welches allgemeinen Schrecken verbreitete; kurz darnach stürzte ein unermesslicher Wasserstrom vom Gipfel des Berges hernieder und riss ungeheure Felsenstücke und grosse Baüme mit sich fort, die, indem sie auf die unglückliche Stadt sich wälzten, fast alle Haüser niederwarfen und zertrümmerten und eine grosse Anzahl Einwohner unter den Ruinen begruben; unter den Vielen verlor auch Doña Beatrice de la Cueba, Pedro Alvarado's Wittwe, dabei ihr Leben."

Auf dem ganzen Abhange des Vulkans von oben bis unten sahen wir die Rinnen und Wildbetten, welche die die Stadt überfluthenden Wasserströme sich ausgerissen hatten. Wir überschritten abermals den schönen Fluss Pensativo und ritten zu dem Kloster. Es lehnt sich unmittelbar an die gigantische und ehrwürdige Kirche der h. Jungfrau an. Vorn zog sich eine hohe steinerne Mauer hin; ein grosses Thor führte in den Hof, an dessen unterm Ende und an der Seite hin die geraümigen Corridors des Klosters verliefen, und links stieg die gigantische Mauer der Kirche empor mit einer Eingangsthür an dem einen Ende des Corridors. Der Hof lag etwa vier Fuss tiefer als der Corridor und war in Blumengärtchen abgetheilt, und in der Mitte war eine grosse runde Fontäne mit darin schwimmenden Goldfischchen und aus ihr erhob sich über einem Wasserstrahl ein Engel mit einer Drommete und Fahne.

Señor Vidaurre hatte den Padre Alcantara von meinem vorhabenden Besuche benachrichtigt und er wartete daher schon zu unserm Empfange. Er war ein Mann von etwa 33 Jahren, verständig, gebildet und energisch, voll Leidenschaft für Blumen, wie diess die schönen Gartenanlagen im Hofe bewiesen. Er war von Morazan des Landes verwiesen worden und nur erst ein Jahr zuvor in seine Pfarre zurückgekehrt. Bei meinem Besuche bei ihm war auch sein Freund und Nachbar Don Pepe Asteguieta anwesend, der Besitzer einer Cochenille-Hacienda und ein Mann von gleichem Gepräge und Charakter. Sie gehörten beide zu den wenigen mir vorgekommenen Männern, die an den mit der frühen Geschichte des Landes verknüpften romantischen Ereignissen ein Interesse nahmen. Nach einer genommenen kurzen Ruhe im Kloster besuchten wir mit tieferm Interesse und bewegtern Gefühlen, als bis jetzt je etwas, die Ruinen von Copan ausgenommen, in mir erweckt hatte, einen Baum, der vor der Kirche stand, sein Geäst zu einem weiten Dach ausbreitete, und in dessen Schatten, wie die Sage erzählt, Alvarado und seine Krieger zum ersten Male lagerten; dann die Quelle von Almolonga, d. i. in der indianischen Sprache „der Berg, aus welchem Wasser fliesst," die ihn von Anfang an veranlasste, diese Stelle zur Anlage einer Stadt zu wählen; und endlich die zerfallene Kathedrale, die auf der Stelle steht, wo Juan Godines die erste Messe las. Die Quelle ist ein grosses natürliches Bassin mit klarem und schönem Wasser und von Baümen überschattet, unter denen dreissig bis vierzig Indianerinnen mit Waschen beschäftigt waren. Die Mauern der Kathedrale standen noch und in einer Ecke befand sich eine Kammer mit den Schädeln und Gebeinen Derer, die bei der Uiberschwemmung aus dem Vulkan umgekommen waren.

Nach dem Frühstück besuchten wir die Kirche, die von sehr ansehnlicher Grösse und über zweihundert Jahre alt war; ihr Altar ist reich an goldnem und silbernem Schmuck, darunter einer prachtvollen, mit Diamanten und Smaragden besetzten goldnen Krone, welche einer der Philippe der h. Jungfrau, der die Kirche geweiht war, darbrachte. Als ich nach Hause zurückkam, sah ich, dass Padre Alcantara für mich einen Besuch von Seiten einer Deputation Indianer veranstaltet hatte, aus den vornehmsten Haüptlingen und Frauen bestehend, Abkömmlinge der Kaziken der mejicanischen Hilfs-

völker Alvarado's, die sich gleich den Spaniern *Conquistadores* oder Eroberer nannten. Sie erschienen vor mir in denselben Kostümen, welche ihre Altvordern zu Cortez' Zeit getragen hatten, und trugen auf einem mit Sammet überdeckten Teller ein köstliches, in rothen Sammet gebundnes und mit silbernen Ecken und ebensolchem Schlosse verziertes Buch, welches die geschriebne Beweisurkunde ihres Ranges und ihrer Rechte enthielt. Es war auf Pergament geschrieben, von 1639 datirt und enthielt die Ordre Philipps I. (IV. ?), die sie als Conquistadoren anerkannte und sie als solche von dem den eingebornen Indianern auferlegten Tribut befreite. Diese Steuerfreiheit währte bis zur Revolution von 1825 fort, aber sie nennen sich auch jetzt noch Nachkommen der Eroberer und Haüpter der indianischen Aristokratie. Das Interesse, welches ich an allen diesen Erinnerungen an die alten Conquistadoren empfand, ward in nicht geringem Grade erhöht durch die Schönheit und Bequemlichkeit des Klosters und durch Padre Alcantara's Güte. Am Nachmittage machten wir einen Gang zur Brücke über den Rio Pensativo. Die Ebne, auf welcher die spanischen Krieger in ihrer stählernen Rüstung geglitzert hatten, ward von den hohen Vulkanen beschattet und es ruhte der Geist der Romantik auf ihr.

Der Tag, den ich in *Ciudad Vieja*, d. i. der „alten Stadt," verbrachte, zählt zu denen, auf die ich mit Freude zurückblicke. Señor Vidaurre und Don Pepe blieben den ganzen Tag um uns. Als in der Folge Padre Alcantara bei dem Anzuge einer feindlichen Armee abermals aus dem Kloster zu fliehen genöthigt worden war und wir alle den Revolutionslärmen durchgemacht hatten, lenkte ich beim Abschied aus Guatemala und meiner Heimkehr von der Strasse ab, um ihnen noch einen Besuch zu machen, und sie waren die letzten Freunde, denen ich Lebewohl sagte.

Am andern Morgen verliess ich mit wehmüthigem Gefühl Ciudad Vieja. Padre Alcantara und Don Pepe gaben mir das Geleite. Der Letztere lieh mir zu meiner Reise ein edles Maulthier und der Padre einen ausgezeichneten Diener. Der Ausweg aus diesem bergumgürteten Thale ging zwischen den beiden grossen Vulkanen Agua und Fuego hindurch, die zu beiden Seiten beinahe 15000 Fuss aufstiegen, und von der Senkung zwischen ihnen bot sich uns — mir so unerwartet, dass ich fast in laute Begeisterung ausbrach — ein Blick über eine unermessliche Ebne und in dunkler Ferne auf das stille Meer dar. Nach einer Legua Weges erreichten wir den Pueblo Alotenango, wo inmitten indianischer Hütten eine andre gigantische dachlose und von Erdbeben zertrümmerte Kirche stand und wo ich von dem Pfarrer und Don Pepe Abschied nahm, mit der nicht getaüschten Hoffnung, sie noch einmal wiederzusehen. Die Strasse zwischen den zwei gewaltigen Vulkanen war ausserordentlich interessant: der eine mit seinem angebauten Fusse, umsaümt von einem Gürtel dicker Waldung und bis zum Gipfel hinan mit einem grünen Kleid geschmückt; der andre mit drei kahlen und zerrissenen Spitzen, mit starrer Lava und Asche bedeckt, erschüttert vom Elementenkampfe in seinem Innern und beständig einen blassblauen Dampf ausstossend. Der Weg trägt noch Spuren von den gewaltigen Erschütterungen, die er erlitten hat. An einer Stelle führt der Reit-

weg durch eine ungeheure Erdspalte, die auf natürlichem Wege auseinandergerissen ward und in welcher gewaltige, nach allen Richtungen geschleuderte Steinblöcke in wildester Verwirrung liegen; an einer andern Stelle führt er über ein tiefes Lager von Asche, verkohlten Materien und verschlackter Lava, und ein wenig weiterhin überdecken Schichten zersetzter vegetabilischer Stoffe die vulkanischen Substanzen, auf denen hohes Gestraüch und Gebüsch heraufgeschossen ist, das einen dichten, schattigen Laubengang bildet, süssduftend gleich den Gefilden des Glücklichen Arabiens. Bei jedem Schritte boten sich seltsame Contraste des Schauerlichen und Schönen. Der letzte Ausbruch des Vulkans del Fuego fand vor ungefähr zwölf Jahren statt, wo Flammen aus dem Krater hervorbrachen und zu bedeutender Höhe aufstiegen, ungeheure Stein- und Aschenmassen ausgeworfen und die Affenbrut in den nahen Wäldern beinahe ausgerottet wurde. Aber nimmer wieder kann ein neuer Ausbruch erfolgen und sein Krater ist keine *boca del infierno,* kein „Höllenrachen" mehr, weil, wie mir ein sehr achtbarer Mann sagte, ein Priester ihn gesegnet hat.

Nach einem schönen Ritte in heisser Sonne, aber fast ununterbrochenen Schatten geniessend, erreichten wir um 3 Uhr Escuintla, wo wir wiederum eine prächtige Kirche sahen, ebenfalls ohne Dach und mit durch ein Erdbeben geborstener reicher Façade. Vor ihr standen zwei altehrwürdige Ceibabaüme und die Platform beherrschte eine wunderschöne panoramische Ansicht der Vulkane und Gebirge von La Antigua. Auf den Strassen trieben sich Soldaten und trunkene Indianer umher. Ich ritt nach dem Hause des Corregidor Don Juan Dios de Guerra und machte unter Rumaldo's Leitung einen Spaziergang nach den Ufern eines schönen Flusses, der Escuintla in den Sommermonaten Januar und Februar zur allgemeinen Schwemme Guatemala's macht. Das Ufer war hoch und anmuthig beschattet; auf einem Engwege zwischen senkrechten Felsen stieg ich zum Flusse hinab und setzte mich an einer romantischen Stelle, wo so mancher Liebende Guatemala's, von den ihn hier umgebenden Zaubereinflüssen beherrscht, zu einem vorschnellen Erguss der Hoffnungen und der Bangigkeiten seines Herzens getrieben ward, auf einem Steine nieder und wusch mir die Füsse.

Auf dem Rückwege verweilte ich bei der Kirche. Die Frontseite war durch ein Erdbeben von oben bis unten auseinandergerissen und die getrennten Theile standen jeder für sich, die Thürme aber waren unversehrt. Ich stieg bis zur Spitze hinauf und blickte in das dachlose Gebaüde hinein. Im Osten ward die dunkle Linie des Waldes durch den aufwirbelnden Rauch einiger zerstreut liegenden Hütten unterbrochen und im Hintergrunde begränzt von grünen Bergen, von vulkanischen Kegeln mit ihren in Wolken vergrabenen Scheiteln, und von dem Felsen von Mirandilla, einem ungeheuern Granitblock, der, vom Blitze zerspalten und verbrannt, zwischen den Bergspitzen gehalten wird. Im Abend beleuchtete die sinkende Sonne einen Wald von sechszig Meilen und jenseits ergoss sie ihre ersterbende Strahlenpracht über den ganzen Spiegel des stillen Oceans aus.

Um 2 Uhr früh brachen wir bei glänzendem Mondenscheine und in Begleitung eines einzigen Führers nach dem stillen Meere auf.

Die Strasse war eben und bewaldet. Wir kamen bei einer von Ochsen betriebenen Zuckermühle (*trapiche*) vorbei und erreichten vor Tagesanbruch den vier Leguas entfernten Pueblo Masagua, der auf einer Lichtung mitten im Wald erbaut ist, an deren Eingange wir unter einem Orangenhaine Halt machten und unsere Taschen und Reisesäcke mit der glänzenden Frucht füllten. Der Tag brach an in einem Walde gigantischer Baüme von 75—100 Fuss Höhe und einem Umfange von 20—25 Fuss, um deren Stämme kletternde Gewächse sich hinaufwanden und von den Zweigen herabhingen. Die Strasse war weiter nichts als ein durch Wegschneiden der Sträuche und Zweige gebildeter Waldpfad. Köstlich war die Frische des Morgens; denn wenn wir auch von dem Hochlande, den *tierras templadas* (der gemässigten Region), herabgestiegen waren und uns nun in den *tierras calientes* (der heissen Region) befanden, so durchdrang doch der blendende Glanz und die Hitze der Sonne noch nicht den tiefen Schatten des Waldes. Manchmal bildeten die Zweige der Baüme, durch den Machete eines vorüberziehenden Maulthiertreibers abgestutzt und behangen mit einer Draperie von Weinranken und Kriechpflanzen mit rothen und purpurnen Blüthen, auf eine lange Strecke hin natürliche Bögen von edlerer Schönheit als je des Menschen Hand sie geformt hat; und zwischen den Baümen flatterten Papageien und andere Vögel von prächtigem Gefieder umher; unter ihnen Guacamayos oder grosse Macaos in rothem, gelbem und grünem Gewande, die bei ausgebreitetem Fittiche eine glänzende Farbenpracht entfalteten. Aber auch Geier und Skorpione waren zu sehen und zahllose Iguanas oder Kropfeidechsen, von einem Zoll bis drei Fuss Länge, die über den Weg hinweg und an den Baümen hinaufliefen. Die Strasse war weiter nichts als eine Wegspur zwischen den Baümen und ganz, ganz einsam, obwohl wir doch zweimal Maulthiertreibern begegneten, welche Güter vom Hafen nach dem Innern hinaufschafften. In einer Entfernung von zwölf Meilen erreichten wir die Hacienda Naranjo, die von einem Mayordomo (Verwalter) bewohnt ward, welcher eben nach dem Vieh des Besitzers sah, das wild im Walde umherstreifte. Das Haus stand ganz allein mitten auf einer Waldblösse, war auf Pfosten erbaut und hatte vorn einen Viehhof. Ich erspähte eine Kuh mit einem Kalbe — ein Zeichen, dass hier Milch zu haben war. Wenn man aber eine Kuh melken will, so muss man sie erst fangen. Und so ging der Mayordomo mit einem Lazo hinaus und fing ganz naturgemäss erst das Kalb und dann die Kuh und schleppte sie bei den Hörnern nach einem Pfahle hin. Die Hütte hatte nur eine einzige Trinkschale (*guacal*), die aus einem Kürbiss gemacht und so klein war, dass wir uns, um nicht viel Zeit zu verlieren, neben der Kuh niederliessen. Wir bekamen Brot, Chocolade und Bratwurst und hielten nach einem Ritt von 24 Stunden ein glorioses Frühstück, leerten aber die arme Kuh in Grund und Boden aus, so dass ich mich ordentlich schämte, dem Kalbe ins Gesicht zu sehen.

Indem wir unsre Reise weiter fortsetzten, erreichten wir in einer Entfernung von neun Meilen die einsam gelegene Hacienda Overo. Die ganze grosse Ebene war dicht bewaldet und gänzlich unangebaut, aber der Boden war reich und fähig, bei sehr geringer Anstrengung Tausende zu ernähren. Jenseits Overo war das Land stellenweise

offen und die Sonne schoss hier mit versengender Kraft hernieder. Um 1 Uhr kamen wir über eine plumpe Brücke und erblickten durch Oeffnungen zwischen den Baümen den Fluss Michatoyal. Wir folgten seinem Ufer und es währte nicht lange, als wir das Brechen der Wogen des grossen Südmeers hörten. Es war ein grossartiger und feierlicher Klang, der eine gewaltige Idee von der Unermesslichkeit jener Gewässer erzeugte, die seit der Schöpfung, durch mehr als fünf Jahrtausende, dem civilisirten Menschen unbekannt dahingerollt sind. Ungern mochte ich den Eindruck stören und ritt langsamen Schrittes durch den Wald, in tiefem Schweigen der grossartigsten Musik lauschend, die jemals auf mein Ohr traf. Die Strasse endete an der Mündung des Flusses — und ich hatte den Continent Amerika's überschritten.

Auf der gegenüberliegenden Seite war eine lange Sandbarre mit einem Flaggenstocke, zwei auf Pfählen erbaute und mit Blättern gedeckte Hütten und drei Schuppen von derselben rohen Construction; und über der Barre sah man die Masten eines Schiffs, das auf dem stillen Meer vor Anker lag. Diess war der Hafen von Istapa. Wir überschrieen das Brausen der Wogen, worauf ein Mann ans Ufer kam, eine Canoa losband und zu uns herüberfuhr. Mittlerweile ward der Eindruck, den der Anblick auf uns machte, durch einen Angriff von Mosquitos und Sandfliegen ein Bisschen geschwächt. Die Maulthiere litten nicht weniger als wir; aber ich konnte sie nicht mit hinübernehmen und war genöthigt, sie unter den Baümen anzubinden. Weder Rumaldo noch mein Führer konnten vermocht werden, bei ihnen zu bleiben und sie zu bewachen; sie sagten, es würde ihr Tod sein, wenn sie hier schlafen wollten. Der Fluss ist der Abzug des Sees Amatitan und soll von den Fällen des San Pedro Martyr an, siebenzig Meilen von seiner Mündung, schiffbar sein; gleichwohl fahren keine Boote auf ihm und seine Ufer umgiebt eine völlige Urwildniss. Der Uiberfahrtsort war an der alten Mündung des Flusses. Die Sandbarre erstreckt sich über eine Meile weiter hinaus und hat sich erst seit der Zeit der Eroberung gebildet. Nachdem ich gelandet, ging ich über das sandige Ufer nach dem Hause oder der Hütte des Hafenkapitäns und wenige Schritte weiterhin erblickte ich mein Reiseziel, die gränzenlosen Gewässer des stillen Oceans. Als Nuñez de Balboa durch Moräste und Flüsse, über Berge und durch Wälder, die noch niemals ausser durch einzele Indianer durchwandert worden waren, an die Gestade dieses neuentdeckten Meeres kam, stürzte er sich mit Schild und Schwert in seine Wogen, nahm im Namen des Königs seines Herrn Besitz davon und gelobte, es mit den Waffen in der Hand gegen alle seine Feinde zu vertheidigen. Aber Nuñez hatte die gewisse Hoffnung, dass er jenseits dieses Meeres „unermessliche Schätze an Gold, aus welchem die Leute dort ässen und tränken, finden würde.“ Ich dagegen hatte keine andere Aussicht als wieder zurückzugehen. Ich war fast sechszig Meilen weit geritten, die Sonne war glühend heiss, der Sand brennend, und so eilte ich in die Hütte einzutreten und mich in eine Hängematte zu werfen. Die Hütte war von in den Sand gesteckten Pfählen erbaut, mit Baumzweigen überdeckt, mit einem hölzernen Tische, einer Bank und einigen Waarenkisten ausmöblirt und mit Mosquitoschwärmen angefüllt.

Der Kapitän des Hafens klagte über die Oede und Traurigkeit des Orts, seine Abgeschiedenheit von der Welt, seine Ungesundheit und über den Jammer, hier leben zu müssen; und trotzdem bangte ihm vor dem Ausgange des Kriegs, vor einem Regierungswechsel und vor der Möglichkeit, aus seinem Posten gejagt zu werden!

Gegen Abend, wo ich ausgeruht hatte und neu gestärkt war, machte ich einen Spaziergang an den Strand. Der Hafen ist eine offne Rhede, ohne Bai, ohne Landvorsprung, ohne Klippe oder Riff oder sonst etwas, was ihn von der Küstenlinie unterschiede. Es giebt zur Nachtzeit keinen Leuchtthurm und die Schiffe auf See richten sich nach den grossen Vulkanen von La Antigua, die mehr als sechszig Meilen landeinwärts liegen. Ausserhalb der Brandung war eine Boye an einem Kabeltau befestigt und unter dem Schuppen lagen drei grosse Boote zum Ein- und Ausschiffen der Ladungen. Das Schiff, welches aus Bordeaux war, lag mehr als eine Meile vom Ufer ab. Sein Boot hatte den Supercargo und Passagiere gelandet und seitdem hatte das Schiff keine Verbindung wieder mit dem Lande gehabt und lag in stolzer Ferne von dem verlassenen Orte. Hinter der Sandbarre waren einige wenige Indianerhütten zu sehen und Indianer, beinahe nackend, sassen neben mir am Ufer. Und doch war dieser öde Ort einst der Brennpunkt ehrgeiziger Hoffnungen, hochfliegender Pläne, der Macht- und Goldgier und romantischen Abenteuers. Hier war es, wo Alvarado seine Kriegsflotte ausrüstete und mit seinen Gefährten sich einschiffte, um mit Pizarro um die Reichthümer Peru's zu streiten. Die Sonne sank und ihre rothe Scheibe berührte das Meer; vor ihr waren Wolken sichtbar, und als sie verschwand, wurden Meer und Land von einem röthlichen Nebel beleuchtet. Ich kehrte zur Hütte zurück und warf mich in meine Hängematte. War es denn nur möglich, dass ich so fern von meinem Heimathslande war und dass die Wogen des grossen Südmeers sich an meinem Ohre brachen?

VIERZEHNTES KAPITEL.

Die Rückkehr. — Jagd auf ein Maulthier. — Overo. — Masagua. — Escuintla. — Die Fälle von San Pedro Martyr. — Der Fluss Michatoyal. — Das Dorf San Pedro. — Ein Mayordomo. — San Cristoval. — Amatitan. — Ein umherschweifender Amerikaner. — Ankunft in Guatemala. — Brief von Herrn Catherwood. — Weihnachtsabend. — Ankunft des Herrn Catherwood. — Plaza de Toros. — Ein Stiergefecht. — Das Theater. — Meine officielle Thätigkeit. — Die Aristokratie Guatemala's. — Zustand des Landes. — Neujahrstag. — Parteiwuth.

Um 3 Uhr Morgens weckte mich Rumaldo zur Rückreise. Des Mondes Strahlen ruhten glänzend über dem Wasser und die Canoa war bereit. Ich nahm von meinem Wirth in seiner Hängematte Abschied und fuhr über den Fluss hinüber. Hier fand ich eine uner-

wartete Schwierigkeit. Mein dürres Maulthier hatte nach zerrissener Halfter sich davongemacht und war nun nirgends zu sehen. Wir trieben uns bis zum Tagesanbruch im Walde umher; in der schliesslichen Meinung aber, dass es durchaus den einzigen offnen Weg eingeschlagen haben und auf eigne Faust nach Hause getrabt sein müsse, sattelten wir und ritten auf Overo los, eine Entfernung von zwanzig Meilen. Es war aber kein verirrtes Maulthier bei der Hacienda vorübergekommen, weshalb ich hier Halt machte und Rumaldo nach dem Hafen zurückschickte.

Bald aber ward ich des Wartens in der jämmerlichen Hacienda müde, sattelte mein Maulthier und brach allein auf. Da der Weg tief beschattet war, so hielt ich in der Mittagshitze gar nicht an. Ganze einundzwanzig Meilen war die Strasse vollständig einsam und der einzige Laut, der gelegentlich zu hören war, war das Krachen eines fallenden Baums. Im Pueblo Masagua ritt ich zu einem Hause, wo ich eine Frau unter dem Wetterdache sitzen sah, sattelte hier ab und vermochte sie, dass sie einen Mann nach Futter für mein Thier ausschickte und mir eine Chocolade bereitete. Meine jetzige Unabhängigkeit gefiel mir so sehr, dass ich beschloss, durchweg allein zu reisen. In einer halben Stunde brach ich wieder auf. Gegen Abend begegnete ich trunkenen Indianern, die aus Escuintla kamen, und als ich zurückblickte auf die grosse Ebne hinter mir, sah ich die Sonne schnell ins stille Meer versinken. Bald nach Eintritt der Dunkelheit in der Stadt Escuintla ankommend, ritt ich hier zum Hause des Corregidors und hatte nun in den zwei Tagen 110 Meilen zurückgelegt. Leider war hier kein Sacate für mein Maulthier zu bekommen. Dieser Artikel wird von den Indianern Tag für Tag in die Städte gebracht und Jedermann kauft nur so viel davon, dass er bis zum andern Tag genug hat, nicht mehr. Es war auch nicht ein dürftiges Büschelchen Gras im Orte. Ich zog daher mit einem Diener des Corregidors auf eine Entdeckungsreise durch die Stadt aus und es gelang mir durch eine herzerweichende Bitte an eine alte Frau, der ich durch den dreifachen Preis den gehörigen Nachdruck gab, die für ihre zwei Maulesel bestimmte Portion zu erkaufen, den armen Thieren, die nun kein Abendbrot hatten, so recht vor ihrer Nase hinweg.

Ich wartete bis um 2 Uhr des nächsten Tages auf Rumaldo und das verlaufene Maulthier und brach nach vergeblichem Bemühen, mir einen Führer nach den Fällen des San Pedro Martyr zu verschaffen, allein direct nach Guatemala auf. Nach einem Ritte von zwei Leguas kam ich nach Ersteigung eines steilen Hügels bei einer Zuckermühle vorbei, die eine köstliche Lage hatte und die Aussicht auf die ganze von mir durchschrittene Ebne und jenseits derselben auf das Meer beherrschte. Zwei Ochsen zermalmten das Zuckerrohr und unter einem Schuppen stand ein grosser Siedekessel zur Bereitung der *panela*, eines Farinzuckers in Klumpen zu zwei Pfund jeder, der in ungeheurer Menge im Lande verbraucht wird. Als es mir hier zufällig beifiel, nach den Fällen des San Pedro Martyr einige Fragen zu thun, bot sich mir ein Mann, der Löcher an den Ellenbogen und sonst noch an jedem zu nennenden oder nicht wohl zu nennenden Theile seines Körpers hatte und dem es lieb war, seine regelmässige Tagesarbeit loszuwerden, zum Führer an. Eine Legua rückwärts war ich

bei der Stelle vorbeigekommen, wo ich hätte von der Strasse ablenken sollen. Mein Führer ging erst vorwärts nach dem Flecken San Pedro, bog hier rechts ab und ging von da an fast in derselben Richtung rückwärts auf einem schmalen Wege, der durch dicke, von Gebüsch ganz verrammelte Waldung abwärts führte, bis wir in einer Schlucht den Michatoyal-Fluss erreichten, den ich bei Istapa überschritten hatte. Er war hier schmal und reissend, tobte wild über ein steiniges Bett dahin und hatte auf der andern Seite ein hohes Gebirg. Indem wir ihm folgten, kamen wir zu dem Katarakt, der durch Granitfelsen in vier Ströme zerspalten, theilweise durch Gebüsch verdeckt wird, von einer Höhe von etwa zweihundert Fuss herabstürzt und mit seiner wilden Umgebung einen ergreifenden und wundersamen Anblick bietet. Ein wenig unterhalb desselben lag eine vom Wasser getriebene Zuckermühle und eine ungewöhnlich schöne Hacienda, die eine volle Aussicht über den Wasserfall beherrschte und wo ich grosse Lust hatte die Nacht zu bleiben. Der Mayordomo, ein Schwarzer, sah ein Bisschen verdutzt über meinen Besuch aus; als er aber hörte, dass ich nicht gekommen wäre, um die Mühle, sondern blos den Wasserfall zu besuchen, schien er bei sich zu denken: das mag wohl auch ein wunderlicher Kauz sein; und als ich ihn fragte, ob ich San Cristoval noch vor Dunkelwerden erreichen könnte, antwortete er, das könnte ich wohl, ich müsste aber ohne Verzug aufbrechen. Das klang nun freilich nicht gerade wie eine Einladung zum Bleiben und so verliess ich ihn. Es zeigt von Mangel an Wissbegierde und von Indolenz des Volks, dass, obgleich diese Fälle nur ein angenehmer Nachmittagsspazierritt von Escuintla aus sind, das zwei ganze Monate von Besuchenden aus Guatemala wimmelt, doch kein Mensch sie je besucht.

Auf demselben wilden Wege wieder zurückeilend erreichten wir die Hauptstrasse, und da es schon spät war, so miethete ich meinen Führer bis San Cristoval. Wir passirten San Pedro, das aus einem Haufen elender Hütten bestand und einen *estanco* hatte, d. i. einen concessionirten Ort zum Verschenken von Aguardiente, der von halbbetrunkenen Indianern gedrängtvoll war. Während wir weiter zogen, begannen alsbald sich um die Gebirge Wolken zusammenzuziehen und es gewann allen Anschein, dass wir schweren Regen bekommen würden. Da ich keinen Mantel oder Uiberrock mit mir hatte und vor Fiebern und Rheumatismen ganz besondre Sorge trug, so kehrte ich nach einem Ritt von etwa einer Meile wieder nach San Pedro zurück. Die respectabelsten Bürger des Orts trieben sich taumelnd um den *estanco* herum und drangen in mich zu bleiben; allein mein Führer sagte mir, es seien schlimme Gesellen, und rieth mir, lieber nach der Zuckermühle zurückzugehen und dort die Nacht zu bleiben. In der Meinung, dass er die betreffenden Leute besser kenne als ich, war ich denn auch keineswegs Willens, seine Warnung zu missachten. Es war bereits dunkel, als wir die Mühle erreichten; einige von den Arbeitern sassen um ein qualmendes Feuer herum, andere lagen unter einem Schuppen und schliefen, und ich brauchte blos „um mich zu blicken, meinen Platz mir auszuwählen und mich zur Ruhe zu begeben.“

Ich fragte nach dem Mayordomo und ward zu einem Lehmhause

escortirt, wo ich im Finstern eine barsche Stimme hörte und gleich darnach beim Lichte eines Fichtenspans ein ihr entsprechendes abstossendes und altes Gesicht erblickte, und neben ihm ein junges Weib, so mild und so holdselig, dass es ganz eigens nur um des Contrastes willen hier zu sein schien; und diese Zwei gehörten zueinander. Ich war schon geneigt, Mitleid mit ihr zu fühlen; allein der alte Mayordomo war von Herzen ein nobler Kerl, und sie verstand es, ihn so schön zu lenken und zu leiten, dass er es gar nicht merkte. Er wollte zwar soeben zu Bett gehen, schickte aber doch Leute nach Sacate aus, und er wie sie waren erfreut darüber, dass der Zufall mich in ihre Hütte geführt. Die Arbeiter theilten ihre gute Laune und wir sassen zwei ganze Stunden um einen grossen Tisch unter dem Schuppen bei zwei Lichtern, die in ihrem eignen Talge steckten, beieinander. Es ging über ihren Horizont, dass ich auf dem Gipfel des Volcan de Agua gewesen und dann zur Küste geritten war, blos um das stille Meer zu sehen. Ein schöner junger Mann mit offenem Gesicht, der bei uns sass, hatte grosse Lust zum Reisen, trennte sich aber nur nicht gern vom Hause. Ich machte ihm den Vorschlag, ihn mit mir zu nehmen und ihm guten Lohn zu zahlen. Die Sache ward mit Lebhaftigkeit besprochen. Es war ihm etwas Schreckliches, seine Heimath zu verlassen und unter fremde Menschen zu gehen, wo Niemand sich um ihn kümmern würde. Sein Haus war vor der Thür von des Mayordomo's Hütte, aber seine Heimath war in den Herzen seiner Freunde, und wie leicht konnte mancher derselben todt sein, ehe er wiederkehrte. Die Frau des Mayordomo erschien wie ein guter Geist, der die Gemüther dieser wilden und halbnackten Männer zu besänftigen und zu leiten wusste. Ich versprach ihm Geld zu seiner Rückreise zu geben, im Fall er heimkzukehren wünschen sollte, und er willigte endlich ein, mit mir zu gehen. Um 3 Uhr früh schrie mir der Mayordomo ins Ohr. Da ich das meinem Eigennamen vorgesetzte *Don* nicht gewohnt war, so dachte ich erst, er hätte einen unrechten Passagier geweckt. Dem jungen Manne, welcher solche Sehnsucht zum Reisen hatte, entfiel der Muth und er liess gar nichts von sich sehen; mein Führer aber, in der Erwartung, dass Jener mit mir gehen würde, kam ebenfalls nicht, und so brach ich ganz allein auf. Vor Tagesanbruch passirte ich zum dritten Male San Pedro, und eine kleine Strecke jenseits desselben holte ich ein reitendes Packet ein, das, wie sich auswies, ein Knabe und ein Weib war, beide von Einem Poncho überdeckt. Ich schloss mich an sie an.

Neben uns zur Rechten schaümte der Fluss Michatoyal und brach sich in eine lange Reihe von Stromschnellen. Wir ritten selbander bis San Cristoval. Hier begab ich mich zum Kloster, wo ich den Pfarrer gerade in der köstlichen Frühstücksstunde überfiel, sass wieder auf und ritt um den Fuss des Vulkans de Agua mit seinen angebauten Feldern, seinem Waldgürtel und seinem bis zum Gipfel hinaufreichenden grünen Teppich. Gegenüber lag ein andrer Vulkan, dessen Seiten mit ungeheurer Waldung bedeckt waren. Zwischen ihnen kam ich bei einer einem Dominikanerkloster gehörigen Zuckermühle vorbei, trat in ein grosses und schönes Thal ein, hatte mehr als eine Meile weit heisse dampfende Quellen zur Seite und erreichte

die *nopales* oder Cochenillepflanzungen von Amatitan. Zu beiden Seiten zogen sich hohe Lehmmauern als Einfriedigung hin und die Plantagen waren von ausgedehnterm Umfang als die bei La Antigua, zugleich aber auch von grösserm Werth, da, obgleich sie nur 25 Meilen von letztgenannter Stadt liegen, das Klima doch so ganz anders ist, dass sie zwei Ernten in jedem Jahre geben.

Als ich Amatitan nahe kam, erinnerte ich mich, dass der Menageriebesitzer Herr Handy, der aus den Vereinigten Staaten durch Tejas und Mejico mit einer Karavane wilder Thiere gereist war, mir in Neuyork von einem in seinen Diensten gestandenen Amerikaner erzählt hatte, welcher ihn in Amatitan verlassen hätte, um die Aufsicht über eine Cochenillepflanzung zu übernehmen; und ich war neugierig zu sehen, wie er bei dieser Beschäftigung sich gerirte und gedieh. Zwar hatte ich seinen Namen vergessen, als ich aber auf der Strasse nach einem *Americano del Norte* fragte, ward ich sogleich nach der Plantage, über die er gesetzt war, gewiesen. Es war eine der grössten am Orte und enthielt 400,000 Pflanzen. Ich ritt auf ein kleines Gebaüde in der Mitte der Plantage los, das wie ein Lusthaus aussah und von Arbeitsleuten umgeben war, von denen einer mich als einen „Spanier" anmeldete, wie die Indianer durchweg die Fremden nennen. Ich stieg ab, übergab mein Maulthier einem Indianer, ging hinein und fand Don Enrique an einem Tische sitzend mit einem Contobuche vor sich, da er soeben mit den Arbeitern abrechnete. Er war in den *coton* oder die Jacke des Landes gekleidet und trug einen sehr langen Bart; aber ich würde ihn überall als Amerikaner wiedererkannt haben. Als ich ihn auf Englisch anredete, sah er mich, wie von einem vertrauten Klange überrascht, starr an und antwortete auf Spanisch. Allmälig aber fand er sich in die Sache. Er war noch kein Dreissiger, aus Rhinebeck Landing am Hudsonflusse, wo sein Vater als Kaufmann etablirt ist, und hiess Henry Pawling. Früher Commis in Neuyork, dann in Mejico, hatte er, durch ein bedeutendes Anerbieten und durch eine starke Neigung zu reisen und die Welt zu sehen verlockt, einen Vorschlag Herrn Handy's angenommen. Sein Geschäft bestand darin, dem Zuge der wilden Thiere vorauszureisen, einen Platz zu ermiethen, die Sache durch Anzeigen bekanntzumachen und die sonstigen Voranstalten zur Schaustellung der Thiere zu treffen. In dieser Eigenschaft war er durch ganz Mejico gereist und von da nach Guatemala. Es waren jetzt sieben Jahre, seit er die Heimath verlassen, und er hatte seit seiner Trennung von Herrn Handy kein Wort in seiner Muttersprache gesprochen, und so war denn auch seine jetzige Sprache mehr als zur Hälfte spanisch. Ich brauche nicht zu sagen, dass er erfreut war mich zu sehen. Er führte mich in der ganzen Plantage umher und erklärte mir die Einzelheiten des merkwürdigen Prozesses der Cochenillebereitung. Er hatte sich in seinen Erwartungen etwas getaüscht gesehen und sprach mit grosser Theilnahme von der Heimath; als ich mich aber erbot Briefe mitzunehmen, sagte er, er hätte beschlossen, nicht eher wieder an seine Aeltern zu schreiben und sie von seinem Leben etwas wissen zu lassen, als bis er seine Vermögensverhältnisse gebessert und Aussicht hätte, als reicher Mann zurückzukehren. Er begleitete mich bis in die Stadt Amatitan. Da es

schon spät war und ich noch einmal hierher zu kommen hoffte, so unterliess ich den Besuch des Amatitan-Sees und setzte meine Reise direct nach Guatemala fort.

Die Strasse führte über eine Ebne und hatte eine hohe, grüne Mauer zu ihrer Linken. In der Entfernung einer Legua erstiegen wir einen steilen Hügel und gelangten auf das Tafelland Guatemala's. Ich bedauere, dass ich nicht im Stande bin, dem Leser den höchsten Genuss meiner Reise in Centralamerika mitzutheilen, den Genuss, den ich aus der ausserordentlichen Schönheit einer beständig wechselnden Landschaft schöpfte. Den heutigen Ritt hielt ich zur Zeit für den köstlichsten, den ich im Lande gehabt hatte. Ich holte auf der Strasse einen Mann und dessen Frau ein, beide zu Pferde, er mit einem Kampfhahn unter dem Arme, sie mit einer Guitarre; auf dem Gepäckthier steckte ein Knäblein unter Betten vergraben, und vier Burschen gingen zu Fuss nebenher, jeder mit einem in Matten gewickelten Kampfhahn, von welchem nur Kopf und Schwanz zu sehen waren. Sie reisten nach Guatemala, um die Weihnachtsfeiertage daselbst zu verbringen. Mit dieser respectabeln Gesellschaft zog ich nach achttägiger Abwesenheit zum Thore der Stadt herein. Ich fand einen Brief von Herrn Catherwood vor, der aus Esquipulas datirt war und mich benachrichtigte, dass er von seinem Diener bestohlen worden wäre, erkrankt die Ruinen verlassen hätte, auf Don Gregorio's Hacienda gegangen wäre und eben jetzt auf seiner Reise nach Guatemala sich befände. Mein Bote war durch Copan passirt, er wusste aber nicht, wohin er von hier aus sich gewandt. Ich war in grosser Sorge und Bekümmerniss und beschloss, nachdem ich einen Tag geruht, aufzubrechen und ihn aufzusuchen.

Ich kleidete mich um und ging in Gesellschaft zu Señor Zebadua, früherm bevollmächtigten Minister in England, wo ich die Guatemaleser durch meine gemachte Tour und insbesondere durch meine Alleinreise von Istapa aus in Verwunderung setzte. Hier traf ich mit Herrn Chatfield, dem Generalconsul Ihrer britannischen Majestät, und Herrn Skinner, der während meiner Abwesenheit angekommen war, zusammen. Es war Weihnachtsabend, die Nacht des *Nacimiento* oder der Geburt Christi. An dem einen Ende des Saals war eine erhöhte Estrade angebracht mit grünem Fussboden und geschmückt mit Fichten- und Cypressenzweigen, auf denen Vögel sassen, sowie mit Spiegeln, Sandpapier und Figuren von Menschen und Thieren, eine ländliche Scene darstellend, mit einer Laube und einer Wachspuppe in einer Wiege, — kurz, es war ein Bild der Grotte in Bethlehem mit dem Christkindlein. Stets hat in dieser Zeit jedwedes Haus in Guatemala sein *Nacimiento*, verschieden je nach dem Reichthum und Geschmack des Besitzers, und in friedlichen Zeiten ist dann das Bild des Erlösers mit Juwelen, Perlen und kostbaren Steinen geschmückt, und des Abends ist jedes Haus Jedem geöffnet, und die Bürger ziehen, ohne bekannt oder eingeladen zu sein und ohne allen Unterschied des Standes oder der Personen, von einem Hause zum andern, um das Nacimiento in Augenschein zu nehmen. Die Christwoche ist die fröhlichste im ganzen Jahre, ward aber leider jetzt nur der Form nach beobachtet, da der unsichere Zustand der Stadt nicht gestattete, die Haüser allgemein zu öffnen und spät

Abends auf den Strassen umherzuziehen; denn wie leicht konnten nicht Carrera's Soldaten erscheinen.

Die Gesellschaft bei Señor Zebadua war klein, bestand aber aus der Elite Guatemala's und begann mit einem Abendessen, worauf ein Tanz und, wie ich leider hinzuzufügen genöthigt bin, das Rauchen folgte. Das Zimmer war schlecht erleuchtet und die Gesellschaft in Folge des unsichern Zustandes des Landes nicht heiter; aber der Tanz dauerte doch bis 12 Uhr, wo die Damen ihre Mantillas umthaten und wir sammt und sonders nach der Kathedrale gingen, in welcher die grossartigen Feierlichkeiten des Weihnachtsabends stattfinden sollten. Die Kirche war gedrängtvoll von Bewohnern der Stadt und der umliegenden Oerter. Herr Savage begleitete mich darnach nach Hause und wir kamen nicht eher als um 3 Uhr Morgens zu Bett.

Als ich aufwachte, war bereits das Laüten der Glocken und die Christmesse in allen Kirchen vorüber. Den Nachmittag fand das erste Stiergefecht in dieser Zeit statt. Mein Freund Vidaurre hatte mich zu sich bestellt, und ich war eben im Begriffe, nach der *Plaza de Toros* (dem Stiergefechtplatz) zu gehen, als es kräftig an den Thorweg klopfte und hereintrat — Herr Catherwood, bis an die Zähne bewaffnet, bleich und abgezehrt, ganz glücklich, Guatemala erreicht zu haben, aber nicht halb so glücklich als ich war, ihn zu sehen. Er war zwar seinem Reisegepäck vorausgeeilt, aber ich staffirte ihn sogleich heraus und schleppte ihn ohne Weiteres mit mir nach der Plaza de Toros.

Diese Plaza liegt in der Nähe der Kirche El Calvario am Ende der Calle Real (Königsstrasse), gleicht an Gestalt dem römischen Amphitheater, ist gegen 350 Fuss lang und 250 Fuss breit und nach unserm Uiberschlage im Stande, an 8000 Menschen, also mindestens den vierten Theil der Bevölkerung Guatemala's, zu fassen. Sie war bereits gedrücktvoll von Zuschauern beider Geschlechter und aller Klassen, der vornehmsten wie der niedrigsten, die sich aber alle mit vollkommnem Anstand benahmen. Wir erkannten verschiedne Gesellschaften darunter, wie denn überhaupt der grössere Theil unsrer in Guatemala gemachten Bekanntschaften anwesend war.

Die Zuschauersitze begannen etwa zehn Fuss über dem Boden und hatten nach vorn zu einen Corridor und eine hölzerne Einfriedigung zum Schutze der Zuschauer, auf welcher letztern Carrera's wilde, tumultuarische Soldaten rittlings sassen, um auf Ordnung zu halten. An dem einen Ende unter dem Corridor war eine grosse Thür, durch welche der Stier hereinzulassen war. Am andern Ende, durch eine Scheidewand von dem übrigen Zuschauerraume getrennt, war ein grosser leerer Verschlag, der in früheren Zeiten für den Generalkapitän und die andern hohen Regierungsbeamten bestimmt gewesen und jetzt für Carrera vorbehalten war. Unter ihm sass ein Musikcorps, das meistens aus Indianern bestand. Trotz der grossen Volksmasse und der Erwartung eines aufregenden Vergnügens war nichts von Klopfen und Stampfen oder einer sonstigen Aüsserung der Ungeduld und der brennenden Begier nach dem Beginn des Schauspiels zu vernehmen. Endlich erschien Carrera in der Generalkapitäns-Loge, in einen schlechtsitzenden, goldgestickten blauen Militärrock gekleidet und im Gefolge

von Monte Rosa und andern Officieren in reicher Uniform, nebst den Alcalden und den Mitgliedern der Municipalität. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, gerade wie wenn in einem europäischen Theater ein Kaiser oder König in seine Loge tritt. Und auf diesen selben Mann ward ein Jahr zuvor in den Gebirgen Jagd gemacht und für Jeden, der ihn „todt oder lebendig" bringen würde, eine Belohnung ausgesetzt; neun Zehntel Derer, die jetzt auf ihn blickten, hätten damals die Thore der Stadt vor ihm als einem Raüber, Mörder und Geächteten verrammelt.

Bald darnach erschienen die Picadores in dem Raume, acht an Zahl, zu Pferde und Jeder mit einer Lanze und einem rothen Poncho versehen. Sie galoppirten um den Platz und machten der Thür gegenüber Halt, durch welche der Stier eintreten sollte. Die Thür ward von einem Padre aufgestossen, einem grossen Viehbesitzer, dem auch die heutigen Stiere gehörten, und das Thier stürzte, wie in Schäkerei hinten ausschlagend, in den Platz herein, wandte sich aber beim Erblicken der Reiterschaar und ihrer Lanzen um und rannte schneller als es eingetreten war zurück. Des Padre's Bulle war ein Ochs und wollte, wie ein empfindsames Thier, lieber davonrennen als kämpfen; da aber die Thür vor ihm verschlossen ward, so jagte er gezwungener Weise rund um den Platz und blickte bald, wie um Barmherzigkeit flehend, zu den Zuschauern hinauf, bald sah er sich nach einem Hinterthürchen um. Die Reiter folgten, ihn mit ihren Lanzen stechend, ihm nach, und rings um den ganzen Platz warfen Männer und Knaben von der Breterwand mit Widerhaken versehene Pfeile mit angehängten entzündeten Schwärmern auf ihn, die, indem sie in seinem Fleische stecken blieben und an allen Theilen seines Körpers losbrannten, ihn in Wuth versetzten und ihn bisweilen gegen seine Verfolger trieben. Die Picadores lockten ihn durch ihm vorgehaltene Poncho's von brennender Farbe heran, und wenn er sie in die Enge trieb, so bestand die Geschicklichkeit des Picadors darin, dass er ihm den Poncho über die Hörner warf, so dass er nicht sehen konnte, und dann in seinem Halse, gerad hinter dem Kinnbacken, einen mit Feuerwerksstücken angefüllten Ball festmachte; geschah diess mit Erfolg, so erregte es einen Beifallssturm. Da die Regierung aus übertriebener Humanität das Tödten der Stiere verboten und den Kampf blos aufs Necken und Quälen beschränkt hatte, so war das Schauspiel ganz verschieden von den Stiergefechten in Spanien und entbehrte selbst des aufregenden Interesses eines wilden Kampfes auf Leben und Tod, sowie der Möglichkeit, den Picador vom Stiere durchbohrt oder über die Breterwand unter die Zuschauer geschleudert zu sehen. Beobachtete man aber diesen begierigen, gespannten Blick der Tausende, so konnte man sich leicht die tiefe Aufregung in einer kriegerischgesinnten Zeit vorstellen, wo Gladiatoren in der Arena vor den Augen des Adels und der Schönen Roms kämpften. Nachdem man unsern armen Ochsen zu Tode ermüdet hatte, ward ihm gestattet abzuziehen. Andere folgten und machten denselben Cursus durch. Die sämmtlichen Bullen des Padre waren Ochsen. Manchmal wurde ein Picador zu Fuss unter dem allgemeinen Gelächter der Zuschauer bis an die breterne Einfassung gejagt. Nachdem endlich der letzte Ochs seine Runde durchgemacht, zogen sich die

Picadores zurück und nun sprangen Männer und Knaben über die Breterwand in den Kampfplatz hinab, und zwar in solcher Menge, dass sie den Stier förmlich ins Gedränge brachten. Der Lärmen und die Verwirrung, die stechenden Farben der Poncho's, das Rennen und Taumeln, das Angreifen und Zurückziehen und die Staubwolken machten diese Scene zu der aufregendsten von allen; aber das Ganze war doch ein läppisches Schauspiel und die bessern Klassen, darunter meine schöne Landsmännin, betrachteten es blos als eine Gelegenheit, mit Bekannten zusammenzukommen.

Abends gingen wir ins Theater, das zum ersten Male geöffnet ward. Man hatte zwar ein grosses Gebaüde zu diesem Zwecke in der Stadt begonnen, aber es war in einer der Revolutionen demolirt und der Bau liegen gelassen worden. Das Schauspiel fand im Hofe eines Hauses statt. Die Bühne war querüber am Ende des Hofs errichtet, der *patio* (Hofraum) war das Parterre und der Corridor durch temporäre Wände in Logen abgetheilt; die Zuschauer hatten ihre eignen Stühle, die sie vorausschickten oder Diener mitbrachten. Wir waren in die Loge des Señor Vidaurre eingeladen. Carrera war auch da und sass auf einer ein wenig erhöhten Bank an der Mauer des Hauses und an der Rechten des Staatsdirectors Rivera Paz. Mit ihm waren einige seiner Officiere in ihren prunkenden Uniformen, während er selbst die seinige abgelegt hatte und in seiner schwarzen Bombasettjacke und Pantalons erschien und eine sehr anspruchslose Haltung zeigte. Ich betrachtete ihn als den grössten Mann in Guatemala und machte es mir daher zur Pflicht, ihm im Vorübergehen die Hand zu reichen. Das erste Stück hiess Zaide und war ein Trauerspiel. Die Spielenden bestanden sämmtlich aus Guatemalesern und ihr Spiel war sehr gut. In der Decoration war keine Veränderung. Sooft der Vorhang fiel, brannte alle Welt, die Damen mit eingeschlossen, Cigarren an; zum Glücke war es ein unbedeckter Hofraum, der dem Rauche Abzug gestattete. Als das Schauspiel vorüber war, warteten die Logen, bis das Parterre leer war. Besondere Sorge hatte man für Aufstellung von Wachen getragen und Alles ging ruhig nach Hause.

Während der Weihnachtswoche fand noch eine glänzende religiöse Feierlichkeit statt, nämlich die *Novena* oder die neuntägige Andacht zur h. Jungfrau. Eine Dame, die sich besonders durch strenge Beobachtung dieser Tage auszeichnete, hatte quer über das ganze Ende ihres Saals einen Altar mit drei Stufen und mit Blumen geschmückt errichtet, sowie eine Estrade mit Spiegeln, Bildern und Figuren, in deren Mitte ein Bild der h. Jungfrau in reicher Kleidung sich befand, und das Ganze auf eine Weise verziert, die zu beschreiben mir unmöglich ist, die man sich aber an einem Orte, wo es natürliche Blumen in der verschwenderischsten Fülle giebt und die künstlichen in grösserer Vollkommenheit als in Europa gefertigt werden und wo die Damen in Anordnung derselben einen ausserordentlichen Geschmack besitzen, denken kann. Als ich eintrat, waren die Herren mit Hüten, Stöcken und kleinen Degen im Vorzimmer versammelt, während im Saale die Damen nebst den reinlich gekleideten Dienerinnen knieend beteten; vor dem Feenaltar lag eine Dame, die selbst eine Fee zu sein schien, und die, während ihre Lippen

sich bewegten, ihr Strahlenauge umherschweifen liess und mir einer Kniebeugung würdiger daüchte als das hübsche Bild vor ihr, und die selbst auch so zu denken schien.

In Rücksicht auf meine officielle Thätigkeit war ich in vollständiger Verlegenheit, was ich thun sollte. In Guatemala stand alle Welt auf Einer Seite: Alles sagte, es gäbe keine Bundesregierung; und Herr Chatfield, der britische Generalconsul, auf dessen Meinung ich höhern Werth legte, stimmte Dem bei und hatte ein Circular erscheinen lassen, welches ihren Bestand leugnete. Die Bundesregierung dagegen behauptete ihren Bestand, und das blosse dunkle Gerücht, dass General Morazan gegen Guatemala marschire, verbreitete Bestürzung. Zu verschiednen Malen liefen derartige Gerüchte um, und als eines dahin lautete, dass er wirklich dazu entschlossen sei und dass kein einziger Priester verschont werden und die Strassen vom Blute strömen sollten, da erzitterten die kühnsten Parteigänger für ihr Leben. Morazan war noch nie geschlagen worden; Carrera war stets vor ihm geflohen; die Bürger hatten darum kein Vertrauen, dass er sie zu vertheidigen und zu schützen im Stande sei, und konnten sich auch nicht selbst vertheidigen. Auf alle Fälle hatte ich immer nur erst Eine Seite gehört, und betrachtete mich nicht zu der Annahme berechtigt, dass es keine Regierung gebe. Ich war verpflichtet, „sorgfältig nachzuforschen", und dann erst konnte ich je nach den Umständen in der Rechtssprache antworten entweder „*cepi corpus*" oder „*non est inventus*".

Zu diesem Zwecke beschloss ich, nach San Salvador, das früher und auch jetzt noch Anspruch darauf machte, die Hauptstadt des Föderativstaats und der Sitz der Bundesregierung zu sein, zu gehen, oder vielmehr nach Cojutepec, wohin damals seit Kurzem die Regierung in Folge von Erdbeben, welche San Salvador heimgesucht, verlegt worden war. Dieser Plan war nicht ohne seine Schwierigkeiten. Der zwischenliegende Landesstrich ward von einem gewissen Rascon mit einer Insurgenten- und Raüberbande besetzt gehalten, der keine Partei anerkannte, sondern unter seiner eignen Fahne focht. Die Herren Chatfield und Skinner waren, um ihm auszuweichen, auf einem Umwege zur See angekommen, und Kapitän Le Nonvel, der Patron eines im Hafen von San Salvador liegenden französischen Schiffs, war in Guatemala ganz abgehetzt angelangt, indem er den letzten Tag sechszig Meilen durch ein gebirgiges Land geritten war; er berichtete von schauderhaften Graüelthaten und dass bei San Vicente drei Männer auf ihrem Wege zur Messe von Esquipulas ermordet und ihre Gesichter bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden wären. Unmittelbar nach seiner Ankunft sandte er einen Courier ab mit dem Befehle an sein Schiff, nach Istapa zu kommen, blos um ihn zurückzuholen und die Rückkehr über Land zu vermeiden. Ich hatte meine Absicht der Staatsregierung bekanntgemacht, die meine ganze Reise nach San Salvador gar nicht gern sah, mir aber doch militärisches Geleit anbot, freilich mit der Hinweisung, dass, wenn wir mit morazanischen Trupps zusammenträfen, es ganz gewiss zu einem Kampfe kommen würde. Diess war allerdings keineswegs angenehm zu hören. So ungern ich die Strasse nach Istapa zum dritten Male bereisen mochte, so nahm ich doch bei Lage der Umstände Kapitän Le Nonvels Einladung an, auf seinem Schiffe überzufahren.

Mittlerweile verbrachte ich meine Zeit mit Gesellschaftsbesuchen. Wie bei uns in Neuyork die Aristokratie vom diplomatischen Corps in Washington die „Aristokratie der Strassen" genannt wird, so giebt es in Guatemala eine Aristokratie der Haüser, weil gewisse Familien noch immer in den von ihren Vätern bei Gründung der Stadt erbauten Haüsern wohnen, welche wahrhaft aristokratische alte Wohnsitze sind. Diese Familien gelangten in Folge gewisser Einfuhrmonopole unter der spanischen Herrschaft zu unermesslichem Reichthum und hohem Ansehen als „Handelsfürsten". Noch waren sie aber von allen Aemtern und allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen. Zur Zeit der Revolution war eine dieser Familien von Adel und genoss den Marquisatsrang, deren Haupt die Zeichen seines Ranges abwarf und sich mit der revolutionären Partei verband. Der Stellung nach die Nächsten nach den Kronbeamten, meinten sie, dass sie nun, von dem spanischen Joche befreit, die Regierung in ihre eignen Hände bekommen würden; diess war auch wirklich der Fall, aber nur für eine kurze Zeit. Denn als man anfing die Grundsätze von der Gleichheit der Rechte zu begreifen, wurden sie bei Seite geschoben. Nachdem sie zehn Jahre lang im Dunkel gelebt, gelangten sie durch einen Zufall wiederum zu Macht und zur Zeit meines Besuchs waren sie im geselligen wie im politischen Leben die Herrschenden. Ich wünsche nicht hart von ihnen zu sprechen, denn sie waren die Einzigen, welche die Gesellschaft bildeten; mein Verkehr beschränkte sich fast ausschliesslich auf sie; meine schöne Landsmännin gehörte ihnen an; ich bin ihnen für viele Güte verpflichtet; dazu sind sie persönlich liebenswürdig. Aber ich spreche hier von ihnen in Bezug auf ihr öffentliches Leben, und in der Politik sympathisire ich nicht mit ihnen.

Mir erschien die Lage des Landes als im höchsten Grade kritisch, und zwar aus einem Grunde, der im ganzen spanischen Amerika noch nie zuvor hervorgetreten war. Zur Zeit der ersten Invasion hatten wenige Hunderte Spanier durch überlegene Tapferkeit und Geschicklichkeit und mit noch furchtbarern Waffen die ganze indianische Bevölkerung besiegt. Von Natur friedlichgesinnt und waffenlos gehalten, war das besiegte Volk während der drei Jahrhunderte spanischer Herrschaft ruhig und unterwürfig geblieben. In den auf die Losreissung von Spanien folgenden Bürgerkriegen hatte es nur eine untergeordnete Rolle gespielt und bis zur Zeit von Carrera's Empörung in völliger Unkenntniss von seiner physischen Kraft dahingelebt. Diese furchtbare Entdeckung war aber jetzt gemacht worden. Die Indianer machten drei Viertel der Bewohner Guatemala's aus und waren die erblichen Besitzer des Grundes und Bodens. Zum ersten Male seitdem sie unter die Herrschaft der Weissen gekommen, wurden sie jetzt von einem Anführer aus ihrer eignen Mitte organisirt und bewaffnet. Dieser Anführer zog es für den Augenblick vor, die Centralpartei zu unterstützen. Ich sympathisirte nicht mit dieser Partei, da ich des Glaubens war, sie mache in ihrem Hasse gegen die Liberalen einer dritten Macht den Hof, die möglicher Weise sie beide vernichten konnte, — eine Genossenschaft mit einem wilden Thiere, das in jedem Augenblicke umkehren und sie in Stücke zerreissen konnte. Ich glaubte, sie hätten es auf die Unwissenheit und

die Vorurtheile der Indianer und mittelst der Priester auf ihren religiösen Fanatismus abgesehen, indem sie sie mit Festlichkeiten und kirchlichen Ceremonien unterhielten und sie überredeten, die Liberalen hätten zum Ziele, die Kirchen niederzureissen, die Priester auszurotten und das Land in Finsterniss zurückzustürzen; und bei der allgemeinen Elementengährung hatten sie keinen Mann in ihrer Mitte, der Kraft und Entschiedenheit genug besass, um mit dem Einflusse seines Namens und seiner Stellung die energischen und ehrlichen Männer im Lande um sich zu schaaren, die zerfallene Republik neu aufzurichten und Alle vor der Schande und Gefahr zu bewahren, vor einem unwissenden und unerzogenen Indianerbuben zu Kreuze kriechen zu müssen.

Das waren meine Ansichten, die ich natürlich auszusprechen vermied; weil ich aber ihre Gegner nicht denuncirte, so sahen sie mich mit Kälte an; denn dort zu Lande zerreissen politische Meinungsverschiedenheiten alle Bande. Das ärgste Parteigeschimpfe in unserm Vaterlande ist gemässigt und mild in Vergleich mit den Ausdrücken, mit denen man hier voneinander spricht. Wir gehen selten weiter als dass wir von Unwissenden, Unfähigen, Unredlichen, Unwürdigen, Treulosen, Verderbten, Untergrabern der Constitution und durch englisches Gold Erkauften reden; dort dagegen ist der politische Gegner ein Raüber, ein Mörder, und es ist schon ein Lob, wenn man einraümt, dass er kein blutdürstiger Meuchelmörder sei. Wir beklagen uns, dass unsere Ohren beständig durch hitzige politische Discussionen beleidigt und unsere Leidenschaften aufgestachelt werden; dort würde es eine Freude gewesen sein, einen guten, ehrlichen, heissen, erbitterten Streit zu hören. Ich bin in jedem Staate Centralamerika's gereist, habe aber nie Gelegenheit gehabt, einen solchen mit anzuhören, denn niemals traf ich zwei in politischen Meinungen abweichende Männer beisammen. Die Anhänger einer geschlagenen Partei werden hier erschossen, verbannt, reissen aus oder bekommen die moralische Mundklemme und wagen es niemals, vor Einem aus der herrschenden Partei ihre Ansichten auszusprechen. Wir haben soeben erst einen gewaltigen politischen Kampf durchgemacht: zwanzig Millionen Menschen standen fast Mann gegen Mann, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar, Bruder gegen Bruder und Sohn gegen Vater, und neben ehrlichen Meinungsunterschieden regten Ehrgeiz, Mangel und Gelüst nach Macht und Amt die Leidenschaften manchmal bis zur wilden Wuth auf. Zwei Millionen hochaufgeregter Menschen haben ihre Gedanken und Ansichten offen und furchtlos ausgesprochen. Sie sind alle gezählt worden und die erste arithmetische Regel hat zwischen ihnen entschieden; und man lässt die geschlagene Partei ruhig im Lande wohnen; ihre Wittwen und Kinder werden geschont; ja noch mehr, sie können ungestört auf den Strassen ihren Unmuth laut werden lassen, können ihre Banner der Herausforderung, ihrer fortgesetzten und entschlossenen Opposition öffentlich aushängen; und mehr als Alles, die Grundpfeiler der Republik sind dadurch nicht erschüttert worden! Unter einer Million in ihren Erwartungen getaüschter Menschen hat bei allen Schwächen der menschlichen Leidenschaft niemals ein Einziger einen Widerstand gegen die Verfassung und die Gesetze auch nur von

Ferne merken lassen. Nie hat die Welt ein solches Schauspiel, einen solchen Beweis der Fähigkeit des Volkes zur Selbstregierung dargeboten. Möge es noch lange so bleiben! Möge die Zunge verdorren, die sich erkühnt, Widerstand gegen die Wahlurne zu predigen! Möge der moralische Einfluss unsers Beispiels bis zu unsern in sich zerrissenen Schwesterrepubliken dringen, das Schwert der Verfolgung in den Händen der Sieger zurückhalten und den Geist der Revolution in einer geschlagenen Partei zerdrücken!

Den 1. Jan. 1840. — Dieser Tag, so reich an heimathlichen Erinnerungen — an Schnee, an rothe Nasen und blaue Lippen ausser dem Hause, an knisternde Feuer und schöne Gesichter im Hause — brach über Guatemala gleich einem Frühlingsmorgen an. Es war, als ob die Sonne sich über die Schönheit des von ihr beschienenen Landes freute. Die Blumen blühten in den Höfen und die Berge, die über die Giebel der Haüser hinwegschauten, lagen freundlich in grünem Kleide da. Die Glocken von achtunddreissig Kirchen und Klöstern verkündeten den Eintritt eines neuen Jahres. Die Läden waren wie am Sonntag geschlossen und auf dem Platze war kein Marktverkauf. Wohlgekleidete Herren und Damen in schwarzen Schleiern zogen über ihn hinweg zum Hochamt in der Kathedrale. Mozarts Musik durchrauschte die Raüme der Kirche. Ein Priester verkündete in fremder Zunge Moral, Religion und Vaterlandsliebe. Die Kirche war gedrängtvoll von Weissen, Mestizen und Indianern. Auf einer hohen Bank der Kanzel gegenüber sass das Staatsoberhaupt und ihm zur Seite Carrera, heute wieder in seiner reichen Uniform. Ich stand an einen Pfeiler ihm gegenüber gelehnt und beobachtete sein Gesicht, und wenn ich richtig darin las, so hatte er den Krieg und die Blutflecken an seinen Händen vergessen und er war im Innersten seiner Seele fanatischer Begeisterung voll, genau so, wie ihn die Priester haben wollten. Ich habe den vollkommnen Glauben, dass seine Motive ehrlich waren und dass er gern das Rechte thun würde, wenn er nur wüsste wie. Diejenigen, die seine Leitung übernommen, haben eine furchtbare Verantwortlichkeit auf sich. Als der Gottesdienst vorüber war, ward eine Gasse durch das Gedränge frei gemacht. Carrera im Geleite der Priester und des Staatsoberhaupts, schritt, unbeholfen in seinen Bewegungen, die Augen auf den Boden geheftet oder nur verstohlene Blicke thuend, gleich als ob es ihn genirte, der Gegenstand so vieler Aufmerksamkeit zu sein, den Chorgang hinab. Vor dem Portal der Kirche standen tausend trotzigblickende Soldaten aufmarschirt. Eine wilde rauschende Musik begrüsste ihn und die Gesichter seiner Krieger erglühten vor Hingebung an ihren Führer. Eine breite Fahne ward entfaltet, mit schwarzen und rothen Streifen, mit einem Todtenkopfe und Beinen als Sinnbild in der Mitte und mit den Worten auf der einen Seite: „*Viva la religion!*“ und auf der andern: „*Paz ó muerte á los Liberales!*“ (Friede oder Tod den Liberalen!) Carrera stellte sich an ihre Spitze mit Rivera Paz an seiner Seite, und mit dem furchtbaren, in der Luft flatternden Banner, der wilden, gellenden Musik und der ringsumher herrschenden Todtenstille geleiteten sie das Staatsoberhaupt nach Hause. Wie ganz verschieden war doch der Neujahrstag von unserm heimischen!

Bei der mir bekannten fanatischen Gesinnung des Volks in der Religion und der Heftigkeit seiner politischen Erbitterung glaubte ich nicht, dass ein solcher Schimpf, wie das kecke Entfalten eines Banners, das die Vertheidigung der Religion und den Tod oder die Unterwerfung der liberalen Partei nebeneinander stellte, auf dem Platze der Hauptstadt war, zugelassen werden würde. Ich bezog mich nachher in einem Gespräche mit dem Chef des Staats auf dieses Banner. Er hatte keine Notiz davon genommen, meinte aber, der Schluss laute: „*Paz ó muerte á los qui no la quieren*“ — „Friede oder Tod Denen, die ihn nicht wollen.“ Diess ändert seinen abscheulichen Charakter nicht und fügt nur dem Fanatismus hinzu, was er dem Parteigeiste nimmt. Ich glaube indessen, dass ich Recht hatte, denn bei der Rückkehr der Soldaten auf den Platz folgten Herr C. und ich der Fahne, bis sie der Fahnenträger, nach unserm Bedünken mit der ausdrücklichen Absicht sie zu verbergen, zusammenfaltete und einige von den Officieren so verdächtig auf uns blickten, dass wir uns fortbegaben.

Um der Erinnerungen an die Heimath willen sprach ich bei meiner schönen Landsmännin vor, ass zu Mittag bei Herrn Hall und ging des Nachmittags nach dem Hahnenkampfplatze, einem grossen runden Gebaüde von schönen Verhältnissen, mit einen hohen Sitze für die Richter, welche mit einer Glocke als Signal zum Beginn des Kampfes schellten, wo dann Einer zu schreien anfing: „Ich biete fünf Dollars!“ ein Andrer: „Ich biete zwanzig!“ u. s. w. Es freut mich zu sagen, dass ich in dieser gedrücktvollen Höhle nur Einen Mann bemerkte, den ich zuvor gesehen hatte. Von da ging ich zum Stiergefecht und hiernach ins Theater. Der Leser wird mir einraümen, dass ich mit dem Jahr 1840 einen glänzenden Anfang machte.

FÜNFZEHNTES KAPITEL.

Jagd nach einer Regierung. — Diplomatische Schwierigkeiten. — Abreise aus Guatemala. — Der See von Amatitan. — Fieberanfall. — Overo. — Istapa. — Ein französisches Kauffahrteischiff. — Der Hafen von Acajutla. — Krankheit. — Zonzonate. — Die Regierung gefunden. — Besuch des Vulkans Izalco. — Verlauf seiner Ausbrüche. — Herabsteigen vom Vulkan.

Sonntags den 5. Jan. erhob ich mich, um zu einer Reise aufzubrechen, deren Zweck die Aufsuchung einer Regierung war. Don Manuel Pavon brachte mir mit seiner gewohnten Güte ein Pack Empfehlungsbriefe an seine Freunde in San Salvador. Herr Catherwood wollte mich bis zum stillen Meer begleiten. Wir hatten noch nicht aufgepackt, der Maulthiertreiber war noch nicht erschienen und mein Pass mir nicht geschickt worden. Kapitän Le Nonvel wartete bis 9 Uhr und ging dann einstweilen voraus. Inmitten dieser Verlegenheit empfing ich den Besuch eines vornehmen Kanonikus. Der ehrwürdige Prälat war erstaunt, dass ich gerade an diesem Tage ab-

reisen wollte. Ich war eben im Begriff, die dringende Nothwendigkeit als Entschuldigungsgrund meiner Abreise am Sabbath anzuführen; aber er enthob mich dessen, als er sogleich hinzufügte, es gäbe heute ein grosses Diner, ein Stiergefecht und eine theatralische Aufführung, und seine Verwunderung aussprach, wie ich solchen Versuchungen widerstehen könnte. Um 11 Uhr kam der Maulthiertreiber mit seinen Maulthieren, seinem Weibe und einem zerlumpten Söhnchen; und Herr Savage, der mir durch all die kleinen, in diesem Lande mit Allem verknüpften Plackereien half und auch in wichtigern Dingen hilfreich war, kehrte aus dem Regierungsgebaüde mit der Nachricht zurück, mein Pass wäre mir schon zugeschickt worden. Ich wusste, dass die Regierung meine Absicht, nach der Hauptstadt zu gehen, sehr ungern sah. Den Abend zuvor erzählte man sich allgemein, es sei meine Absicht, in San Salvador meine Creditive zu überreichen und den Bestand der Bundesregierung anzuerkennen; Zeitungen, die man an dem nämlichen Abende aus Mejico erhalten, waren angefüllt mit Nachrichten von einer Invasion dieses Landes durch die Tejaner. Es war mir schon zuvor eine Mittheilung geworden, die mir neu war und deren von mir eingestandene Unkenntniss als Diplomatie von meiner Seite betrachtet ward, nämlich dass die Tejaner, wenn auch nicht offen, von der Regierung der Vereinigten Staaten unterstützt und angestachelt würden. Man schrieb uns ein Gelüst nach der Eroberung Mejico's zu, und natürlich würde zunächst nach ihm Guatemala an die Reihe kommen. Der Verdacht auf unsre ehrgeizigen Absichten vermehrte noch das Gefühl der Kälte und des Misstrauens gegen mich, das aus meinem Nichtanschliessen an die herrschende Partei entstanden war. Im Allgemeinen galt ich als Herrn De Witt's Nachfolger. Es war unter den Staatsmännern bekannt, dass soeben Schritte zur Erneuerung eines Vertrags geschehen und dass unsre Regierung wegen der Zerstörung von Besitzthum unserer Bürger in einer der Revolutionen des Landes Ansprüche erhob; Manche aber bildeten sich ein, der specielle Zweck meiner Mission läge sehr tief und wäre der Partei in San Salvador günstig. Als Herr Savage ohne einen Pass für mich zurückkehrte, ging ich, weil ich argwöhnte, dass man die Absicht habe, mir Hindernisse in den Weg zu legen und die Gelegenheit zur See fortzukommen zu rauben, sofort nach dem Regierungsgebäude, wo ich dieselbe Antwort empfing, die man Herrn Savage gegeben hatte. Ich bat um einen andern Pass, aber der Staatssekretär wandte ein, dass an diesem Tage keiner ausgefertigt werden könnte. Da verschiedene Kanzellisten im Amte waren, so führte ich mit Nachdruck meine dringende Nothwendigkeit an, die wirklich schon erfolgte Abreise des Kapitäns Le Nonvel, mein rechtzeitiges Gesuch und das Versprechen, dass man mir den Pass in mein Haus zusenden würde. Nach einem unangenehmen Hin- und Herreden ward mir endlich einer ausgefertigt, ohne dass mir aber darin ein officieller Charakter beigelegt war. Als ich auf diese Auslassung hinwies, sagte der Sekretär, dass ich ja keine Creditive überreicht hätte. Ich antwortete, meine Creditive lauteten an die Gesammtregierung und nicht an diejenige des Staats Guatemala, welche allein er repräsentire; er blieb indess dabei, es wäre nicht Brauch seiner Regierung, den officiellen Charakter eines Mannes anzuerken-

nen, wofern dieser nicht seine Beglaubigungsschreiben überreichte. Seine Regierung bestände gegen sechs Monate, und während dieser ganzen Zeit wäre kein Mann im Lande gewesen, welcher Ansprüche auf einen officiellen Charakter erhoben hätte. Ich legte meinen Pass von meiner eignen Regierung in seine Hände, erinnerte ihn daran, dass ich einmal festgenommen und eingekerkert worden wäre, versicherte ihm, dass ich nach San Salvador auf alle Fälle gehen würde, und begehrte bestimmt zu wissen, ob er mir einen solchen Pass, als ich zu fordern das Recht hätte, geben wollte. Nach vielem Zaudern und mit vieler Unmanierlichkeit schob er vor den officiellen Titel die Worte ein: *con el carácter*. Ich habe in einem Lande, wo es in den politischen Scheidungen um Leben und Tod sich handelt, grosse Nachsicht mit dem Parteigeiste, ganz besondre aber mit Don Joaquin Durand, dessen Bruder, ein Priester, kurze Zeit zuvor von der Morazanischen Partei erschossen worden war; aber dieser Versuch, mich in meinen Bewegungen zu beschränken, indem man mich des Vorrechts eines officiellen Charakters beraubte, erregte in mir ein Gefühl der Entrüstung, das zu verbergen ich gar nicht versuchte. Die Weigerung der Annahme des Passes, oder die Verwendung eines Tags zu Gegenvorstellungen würde mich um meine Seefahrt gebracht und es nöthig gemacht haben, eine gefährliche Reise zu Lande zu unternehmen, oder ich hätte die Reise nach der Hauptstadt ganz fahren lassen müssen, — und das glaube ich, war es eben was man wünschte. Ich war entschlossen, mich durch kein indirectes Mittel behindern zu lassen. Ich bedurfte blos eines Passes bis zum Hafen — den bessten, den sie mir geben konnten, achtete ich nicht sehr hoch — und in Salvador war er gänzlich werthlos. Ich kehrte mit dem unhöflichen, ungnädig gewährten Papiere nach Hause zurück und um 2 Uhr reisten wir ab. Es war die heisseste Stunde des Tages und die Sonne sengte und brannte, als wir zum Thor hinauszogen. So spät es auch war, so war doch unser Maulthiertreiber mit Abschiednehmen noch immer nicht fertig. Seine Frau und sein Söhnlein begleiteten ihn, und wir mussten in einiger Entfernung vor dem Thore in der heissen Sonne halten und warten, bis sie kamen. Wir waren ausserordentlich froh, als sie ihre letzten Umarmungen gewechselt hatten und Frau und Sohn ihren Weg nach ihrem Wohnort Mixco einschlugen.

Trotz der späten Stunde lenkten wir doch von der gewöhnlichen Strasse ab, um bei dem See von Amatitan vorüberzukommen; es war aber bereits dunkel, als wir die Höhe des Bergzugs erreichten, der dieses schöne Wasser begränzt. Wie wir hinabblickten, glich er einem dicken, im Grunde eines tiefen Thales zusammengeballten Nebel. Es führte ein wilder, sehr steiler und bei der herrschenden Stockfinsterniss schwieriger und gefährlicher Zickzackweg am Abhange des Bergs hinab. Wir waren glücklich, als wir das Ufer des Sees erreichten, wiewohl wir noch immer in einiger Höhe über ihm waren. Die Berge stiegen rings um ihn gleich einer Mauer auf und warfen eine Düsterniss über ihn, die tiefer als der Schatten der Nacht war. Wir hatten eine Strecke weit den See zu unsrer Linken und einen hohen und senkrecht abstürzenden Bergabhang zur Rechten. Auf die schreckliche Tagesgluth war ein kalter Wind gefolgt, und als wir

Amatitan erreichten, fühlte ich einen wahren Kälteschauer. Wir fanden den Kapitän in dem von ihm bezeichneten Hause. Es war um 9 Uhr, und da wir seit Morgens um 7 Uhr keinen Bissen angerührt, so waren wir ganz in der Verfassung, um dem Abendessen, für das er gesorgt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Um dem steilen Wege nach dem See hinab mit den Lastthieren auszuweichen, hatte unser Maulthiertreiber unterwegs einen Führer für uns aufgefischt, während er selbst auf der directen Strasse fortzog; zu unserm Erstaunen war er aber noch nicht da. Während wir bei Tische sassen, hörten wir einen Lärmen auf der Strasse und ein Mann kam hereingestürzt, um uns zu sagen, dass ein Volkshaufe unsern Maulthiertreiber ermorde. Der Kapitän, der das Land häufig besuchte, meinte, es wäre vermuthlich ein allgemeines Machete-Gefecht, und warnte uns hinauszugehen. Indem wir noch zaudernd im Corridor standen, kam der Tumult rasch uns näher; die Thür ward aufgerissen und ein Haufe stürzte herein, der unsern Maulthiertreiber mit sich schleppte, ihn, den respectablen Gatten und Vater, mit blank gezogenem Machete und in so trunknem Zustande, dass er kaum stehen konnte, aber doch mit der ganzen Welt sich schlagen wollte. Mit Mühe machten wir ihn aus einigem Sattelzeuge, in das er sich verwickelt hatte, los, worauf er niederfiel und nach vergeblichen Anstrengungen, wieder aufzustehen, einschlief.

Ich erwachte am nächsten Morgen mit heftigem Kopfweh und Schmerzen in allen Knochen. Dessenungeachtet brachen wir mit Tagesanbruch auf und ritten bis um 5 Uhr. Die Sonne und die Hitze vermehrten meinen Kopfschmerz und die drei Stunden vor Escuintla hatte ich viel zu leiden. Ich vermied es, zum Corregidor zu gehen, weil ich wusste, dass sein Schlafzimmer allen Ankommenden offen stand, und ich brauchte Ruhe; aber ich beging einen argen Missgriff, dass ich im Hause eines Freundes des Kapitäns abstieg. Er war Besitzer eines *estanco* oder concessionirten Branntweinschanks und raümte uns ein grosses Zimmer unmittelbar hinter einer Schenkstube ein, nur durch eine niedrige, oben offne Breterwand von ihr geschieden, und diese Schenkstube war ununterbrochen angefüllt mit trinkenden Männern und Weibern, mit Lärmen und Zanken. Mein Bett stand zunächst der Scheidewand und in unserm Zimmer hatten wir acht bis zehn Menschen. Die ganze Nacht hatte ich heftiges Fieber und früh war ich nicht im Stande weiter zu gehen. Kapitän Le Nonvel bedauerte es, aber er konnte nicht warten, da sein Schiff ab und an fuhr, ohne vor Anker zu gehen. Herr Catherwood hatte mich in eine mit Fässern und grossen Korbflaschen angefüllte Niederlage geschafft, wo ich, ausser durch gelegentlich eintretende Personen, welche Liqueur abzogen, nicht gestört ward; ekelhaft war mir aber der Geruch.

Da den Nachmittag das Fieber mich verliess, so ritten wir auf einer ebenen und schattigen Strasse von vier Leguas Länge bis Masagua und trafen hier zu unsrer Uiberraschung und grossen Freude den Kapitän in dem Hause an, wo ich auf meiner Rückreise von Istapa eingekehrt war. Er war bereits zwei Leguas weiter gekommen, als er von einer Raüberbande hörte, die eine Strecke weiter hinaus ihr Wesen triebe, weshalb er wieder zurückkehrte, um auf Gesellschaft zu warten, und mittlerweile nach Escuintla um eine militärische Schutzwache geschickt hatte. Wir hörten zwar nachher, dass es ein Trupp Verbannter wäre,

die aus Guatemala ausgetrieben worden und auf ihrem Wege von Quezaltenango nach San Salvador begriffen wären; allein in ihrer verzweifelten Lage war es immerhin ein gefährliches Ding, auf der Strasse mit ihnen zusammenzutreffen.

Die Hütte, wo wir Halt machten, war kaum für die Familie, die sie bewohnte, gross genug, so dass sie unser Gepäck nebst zwei Hängematten und einem Feldbett in ein sehr kleines Raümlein trieb. Schreiende Kinder sollen gesund sein; ist dem so, so war die gute Frau des Hauses gesegnet; ausserdem aber brütete auch noch unter meinem Kopfe eine Henne eine Brut Hühnchen aus. Während der Nacht rückte ein Trupp Soldaten in den Ort ein in Folge der Requisition des Kapitäns und passirte weiter, um die Strasse zu reinigen. Wir machten uns noch vor Tagesanbruch auf; als aber die Sonne heraufstieg, kehrte mein Fieber wieder und um 11 Uhr, wo wir Overo erreichten, konnte ich nicht weiter.

Ich habe schon früher bemerkt, dass diese Hacienda ein allgemeiner Haltepunkt für die von Istapa und den Salzwerken Kommenden ist; zu meinem Unglück hatten sich mehre Gesellschaften Maulthiertreiber aus Furcht vor den Raübern zusammengesellt und, da sie um Mitternacht aufgebrochen waren, ihren Tagesmarsch bereits beendigt. Den Nachmittag ward eine Jagd auf einen wilden Bären gemacht, den unser Maulthiertreiber mit meiner Flinte erlegte. Und als er nun gekocht und gegessen wurde, gab es ein grosses Fest und der Lärmen zerriss mir das Gehirn. Alles was ich brauchte war Ruhe, aber diese zu finden schien unmöglich; wozu noch kam, dass die Hütte ungewöhnlich mit Flöhen gesegnet war. Die ganze Nacht lag ich in heftigem Fieber, bis endlich Herr Catherwood, der, weil er in Copan keinen einzigen seiner Patienten getödtet, eine grosse Meinung von seiner ärztlichen Kunst bekommen hatte, mir eine gewaltige Dosis Medicin gab und ich gegen Morgen in Schlaf verfiel.

Mit grauendem Morgen brachen wir auf und kamen um 9 Uhr in Istapa an. Kapitän Le Nonvel war noch nicht an Bord gegangen. Zwei französische Schiffe lagen draussen vor dem Hafen, die „Belle Poule“ und die „Mélanie,“ beide aus Bordeaux, das letztere des Kapitäns Fahrzeug. Da er mit dem Kapitän der „Belle Poule“ noch Rechnungen in Ordnung zu bringen hatte, so fuhren wir erst nach dessen Schiffe hinüber.

Ich habe früher schon bemerkt, dass Istapa eine offne Rhede ist. ohne Bai, ohne Landvorsprung, Felsen, Riff oder irgendwelchen Schutz vor der offenen See. Im Allgemeinen ist das Meer, wie schon sein Name besagt, still und die Wogen rollen ruhig an die Küste heran; aber auch beim ruhigsten Wetter findet Brandung statt, und um diese zu passiren, wird draussen ein Anker ausgeworfen, eine Boje angehängt und von letztrer aus ein langes Kabeltau am Ufer festgemacht. Das grosse Boot der „Mélanie“ lag hart am Strande, mit dem Stern nach vorn und mit einem Kabeltau, das durch ein Klüsenloch im Bug und durch das Ruderloch im Stern ging. Sie war mit Waaren angefüllt, unter denen wir unsern Sitz aufschlugen. Der Untersteuermann sass im Stern und gab, eine Woge benutzend, welche den Bug hob, Befehl zum Halen. Das nasse Tau schwirrte vorüber und das Boot bewegte sich, bis es mit der zurückgehenden Woge hart auf

den Sand traf. Eine zweite Woge und ein abermaliges Halen, und das Boot machte sich durch einen Schwung vom Boden frei; und indem es der kommenden Welle begegnete und auf der rückschreitenden rasch gehalt ward, passirten wir in wenigen Minuten die Brandung, worauf das Tau aus der Klüse herausgenommen ward und die Matrosen zu ihren Rudern griffen.

Es war einer der schönsten unter den schönen Tagen am stillen Meere. Der grosse Ocean lag so ruhig wie ein See; die Frische des Morgens ruhte noch auf dem Wasser und schon fühlte ich mich wie neu belebt. In wenigen Minuten erreichten wir die „Belle Poule," eines der schönsten Schiffe, das jemals auf den Wellen schwamm und das in der französischen Handelsflotte als ein Muster galt. Das ganze Deck war von einem Schirmdach überdeckt, das mit einer scharlachrothen, im Winde flatternden Einfassung verziert war. Das Quarterdeck war erhöht und von einem phantastisch aufgeputzten, mit Kanapee's und Stühlen ausmöblirten Zelte überspannt und auf einem Messinggitter vor ihm sassen zwei schöne peruanische Papageien. Die Kajütenthür war so hoch, dass ein langer Mann ohne sich zu bücken eintreten konnte. Auf jeder Seite waren vier Staatszimmer und der Stern war in zwei Gemächer abgetheilt, eines für den Kapitän, eines für den Supercargo, jedes mit einem Fenster, und jedes mit einem Bett (keiner Koje), einem Sofa, Büchern, einem Schreibtisch und allem zu einem luxuriösen Leben am Schiffsbord Nothwendigen versehen; kurz, mit allen den Bequemlichkeiten, mit denen Einer gern die ganze Welt umschiffen würde. Das Schiff war auf einer Handelsreise von Bordeaux aus begriffen und hatte ein Sortiment französischer Waaren an Bord. Es hatte in den Häfen Chile's, Peru's, Panama's und Centralamerika's angelegt und an jedem Platze Waaren zum Verkauf zurückgelassen, deren Gewinne in Landesproducten angelegt werden sollten, und war eben jetzt auf der Fahrt nach Mazatlan an der Küste Mejico's begriffen, wo es wieder umkehren, seine Ladung nach und nach einnehmen und in zwei Jahren nach Bordeaux zurückkehren wollte. Wir genossen ein Gabelfrühstück, das überreich war an allen pariser Delicatessen und an Weinen und Kaffee, ganz wie in Paris, denen ich zum Glück für die Vorräthe des Schiffs nicht mit meiner gewohnten Esslust zusprach; und in Allem herrschte feiner Styl, selbst bis auf den Namen des Proviantmeisters, welcher „*maître d'hôtel*" hiess.

Um 2 Uhr gingen wir an Bord der „Mélanie." Sie war ziemlich von derselben Grösse, und hätten wir nicht zuerst die „Belle Poule" gesehen, so würden wir von ihr entzückt gewesen sein. Der Comfort und Luxus dieser „Seegebaüde" bildeten einen auffallenden Contrast gegen die Dürftigkeit und Armseligkeit des öden Strandes. Der Kapitän der „Belle Poule" kam zum Diner an Bord, und es war uns ein wahrer Genuss, die Freude zu sehen, mit welcher diese zwei Bordeauxer und ihre Mannschaften an dieser fernen Küste sich begegneten. Kap Horn, Chile und Peru bildeten die Gegenstände der Unterhaltung, und wir fanden ein Pack Zeitungen vor, welche uns die neuesten Nachrichten von unsern Freunden auf den Sandwichinseln brachten. Herr Catherwood und der Kapitän der „Belle Poule" blieben an Bord bis zu unsrer Abfahrt. Wir nahmen über das Ge-

länder hinweg Abschied von ihnen; die Abendbrise schwellte unsere Segel; einige Augenblicke sahen wir sie noch als dunkeln Fleck auf dem Wasser, bis die Welle sank und wir sie gänzlich aus dem Gesicht verloren.

Ich blieb nur kurze Zeit auf dem Deck. Ich war der einzige Passagier und der Maître d'Hôtel machte mir gerad unter den Fenstern des Sterns ein Bett mit Ruhebänken zurecht, aber ich konnte nicht schlafen. Selbst bei offenstehenden Fenstern und Thüren war es in der Kajüte ausserordentlich warm; die Luft war erhitzt und voll Mosquito's. Der Kapitän und die Steuermänner schliefen auf dem Deck. Man warnte mich zwar, es auch zu thun, aber um 12 Uhr ging ich doch hinaus. Es war heller Sternenschimmer; die Segel hingen schlapp am Maste an; der Ocean glich einer Spiegelfläche und die Küste lag finster, unregelmässig, melancholisch und unheildrohend mit den Vulkanen da. Der grosse Bär sah mir beinahe ins Gesicht, der Nordstern stand tiefer als ich ihn je zuvor gesehen und schien wie ich zu wanken. Ein junger Matrose von der Wache auf dem Deck sprach zu mir von der Treulosigkeit des Meeres, von Schiffbrüchen, von dem Wrack eines amerikanischen Fahrzeugs, auf das er bei seiner ersten Kreuzfahrt auf dem stillen Meere gestossen, und von seinem schönen und geliebten Frankreich. Die Frische der Luft war wohlthätig, und während er mich unterhielt, streckte ich mich auf einer Ruhebank aus und entschlief.

Den nächsten Tag repetirte das Fieber und dauerte den ganzen Tag an, so dass der Kapitän mich der Schiffsordnung unterwarf. Mit dem frühen Morgen stand der Maître d'Hôtel neben mir mit Tasse und Löffel: „*Monsieur, un vomitif*" und den Nachmittag: „*Monsieur, une purge.*" Als wir bei Acajutla ankamen, war ich nicht im Stande, ans Ufer zu gehen. Sobald wir Anker geworfen, landete der Kapitän, und ehe er nach Zonzonate abreiste, miethete er Maulesel und Leute für mich. Der Hafen von Acajutla ist nicht ganz so offen wie der von Istapa, indem er im Süden einen nur wenig vorgeschobenen Felsenvorsprung hat. In der offnen See lagen eine Goelette-Brigg nach einem Hafen in Peru, ein dänischer Schooner nach Guayaquil bestimmt und eine englische Brigg aus London. Den ganzen Nachmittag sass ich auf dem obersten Deck. Einige von den Matrosen schliefen, andere spielten Karte. In Sicht lagen sechs Vulkane, von denen einer beständig Rauch, ein anderer Flammen ausstiess. In der Nacht glich der Vulkan Izalco einer stehenden Feuerkugel.

Am nächsten Morgen ward ich im langen Boote ans Ufer gebracht. Das Verfahren war das nämliche wie bei Istapa. Sowie wir auf den Sand kamen, sprangen ein Haufen Indianer, die bis auf einen Streifen baumwollnen Zeugs um die Hüften, der zwischen den Beinen hindurchging, nackt waren, an Bord des Boots herauf. Ich stieg auf die Schultern eines derselben; wie die Welle zurückwich, trug er mich mehre Schritte vorwärts, machte dann Halt und stämmte sich gegen die kommende Welle. Ich klammerte mich um seinen Hals, glitt aber schnell an seinen glatten Seiten herunter, als er mich an der Küste von San Salvador, von den Indianern „Cuscatlan" oder das Land des Reichthums genannt, absetzte. Alvarado auf seiner Fahrt nach Peru war der erste Spanier, der seinen Fuss an diese

Küste setzte; und während ich besondre Sorge trug, meine Füsse nicht nass werden zu lassen, fielen mir unwillkürlich die abgehärteten Leiber und stählernen Nerven der Eroberer Amerika's ein.

Der Unterschiffer und die Matrosen nahmen von mir Abschied und kehrten auf das Schiff zurück. Ich machte einen Spaziergang längs dem Ufer hin und stieg einen steilen Hügel hinan. Es war erst um 8 Uhr und schon entsetzlich heiss. Am Ufer, nach dem Meere zu blickend, lagen die Ruinen von grossen Speichern, die unter der spanischen Herrschaft, wo alle amerikanischen Häfen fremden Fahrzeugen verschlossen waren, als Waarenentrepôts gedient hatten. In einem Winkel des verfallenen Gebaüdes war eine Art Wachstube, wo einige Soldaten Tortillas assen und einer seine Flinte putzte. Ein andres Zimmer bewohnte der Hafenkapitän, welcher mir mittheilte, dass die für mich ermietheten Maulthiere sich losgemacht hätten und die Maulthiertreiber nach ihnen suchten. Ich hatte hier das Vergnügen, mit dem Dr. Drivon von der Insel St. Lucia zusammenzutreffen, der in der Entfernung weniger Leguas eine grosse Zuckerplantage besass und eben im Hafen war, um bei der Ausschiffung einer Maschine zu einer Zuckermühle aus der englischen Brigg zugegen zu sein. Während ich auf die Maulthiere wartete, führte er mich zu einem Rancho (Hütte), wo er zwei Hängematten aufgeknüpft hatte, von deren einer ich, da ich die Folgen meiner Anstrengungen bereits empfand, sogleich Besitz nahm.

Die Frau dieses Rancho war eine Art Schiffslieferantin, daher ihre Hütte wegen der drei im Hafen liegenden Fahrzeuge mit Vegetabilien, Früchten, Eiern, Geflügel und Schiffsvorräthen vollgepfropft war. Es war eng und heiss darin, dennoch aber verlangte ich bald alle möglichen Decken, die ich nur erlangen konnte. Ich hatte einen heftigen Fieberfrost, auf welchen ein hitziges Fieber folgte, gegen welches alles zuvor Ausgestandene ein Nichts war. Ich rief so oft und so lange nach Wasser, bis die alte Frau des Darreichens müde ward, hinausging und mich allein liess. Ich verfiel in Irrsinn, raste vor Schmerz und trieb mich unter den elenden Hütten umher, wobei ich nur noch das Bewusstsein hatte, dass mir das Gehirn verbrenne. Ich habe noch eine dunkle Erinnerung, dass ich mit einigen indianischen Weibern englisch redete und sie bat, sie möchten mir ein Pferd verschaffen, um nach Zonzonate reiten zu können; dann dass einige von ihnen lachten, andere mich mitleidig ansahen, wieder andere mich aus der Sonne führten und unter den Schatten eines Baumes legen hiessen. Um 3 Uhr Nachmittags kam der Maat wiederum ans Ufer. Ich hatte meine Lage geändert, denn er fand mich auf dem Gesicht liegend und schlafend und von der Sonne fast versengt. Er wollte mich an Bord des Schiffs zurücknehmen, ich bat ihn aber, mir Maulthiere zu verschaffen und mich nach Zonzonate zu bringen, wo ich ärztlichen Beistand finden könnte. Schwerlich kann man sich schlimmer fühlen, als es der Fall war, wie ich aufstieg. Ich verbrachte, von der gewaltigen Hitze verbrannt, drei qualvolle Stunden und langte kurz vor Dunkelwerden in Zonzonate an; und wie Dr. Drivon mir nachher mittheilte, so konnte ich von Glück sagen, dass ich nicht einen Sonnenstich davongetragen hatte. Als ich vor der Stadt die Brücke über den Rio Grande passirte,

begegnete ich einem Herrn auf schönem Rosse mit einer scharlachenen peruanischen Decke über dem Sattel, dessen Äusseres mich frappirte. Wir verbeugten uns tief vor einander. Dieser Mann war, wie ich nachher erfuhr, die Regierung, nach welcher ich suchte.

Ich ritt nach dem Hause des Bruders des Kapitäns Le Nonvel, einem der grössten Häuser des Ortes, wo ich eines in Centralamerika seltnen Comforts genoss, nämlich eines Zimmers für mich und alles sonst Nöthigen. Ich hütete auf mehre Tage das Haus. Den ersten Nachmittag, wo ich ausging, machte ich Don Manuel de Aguilar meine Aufwartung, dem frühern Chef des Staates Costa Rica, aber etwa ein Jahr vorher in Folge einer Revolution vertrieben und auf Lebenszeit verbannt. In seinem Hause traf ich Don Diego Vigil, den Vicepräsidenten der Republik und den einzigen existirenden Beamten der Bundesregierung, denselben Mann, dem ich auf der Brücke begegnet hatte. Aus Beobachtung und Erfahrung in meinem Vaterlande habe ich gelernt, den Charakter eines öffentlichen Mannes niemals nach dem Bilde seines politischen Feindes zu beurtheilen, und ich werde daher meine Feder nicht mit den schmutzigen Verleumdungen besudeln, welche aufrichtige, aber von Parteivorurtheil verblendete Männer auf Señor Vigil's Charakter geworfen haben. Er war ein Mann von etwa 45 Jahren, sechs Fuss gross, hager und mit gichtischen Leiden behaftet, die ihn fast des Gebrauchs beider Beine beraubten; ein vollendet feiner Mann in Kleidung, Unterhaltung und Manieren. Er war in seinem Vaterlande weiter umhergereist als die meisten seiner Landsleute und kannte alle Gegenstände von Interesse. Mit einer Feinheit, die ich zu würdigen wusste, nahm er keinen Bezug auf meine Stellung oder meinen officiellen Charakter.

Der Zweck seiner Anwesenheit in Zonzonate zeigte den jammervollen Zustand des Landes. Er war nämlich ausdrücklich zu dem Ende hergekommen, um mit Rascon, dem Haupte jener Bande, die meine Reise von Guatemala aus zu Lande verhindert hatte, zu unterhandeln. Chico (der kleine) Rascon, wie er gemeiniglich in Zonzonate genannt ward, gehörte einer alten und angesehenen Familie, die in Paris ein grosses Vermögen durchgebracht hatte, an und war in verzweifelten Umständen zurückgekehrt und Patriot geworden. Etwa ein halbes Jahr zuvor hatte er Zonzonate überfallen, die Besatzung bis auf Einen Mann getödtet und das Zollhaus ausgeraubt, wornach er sich auf seine Hacienda zurückzog. Er war eben jetzt zu einem Besuche in der Stadt, ganz öffentlich und in Folge einer Verabredung mit Señor Vigil, und forderte als Preis der Entlassung seiner Truppen eine Oberstenstelle für sich, andere Officierstellen für einige seiner Anhänger und viertausend Dollars in Geld. Vigil willigte in Alles mit Ausnahme der viertausend Dollars, bot aber dafür den Credit des Staates San Salvador an, worauf Rascon einging. Es wurden Schriften aufgesetzt und jener Nachmittag war zu ihrer Vollziehung festgestellt; während aber Vigil seiner harrte, bestiegen Rascon und seine Freunde ohne ein Wort der Meldung ihre Pferde und ritten zur Stadt hinaus. Letztere ward dadurch in grosse Aufregung versetzt und Abends sah ich die Besatzung aus Furcht vor einem neuen Angriff mit Barricadirung des Marktplatzes emsig beschäftigt.

Am nächsten Tage sprach ich bei Señor Vigil förmlich vor. Meine

Lage war ziemlich fatal. Als ich Guatemala verliess, um nach einer Regierung zu suchen, erwartete ich nicht, sie unterwegs zu finden. Im genannten Staate hatte ich nur Eine Partei gehört; ich fing soeben an die andre zu hören. Wenn es eine Regierung gab, ich hatte sie jetzt aufgejagt. War sie etwas Wirkliches? war sie es nicht? In Guatemala sagte man „Nein", hier sagte man „Ja." Es war ein verwickeltes Ding. In Guatemala stand ich nicht hoch in Gunst, und indem ich mich bemühte, ein sicheres Spiel zu spielen, lief ich Gefahr, mit allen Parteien zusammenzurennen. In Guatemala hatte man kein Recht, nach meinen Creditiven zu fragen, und nahm es übel auf, dass ich sie nicht überreichte; hier hatte man, wenn ich sie verweigerte, ein Recht, diess als eine Beleidigung anzusehen. In dieser Klemme eröffnete ich meine officielle Thätigkeit mit dem Vicepräsidenten und sagte ihm, dass ich, mit Creditiven von den Vereinigten Staaten versehen, auf meiner Reise nach der Hauptstadt begriffen wäre; dass ich aber bei dem Zustande der Anarchie, in welchem ich das Land fände, in Verlegenheit wäre, was ich thun solle; ich wünschte einen falschen Schritt zu vermeiden und darum zu erfahren, ob die Bundesregierung wirklichen Bestand habe oder ob die Republik aufgelöst sei. Unsre Unterredung war lang und interessant, und der Inhalt seiner Antwort war: die Regierung bestehe de facto und de iure; er selbst sei auf legalem Wege zum Vicepräsidenten gewählt, und die Unabhängigkeitserklärung der vier Staaten sei ein inconstitutioneller und rebellischer Act; die Union könne nicht anders aufgelöst werden als durch einen Congress von Deputirten aus allen Staaten; die Regierung habe die wirkliche Herrschaft in drei Staaten, einer sei durch Waffengewalt zur Unterwürfigkeit gebracht worden und in kurzer Zeit werde die föderalistische Partei das Uibergewicht in den andern haben. Er war mit dem Falle von Südcarolina genau bekannt und sagte, unser Congress hätte das Recht der Centralregierung, die Staaten zur Unterwerfung zu zwingen, vertheidigt, und sie befänden sich in der nämlichen Lage. Ich bezog mich auf den zerrissenen Zustand der Regierung, auf ihre absolute Ohnmacht in andern Staaten, auf die Nichtexistenz eines Senats und anderer beigeordneten Körperschaften, ja selbst eines Staatssekretärs, desjenigen Beamten, an welchen meine Beglaubigungsschreiben gerichtet wären; und er antwortete, dass er in seinem Gefolge einen amtirenden Staatssekretär hätte, womit bestätigt ward, was man mir schon vorher gesagt, dass das „Gouvernement" im Augenblicke jeden Beamten, den ich brauchte, schaffen würde. Aber ich bin Señor Vigil schuldig zu sagen, dass, nachdem er den ganzen unseligen Streit in seinem Grund und Wesen ausführlich dargelegt, er doch, ungeachtet in dieser kritischen Lage der Dinge eine Anerkennung der Bundesregierung durch diejenige der Vereinigten Staaten von Gewicht für seine Partei gewesen sein würde und eine Nicht-Anerkennung derselben als Geringschätzung erscheinen und die Sache der rebellischen oder unabhängigen Staaten begünstigen musste — dass, sage ich, er mich doch nicht ersuchte, meine Creditive zu überreichen. Der Convent, von dem man eine Beilegung der bestehenden Schwierigkeiten der Republik erwartete, war eben jetzt im Begriffe, in Honduras zusammenzutreten. Die Deputirten aus San Salvador

waren bereits abgereist, um ihre Sitze einzunehmen, und man meinte, ich würde vor Allem die Entscheidung dieser Körperschaft abwarten. Das Ergebniss meiner Zusammenkunft mit dem Vicepräsidenten war weit angenehmer als ich erwartet hatte. Ich bin gewiss, dass ich ihn ohne das geringste Gefühl von Uibelwollen von seiner Seite verliess; aber meine grosse Verlegenheit, ob ich eine Regierung hätte, war damit noch nicht zu Ende.

Mittlerweile, während die politischen Flickarbeiten ihren Fortgang hatten, blieb ich zu meiner Erholung in Zonzonate. Die Stadt ist an den Ufern des Rio Grande gelegen, welcher durch fast zahllose Quellen gebildet wird, wie denn auch sein Name in der indianischen Sprache „vierhundert Wasserquellen" bedeutet. Sie liegt in einem der reichsten Striche des reichen Staats San Salvador und hat ihren öffentlichen Platz, ihre rechtwinkelig sich schneidenden Strassen und weisse einstöckige Haüser, worunter manche sehr grosse; aber auch sie hat von den Unfällen und Drangsalen, welche die Republik heimgesucht, ihren Theil davongetragen. Die bessten Haüser stehen verlassen da und ihre Besitzer leben in der Verbannung.

Ich war nicht im Stande, eine Reise zu Lande zu unternehmen, und da ich den entnervenden Einfluss des Klima's empfand, so schwang ich mich den ganzen Tag in einer Hängematte. Zum Glück änderten die Besitzer der nach Peru wollenden Brigg, die ich bei Acajutla gesehen, ihren Bestimmungsort und beschlossen, sie nach Costa Rica, dem südlichsten Staate der Conföderation, zu senden. Da zur nämlichen Zeit sich mir ein sehr warm empfohlener Mann, dessen persönliches Erscheinen mir gefiel, als Diener anbot, so entschloss ich mich, die Seereise zu benutzen und dann, zu Lande zurückkehrend, die Kanalroute zwischen dem atlantischen und stillen Meere über den Nicaragua-See zu untersuchen, welcher Zweck mir sehr am Herzen gelegen, den ich aber erreichen zu können verzweifelt hatte.

Vor meiner Abreise machte ich noch einen Ausflug nach dem Vulkan Izalco. Das Fenster meines Zimmers war nach diesem Feuerberg gerichtet; den ganzen Tag vernahm ich in kurzen Pausen seine Ausbrüche und des Nachts sah ich die Flammensaüle aus dem Krater hervorbrechen und Feuerströme an seinen Seiten sich herabwälzen. Recht glücklich langte gerade Herr Blackwood, ein irischer, seit vielen Jahren in Peru ansässiger Kaufmann, an und willigte ein mich zu begleiten. Am nächsten Morgen vor 5 Uhr sassen wir im Sattel. In der Entfernung einer Meile überschritten wir den Rio Grande, der hier ein wilder Fluss ist, ritten von hier an durch ein reichangebautes Land und erreichten in einer halben Stunde den indianischen Pueblo Naguisal, einen reizenden Ort, der buchstäblich ein Wald von Früchten und Blumen war. Grosse Baüme waren vollständig mit Roth übergossen und bei jedem Schritte konnten wir Obst pflücken. Unter diesen schönen Baümen zerstreut standen die erbärmlichen Hütten der Indianer und diese elenden Indianer selbst lagen theils auf dem Boden ausgestreckt, theils waren sie in einer schläfrigen Arbeit begriffen. Eine Legua weiter durch dasselbe reiche Land erhoben wir uns zu einem Plateau, von wo aus wir hinter uns eine ungeheure, bewaldete, bis an die Küste sich ausdehnende Ebne er-

blickten, und jenseits derselben die unbegränzten Gewässer des stillen Meeres. Vor uns, am äussersten Ende einer langen Strasse, stand die Kirche von Izalco, die kräftig sich abhob gegen den Fuss des Vulkans, der in diesem Augenblicke mit einem lauten Knall, dem rollenden Donner gleich, eine schwarze, von einer einzigen Flamme durchzuckte Rauch- und Aschensaüle in die Luft warf.

Mit Mühe erlangten wir einen Führer, der aber dermassen betrunken war, dass er sich kaum auf der ebnen Strasse erhalten konnte; zudem wollte er auch erst den folgenden Tag gehen, da es schon so spät wäre, dass wir auf dem Berge von der Nacht überfallen werden würden, und der Berg von Tigern wimmele. Mittlerweile fand die Tochter unsers Wirthes einen andern Führer, mit dem wir, nachdem er vier grüne Cocusnüsse in seinen Quersack gepackt, sofort aufbrachen. Wir kamen bald auf eine offne Ebne, und ohne auch nur durch ein Gebüsch in der Aussicht gehindert zu sein, erblickten wir zu unsrer Linken den ganzen Vulkan von unten bis oben. Er stieg nahe am Fusse eines Berges zu einer Höhe von vielleicht 6000 Fuss empor, seine Abhänge sahen braun und kahl aus und meilenweit war ringsum die Erde mit Lava bedeckt. Da er sich gerade im Eruptionszustande befand, so war seine Ersteigung unmöglich; hinter ihm liegt aber ein höherer Berg, der den Blick auf den brennenden Krater beherrscht. Wir hatten, wie gesagt, eine volle Ansicht des ganzen Vulkans, der eine schwarze Rauchsaüle und eine ungeheure Masse Steine in die Luft schoss, während die Erde unter unsern Füssen bebte. Nachdem wir die Ebne überschritten, begannen wir den vorerwähnten Berg zu ersteigen. Um 11 Uhr setzten wir uns am Rande eines schönen Gewässers zum Frühstück nieder. Mein Reisegefährte war reichlich mit Proviant versehen und ich fühlte jetzt zum ersten Male seit meiner Abreise von Guatemala die Heftigkeit des wiederkehrenden Appetits. Nach einer halben Stunde sassen wir wieder auf und betraten bald nach 12 Uhr die Waldregion, wo wir auf einem nur schwach bemerkbaren, sehr steilen Wege aufstiegen, den wir bald gänzlich verloren. Unser Führer änderte zu mehren Malen seine Richtung, bis er endlich weder aus noch ein wusste, sein Pferd anband und, während er uns warten liess, den Weg suchte. So viel wussten wir, dass wir dem Vulkane nahe waren, denn die Explosionen klangen in unser Ohr wie das dumpfe Dröhnen eines furchtbaren Gewitters. Vom Walde rings umschlossen, klangen uns diese Schläge graunvoll. Unsere Pferde schnauften vor Angst und der Berg erzitterte unter unsern Füssen. Unser Führer kehrte zurück, der Marsch ging weiter und nach wenigen Minuten traten wir plötzlich auf einen freien Punkt heraus, der höher als die Spitze des Vulkans war, die Aussicht in das Innere des Kraters beherrschte und ihm so nahe war, dass wir die gewaltigen Steine sehen konnten, wie sie sich in der Luft trennten und klappernd an den Seiten des Vulkans herabfielen. Schon nach wenigen Minuten waren unsere Kleidungsstücke von Asche weiss, die mit dem rieselnden Geraüsch eines leichten Regenschauers um uns niederfiel.

Der Krater hatte drei Oeffnungen, von denen eine unthätig war; die zweite warf beständig einen prächtig blauen Rauch aus, und aus

dem ungeheuren tiefen Schlunde der dritten stieg nach einem Knall ein hellblauer Dunst empor und dann eine Masse dicken schwarzen Qualms, der in ungeheuern Wogen wirbelnd und kämpfend sich herausarbeitete und in einer dunkeln, majestätischen, für einen Augenblick von einem breiten Blitz durchzuckten Saüle aufstieg; und wenn die Rauchsaüle dann auseinanderfuhr, ward die Atmosphäre von einem Stein- und Aschenregen verdüstert. Darnach folgte eine augenblickliche Stille und dann ein abermaliger Donnerschlag und ein neuer Ausbruch, und diess setzte sich, wie unser Führer sagte, regelmässig genau in Zwischenraümen von fünf Minuten fort, was wirklich ziemlich richtig war. Der Anblick war furchtbar-erhaben. Wir erquickten uns mit einem Schluck Cocosnussmilch, und als wir überlegten, wie viel grossartiger dieses Schauspiel werden müsste, wenn die Stille und das Dunkel der Nacht von den Detonationen und den Flammensaülen unterbrochen würde, beschlossen wir sofort auf dem Berge zu schlafen.

Der Pfarrer von Zonzonate, der noch in der Kraft der Jahre stand, sagte mir, dass er sich noch der Zeit entsinnen könnte, wo der Boden, auf welchem der Vulkan stehe, sich von seiner ganzen Umgebung durch nichts ausgezeichnet hätte. Im Jahre 1798 hätte man eine kleine Öffnung entdeckt, welche kleine Staub- und Kieselmassen auspuffte. Er hätte damals als Knabe in Izalco gelebt und wäre gewohnt gewesen, immer nach dieser Stelle zu sehen; und da hätte er denn durch beständige Beobachtung bemerkt, wie der Berg von Jahr zu Jahr zugenommen habe, bis er geworden, was er jetzt sei. Und Kapitän Le Nonvel theilte mir mit, er habe von der See aus bemerken können, dass er innerhalb der letzten zwei Jahre bedeutend zugenommen habe. Noch zwei Jahre vor meinem Besuche konnte sein Licht bei Nacht nicht auf der andern Seite des Berges, auf welchem ich stand, gesehen werden. Tag und Nacht stösst er aus den Eingeweiden der Erde Steine herauf, schleudert sie in die Luft und empfängt sie wieder auf seinen Abhängen. Er nimmt von Tage zu Tage zu und wird hierin wahrscheinlich so lange fortfahren, bis das innere Feuer erstirbt oder durch eine gewaltige Erschütterung seine gesammte Masse zerrissen wird und zu Atomen zerstaübt.

Alte, erfahrene Reisende sind nicht immer frei von gelegentlichen Ausbrüchen des Enthusiasmus, aber sie können sich nicht lange darin erhalten. Und so fingen denn auch wir nach Verlauf von etwa einer Stunde an, kritisch und selbst tadelsüchtig zu werden. Manche Ausbrüche waren schöner als andere, manche verhältnissmässig recht unbedeutende Dinger. In dieser Gemüthsverfassung rechneten wir alle Bequemlichkeiten zusammen, die wir, wenn wir die Nacht auf dem Berge verbrächten, entbehren würden, und beschlossen die Rückkehr. Herr Blackwood und ich meinten, wir könnten ja den Umweg über den Berg vermeiden, direct zum Fusse des Vulkans hinabsteigen und von da aus die Landstrasse erreichen; allein unser Führer sagte, diess hiesse die Vorsehung versuchen, und weigerte sich uns zu begleiten. So gingen wir allein. Wir hatten einen sehr steilen Abweg zu Fusse, und auch unsere Pferde glitten an manchen Stellen aus und setzten sich auf ihre Hanken nieder. Den weiten Raum zwischen uns und dem Fusse des Vulkans füllte ein ungeheures Bett von Lava aus, die

in ihrem rollenden Laufe von der Seite des Berges aufgehalten worden war. Wir schritten gerade auf dieses schwarze und schauerliche Lavafeld los, hatten aber grosse Mühe, die Pferde uns folgen zu lassen. Die Lava bildete Rollen, ganz gleich den Meereswellen, war scharf und spitz, von rauher Oberfläche und voll gewaltig grosser Risse und bot uns daher einen mühevollen, den Pferden einen gefährlichen Weg. Mit grosser Anstrengung zerrten wir die Thiere bis zum Fusse und um den Abhang des Vulkans. Grosse in die Luft geschleuderte Felsenstücke fielen nieder und rollten an den Abhängen herab, so nahe, dass wir uns nicht weiter wagten. Deshalb und aus Besorgniss, dass unsere Pferde in den Löchern, in die sie beständig fielen, die Beine brechen möchten, kehrten wir endlich um. Auf dem hohen Punkte, von welchem aus wir in den Krater des Vulkans herabgeblickt, schaute unser Führer auf uns nieder und lachte, wie wir denken konnten, uns tüchtig aus. Wir arbeiteten uns mühsam wieder zurück über das Lavafeld und am Berge hinauf, und als wir den Gipfel erreichten, waren mein Pferd und ich der gänzlichen Erschöpfung nahe. Zum Glück ging der Heimweg abwärts. Es war lange nach Einbruch der Nacht, als wir den Fuss des Berges passirten und auf die Ebene herauskamen. Jeder Auswurf des Vulkans schoss eine Flammensaüle heraus; an vier Stellen waren stehende Feuer zu sehen, und an einer wälzte sich ein Feuerstrom am Abhange hinab. Um 11 Uhr erreichten wir Zonzonate und waren, abgesehen von dem mühsamen Wege um die Basis des Vulcans, über 50 Meilen geritten. Die Tagereise hatte aber so viel des Interessanten geboten, dass sie, obwohl meine erste Anstrengung, gar keine übeln Folgen für mich hatte.

Die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Seereise waren bald getroffen. Mein neuer Diener, dessen ich vorher gedacht, war aus Costa Rica gebürtig und eben jetzt mit einer Ladung ihm zugehöriger Waaren auf dem Wege nach Hause begriffen. Er war ein schlanker, hübsch aussehender Mensch, gekleidet in eine Guatemala-Jacke oder *coton*, ein Paar mejicanische Lederbeinkleider mit Knöpfen an beiden Seiten herunter und trug einen hohen, spitzigen, breitkrämpigen, grauen Filzhut, — kurz, ein ganz anderer Kerl als alle Diener, die ich bis jetzt im Lande gesehen; und ich glaube, ohne ihn würde ich die Reise gar nicht unternommen haben. Der Leser findet vielleicht ein Aergerniss daran, wenn er hört, dass sein Name *Jesus* war; deshalb will ich ihn in der Folge stets nach der spanischen Aussprache jenes Namens *Chesūs* nennen.

SECHSZEHNTES KAPITEL.

Krankheit und Meuterei. — Krankheit des Kapitäns Jay. — Kritische Lage. — Ein Landsmann in kritischer Lage. — Delphine. — Vulkanenkette. — Golf von Nicoya. — Hafen von Caldera. — Ein andrer Landsmann. — Ein neuer Patient. — Die Hacienda San Felipe. — Das Gebirg von Aguacate. — „Zillenthal Patent Self-acting Cold Amalgamation Machine.“ — Goldminen. — Aussicht vom Berggipfel.

Am Montag, den 22. Jan., zwei Stunden vor Tagesanbruch, machten wir uns nach dem Hafen auf. Chesus zog voran mit meinem gesammten Reisegepäck, das nach der Sitte des Landes in eine Kuhhaut zusammengewickelt war. Als der Tag aufging, hörten wir hinter uns das Klappern von Pferdehufen: es war Don Manuel de Aguilar mit seinen zwei Söhnen, welcher uns einholte. Ehe noch die Morgenfrische vorüber war, erreichten wir den Hafen und ritten nach der alten Hütte, die ich niemals wiederzusehen gehofft hatte. Die Hängematte hing noch an derselben Stelle. Der elende Rancho schien zu einer Wohnung für Kranke bestimmt zu sein; denn in einem Winkel desselben lag mein Kapitän Señor d'Yriarte, erschöpft durch eine Fiebernacht und unfähig, an diesem Tage abzusegeln.

Dr. Drivon war abermals im Hafen. Er hatte seine Maschine immer noch nicht ausgeschifft; die Arbeit war nämlich durch eine Meuterei an Bord der englischen Brigg eingestellt worden, deren Anführer, wie der Doctor gegen mich klagte, ein Amerikaner war. Ich verbrachte den Tag am Ufer des Meeres. An einer Stelle, ein wenig über der Hochwassermarke und von den Wogen fast bespült, waren rohe hölzerne Kreuze zu sehen, welche die Gräber unglücklicher Seeleute bezeichneten, die hier, fern von ihrer Heimath, gestorben waren. Bei meiner Rückkehr traf ich in der Hütte den Kapitän Jay von der englischen Brigg, der sich ebenfalls über den amerikanischen Matrosen gegen mich beklagte. Der Kapitän war ein junger Mann, der seine erste Reise als Schiffsherr machte; seine Frau, die er eine Woche vor der Abfahrt von London geheirathet, begleitete ihn. Er hatte eine traurige, achtmonatliche Fahrt gehabt; bei Umsegelung des Kap Horn waren alle seine Leute vom Froste dahingerafft und seine Sparren fortgerissen worden. Mit nur einem einzigen Manne auf dem Deck hatte er sich bis Guayaquil fortgearbeitet, wo er durch Reparaturen grossen Verlust an Zeit und Geld erlitt und ganz neue Mannschaft an Bord nahm. In Acajutla fand er, dass seine Boote nicht geeignet waren, des Doctors Maschine ans Land zu bringen, und musste so lange warten, bis ein Floss gebaut war. Während dieser Zeit empörte sich seine Mannschaft und ein Theil derselben weigerte sich zu arbeiten. Seine Frau wohnte auf des Doctors Hacienda, und ich bemerkte, während ich ihr einen Zettel mit Bleistift schrieb, dass sein sonnenverbranntes Gesicht bleich aussah und grosse Schweisstropfen ihm auf der Stirn standen. Nicht lange, so warf er sich in die Hängematte und verfiel, wie ich meinte, in Schlaf; aber schon nach wenigen Minuten sah ich die Hängematte erzittern, und meines eignen

Schauers in ihr gedenkend dachte ich, sie hätte nach ihrer gewohnten Tücke wieder einmal Einem das Fieber an den Hals geworfen, bemerkte aber bald, dass der arme Kapitän in Krämpfen lag. Mit Ausnahme des Kapitäns d'Yriarte, der vollkommen hilflos an der Wand lag, war ich der einzige Mann in der Hütte; und da Gefahr war, dass er sich aus der Hängematte werfen möchte, so bemühte ich mich, ihn darin festzuhalten; aber mit krampfhafter Anstrengung schleuderte er mich auf die andre Seite der Hütte und hing sich über den Rand der Hängematte hinweg, wobei die eine Hand in die Stricke derselber verwickelt ward und sein Kopf beinahe den Boden berührte. Die alte Bewohnerin der Hütte sagte, er wäre vom Teufel besessen, und rannte kreischend zur Thür hinaus. Zum Glück ward dadurch ein Mann hereingeführt, den ich noch nicht gesehen hatte, der Ingenieur Herr Warburton, der um der Aufstellung der Maschine willen letztere bis hierher begleitet hatte und der selbst eine Maschine von viel Pferdekraft war, da er ein Paar Schultern hatte, die eigens dazu gebaut zu sein schienen, um von Krämpfen befallene Männer zu halten. Im ersten Augenblicke war er so betreten, dass er nicht wusste, was er thun sollte. Als ich ihm aber sagte, der Kapitän solle festgehalten werden, öffnete er seine gewaltigen Arme und schlang sie um den Kapitän mit der Kraft einer hydraulischen Presse, wobei die Beine nach mir gekehrt waren. Diese Beine waren ein Paar der massivsten, die jemals einen menschlichen Leib getragen, und ich glaube wahrhaftig, dass, wenn die Füsse meine Rippen berührt hätten, sie mich durch die Mauer der Hütte gestossen haben würden. Die Gelegenheit erspähend, schlang ich die Hängematte um seine Beine und meine Arme um die Hängematte. Mittlerweile riss er sich aus Herrn Warburtons enger Umarmung los, der, meinem Beispiele folgend, die Hängematte von Aussen anpackte. Der Kapitän rang und wand sich wie eine gigantische Schlange, schlüpfte aus der Hängematte- oben mit dem Kopfe heraus und drehte die Stricke sich um den Hals, so dass wir besorgten, er möchte sich erwürgen. Wir waren in der höchsten Verzweiflung, als zwei seiner Matrosen hereinstürzten, die, mit Strickwerk vertraut, seinen Kopf aus den Schlingen herauszogen, ihn zurück in die Hängematte stiessen und sie wie zuvor um ihn schlugen; worauf ich vollständig erschöpft mich zurückzog.

Die beiden Hereingetretenen waren Tom, ein richtiger Bruder Theer von etwa 40 Jahren, und der Koch, ein Schwarzer und besondrer Freund von Tom, der ihn Darkey (mein Mohrchen) nannte. Tom nahm die ganze Sache, den Kapitän zur Ruhe zu bringen, auf sich, und obgleich Dr. Drivon und mehre Indianer noch hereinkamen, so war doch die Stimme Tom's die einzige, die gehört ward und die sich stets an „Darkey" richtete. „Stell dich neben seine Beine, Darkey!" — „Greif schnell zu, Darkey!" — „Halt fest, Darkey!" Aber sie alle zusammen vermochten ihn nicht zu halten, und es gelang ihm, sich von Neuem herauszustürzen. In einer Pause seiner schrecklichsten Anfälle hörten wir einen sonderbaren dummklingenden Ton, wie wenn Jemand zu krähen versuchte. Die Indianer, welche die Hütte anfüllten, erhoben ein Lachen darüber, über welche Gefühllosigkeit Dr. Drivon so entrüstet war, dass er eine Keule ergriff und sie alle zur Thür hinausjagte. Ein alter nackter Afrikaner, der in Balize

Sklav gewesen war und seine Sprache verloren hatte, ohne sich viel von einer andern anzueignen, kehrte mit einem Bündel Federn zurück, die er dem Kapitän in die Nase stecken und anbrennen wollte, mit dem Bemerken, dass diess das Heilmittel in seinem Vaterlande wäre; aber der Doctor wies ihm den Stock und er zog sich zurück.

Die Krämpfe hielten drei Stunden an, während welcher Zeit der Doctor des Kapitäns Zustand für sehr bedenklich ansah. Das alte Weib blieb dabei, dass der Teufel in ihm wäre und ihn nicht aufgeben würde und dass er sterben müsste. Immer gedachte ich seines jungen Weibes, das wenige Meilen davon ruhig schlief, ohne das ihr drohende Unglück zu ahnen. Wie der Doctor sagte, so war dieser Anfall veranlasst worden durch die Angst und Bekümmerniss seines Gemüths, deren Ursache seine unglückliche Seefahrt, insbesondere aber die Meuterei seiner Mannschaft war. Um 11 Uhr verfiel er in Schlaf, und jetzt erfuhren wir, woher das sonderbare Geschrei gekommen war, das uns so unangenehm berührt hatte. Tom hatte nämlich eben an Bord des Fahrzeugs gehen wollen, als der Afrikaner ans Ufer geeilt kam und ihm sagte, dass der Kapitän betrunken in der Hütte läge. Tom war zwar selbst in diesem Zustande, fühlte aber doch, dass es seine Pflicht wäre, nach dem Kapitän zu sehen. Nun hatte er aber soeben einen Papagei für einen Dollar gekauft, und da er fürchtete, ihn fremden Händen anzuvertrauen, so zog er sein packleinwandenes Hemd eine halbe Elle aus seinen Pumphosen herauf und steckte den Papagei in seinen Brustschlitz, wobei er ihn mit seinem Halstuche beinahe erstickte. Der Papagei, entrüstet über dieses enge Gefängniss, hackte mit dem Schnabel beständig auf Toms Brust los, die verwundet und mit Blut bedeckt ward; einmal aber, wo Tom meinte, er mache es ein Bisschen gar zu arg, fuhr er mit der Hand hinein und kniff das Thier, und hierdurch waren eben die merkwürdigen Töne entstanden, die wir gehört hatten.

In einer kleinen Weile vermochten Tom und Darkey die Indianer, sie abzulösen, und gingen hinaus, um auf des Kapitäns Gesundheit zu trinken. Bei ihrer Rückkehr nahmen sie ihre Plätze auf dem Boden zu beiden Seiten ihres Commandanten ein. Ich warf mich in die beschädigte Hängematte, und Dr. Drivon, der es ihnen auf die Seele band, dem Kapitän, wenn er erwachte, ja nichts zu sagen, was ihn aufregen könnte, ging fort nach einer andern Hütte.

Es währte nicht lange, als der Kapitän den Kopf erhob und rief: „Was zum Teufel macht ihr denn mit meinen Beinen?“ was durch Tom's beständigen Zuruf: „Halt nur fest, Darkey!“ beantwortet ward. Darkey und ein Indianer hielten des Kapitäns Beine, zwei Indianer seine Arme und Tom lag quer über seinen Leib hinweg. Der Kapitän sah vollkommen vernünftig aus und schien ganz erstaunt darüber, dass er so auf den Boden gedrückt ward. „Wo bin ich?“ sagte er. Tom und Darkey waren übereingekommen, ihm von dem Geschehenen nichts zu sagen; aber nachdem Tom Lügen aller Art vorgebracht, wobei der Kapitän ihn und uns ganz starr und steif ansah, ward der arme Bursche so verwirrt, dass er endlich den ganzen Hergang von da an erzählte, wo er und Darkey eingetreten waren und den Kapitän stossend und um sich schlagend in der Hängematte gefunden hatten, und gab dabei dem Kapitän zu ver-

stehen, dass er ohne ihn und Darkey sich das Gehirn zerschlagen haben würde. Ich benahm Tom's Erzählung manche Dunkelheit, worauf eine allgemeine und lärmende Unterhaltung folgte, welche durch den armen Kapitän d'Yriarte plötzlich unterbrochen ward, der die ganze Nacht nicht ein Augenblickchen Schlafs genossen hatte und uns bat, dass wir ihm doch die Möglichkeit zu einigem Ersatz gewähren möchten.

Als ich am andern Morgen mit Dr. Drivon Chocolade trank, kam der Unterschiffer mit dem meuterischen Amerikaner unter Escorte von vier Soldaten nach der Hütte, um eine Klage bei mir anzubringen. Der Matrose war ein junger Mann von 28 Jahren, kurz und stämmig, aber wohlgebaut und von hübschem Aussehn. Jemmy war sein Name. Auch er beklagte sich gegen mich; sein Wunsch war, die Brigg zu verlassen, und er sagte, lieber wollte er auf einem nackten Felsen mitten im Meere sich niederlassen als länger an Bord dieses Fahrzeugs bleiben. Ich sagte ihm, dass es mir leid thäte, einen amerikanischen Matrosen als Anführer bei einer Meuterei zu finden, und stellte ihm den Kummer und die Gefahr dar, worin er den Kapitän gebracht. Dr. Drivon, der an Bord der Brigg einige derbe Auftritte mit ihm gehabt hatte, stand nach einigen Worten auf und schlug ihn. Jemmy trat rasch genug zurück, um dem vollen Schlage auszuweichen; er wich immer weiter und parirte die Hiebe, bis er endlich, gar zu hart bedrängt, sich von den Soldaten losriss und seine Jacke vom Leibe riss, um ein regelmässiges Gefecht zu beginnen. Es fiel mir nicht bei, einen meuterischen Matrosen begünstigen zu wollen, noch weniger aber wollte ich einen Amerikaner durch eine Uiberzahl misshandeln lassen, und zog daher die Soldaten hinweg. In einem Nu war des Doctors Leidenschaft vorüber und er stellte seinen Angriff ein, worauf Jemmy sich den Soldaten wieder übergab, die ihn, wie ich meinte, auf die Wache brachten. Als ich aber, nachdem ich eine kleine Weile gewartet, nach der Wache hinging, sah ich vor derselben Jemmy auf der Erde sitzen und seine Beine bis über die Kniee zwischen zwei Holzblöcken befestigt. Er fühlte lebhaft das ganze Schimpfliche seiner Lage und auch mir kochte das Blut. Ich eilte zum Hafenkapitän und beklagte mich mit Nachdruck über sein Benehmen, das anmassend und nicht zu dulden wäre, und bestand darauf, dass Jemmy freigelassen werden müsste, wo nicht, so würde ich auf Knall und Fall nach San Salvador reiten und Klage wider ihn erheben. Dr. Drivon stimmte mit ein und Jemmy ward der Holzblöcke entledigt, aber in die Wache in Verwahrung gebracht. Wahrscheinlich wird diese meine Erzählung nie einem seiner Freunde unter die Augen kommen, ich will aber dessenungeachtet seinen Namen nicht nennen. Er war aus der kleinen Stadt Esopus am Hudson. Im J. 1834 segelte er von Neuyork auf der Corvette „Peacock" nach der Station im stillen Meere ab, ward nach Nordcarolina versetzt und in Valparaiso ordnungsgemäss verabschiedet, trat hierauf in den chilenischen Seedienst und ging, nach einer Menge von Gefechten und ohne Prisengelder zu erhalten, an Bord dieser Brigg. Ich stellte ihm vor, dass er wegen Meuterei der Stellung vor Gericht nicht entgehen könnte und aus dem Fussblock bloss durch den Zufall, dass ich gerade im Hafen mich befände,

erlöst worden wäre; dass ich etwas Weiteres nicht für ihn thun könnte und dass er vermuthlich bis zur Abfahrt des Schiffs am Ufer festgehalten und dann in Eisen an Bord gebracht werden würde. Es war diess ein entscheidender Moment in des jungen Mannes Leben, der sich schon frühzeitig günstiger Gelegenheiten beraubt sah und von dem vorauszusehen war, dass ihn die Noth einem verkehrten und abenteuerlichen Leben in die Arme werfen würde; diess, sowie dass er mein Landsmann war, liess mich angelegentlich wünschen, ihn vor den Folgen einer unbesonnenen Leidenschaft zu bewahren. Der Kapitän sagte, er wäre der besste Matrose an Bord; und da es ihm an Leuten fehlte, so erlangte ich das Versprechen von ihm, dass, wenn Jemmy zu seiner Pflicht zurückkehren würde, er von dem Vorgefallenen keine Notiz nehmen und ihm im ersten bessten Hafen, wo er Ersatz für ihn finden könnte, seine Entlassung geben wollte.

Zum Glück war den Nachmittag Kapitän d'Yriarte so weit wieder hergestellt, um abfahren zu können. Bevor ich indess an Bord meines Schiffes ging, brachte ich Jemmy in das seinige. Es war das schmutzigste Fahrzeug, das ich jemals sah, und seine Mannschaft eine schöne Musterkarte jener abscheulichen Matrosen, die in den Häfen des stillen Meeres aufgelesen werden. Unter ihnen befand sich noch ein andrer Landsmann und Mitschuldiger Jemmy's, so schlecht von Aussehen wie Irgendeiner. Nun wunderte ich mich nicht mehr, dass Jemmy unzufrieden war. Ich liess ihn in einer schlimmen Lage an Bord, leider aber hörte ich später, dass er in eine noch schlimmere gerathen war.

Wenige Ruderschläge führten mich an Bord unsers Schiffs und mit der Abendbrise kamen wir auf die schon erwähnte Weise ins offne Wasser hinaus. Unser Schiff hiess „El Cosmopolita," war eine Goelette-Brigg und das einzige Fahrzeug auf dem stillen Meere, welches die centralamerikanische Flagge führte. Es war in England gebaut und „Britannia" genannt worden. Durch einen Zufall erreichte es das stille Meer, ward vom Staate San Salvador zur Zeit seines Kriegs mit Guatemala angekauft und ihm der indianische Name dieses Staats „Cuscatlan" gegeben. Später ward es an einen Engländer verkauft, der es „Eugenie" beniemte, und von diesem endlich an Kapitän d'Yriarte, der es „El Cosmopolita" taufte.

Meine erste Nacht an Bord war nicht besonders angenehm. Ich war der einzige Kajütenpassagier, hatte aber ausser den Wanzen, die stets ein altes Schiff heimsuchen, auch noch Mosquito's, Spinnen, Ameisen und Kellerasseln in meinem Verschlage. Und dennoch blicke ich auf keinen Theil meiner Reise mit so viel stiller Freude zurück als auf diese Fahrt auf dem stillen Meere. Ich hatte Gil Blas und Don Quijote in der Ursprache an Bord und sass den ganzen Tag unter einem Zelte, wo sich meine Aufmerksamkeit zwischen ihnen und der langen Kette gigantischer Vulkane, die der Küste entlang emporstarren, sich theilte. Noch ehe diess ermüden konnte, erreichten wir den Papagayo-Golf, das einzige Thor, durch welches die Winde des atlantischen Meeres herüber zum stillen Meer gelangen. Der Dephin, dieser schönste aller Fische, spielte unter unserm Bug und Stern und begleitete uns langsam nebenher. Aber die Matrosen hatten keinen Respect vor seinem goldigen Rücken. Der Unter-

schiffer, ein mordsüchtiger junger Franzose, stand stundenlang mit einer Harpune in der Hand, hieb mehre damit an und brachte endlich einen an Bord. Der Meerkönig schien sich seines Falles bewusst; seine schönen Farben erblichen, er ward fleckig und endlich bleiern und glanzlos wie jeder andre todte Fisch.

Wir kamen in regelmässiger Folge an den Vulkanen San Salvadors, San Vicente, San Miguel, Telica, Momotombo, Managua, Nindiri, Masaya und Nicaragua, vorüber, von denen jeder ein prachtvolles Schauspiel darbot, alle zusammen aber eine Kette bildeten, die mit keiner andern in der Welt verglichen werden kann; wie denn mit Recht diese Küste als „starrend von vulkanischen Kegeln" beschrieben worden ist. Zwei ganze Tage lagen wir mit schlappen Segeln im Angesichte des Cabo (Kap) Blanco, des nördlichen Vorgebirgs des Nicoya-Golfs. Am Nachmittage des 31sten Jan. fuhren wir in den Golf selbst ein. In gleicher Linie mit der Spitze des Kaps lag eine Felseninsel mit hohen, kahlen, steilen Seiten, auf der Höhe mit Grün geschmückt. Es war gegen Sonnenuntergang; fast eine Stunde lang lagen Himmel und Meer im glühenden Glanze des scheidenden Tagesgestirns und die Felseninsel glich einer Feste mit Thürmchen. Es war ein prachtvoller Scheideblick. Ich hatte nun meine letzte Nacht auf dem stillen Ocean verbracht und es umschlossen uns die steilen Höhen des Nicoya-Golfs.

Da frühe am Morgen die Fluth uns günstig war, so verliessen wir das Hauptbecken des Golfs und fuhren, rechts uns wendend, in eine schöne kleine Bucht ein, welche den Hafen von Caldera bildete. Gerade vor uns lag der Gebirgszug von Aguacate, zur Linken der alte Hafen von Punta Arenas, rechts der Vulkan San Pablo. Am Strande zog sich ein langes, niedriges, auf Pfählen gebautes Haus mit einem Ziegeldache hin und neben ihm lagen noch zwei bis drei strohgedeckte Hütten nebst zwei Canoa's. Wir ankerten im Angesicht der Haüser und, wie es schien, ohne die Aufmerksamkeit einer menschlichen Seele am Ufer zu erregen.

Alle centralamerikanischen Häfen am stillen Meere sind ungesund, dieser aber galt geradezu als tödtlich. Ich war ohne Bangigkeit in Städte eingezogen, wo die Pest wüthete; hier aber herrschte am Ufer eine todtengleiche Stille, die erschreckend war. Um mich der Nothwendigkeit, im Hafen schlafen zu müssen, zu entheben, sandte der Kapitän das Boot mit meinem Diener ans Ufer, um Maulthiere herbeizuschaffen, mit denen ich ohne Aufenthalt nach einer zwei Leguas landeinwärts gelegenen Hacienda reisen könnte.

Unser Boot hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als wir drei Männer an den Strand kommen sahen, die augenblicklich in einer Canoa abstiessen, mit unserm Boot zusammentrafen, es umkehren hiessen und an Bord unsers Schiffs legten. Es waren zwei Ruderer und ein Soldat, welcher letztere den Kapitän unterrichtete, dass in Folge eines jüngst ergangenen Decrets keinem Passagier gestattet wäre, ohne die besondere Erlaubniss der Regierung ans Land zu gehen, weshalb es nöthig wäre, ein Gesuch um eine solche nach der Hauptstadt abzusenden und an Bord auf Antwort zu warten. Er fügte noch hinzu, dass das letztgekommene Schiff voll von Passagieren gewesen wäre, die bis zum Empfang der Erlaubniss zwölf

Tage hätten warten müssen. Ich war an Plackereien auf Reisen gewöhnt, diese aber vermochte ich nicht mit Ruhe hinzunehmen. Der Kapitän machte einen kühnen Versuch zu meinen Gunsten, indem er sagte, er hätte keine Passagiere; er hätte den Minister der Vereinigten Staaten an Bord, der eine Reise durch Centralamerika machte und in Guatemala und San Salvador mit Höflichkeit behandelt worden wäre und dass es ein Schimpf für die Regierung von Costa Rica sein würde, seine Landung nicht zu erlauben. Er fasste ein Schreiben gleichen Inhalts an den Hafenkapitän ab, der nach der Rückkehr des Soldaten selbst zu uns an Bord kam. Ich war fast krank vor Aerger und der Kapitän des Hafens leerte erst zwei Gläser Wein aus, ehe ich über die Sache zu sprechen den Muth hatte. Er antwortete mit grosser Höflichkeit und bedauerte, dass die Verordnung gebieterisch laute und er nicht nach willkürlichem Ermessen handeln könne. Ich erwiederte, das Decret hätte die Absicht, das Eindringen von Aufwieglern, Emigranten und Verbannten aus andern Staaten, die die Ruhe Costa Rica's stören könnten, zu verhindern, dass es aber nicht Fälle im Auge haben könne wie den meinigen, wobei ich gleichzeitig grossen Nachdruck auf meinen officiellen Charakter legte. Zu meinem Glück hatte er eine hohe Idee von der diesem Charakter gebührenden Achtung und besass, obwohl nur ein kleines Amt innehabend, doch ein Gefühl des Stolzes, das ihm nicht gestattete, seinen Staat als der Höflichkeit gegen einen accreditirten Fremden ermangelnd betrachten zu lassen. Lange stand er in Verlegenheit da, was er thun sollte, bis er mich endlich nach vielem Hin- und Herüberlegen ersuchte, bis morgen früh zu warten, wo er einen Courier abfertigen wolle, um die Regierung von den vorliegenden Umständen zu benachrichtigen; auch wolle er die Verantwortlichkeit für die Erlaubniss zum Landen auf sich nehmen. Aus Furcht vor einem möglichen Zufalle oder einer Sinnesänderung und von dem lebhaften Wunsche beseelt, meinen Fuss ans Land zu setzen, gab ich zu verstehen, dass es, um das Reisen in der Hitze des Tages zu vermeiden und zu einem frühzeitigen Aufbruche bereit zu sein, wohl besser sein dürfte, am Ufer zu schlafen, worin er mir beistimmte.

Den Nachmittag brachte mich der Kapitän ans Ufer. Am ersten Hause sahen wir zwei Kerzen angezündet, um bei der Leiche eines Mannes zu brennen. Alle, die wir sahen, waren krank und Alle klagten, dass der Ort dem menschlichen Leben tödtlich wäre. Und er war in der That fast ganz verödet, und ungeachtet seiner Vortheile als Hafen erfolgte doch wenige Tage darnach von Seiten der Regierung der Befehl, ihn aufzugeben und nach dem ehemaligen Hafen von Punta Arenas zurückzuverlegen. Der Kapitän litt noch immer an den Folgen des Fiebers und wollte um keinen Preis nach Einbruch der Nacht am Ufer verbleiben. Ich aber war dermassen erfreut, mich auf dem festen Lande zu sehen, dass, hätte ich bei jedem Schritte und Tritte einem Todtenkopfe begegnet, er schwerlich mich zurückgetrieben haben würde.

Der letzte Fremde, der im Hafen gewesen war, war ein allbekannter Amerikaner, Namens Handy, von dem ich zuerst am Kap der Guten Hoffnung, wo er Giraffen jagte, gehört hatte, dem ich später in Neuyork begegnet war und den ich hier verfehlt zu haben

ausserordentlich bedauerte. Er war von den Vereinigten Staaten aus durch Tejas, Mejico und Centralamerika gereist, und zwar mit einem Elephanten und zwei Dromedaren als Anführern seines Zugs! Der Elephant war der erste in Centralamerika je gesehene und ich hörte oft von ihm in den Pueblos unter dem Namen *El Demonio* (der Teufel) sprechen. Sechs Tage vor meiner Ankunft hier hatte sich Herr Handy mit seiner interessanten Familie nach Peru eingeschifft und vielleicht durchzieht er in diesem Augenblicke Brasiliens Pampas.

Entschlossen, meinen Freund, den Hafenkapitän, nicht aus den Augen zu lassen, zog ich mit meinem Gepäck hinter mir her am Strande entlang nach dem Zollhause. Dieses war ein gezimmertes Gebaüde von etwa vierzig Fuss Länge und stand ein wenig über der Hochwassermarke auf Grundpfählen von gegen sechs Fuss Höhe. Es war der Sammelplatz verschiedner Militär- und Civilbeamten der Regierung, sowie von zwei oder drei von ihnen verwendeten Weibern. Die Militärmacht bestand aus dem Hafenkapitän und dem obenerwähnten Soldaten, der an Bord unsers Schiffs anlegte, so dass ich nicht eben viel Furcht hatte, mit Waffengewalt zurückgewiesen zu werden. Im Laufe des Abends erhob sich eine neue Schwierigkeit in Betreff meines Dieners; da ich mich aber für ziemlich gesichert erachtete, so behauptete ich mit Nachdruck, dass er zu meinem Gefolge gehöre, und erlangte für ihn die Erlaubniss, mich zu begleiten. Mein Wirth gab mir eine Bettstelle und statt des Bettes eine Kuhhaut. Es war eine warme Nacht; ich stellte daher das Bett einer offenstehenden Thüre gegenüber und blickte durch sie auf das Wasser des Golfs hinaus. Die Wellen brachen sich sanft am Strande und lieblich und still lag der „Cosmopolita“ vor Anker.

Um 2 Uhr früh erhoben wir uns und noch vor 3 Uhr marschirten wir ab. Es war Ebbezeit und wir ritten eine Strecke im Mondenlicht am Ufer hin. Mit Tagesanbruch holten wir den Courier ein, der mit der Nachricht von meiner Ankunft abgesandt worden war, überschritten nach einer Stunde den Fluss Jesus Maria und machten um 7 Uhr auf der gleichnamigen Hacienda zum Frühstück Halt.

Diese Hacienda war zwar ein erbärmlich zusammengezimmertes Haus, von einer Laube von Zweigen rings umgeben, hatte aber doch ein reinliches und behagliches Aussehen; und Chesus sagte mir, der Besitzer hätte zweitausend Stück Vieh darauf und das ganze Land, über das wir vom Meere an geritten, wäre sein Eigenthum. Chesus war hier ganz wie zu Hause, und wie er mir später erzählte, so hatte er einst den Wunsch gehabt, eine der Töchter zu heirathen; Vater und Mutter hätten aber Einwendungen dagegen gemacht, weil er ihnen nicht gut genug gewesen wäre; jetzt wären sie überrascht gewesen, ihn in so glücklichen Umständen heimkehren zu sehen, und die Tochter hätte ihm vertraut, dass sie aus Liebe zu ihm jede andre Partie ausgeschlagen hätte.

Während des Frühstücks erzählte mir die Mutter von einer kranken Tochter, bat mich um Arznei und ersuchte mich zuletzt, zu ihr hineinzugehen und sie zu sehen. In ihrem Zimmer, dessen Thür in den Schuppen hinausging, waren alle Oeffnungen sorgfältig verschlossen, so dass auch nicht ein Lüftchen eindringen konnte. Die Patientin lag in einem Bett in einem Winkel, mit einer baumwollnen

Decke darüber gleich einem Mosquitonetze, nur niedriger und ringsum fest zugemacht; und als die Mutter die Decke aufhob, kam mir ein Strom von heisser und ungesunder Luft entgegen, der mich fast ohnmächtig machte. Das arme Mädchen lag auf dem Rücken, den Leib mit einem baumwollnen Laken fest umwunden, so dass sie aussah, als wäre sie schon zum Begräbniss zurechtgelegt. Sie war erst achtzehn Jahre alt; das Fieber hatte sie soeben verlassen; ihr Auge hatte noch Glanz, aber ihr Gesicht war bleich und mit Flecken, Striemen und schmutzigen Runzeln bedeckt. Sie litt am Wechselfieber, an jenem Würgengel, der die Constitution zerrüttet und Tausende der Bewohner Centralamerika's ins Grab bringt; und gemäss dem hartnäckigen Vorurtheile des Landes war ihr Gesicht seit länger als zwei Monaten nicht gewaschen worden! Oft schon hatte ich mich von den langen Bärten und ungewaschenen Gesichtern der Fieberkranken mit Ekel abgewendet und mich über die Unwissenheit und die Vorurtheile des Volks in medicinischen Dingen geärgert. Als erläuternden Commentar hierzu erzählte mir Dr. Drivon von einer Behandlung durch eine alte Quacksalberin, die ihren Patienten, einen reichen Viehbesitzer, alle Morgen auf dem Boden ausstrecken und einen Ochsen über ihm schlachten liess, auf dass das Blut noch warm auf seinen Leib strömen könnte. Der Mann unterwarf sich diesem Verfahren über hundert Male und ward in dem Blute von mehr als hundert Ochsen gebadet, wornach er sich einem noch viel ekelhaftern Prozesse unterwarf; und, seltsam zu sagen, er blieb am Leben.

Um aber zum Obigen zurückzukehren: im Allgemeinen war meine medicinische Praxis auf Männer beschränkt, und in ihrer Behandlung betrachtete ich mich als einen gewaltigen Practicus; für Frauen dagegen verschrieb ich nicht gern. Im vorliegenden Falle griff ich die Vorurtheile des Landes sogleich bei der Wurzel an, indem ich verordnete, dass vor Allem des armen Mädchens Gesicht gewaschen werde; nur machte ich die Sache dadurch einigermassen wieder gut, dass ich es zu einem Hauptpunkt machte, dass sie mit warmem Wasser gewaschen werden sollte. Ob die Leute mir dankten oder nicht, weiss ich nicht, aber ich hatte meinen Lohn, denn ich sah ein reizendes Gesicht und ich erinnerte mich noch lange darnach des rührenden Ausdrucks ihrer Augen, als sie zu mir gekehrt dem Rathe zuhorchte, den ich ihrer Mutter gab.

Um 10 Uhr setzten wir unsre Reise weiter fort. Das Land war eben und fruchtbar, aber unangebaut. Wir kamen bei verschiednen elenden Viehgehöften vorüber, deren Besitzer in den Städten lebten und auf dem Gute Leute hielten, die von Zeit zu Zeit das in den Wäldern wild umherschweifende Vieh zusammentreiben und zählen mussten. Um 11 Uhr kamen wir bei der Hacienda San Felipe vorbei, die einem Walliser, einem Minenunternehmer, angehörte. Sie hatte eine schöne Lage in einer grossen urbar gemachten Lichtung und ihre Reinlichkeit und Nettheit und ihre schönen Hecken bewiesen, dass der Walliser nicht vergessen hatte, was er daheim gelernt.

Wir überschritten den Fluss Surubris und den Rio Grande oder Machuca, gelangten zur Hacienda San Mateo, die in der Boca des Gebirgs Aguacate liegt, und begannen von hier an aufwärts zu steigen. Die Strasse war seit Kurzem sehr verbessert worden, aber der Auf-

weg war doch steil, wild und rauh. Wie wir uns den Schluchtweg hinaufarbeiteten, hörten wir vor uns ein lautes Getöse, welches wie ferner Donner klang, aber gleichmässig fortging und in dem Grade als wir weiter gingen immer lauter ward, bis wir endlich auf einen kleinen freien Raum herauskamen und am Abhange des Berges ein nettes, gezimmertes, zweistöckiges Gebaüde mit einem leichten, graciösen Balcon an seiner Vorderseite erblickten, und dicht daneben die donnernde Maschine, die uns durch ihren Lärmen erschreckt hatte. Fremde von der andern Seite des atlantischen Meeres durchgruben des Berges Seiten und zermalmten seine Steine zu Staub, um Gold herauszufinden. Der ganze Gebirgszug, ja selbst der Boden, den unsere Pferde mit den Hufen stampften, enthielt diesen Schatz, um den der Mensch Verwandte und Vaterland vergisst.

Ich ritt nach dem Hause hin und stellte mich dem Aufseher Don Juan Barth vor, einem Deutschen aus Friesburg (Freiburg?). Es war gegen 2 Uhr und drückend heiss. Das Haus war mit Stühlen, Sofa's und Büchern ausgestattet; aber so köstlich mir es auch erschien, so war die Aussicht von ihm doch noch schöner. Das Gewässer, das die ungeheure Zerkleinerungsmaschine in Bewegung setzte, hatte den Ort seit undenklichen Zeiten zu einem *descansadero* oder Ruheorte für die Maulthiertreiber gemacht. Ringsum war Alles Berg und unmittelbar vor uns thürmte sich einer zu bedeutender Höhe auf, der bis zum Gipfel mit Baümen bedeckt war.

Don Juan Barth war seit ungefähr drei Jahren Oberaufseher über die *Quebrada del ingenio* (Minenschlucht) gewesen. Die Compagnie, welche er repräsentirte, hiess die „*Anglo Costa Rican Economical Mining Company.*“ Sie hatte während dieser drei Jahre ohne allen Verlust operirt, was als ein so gutes Geschäft betrachtet ward, dass sie ihr Kapital vermehrt hatte und im Begriffe war, das Unternehmen in einem grossartigeren Massstabe fortzusetzen. Die eben erst aufgestellte Maschine war eine deutsche patentirte, genannt „*Machine for extracting Gold by the Zillenthal Patent Self-acting Cold Amalgamation Process*“ (ich glaube, dass ich nichts ausgelassen habe), und ihr grosser Werth ebstand darin, dass sie keines vorausgehenden Prozesses bedurfte, sondern durch eine fortlaufende und einfache Thätigkeit das Gold aus dem Steine zog. Sie bestand aus einem ungeheuern Rade von Gusseisen, durch welches das Gestein so wie es aus dem Gebirge kam zu Pulver zermalmt ward; letzteres gelangte in wassergefüllte Tröge und aus diesen in einen Behälter mit Gefässen, wo das Gold sich von den andern Theilchen schied und mit dem Quecksilber, mit welchem die Gefässe gefüllt waren, sich verband.

Es standen verschiedene Bergwerke unter Don Juan's Inspection, zu deren bedeutendstem, dem von Corallio, er mich nach Tisch begleitete. Es lag zum Glück an meinem Wege und wir erreichten es nach einem halbstündigen heissen Ritte auf einer durch dicke Waldung führenden Strasse.

Nach der Meinung der wenigen Geologen, welche dieses Land besucht haben, liegt in dem Gebirge Aguacate ein ungeheurer Reichthum begraben, und weit entfernt tief verborgen zu sein, sind seine Stellen, wie die Besitzer sagen, so deutlich bezeichnet, dass Jeder, welcher sucht, finden kann. Die Minengänge oder mineralischen

Adern verlaufen regelmässig nordsüdlich in Strichen von grünem Porphyr mit Lagern von basaltischem Porphyr und haben durchschnittlich drei Fuss Weite. An manchen Stellen hat man auch Quereinschnitte oder seitliche Ausgrabungen in ostwestlicher Richtung gemacht und wieder an andern Schachte bis zur Ader abgeteuft. Die erste Oeffnung, die wir besuchten, war eine Seitengrube, die vier Fuss Lichtung hatte und 240 Fuss tief geführt war, ehe sie die Ader erreichte; sie war aber so voll Wasser, dass wir sie nicht betraten. Uiber ihr war ein andrer Durchstich und noch höher ein Schacht abgeteuft. Wir stiegen in den Schacht mittelst einer Leiter hinab, die ein Baumstamm mit Einschnitten war, bis wir die Ader erreichten, der wir, soweit sie bearbeitet war, mit einem Grubenlichte nachgingen. Der Schacht war etwa eine Elle weit und seine Seiten glitzerten — nicht etwa von Gold, sondern von Quarz und Feldspath, denen Eisensulphurat eingemengt war und Gold in so kleinen Theilchen, dass es dem blossen Auge unsichtbar war. Was in diesen Repositorien des Reichthums am Meisten in die Augen fiel, waren die nackten Arbeiter mit Spitzäxten, die unter schweren Säcken voll Gesteins sich beugten und schwitzten.

Es war schon spät am Nachmittage, als ich aus dem Schachte herauskam. Don Juan führte mich auf einem steilen Pfade den Abhang des Berges hinauf zu einem kleinen Plateau, wo ein grosses, von Bergleuten bewohntes Gebaüde stand. Die Aussicht von hier war prächtig: unter uns eine ungeheure Schlucht; über uns, gleich eines Adlers Horst auf einer Spitze klebend, das Haus des andern Oberaufsehers, und gegenüber die grosse Gebirgskette von Candelaria. Ich wartete bis meine Maulthiere heraufkamen, und nahm dann mit vielem Dank für seine Güte von Don Juan Barth Abschied.

Je höher wir kamen, um so grossartiger und schöner ward mit jedem Augenblicke die Aussicht, bis ich mit einem Male von einer Höhe von 6000 Fuss hinabblickte auf das stille Meer, den Golf von Nicoya und auf unsre Brigg „El Cosmopolita“, die wie ein Vogel auf dem Wasser sass. Und hier, auf diesen allerhöchsten Punkten, an den wildesten und schönsten Stellen, die jemals Menschen zu ihren Wohnsitzen sich erwählten, standen die Hütten der Bergleute. Die Sonne küsste das Meer und goss ihren Strahlenglanz über den Spiegel des Wassers und ein sanftes Licht über die wild zerrissenen Gebirge aus. Es war das schönste Schauspiel, das ich jemals sah, und diese reizende Aussicht war die letzte, denn plötzlich begann es zu dunkeln und bald umhüllte uns die schwärzeste Nacht, die ich je erlebte. Denn während wir hinabstiegen, ward der Wald so dicht, dass er selbst bei Tage alles Licht absperrte, und an manchen Stellen führte die Strasse durch Einschnitte, die höher als unsere Köpfe und von dichtem Laubwerk überdacht waren. Chesus ging in weissem Hut, weisser Jacke mit einem weissen Hunde zu seiner Seite mir voraus, aber ich war nicht im Stande, die Umrisse seiner Gestalt zu sehen. Der Weg war zwar schroff, aber gut, weshalb ich meinen Maulesel seiner eignen Leitung überliess. An einer der dunkelsten Stellen machte Chesus plötzlich Halt, und mit einer Stimme, die den ganzen Wald erschallen machte, schrie er auf: „Ein Löwe, ein Löwe!“ Ich fuhr zusammen, er aber stieg ab und zündete eine Cigarre an. Das nenne

ich doch Kaltblütigkeit, dachte ich bei mir. Er beruhigte mich aber sogleich, indem er mir sagte, der Löwe hier zu Lande wäre ein ganz verschiednes Thier von jenem, das die afrikanische Wüste durchbrülle; er wäre klein, durch lautes Schreien in Furcht zu setzen und frässe blos Kinder. So lang auch unser Hinabweg schien, so nahm er doch nicht drei Stunden weg und um 10 Uhr erreichten wir das Haus in der Boca de la Montaña. Es war verschlossen und Alles schlief; als wir aber kräftig pochten, machte ein Mann auf, der, bevor wir eine Frage thun konnten, schon wieder verschwunden war. Wie wir indessen einmal drinnen waren, machten wir ein solch Gelärme, dass Alles aufwachte und wir Mais für unsere Maulthiere und ein Licht erhielten. Es war ein geraümiges, für alle Ankommenden offenstehendes Zimmer mit drei Bettstellen, die alle besetzt waren, während noch zwei Männer auf dem Fussboden schliefen. Ich trat an eines der Betten, das sein Inhaber, nachdem er mich einige Augenblicke angesehen, mir raümte, worauf ich seinen Platz einnahm. Der Leser möge mich ja nicht für einen gänzlich rücksichtslosen Mann halten; denn erstens nahm Jener all sein Bettzeug, das heisst seine Chamarra, mit sich fort, und zweitens bestand das Bett und sein gesammtes Zubehör aus einer ungegerbten Ochsenhaut.

SIEBENZEHNTES KAPITEL.

La Garita. — Alajuela. — Freundliche Leute. — Heredia. — Rio Segundo. — Kaffeeplantagen von San José. — Das Sacrament für einen Sterbenden. — Ein glückliches Zusammentreffen. — Reiseverlegenheiten. — Quartier in einem Kloster. — Señor Carillo, das Staatsoberhaupt. — Glückswechsel. — Besuch von Cartago. — Tres Rios. — Ein unerwartetes Begegnen. — Ersteigung des Vulkans Cartago. — Der Krater. — Blick auf die beiden Oceane. — Herabsteigen. — Spaziergang durch Cartago. — Ein Leichenbegängniss. — Ein neuer Fieberanfall. — Ein Vagabund. — Kaffeeanbau.

Am nächsten Morgen betraten wir offnes, schwellendes und wellenförmiges Land, das mich an heimathliche Landschaften erinnerte. Um 9 Uhr kamen wir an den Rand eines prachtvollen Schluchtthals und wanden uns auf einem steilen Wege mehr als 1500 Fuss hinab, ringsum amphitheatralisch von Bergen eingeschlossen. Im Grunde der Schlucht führte eine rohe Holzbrücke über ein schmales Gewässer, das zwischen senkrecht abstürzenden, 150 Fuss hohen, sehr malerischen Felsen dahineilte, ein Bild, das mich an die Trentonfälle erinnerte. Wir stiegen nun jenseits wieder auf einem schroffen Wege zur Höhe der Schlucht hinauf, wo ein langes Haus dergestalt quer über den Weg gebaut war, dass es den letztern ganz versperrte und nur die Passage durch dasselbe übrigliess. Es führt den Namen La Garita und beherrscht die Strasse vom Hafen nach der Hauptstadt. Hier sind militärische Beamte zur Visitation der ankommenden Güter und der Pässe stationirt. Der gegenwärtig Commandirende hatte einen

Arm im Dienste seines Vaterlandes verloren, das heisst in einer Schlacht zwischen seiner Vaterstadt und einer andern, fünfzehn Meilen davon gelegenen Stadt, und die Stelle war ihm als Lohn für seine patriotischen Dienste gegeben worden.

Wie wir weiter kamen, gewann das Land ein besseres Aussehen und eine ganze Legua weit vor Alajuela war die Strasse zu beiden Seiten mit Haüsern besetzt, die drei- bis vierhundert Ellen auseinanderlagen, von luftgetrockneten Ziegelsteinen gebaut und übertüncht, einige sogar an der Frontseite mit Malereien geschmückt waren. Mehre hatten zu beiden Seiten der Thür die Figur eines Soldaten mit geschulterter Flinte und aufgestecktem Bajonett, lebensgross und steif wie Perückenstöcke, mit rother Kreide gezeichnet. Alles aber lag vergraben unter üppigen Baümen, die zu beiden Seiten der Strasse als Allee sich hinzogen, viele mit schönen Blüthen geschmükt und bisweilen die Haüser vollständig umlaubend. Die Felder waren mit Zuckerrohr bepflanzt und jedes Haus hatte seine kleine Zuckermühle; und der Weg zeigte Spuren von Wagenrädern, und es währte auch nicht lange, so hörten wir ein Fuhrwerk nahen. Das Knarren seiner Räder machte beinahe so viel Lärmen wie die Zillenthaler Amalgamationsmaschine im Gebirge von Aguacate. Diese Räder, zehn bis zwölf Zoll dick, waren aus dem Stamme des Guanacastebaums massiv geschnitten, hatten in der Mitte ein Loch, bewegten sich auf der Achse beinahe ad libitum und verführten den kläglichsten Lärmen, den man sich denken kann. Der Wagen selbst war aus Zuckerrohr erbaut, hatte eine Höhe von etwa vier Fuss und ward von Ochsen gezogen, die an den Hörnern statt am Halse befestigt waren.

Am Thor von Alajuela erkundigte ich mich nach einem Manne, der einen in der Geschichte der spanischen Eroberung unsterblich gewordenen Namen trug. Es war der Name Alvarado's. War er ein Abkömmling desselben oder nicht, weiss weder ich noch er; und es ist sonderbar, dass, obgleich ich Mehren dieses Namens begegnete, doch Keiner den Versuch machte, sein Geschlecht bis zum Eroberer zu verfolgen. Don Ramon Alvarado indess war mir wegen Eigenschaften empfohlen worden, die ihn zum Charakter-Verwandten seines grossen Namensvetters machten: er war der Courier der Minengesellschaft auf dem Serapiqui- und dem San-Juan-Flusse, einer der wildesten Strassen in ganz Centralamerika.

Nächst dem Vortheile der Seereise war mein Hauptzweck, warum ich Zonzonate verliess, genauere Erkundigungen in Betreff der Kanalroute zwischen dem atlantischen und stillen Meere über den Nicaragua-See und den San-Juan-Fluss einzuziehen, und mein Geschäft mit Alvarado war, ihn zum Führer nach dem Hafen San Juan zu dingen. In Zeit von einer halben Stunde war diese ganze Angelegenheit abgemacht, der Tag festgesetzt und die Hälfte des contractlich festgestellten Lohnes abgezahlt. Mittlerweile war Chesus emsig beschäftigt, über meinen Hut einen schwarzen Glanzüberzug zu ziehen und einen amerikanischen Adler, den ich am Schiffsbord abgenommen, daran zu befestigen.

Es giebt vier Städte in Costa Rica, die sämmtlich innerhalb eines Raumes von fünfzehn Leguas liegen und von denen gleichwohl jede ein anderes Klima und andere Producte hat. Mit Einschluss der Vor-

stadt enthält Alajuela eine Bevölkerung von etwa 10,000 Menschen. Der öffentliche Platz hatte eine schöne Lage und die ihn einschliessenden Gebaüde, Kirche und Rathhaus zeigten eine edle Bauart. Die erstern waren lang und niedrig und hatten breite Corridors und grosse Fenster mit hölzernen Balcons. Es war Sonntag und die reinlich gekleideten Einwohner sassen in den Corridors oder lagen bei weitgeöffneten Thüren in Hängematten oder in den Zimmern auf hochlehnigen hölzernen Ruhebänken ausgestreckt. Die Frauen waren wie Damen gekleidet, es gab manche Schöne unter ihnen und sie waren sämmtlich von weisser Hautfarbe. Ein alter Mann von ehrwürdigem Aussehen, der in der Thür eines der bessten Haüser stand, rief *„Amigo"* (Freund) zu uns herüber, fragte uns, wer wir wären, woher wir kämen, wohin wir wollten, und befahl uns Gott zum Abschied; und auf dieselbe liebevolle Weise wurden wir die ganze Strasse entlang angeredet.

In einer Entfernung von drei Leguas passirten wir Heredia ohne abzusteigen. Ich war den ganzen Tag mit einem Gefühle ausserordentlicher Zufriedenheit geritten; und wenn diess meine Empfindungen waren, was musste erst Chesus empfunden haben? Er kehrte heim in sein Vaterland mit seiner alten Liebe zu ihm, die aber die lange Abwesenheit und die fern von der Heimath erlittenen Beschwerden noch erhöht hatten. Auf dem ganzen Wege traf er mit alten Bekannten und Freunden zusammen. Der Mensch hatte ein hübsches Aüssere, war auffallend gekleidet und trug einen mehr als sechs Fuss langen, mit einem Korbe versehenen peruanischen Degen. Hinter sich hatte er einen Mantelsack von scharlachnem Tuche mit schwarzer Einfassung aufgeschnallt, ein Theil von der Uniform eines peruanischen Soldaten. Es würde ein Curiosum bilden, wenn ich sagen wollte, wie viele Male er den Leuten seine Geschichte erzählte: die Geschichte von seinem militärischen Dienste und zwei mitgemachten Schlachten in Peru; von seiner gewaltsamen Wegnahme für die Flotte und seiner Desertion; von seiner Reise nach Mejico und seiner Rückkehr nach Guatemala zu Lande; wobei er jedesmal mit Fragen nach seiner Frau, von welcher er seit seiner Abreise von Hause nichts vernommen hatte, schloss und *„la pobre"* (die Arme) regelmässig seine letzten Worte waren. Je mehr wir seiner Heimath uns nahten, um so mehr nahm seine Zärtlichkeit für *„la pobre"* zu. Er konnte sich durchaus keine bestimmte Nachricht von ihr verschaffen; aber ein gutmüthiger Freund deutete ihm an, dass sie wahrscheinlich einen andern Mann geheirathet hätte und dass er durch seine Rückkehr nur den Frieden der Familie stören würde.

Eine Legua hinter Heredia kamen wir abermals zu einer grossen Schlucht. Wir stiegen in sie hinab und überschritten auf einer Brücke den Rio Segundo. Dieser Fluss war wenige Monate zuvor plötzlich und ohne sichtbaren Grund angeschwollen, hatte ein Haus und eine Familie bei der Brücke mit fortgerissen und Bestürzung und Tod in seinem Gefolge gehabt. Die Geographie des Innern des Landes ist aber nur wenig bekannt und man vermuthet, dass ein See seine Schranken durchbrochen habe. Als wir auf der andern Seite uns wieder erhoben, zeigte uns Chesus den Platz, wo die Schlacht stattgefunden, in welcher der Officier in La Garita seinen Arm verloren

und er selbst auch Theil genommen hatte, und da er aus San José war, so sprach er von den Leuten der andern Stadt so, wie ein Engländer zu Lord Nelsons Zeit von einem Franzosen zu sprechen pflegte.

Als wir die Höhe der Schlucht erreicht, kamen wir auf ein grosses, mit den reichen Kaffeeplantagen von San José bedecktes Plateau. Es war in viereckige Raüme von 200 Fuss abgetheilt, die von lebendigen Hecken blühender Baüme eingeschlossen waren und zwischen denen Wege von sechszig Fuss Breite hinliefen; und diese Wege waren mit Ausnahme eines schmalen Reitwegs mit einem ununterbrochenen Rasenteppich bekleidet. Das tiefe Grün der Kaffeeplantagen, die grüne Decke der Wege und die langen Perspectiven durch die Baüme bei allen Kreuzwegen boten ein reizendes Bild; in der Ferne zeigten sich auf allen Seiten Gebirge und geradvor strebte der grosse Vulkan Cartago über alle empor. Es war ziemlich dieselbe Stunde wie gestern, als ich vom Gipfel des Aguacate hinab in gewaltige Schluchthäler und über die Spitzen hoher Berge schaute und den stillen Ocean erblickte. So wild jenes, so lieblich war das sich hier bietende Bild, und es wandte sich an andere Sinne als das Auge, denn hier war nicht, wie im übrigen Centralamerika, ein Rückwärtsgehen und Verfallen zu gewahren, sondern es zeigte sich der erquickende Lohn des Fleisses und der Betriebsamkeit. War doch sieben Jahre zuvor diese ganze Ebene noch eine offene Wüstenei gewesen!

Am jenseitigen Rande dieses Plateau's erblickten wir auf einer Ebene unter uns die Stadt San José. Da, wo das Plateau sich in die Ebene absenkte, kamen wir bei einem Hause vorbei, vor dessen Thür ein Blumenbogen sich wölbte, welches ein Zeichen war, dass drinnen Einer lag, der des Empfangs des letzten Sacramentes harrte, ehe er in eine andre Welt hinüberging. Beim Hinabsteigen gewahrten wir in der Ferne eine lange Procession mit dem Erlöser am Kreuz voran. Sie nahte uns unter Violinenspiel und lautem Chorgesang und geleitete den Priester nach dem Hause des Sterbenden. Als sie dem Hause nahe kamen, nahmen die Reiter ihre Hüte ab und die zu Fusse gingen fielen auf die Kniee. Wir trafen mit ihr bei einer schmalen Brücke am Fusse des Abhangs zusammen. Die Sonne stand zwar schon tief, aber ihre scheidenden Strahlen trafen noch immer versengend auf das entblösste Haupt. Der Priester ward in einer Sänfte getragen. Nachdem wir gewartet bis er vorüber war, ritten wir, eine Oeffnung im Zuge uns zu Nutze machend, über die Brücke und an der langen Reihe von Männern und an der noch längern von Weibern vorüber. Sobald ich ein Stück vorwärts war, setzte ich meinen Hut auf; aber ein fanatischer Kerl schrie mir mit finsterm Gesicht zu: „*quitese su sombrero*!“ (Hut ab!) worauf ich damit antwortete, dass ich meinem Pferde die Sporen gab. In demselben Augenblicke gerieth die ganze Procession in Verwirrung, indem ein Weib aus Reihe und Glied hervorstürzte, die Chesus, von seinem Pferde springend, in seine Arme schloss und so viel herzte und küsste als es der Anstand auf offener Strasse nur erlauben wollte. Und zu meiner grossen Verwunderung war diese Frau blos seine Muhme. Sie erzählte ihm, seine Frau, welche die erste Modistin des Ortes wäre, befände sich vorn mit im Zuge. Chesus war ausser sich; er jagte

zurück, kehrte wieder um, fasste sein Pferd und zog es mit sich fort; setzte sich dann auf, spornte das Thier und bat mich, rasch vorwärts zu eilen und ihm dann zu gestatten, zu seiner Frau zurückzukehren. Gleich beim Eintritt in die Stadt kamen wir bei einem respectabeln Hause vorüber, in dessen Corridore vier bis fünf wohlgekleidete Frauen sassen. Diese schrieen plötzlich laut auf, als sie Chesus erblickten, der sofort sein Maulthier die Stufen hinauftrieb, sich herabschwang und sie alle der Reihe nach umarmte, was er nach wenigen geflügelten Worten noch einmal that. Einige seiner Freunde versuchten es, ihn hinwegzuziehen, aber er kehrte wieder zu den Frauen zurück. Der arme Kerl war wirklich wie von Sinnen, wiewohl ich bemerken musste, dass in seinem Wahnwitz Methode herrschte; denn als er bei den sehr achtbaren alten Damen zweimal die Runde gemacht, verliess er sie und zog ein recht hübsches junges Mädchen, welcher er die Arme um den Leib schlang, nach vorn zu und gab ihr in jedem Augenblicke einen Kuss, wobei er mir zurief, dass es eine Schülerin seiner Frau wäre; und obgleich er bei jedem Kusse Fragen nach seiner Frau an sie richtete, so wartete er doch niemals auf die Antwort und die Küsse wiederholten sich schneller als die Fragen. Während dieser ganzen Zeit sass ich auf meinem Pferde und sah der Geschichte zu. Ohne Zweifel war es für ihn ein Hochgenuss, mir aber fing denn doch die Geduld an auszugehen. Als er diess bemerkte, riss er sich endlich los, sass auf und ritt, von einem halben Dutzend seiner Freunde begleitet, unserm Zuge wieder voran. In dem Masse als wir weiter kamen, vermehrte sich seiner Freunde Zahl. Es war diess freilich ein ziemlich ärgerliches Ding, aber ich konnte ihn doch in der süssesten Freude des Lebens, dem Willkommen der Freunde nach langer Trennung, unmöglich stören. Als wir über den Marktplatz kamen, schrieen ihm zwei oder drei Soldaten von seiner ehemaligen Compagnie, die am Gitter der Hauptwache lehnten, „*compañero*“ (Kamerad) zu, kamen, den Sergeanten an ihrer Spitze, zu uns herüber und schlossen sich uns an. Und so zogen wir mit einem Gefolge von fünfzehn bis zwanzig Mann über den Marktplatz.

Während Chesus so viele Freunde hatte, die ihn willkommen hiessen, hatte ich keinen einzigen. Ich wusste in der That nicht einmal, wo ich diese Nacht schlafen würde. In den grossen Städten Centralamerika's war ich stets in Verlegenheit, wo ich einkehren sollte. Im ganzen Lande findet der Reisende kein öffentliches Gasthaus, ausser in kleinern Orten das Rathhaus, wo man ihm nur einen Krug mit Wasser reicht. Alles Sonstige muss er bei sich führen oder an Ort und Stelle kaufen — wenn er kann. Aber in den grossen Städten hat er auch diese Zuflucht nicht, weil es hier für respectwidrig gilt, im Rathhause sein Quartier aufzuschlagen. Ich besass zwar Empfehlungsbriefe, aber es war doch äusserst unangenehm, einen solchen vom Rücken eines Maulthiers herab und mit dem ganzen Reise-Gepäcke hinter sich zu überreichen, weil er doch im Grunde ein Kost- und Logis-Wechsel auf Sicht war.

Chesus hatte mir gesagt, es lebe ein alter Chapeton, d. i. in Europa geborner Spanier, in der Stadt, in dessen Hause ich ein Zimmer für mich gegen Bezahlung erhalten könnte; leider aber hatten die Zeiten sich geändert und der alte Spanier war so lange schon

fort von hier, dass die Bewohner seines Hauses gar nicht wussten, was aus ihm geworden wäre. Ich hatte auf diesen Mann mit solcher Gewissheit gerechnet, dass ich mir gar nicht die Mühe genommen hatte, meine Empfehlungsbriefe hervorzusuchen, und ich nicht einmal die Namen der Personen kannte, an die sie gerichtet waren. Der Pfarrer war auf seiner Hacienda und sein Haus verschlossen; ein Padre, der in den Vereinigten Staaten gewesen war, war krank und konnte Niemanden aufnehmen; die Freunde meines Dieners empfahlen mir jeder verschiedentliche Personen, nicht anders als stände die ganze Stadt zu meiner Verfügung; insbesondre drangen sie in mich, den Chef des Staats mit meiner Gesellschaft zu beehren. Inmitten dieser Berathung auf offner Strasse sehnte ich mich, ein Hôtel für hundert Dollars per Tag und auf Regimentsunkosten zu finden. Chesus, der während der ganzen Zeit in der schrecklichsten Eile sich befand, gab nach einer lebhaften Besprechung mit einigen seiner Freunde seinem Maulthiere die Sporen und brachte mich über Hals und Kopf wieder rückwärts über den Marktplatz hinweg und eine Strasse hinunter, wo er vor einem kleinen Hause Halt machte, abstieg und mich Dasselbe zu thun bat. Im Nu waren die Sättel abgenommen und hineingeschleppt, worauf ich selbst in das Haus geführt und in ein kleines Zimmer gebracht ward, in welchem ein Dutzend Weiber, die Freundinnen Chesus' und seiner Frau, zu seiner Bewillkommung in seinem Hause harrten. Er sagte mir, dass er nicht mehr gewusst hätte, wo sein Haus läge, und ebensowenig dass es noch ein Extra-Zimmer hätte, bis er es von seinen Freunden erfahren. Und während er mein Gepäck in ein kleines dunkles Gemach brachte, sagte er mir, ich könnte dieses ganz für mich haben und er und seine Frau und alle seine Freunde wollten mir zu Diensten sein und ich könnte es hier bequemer haben als in irgendeinem Hause in San José. Da ich eine dreitägige Reise in zwei Tagen gemacht hatte, so war ich ausserordentlich ermüdet, auch durch das lästige Suchen nach einem Ruheorte ganz erschöpft, so dass ich, wäre ich jünger gewesen und hätte keinen „Charakter" zu verlieren gehabt, mir keine weitere Mühe gegeben, sondern mit dem Dargebotenen fürlieb genommen haben würde; leider aber konnte ja, wenn ich im Hause meines Dieners blieb, die Würde meines Amts berührt werden; wozu noch kam, dass ich mich in diesem Hause nicht bewegen konnte, ohne mit einer Frau zusammenzurennen, und mehr als Alles die üble Wahrnehmung, dass Chesus um jede Beliebige seine Arme schlang und sie nach Herzenslust abküsste. Inmitten meiner Unschlüssigkeit kam „*la pobre*" selbst an und mit ihr die Hälfte der Weiber in der Procession, diese Freundinnen rührender Schauspiele. Ich will nicht den Versuch machen, von dem Zusammentreffen der beiden Eheleute eine Schilderung zu geben. Chesus vernachlässigte jetzt, wie es denn seine Pflicht erheischte, all die übrigen Frauen, und allem was er gethan zum Trotz schlang er seine Arme so fest um ihre kleine Gestalt, als hätte er seit einem ganzen Monat kein Weib zu sehen bekommen; und „*la pobre*" lag so selig in seinen Armen, als gäbe es gar keine hübschen Muhmen und Lehrmädchen in der Welt.

Alles dieses war zu viel für mich; ich arbeitete mich daher wieder zum Hause hinaus, liess nach einer Berathung mit dem Sergean-

ten mein Pferd satteln, ritt zum dritten Male über den Marktplatz und machte vor dem Kloster Don Antonio Castro's Halt. Die Frau, welche die Thür mir öffnete, sagte, der Padre wäre nicht zu Hause. Ich antwortete aber, ich wollte drinnen auf ihn warten, und liess mein Gepäck im Porticus ablegen. Sie lud mich ein hereinzutreten und liess mein Gepäck mir folgen. Das Zimmer nahm beinahe die ganze Fronte des Klosters ein und ausser einigen Heiligenbildern bestand sein ganzes Meublement aus einem grossen Tische und einer langen, hochrückigen und holzsitzigen Ruhebank. Ich legte meine Pistolen und Sporen auf den Tisch, streckte mich auf die Bank hin und wartete auf den Padre, um ihn in seinem Hause zu bewillkommen.

Bald nach Eintritt der Dunkelheit kehrte er heim. Er war überrascht und wusste augenscheinlich nicht, was er mit mir anfangen sollte, schien aber doch den Grundsatz anzuerkennen, dass, wer im Besitze, auch im Rechte ist. Ich bemerkte indessen, dass seine Verlegenheit nicht eine Folge von Mangel an gastfreundlicher Gesinnung war, sondern aus dem Glauben entstand, dass er mir nicht die gebührende Bequemlichkeit verschaffen könnte. In Costa Rica sind die Padres arm und ich hörte in der Folge, es sei etwas Ungewöhnliches, dass ein Fremder bei ihnen einkehrt. Seitdem habe ich immer gedacht, dass mich der Padre Castro für einen äusserst rücksichtslosen Mann gehalten haben müsse. Doch sei dem wie ihm wolle, so tractirten mich er und sein Neffe, der bald darnach hereintrat, sofort mit Chocolade. An jedem Ende des langen Zimmers lag ein kleines Gemach, das eine von dem Padre, das andre von seinem Neffen bewohnt. Der Letztere raümte mir das seinige ein, und mit einigem Hausgeräthe aus des Padre Zimmer richteten sie mich so hübsch ein, dass ich mir, als ich mich niederlegte, zu meinem gewaltsamen Eindringen Glück wünschte, und ich war vermuthlich schon entschlafen, ehe sie sich von ihrem Staunen erholt hatten.

Da meine Ankunft bald bekannt ward, so erhielt ich am nächsten Morgen Einladungen in verschiedene Familien — unter andern von der Gemahlin Don Manuels de Aguilar; ich war indessen so wohl zufrieden mit dem Kloster, dass ich keine Lust empfand, es wieder zu verlassen. Natürlich ward ich bald mit allen hier ansässigen Fremden bekannt, deren Zahl jedoch nicht mehr als vier betrug: die Herren Steipel und Squire, ein Deutscher und ein Engländer, Beide in einem Geschäft associirt; Herr Wallenstein, ein Deutscher, und endlich Herr Lawrence, ein Landsmann aus Middletown in Connecticut. Sie wohnten sämmtlich bei Herrn Steipel, und ich erhielt sofort eine Gesammteinladung, sein Haus zu meiner Wohnung zu machen.

San José ist, glaube ich, die einzige Stadt, die seit Centralamerika's Unabhängigkeit an Umfang zugenommen und selbst blühender geworden ist. Unter der spanischen Herrschaft war Cartago die vicekönigliche Hauptstadt; beim Ausbruche der Revolution ging man in seinem feurigen Patriotismus so weit, dass man beschloss, diese Erinnerung an die coloniale Knechtschaft zu vertilgen und die Hauptstadt nach San José zu verlegen. Die örtlichen Vortheile beider geben sich vielleicht nichts nach: Cartago liegt dem atlantischen, San

José dem stillen Meere näher; aber ihre Entfernung von einander beträgt nicht mehr als sechs Leguas. Die Gebaüde in San José sind sammt und sonders republikanisch: sie bieten nichts von Grossartigkeit und architektonischer Schönheit dar, und die Kirchen stehen vielen der von den Spaniern in den kleinsten Ortschaften errichteten nach. Bei allem dem zeigte es eine Entwickelung seiner Hilfsquellen und eine geschäftige Thätigkeit, die in diesem lethargischen Lande ganz ungewöhnliche Erscheinungen sind; und es lag ein Haus am Marktplatze, welches bewies, dass sein Besitzer ausser Landes gewesen und mit so liberalen Ansichten heimgekehrt war, dass er die Verbesserungen anderer Länder zu den seinigen machte und einem Baustyl folgte, der von der Sitte seiner Väter und dem Geschmacke seiner Nachbarn ganz verschieden ist.

Mein erster ceremonieller Besuch galt dem Señor Carillo, dem Jefe del Estado (Staatschef). Der Staat Costa Rica erfreute sich zu jener Zeit eines Grades von Wohlstand und Gedeihen, worin kein andrer in der zerfallenen Conföderation sich mit ihm messen konnte. In sicherer Ferne gelegen, ohne so viel Reichthum, um die Habgier zu entflammen, und von einem grossen Striche wüsten Landes gegen den Anmarsch eines einbrechenden Heeres gedeckt, war es all jenen revolutionären Gewaltstreichen und Kriegen glücklich entgangen, welche die andern Staaten heimgesucht und verwüstet hatten. Und doch hatte er vor nur erst zwei Jahren seine eigne Revolution gehabt: eine aufrührerische Soldatesca zog auf den Marktplatz und unter dem Geschrei „Nieder mit Aguilar, es lebe Carillo!“ ward mein Freund Don Manuel durch Bajonette aus der Stadt getrieben und aus dem Staate verbannt und Carillo in seine Stelle eingesetzt, der seinen Schwiegervater, einen ruhigen, achtbaren alten Mann, zum Vicechef ernannte und das Militär und die Beamten auf den öffentlichen Platz berief, wo die feierliche Farce ihres Schwurs der Treue gegen die Constitution begangen ward. Die von der Verfassung bestimmte Zeit zur Abhaltung neuer Wahlen kam heran, ihre Vornahme ward aber nicht gestattet; und es ist auch Carillo's Meinung gar nicht, sich der Gefahr einer neuen Wahl zu unterziehen; und so wird er auf so lange im Machtbesitze bleiben, bis er durch die nämliche Gewalt, die ihn einsetzte, wieder fortgejagt wird. Mittlerweile trifft er kluge Vorkehrungen, gestattet keinem Emigranten, keinen Revolutionären, keinen verdächtigen Personen aus andern Staaten den Eintritt in sein Gebiet, hat der Presse den Mund gestopft und thut Alle, die sich laut gegen die Regierung aussprechen, in Gefängniss oder Bann, die Letztern unter Androhung der Todesstrafe, wenn sie wiederkehren.

Carillo war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, kurz und stämmig gebaut, in seiner Kleidung einfach, aber sorgfältig, mit einem Ausdrucke rauher Entschlossenheit im Gesicht. Sein Haus sah ziemlich republikanisch aus und unterschied sich durch nichts von jedem andern Bürgerhause; auf der einen Seite desselben hatte seine Frau einen kleinen Verkaufsladen, auf der andern lag sein Bureau für die Regierungsgeschäfte. Das letztere Zimmer war nicht grösser als das Comptoir eines Kaufmanns vom dritten Range. Er hatte drei Sekretäre, die im Augenblicke meines Eintritts mit Schreiben beschäftigt waren, während er selbst mit ausgezogenem Rocke dasass und Pa-

piere überlas. Er hatte von meiner Ankunft schon gehört und hiess mich in Costa Rica willkommen. Obgleich das Decret, kraft dessen ich im Hafen beinahe zurückgehalten worden war, mir gar lebhaft vor der Seele stand und sicherlich auch von ihm nicht vergessen war, so ward doch weder von ihm noch von mir Bezug darauf genommen. Seine Fragen betrafen vorzugsweise Guatemala, und wenn er gleich in der Politik mit diesem Staate sympathisirte, so hatte er doch von Carrera keine gute Meinung. Unversöhnlichen Hass zeigte er gegen General Morazan und die Bundesregierung, und es schien mir, als ob er überhaupt gegen jede Centralgewalt eingenommen wäre und die feste Uiberzeugung hegte, dass Costa Rica allein zu stehen vermöge, ohne Zweifel in dem Glauben, dass dieser Staat oder, was Dasselbe ist, dass er selbst die Einkünfte besser zu verwenden verstehe als jede andre Autorität. Uiberhaupt ist diess der Punkt, wo alle Politiker Centralamerika's sich scheiden, denn von Nationalgefühl weiss man hier nichts. Jeder Staat möchte ein Kaiserthum sein; die Staatsbeamten können es nicht verwinden, Höhere über sich zu sehen; der Staatschef will keinen Präsidenten über sich leiden. Carillo hatte keine Deputirten zu dem Nationalcongress gesandt und es war auch nicht seine Absicht, es noch zu thun; er sagte aber, Costa Rica wollte so lange neutral sich verhalten, bis die andern Staaten ihre Verwickelungen geordnet hätten. Er sprach mit vieler Wärme von der Verbesserung der Strassen, insbesondere nach den Häfen am atlantischen und stillen Meere, und bezeigte seine grosse Befriedigung über das von mir ihm mitgetheilte Project der britischen Regierung, Dampfboote zur Verbindung der westindischen Inseln mit der amerikanischen Küste auszusenden, die, indem sie den Hafen von San Juan berührten, seine abgelegene Hauptstadt dem Hafen von Neuyork auf achtzehn bis zwanzig Täge nahebringen könnten. In der That arbeitet er, trotzdem dass er Usurpator und Despot ist, mit Anstrengung für das Wohl des Staats, und zwar bei 1200 Doll. jährlichen Gehalts mit Einschluss der Nebeneinkünfte und mit der Erlaubniss, sein eigner Zahlmeister zu sein. Inzwischen werden Alle geschützt, die ihm nicht störend in den Weg treten. Die Wenigen, die es nicht über sich gewinnen können, dem Despotismus sich zu unterwerfen, reden von der Auswanderung aus dem Lande; die grosse Masse aber ist zufrieden und der Staat befindet sich wohl. Ich für meinen Theil bewundere den Mann. In jenem Lande ist die Alternative: entweder eine starke Regierung oder überhaupt gar keine. In seinem ganzen Staate hatte ich das Gefühl persönlicher Sicherheit, wie ich es in keinem andern genoss. Zum Bessten der Reisenden möge er tausend Jahre leben!

Den Nachmittag speiste ich mit den ansässigen Fremden im Hause des Herrn Steipel. Dieser Mann ist ein Beispiel von den Wechselungen des Schicksals. Er ist zu Hanover geboren. Mit seinem fünfzehnten Jahre verliess er das Gymnasium und trat in das preussische Heer ein; focht bei Dresden und Leipzig, und erhielt in der Schlacht von Waterloo eine Kugel in den Kopf, von der er leider erst einen Monat vor meinem Besuche den Verlust des einen Auges davongetragen hatte. Durch seine Wunde auf drei Jahre dienstunfähig gemacht, segelte er zu seiner Wiederherstellung mit drei

Gefährten nach Südamerika, trat hier in die peruanische Armee, heirathete eine *hija del sol*, eine „Tochter der Sonne", ward Kaufmann und kam nach San José, wo er eben jetzt lebte und Gastfreundschaft im europäischen Style übte. Ich werde um allen Ruhm eines sentimentalen Reisenden kommen, aber dennoch kann ich nicht umhin, jedweden Mannes in Ehren zu gedenken, der mir ein gutes Diner gab, und mit diesem Vorsatze werde ich dem Leser nur noch einmal ein Aergerniss geben.

In der Frühe des nächsten Morgens brach ich in Begleitung meines Landsmanns Herrn Lawrence auf einem mir von Herrn Steipel geliehenen edlen Maulthiere zu einem Ausfluge nach Cartago auf. Wir ritten durch eine lange, gut gepflasterte Strasse zur Stadt hinaus und kamen nicht weit jenseits der Vorstadt bei einer netten Kaffeeplantage vorbei. Sie war das Besitzthum eines Franzosen, der gerade als sie zu Stande gebracht war starb; seine Wittwe hatte indess schon für einen andern Herrn seines Hauses und für einen andern Vater seiner Kinder gesorgt. Zu beiden Seiten lagen Berge und gerade vor uns hatten wir den grossen Vulkan Cartago. Die Felder waren mit Mais, Pisang und Kartoffeln angebaut. Letztere Frucht, obwohl einheimisch und jetzt über ganz Europa verbreitet, bildet nicht mehr die Nahrung der Eingebornen und findet sich nur selten im spanischen Amerika. Die Kartoffel von Cartago ist von gutem Geschmack, wird aber nicht grösser als eine weisse Wallnuss, ohne Zweifel wegen Mangels an sorgfältiger Pflege. Wir kamen bei einem Campo Santo vorbei, einem viereckigen, mit übertünchten Lehmmauern eingeschlossenen Raume, und zu einem indianischen Dorfe, dem ersten, das ich in Costa Rica gesehen, und bei Weitem besser als in den andern Staaten, indem seine Haüser von Ziegeln und kerniger gebaut waren und seine Bewohner Kleider trugen.

Auf halbem Wege zwischen San José und Cartago erreichten wir den Ort Tres Rios. Von hier an ward die Strasse unebner, war nicht mehr von Hecken eingefasst und das Land nur wenig angebaut.

Man hat in den Archiven Cartago's Documente vom J. 1598 aufgefunden, welche beweisen, dass es die älteste Stadt in Centralamerika ist. Kommt man von San José her, so hat sie das Ansehen einer alterthümlichen Stadt. Die Kirchen waren gross und imposant; die Haüser hatten Hofmauern von gleicher Höhe mit ihnen selbst, und die Stille, die in der Stadt herrschte, war ausserordentlich. Wir ritten eine lange Strasse hinauf, ohne einen einzigen Menschen zu sehen, und nicht minder verödet waren die Kreuzstrassen, die sich zu beiden Seiten fernhin ausdehnten. Ein einziger Reitersmann, der in einiger Entfernung von uns über die Strasse ritt, war ein Gegenstand, der unsre Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte.

Den Tag zuvor waren wir in San José mit Dr. Bridley zusammengetroffen, dem einzigen ansässigen Fremden in Cartago, der uns versprochen hatte, für einen Führer zu sorgen und die nöthigen Anstalten zur Ersteigung des Vulkans Cartago zu treffen, und wir fanden nicht nur alles Zugesagte ausgeführt, sondern ihn auch selbst bereit mit uns zu gehen. Während der Zeit, dass das Mittagsessen bereitet ward, besuchten Herr Lawrence und ich einen andern Landsmann, Herrn Lovel, den ich von Neuyork her kannte. Er hatte ein jüngst ihm

angetrautes Weibchen mitgebracht, eine junge Dame aus Neuyork, in welcher ich zu meiner Uiberraschung und grossen Freude eine Bekannte entdeckte, allerdings nur eine flüchtige, aber in so weiter Ferne von der Heimath ist schon die blosse persönliche Bekanntschaft hinreichend, um ein herzliches Verhältniss zu gestalten. Sie hatte vieles Bittere in ihrem neuen Heimathsland erduldet, ertrug aber Alles mit dem Charakter eines Weibes, das für Einen Alles hingegeben hat und mit dem Tausch zufrieden ist. Ihr Haus lag an der einen Seite des Marktplatzes und hatte die Aussicht auf den Vulkan fast von seinem Fusse bis zur Spitze, und wenn es gleich eines der bessten im Orte war, so trug der Miethzins doch nur sechs Dollars auf den Monat ein.

Unmittelbar nach Tische brachen wir zur Ersteigung des Vulkans auf. Da es nothwendig war, unterwegs zu schlafen, so versorgte mich Herr Lovel mit einem Poncho aus Mejico als Decke und einem Bärenfelle aus den Rocky Mountains als Bett.

Sobald wir die Hauptstrasse hinab und bei der Kathedrale vorüber waren, begann sofort das Steigen. Bald hatten wir eine Höhe erreicht, von welcher aus wir eine Aussicht auf einen Fluss, ein Dorf und ein ausgedehntes, von der Ebne unten aus nicht sichtbares Thal gewannen. Die Abhänge des Vulkans sind zur Weide ganz besonders gut geeignet, und während die Ebnen unten unbenutzt waren, zogen sich den ganzen Berg hinauf Weidegründe und Hütten für die Hirten.

Unsere einzige Sorge war, dass wir unsern Weg verlieren möchten. Wenige Monate zuvor hatten meine heutigen Reisegefährten den Versuch gemacht, mit Herrn Handy hinaufzusteigen, hatten sich aber durch die Unkunde ihres Führers dergestalt verirrt, dass sie, nachdem sie an den Abhängen des Vulkans die ganze Nacht umhergestrichen, endlich wieder heimkehrten, ohne den Gipfel erreicht zu haben. Als wir höher kamen, fing die Temperatur an kälter zu werden, so dass ich meinen Poncho umthat; ehe wir die Schlafstätte erreichten, klapperte ich vor Kälte mit den Zähnen, und als wir bei letzterer abstiegen, hatte ich bereits ein kaltes Fieber am Halse. Die Lage unsers Nachtquartiers war im höchsten Grade wild und romantisch, indem es an der Seite eines ungeheuern Schluchtthals hing; aber ich würde doch all seine Schönheiten gegen ein glühendes Kohlenfeuer gern ausgetauscht haben. Die Hütte war die höchstgelegene auf dem Berge, von Lehm gebaut, ohne Oeffnungen ausser der Thür und den Mauerrissen. Vor der Thür stand ein Bild der h. Jungfrau und zu beiden Seiten ein Bettgestell, auf deren einem meine Freunde das Bärenfell ausbreiteten, mich darauf warfen und in den Poncho einwickelten. Ich hatte mir einen geselligen Abend versprochen, war aber zu gar nichts zu gebrauchen; da mir indessen meine Freunde heissen Thee bereiteten und der Ort vollkommen geschützt und ruhig war, so befand ich mich bei diesem Fieberanfall im Ganzen bequemer und behaglicher als je bei einem frühern.

Noch vor Tagesanbruch setzten wir unsern Marsch weiter fort; der Weg war rauh und steil; an einer Stelle hatte ein Orkan den Berg verheert und die niedergeworfenen Baüme lagen hier so dicht über den Weg hinweg, dass dieser kaum passirbar war und wir absteigen

und theils über sie klettern, theils unter ihnen hinkriechen mussten. Jenseits dieses Ortes kamen wir in eine offne Region, wo nichts als Ceder und Dorngebüsch wuchs, und hier bekam ich zum ersten Male in Centralamerika die Heidelbeere zu sehen. Ich fühlte mich wahrhaft entzückt, hier in dieser wilden Region etwas so Vertrautes und Heimathliches zu finden, und ich wäre vielleicht sentimental geworden, wären die Beeren nicht hart und geschmacklos gewesen. Höher hinauf gelangten wir in die Region der Wolken, die bald so dicht wurden, dass wir gar nichts sehen und blos noch die Gestalten unsrer Reisegesellschaft unterscheiden konnten und daher alle Hoffnung auf eine Aussicht vom Gipfel des Vulkans aufgaben. Der Boden war noch immer mit Gras bewachsen, bis wir noch höher einen Gürtel vegetationslosen Sand- und Lavabodens erreichten, hier aber zu unsrer grossen Freude zugleich aus der Wolkenregion heraustraten und die Spitze des Vulkans, frei von allem Dampf, der sich in die klare, blaue Luft aufzulösen schien, erblickten.

Herr Lawrence, der sich im Gehen übernommen hatte, legte sich hier zum Ausruhen nieder, während der Doctor und ich weiter gingen. Der Krater hatte etwa zwei Meilen im Umfange und war durch die Zeit oder eine gewaltige Erschütterung zerrissen und zusammengestürzt; seine Trümmer thürmten sich kahl und hoch wie Berge auf und innen waren drei bis vier kleinere Krater. Wir stiegen auf der Südseite hinauf und gingen auf einem ostwestlich verlaufenden Rücken hin, bis wir einen hohen Punkt erreichten, wo eine ungeheure, unmöglich zu überschreitende Kluft im Krater vor uns aufgähnte. Der erhabene Punkt, auf welchem wir standen, war vollkommen klar und die Atmosphäre von durchsichtiger Reinheit, unter uns aber, jenseits des wüsten Sand- und Lavastrichs, in einer Tiefe von vielleicht zweitausend Fuss, war das ganze Land mit Wolken überdeckt und die Stadt am Fusse des Vulkans dem Blicke entzogen. Nach und nach hoben sich die entferntern Wolken und wir entdeckten jetzt über dem unermesslichen Wolkenbette gleichzeitig den atlantischen und den stillen Ocean, auf welches grossartige Schauspiel wir gehofft, das wir aber unter bewandten Umständen kaum noch zu sehen erwartet hatten. Meine Gefährten hatten den Vulkan zu mehren Malen erstiegen, aber wegen der Wolken die beiden Meere nur erst ein Mal zu sehen bekommen. Die Punkte, bei denen sie sichtbar wurden, waren der Golf von Nicoya und der Hafen von San Juan, die nicht gerad gegenüber, sondern beinahe in rechten Winkeln gegeneinander lagen, so dass wir sie ohne uns zu wenden sahen. Bei einer geraden, über die Spitzen der Berge hinweggezogenen Linie war keiner über zwanzig Meilen entfernt und sie erschienen von der bedeutenden Höhe aus, auf welcher wir unsern Stand hatten, fast wie zu unsern Füssen. Diess ist der einzige Punkt in der Welt, der eine Aussicht auf die beiden Meere beherrscht; und ich stellte den Anblick in eine Reihe mit jenen höchst interessanten Gelegenheiten, wo ich vom Gipfel des Berges Sinai hinaus in die Wüste Arabiens schaute oder vom Berge Hor das todte Meer erblickte.

Es giebt keine geschichtliche oder traditionelle Nachricht von dem Ausbruche dieses Vulkans; wahrscheinlich fand er lange vor der Entdeckung des Landes durch Europäer statt. Ich bedauerte bei die-

ser Gelegenheit den Verlust meines Barometers, da die Höhe des Berges niemals gemessen worden ist. Man nimmt sie indess zu etwa 11000 Fuss an.

Wir kehrten zu unsern Pferden zurück und fanden Herrn Lawrence und den Führer im Schlafe. Wir weckten sie, zündeten ein Feuer an und bereiteten eine Chocolade, worauf wir von Neuem abwärts stiegen und in einer Stunde die Hütte, in welcher wir geschlafen, und um 2 Uhr Cartago erreichten.

Gegen Abend machte ich mit Herrn Lovel einen Spaziergang durch die Stadt. Die Strassen sahen sich alle gleich, waren lang und schnurgerade und kein Mensch in ihnen zu erblicken. Wir geriethen in eine, die kein Ende zu haben schien, und etwas weiterhin wurden wir durch eine Procession, die eine Kreuzstrasse herab gezogen kam, aufgehalten. Ihr voran gingen Knaben, die auf Violinen spielten, worauf eine kleine, geschmackvoll verzierte und mit Blumen bestreute Bahre folgte, die den Leichnam eines Kindes nach dem Kirchhofe trug. Wir gingen dem Zuge nach bis auf den Gottesacker, wo an der Thür einer Kapelle einige Männer sassen und Lotterieloose verkauften, von denen einer, als wir uns mit ihnen in ein Gespräch einliessen, uns fragte, ob wir das Grab eines Landsmanns von uns zu sehen wünschten, und uns auf unsre Zustimmung an das Grab eines jungen Amerikaners führte, den ich von Ansehn gekannt hatte und von dessen Familie ich mit mehren Gliedern persönlich bekannt war. Er starb etwa ein Jahr vor meinem Besuche und sein Begräbniss war mit traurigen Umständen verknüpft. Der Vicar verweigerte ihm nämlich ein Grab im geweihten Boden. Dr. Bridley, welcher der einzige ansässige Europäer in Cartago und in dessen Hause er gestorben war, ritt nach San José hinüber und erwirkte hier unter nachdrucksvoller Hinweisung auf den zwischen den Vereinigten Staaten und Centralamerika bestehenden Vertrag einen Befehl von der Regierung zu seinem Begräbniss auf dem Kirchhof. Als auch jetzt noch der fanatische Vicar unter dem Anführen, dass er auf Befehl einer höhern Macht handle, seine Einwilligung versagte, ward ein Bote nach San José geschickt, zwei Compagnien Soldaten wurden an des Doctors Haus beordert, um die Leiche nach dem Grabe zu escortiren, und während der Nacht Leute beim Grabe aufgestellt, um Wache zu halten, damit die Leiche nicht ausgegraben werde. Am nächsten Tage aber zog der Vicar mit dem Kreuz und Heiligenbildern sammt allen Emblemen der Kirche und unter grossem Zusammenlauf von Volk in feierlicher Procession nach dem Kirchhof und gab dem durch das Begräbniss eines Ketzers entweihten Boden in aller Form von Neuem die Weihe. Das Grab ist vom Corridor aus das dritte.

In den Arcaden und an einem ehrenvollen Platze inmitten der vornehmsten Todten Cartago's liegt ein andrer Fremder, ein Engländer Namens Baillie. Den Tag vor seinem Ende ward, um seinen letzten Willen niederzuschreiben, ein Alcalde herbeigerufen, der ihn der gewohnten Form gemäss fragte, ob er ein Christ sei. Herr Baillie antwortete „Ja“ und der Alcalde bezeichnete ihn in der Schrift als römisch-katholisch-apostolischen Christen. Herrn Baillie's Meinung war diess nicht gewesen. Da er die Schwierigkeiten, die sich in dem

Falle mit meinem Landsmann vor etwa einem halben Jahre erhoben hatten, kannte und seinen Freunden einen unangenehmen und vielleicht erfolglosen Hader ersparen wollte, so hatte er einen besondern Baum bezeichnet, unter welchem er begraben zu werden wünschte. Bevor das Testament ihm vorgelesen ward, starb er. Seine Antwort, die er dem Alcalden gegeben, ward als Beweis seiner Rechtglaübigkeit betrachtet; seine Freunde widersprachen nicht; und so kam es denn, dass er unter der speciellen Obsorge und Leitung der Priester und mit allen heiligen Ceremonien der Kirche begraben ward. Es war der grösste Tag, den Cartago je gesehen. Dem Begräbniss wohnten alle Einwohner der Stadt bei. Der Leichenzug bewegte sich vom Portal der Kirche aus mit Violinen und Trommeln voran und gefolgt von Priestern mit allen Kreuzen, Heiligenbildern und Fahnen, die seit Gründung der Stadt sich angesammelt hatten. An den Ecken des Marktplatzes und der Hauptstrassen hielt die Procession an und sang Hallelujahs, um die Freude im Himmel über einen reuigen Sünder auszudrücken.

Während wir unter den Arcaden standen, sahen wir einen Mann, der die Bahre begleitet hatte, mit dem Kinde in den Armen bei uns vorübergehen. Er war des Kindes Vater und trug es mit lächelnder Miene zu seinem Grabe. Ihm folgten zwei Knaben, die auf Violinen spielten, während andere in seiner Nähe ein Lachen erhoben. Das Kind hatte ein weisses Kleidchen an und einen Rosenkranz ums Haupt und schien, wie es so dalag in seines Vaters Armen, nicht todt, sondern schlummernd. Da das Grab noch nicht ganz fertig war, so setzten sich die Knaben auf den ausgeworfenen Haufen Erde nieder und spielten Violine, bis es beendet war. Dann bettete der Vater das Kind sorgfältig in sein letztes Ruheplätzchen, das Haupt nach der aufgehenden Sonne gerichtet, legte seine Händchen kreuzweise über die Brust und seine Finger um ein kleines hölzernes Kreuz. Es wurden keine Thränen vergossen; im Gegentheil, er und Alle sahen heiter aus, und wenn diess als herzlos erscheinen konnte, so geschah es ja nicht aus Mangel an Liebe zu seinem Kinde von Seiten des Vaters und aus Mangel an Theilnahme seiner Freunde, sondern weil Alle zu glauben gelehrt worden waren und die feste Uiberzeugung hatten, dass das Kind glücklich, so frühe den Sorgen und Mühen des Lebens entnommen zu sein, unverzüglich in eine bessere Welt eingehe. Der Vater streute eine Handvoll Erde über des Kindes Gesicht, der Todtengräber nahm seine Schaufel und nach wenigen Augenblicken war das kleine Grab zugefüllt, worauf wir alle, die musicirenden Knaben voran, zusammen uns entfernten.

Am nächsten Morgen schied ich zu meinem grossen Bedauern von meinen gütigen Freunden und kehrte nach San José zurück.

Es ist mein Unglück, von fremder Weiber Anschlägen leiden zu müssen. Wie ich den bessten Diener, den ich in Guatemala hatte, dadurch verlor, dass seine Frau ihn mir anzuvertrauen fürchtete, so ging mir's jetzt nicht besser mit Chesus. Bei meiner Rückkunft nach San José sah ich Chesus am Kloster auf mich warten. Während er meine Sachen in Ordnung brachte, erzählte er mir, ohne mich dabei anzusehen, von den Unannehmlichkeiten, die sein Weib, „*la pobre*," während seiner Abwesenheit erduldet hätte und wie schwer

es einer verheiratheten Frau würde, ohne ihren Gatten hinzuleben. Ich sah, wo er hinauswollte, und da ich, zumal seit der Rückkehr meines Fiebers, wohl fühlte, wie wichtig mir bei der langen vorhabenden Reise ein guter Diener sei, so schürte ich mit der Selbstsucht eines Reisenden das Feuer seiner Neigung zu einem herumschweifenden Leben erst recht an, indem ich ihm sagte, dass er in wenigen Wochen des Stubenhockens satt und müde werden und dass keine so gute Gelegenheit ins Weite zu ziehen wiederkommen würde. Diess schien ihm so begreiflich zu sein und so gut zu wirken, dass er seine Andeutungen unterliess und zufrieden von dannen ging.

Um 3 Uhr empfand ich Bangigkeit wegen meines Fieberfrostes, aber entschlossen nicht nachzugeben, kleidete ich mich an und ging zum Diner bei Herrn Steipel. Bevor ich mich noch niedersetzte, verriethen mich die Blaüe meiner Lippen und eine Neigung überflüssige Sylben zu gebrauchen, und mein alter Feind schüttelte mich auf dem ganzen Wege zum Kloster und trieb mich ins Bett. Es folgte Fieberhitze und ich lag den ganzen nächsten Tag im Bett, bei welcher Gelegenheit ich viele Besuche vor der Thür und nur wenige im Zimmer empfing. Zu den letztern gehörte ein Besuch von Chesus, der stärker und entschiedener als zuvor wiederkehrte und, als er auf die Hauptsache kam, sagte, dass er zwar für sein Leben gern mit mir gehen möchte, seine Frau aber nicht einwilligen wollte. So viel sah ich freilich ein, dass, wenn sie ordentlich gegen mich ins Feld gerückt, Alles verloren wäre; ich machte aber doch noch auf Beide einen Versuch, indem ich ihn daran erinnerte, dass er einen Contract eingegangen wäre und bereits über die bedungene Zahlung erhalten hätte, und ihr, um ihr den Mund zu stopfen, ein Paar goldne Ohrringe schickte.

Vier Tage nacheinander repetirten sich die Anfälle des Fiebers. Im Kloster ward mir alle Freundlichkeit erzeigt, Freunde besuchten mich und Dr. Bridley kam von Cartago herüber, um mich zu pflegen; aber ich fühlte mich bei allem dem in gedrückter und verzagter Stimmung. Der zur Abreise mit Alvarado festgesetzte Tag kam heran. Es war unmöglich zu reisen, und Dr. Bridley bedeutete mich, dass es unklug sein würde, solange noch eine Neigung zur Krankheit vorhanden wäre, die Reise zu unternehmen. Ich hätte eine sechstägige einsame Reise bis zum Hafen von San Juan, auf einer Strasse, wo kein einziges Haus zu finden, sondern nur Berge zu kreuzen und Flüsse zu überschreiten wären. Die ganze Reisegesellschaft müsste, mich ausgenommen, zu Fuss gehen; vier besondere Männer würden benöthigt sein, um mein Maulthier über manche schwierige Stellen zu schaffen, und es herrschte auf diesem Tracte immerwährend mehr oder weniger Regen. San Juan wäre ein Haufen elender Breterhütten, und von diesem Orte aus wäre es nöthig, in einem Bongo zehn bis fünfzehn Tage lang auf einem ungesunden Flusse zu fahren. Neben allem diesem hatte ich die Wahl, entweder mit dem „Cosmopolita“ zu Wasser nach Zonzonate zurückzukehren, oder nach Guatemala zu Lande zu gehen, eine Reise von 1200 Meilen durch ein Land, das aller Bequemlichkeiten für Reisende entbehrt und eben damals wegen der Wirren des Bürgerkriegs gefährlich war. Als ich des Nachts im Kloster einsam dalag und beim Lichte einer kleinen

Kerze die Fledermaüse am Dache hinflattern sah, da wurde mir schaurig und traurig zu Muthe und ich wäre ach so gern im heimathlichen Hause gewesen.

Dennoch konnte ich den Gedanken nicht ertragen, alle Zwecke meiner Reise zu verlieren. Der Landweg führte erst drei Tage lang auf der nämlichen Strasse, auf welcher ich hereingekommen war, bis zum Hafen und dann längs der Küste des stillen Meeres hin. Diesen Landweg beschloss ich zu machen, aber auf Dr. Bridleys Rath wegen des Schiffs rechtzeitig aufzubrechen, um es für den Nothfall noch benuzzen zu können. In der Hoffnung, dass mein Fieber nicht repetiren würde, kaufte ich mir zwei der bessten Maulthiere in San José, von denen das eine dasjenige war, auf welchem ich den Vulkan Cartago erstiegen hatte, das andere aber ein nur halb zugerittener *Macho* (männliches Maulthier) war, das schönste Thier, das ich jemals ritt.

Um wieder auf Chesus zurückzukommen, so war er den Morgen nach dem Tage, wo ich ihm die Ohrringe gegeben, nicht erschienen, hatte mir aber zu wissen thun lassen, dass er das Fieber hätte. Den nächsten Tag hatte er es noch bei Weitem schlimmer, und in der Uiberzeugung, dass ich ihn fahren lassen müsste, liess ich ihm sagen, ich wollte, wenn er mir einen guten Ersatzmann verschaffte, ihn seines Contracts entbinden. Diess brachte ihn aus dem Bett und den Nachmittag erschien er mit seinem Substituten, der sehr darnach aussah, als sei er der erste besste auf der Strasse aufgelesene Kerl. Seine Kleidung bestand in einem Paar baumwollner weiter Hosen, einem Hemde darüber und einem hohen, spitzen, schmalkrämpigen, schwarzen Strohhute, und sein ganzes weltliches Besitzthum trug er auf dem Rücken; sein Haar war sehr kurz verschnitten, ausgenommen vorn, wo es ihm in langen Locken über das Gesicht herabhing; mit einem Worte, er war das Ideal eines centralamerikanischen Vagabunden. Ich fand kein Behagen an seiner Erscheinung und sagte ihm, dass, da ich gerade an einem Fieberanfalle litte, ich ihm keine Antwort geben könnte. Er kam am nächsten Tage in dem Augenblicke wo ich eines Dienstes bedurfte wieder und es kam nach und nach dahin, dass, obgleich ich ihn niemals eigentlich dang, doch er mich als seinen Herrn miethete.

Den Morgen vor meiner Abreise besuchte mich Don Agustin Gutierrez, der, als er diesen Kerl an meiner Thür stehen sah, mir sagte, er wäre der Graüel der Stadt, ein Saüfer, ein Spieler, ein Raüber und Mörder, und er würde mich gleich in der ersten Nacht unterwegs berauben und vielleicht gar ermorden. Kurz darnach trat Herr Lawrence bei mir ein und sagte mir, er hätte ganz das Nämliche von ihm gehört. Ich entliess ihn daher auf der Stelle und scheinbar ohne seine Uiberraschung, wiewohl er noch immer fortfuhr, sich um das Kloster herumzutreiben und als meinen Diener sich auszugeben. Es war für mich von grosser Wichtigkeit, wegen des Schiffes rechtzeitig aufzubrechen, und es blieb mir nur noch dieser einzige Tag übrig, um mich nach einem Andern umzusehen. Chesus war ganz erstaunt über die Änderung, welche die Zeit im Charakter seines Freundes bewirkt hatte. Er hätte ihn als ganz jungen Menschen gekannt und ihn seit vielen Jahren nicht gesehen, bis zu dem Tage, wo er ihn zu mir gebracht, wo er zufällig auf der Strasse auf ihn

gestossen wäre. Da Chesus wohl fühlte, dass er noch nicht vollständig entlassen wäre, so führte er mir nach vielem Umherlaufen einen Andern zu, dessen Name Nicolas war. In jedem andern Lande würde ich diesen Mann einen Mulatten genannt haben, aber in Centralamerika giebt es so viele verschiedene Schattirungen, dass ich in Verlegenheit bin, wie ich ihn bezeichnen solle. Er war seinem Gewerbe nach ein Maurer. Chesus hatte ihn bei seiner Arbeit getroffen und ihm die Lust eingeschwatzt, Guatemala und Mejico zu sehen und so reich wie er selbst wieder heimzukehren. Er stellte sich mir in dem Aufzuge dar, in welchem er eben seine Arbeit verlassen hatte, die Hemdärmel bis über die Ellbogen, die Hosen bis über die Kniee aufgestreift: ein roher Diamant zu einem Diener; aber er war eine ehrliche Haut, wusste mit Maulthieren umzugehen und Chocolade zu kochen. Mehr verlangte ich nicht. Auch er war verheirathet; da mir aber seine Frau Gemahlin dabei nicht ins Gehege kam, so war er mir um so mehr werth.

Den letzten Nachmittag vor meiner Abreise besuchte ich in Gesellschaft mit Herrn Lawrence die Kaffeeplantagen des Don Mariano Montealegre. Die Lage war reizend, die Anlage sehr geschmackvoll. Don Mariano, der einen grossen Theil des Jahrs hier lebte, war in seiner Factorei, sein Sohn aber bestieg sein Pferd und begleitete uns. Es war ein schöner Spaziergang, allein Männer von Stande gehen in diesem Lande niemals zu Fuss.

Der Kaffeeanbau auf der Ebene von San José hat binnen wenigen Jahren reissend zugenommen. Noch sieben Jahre vorher betrug die Ernte nicht mehr als 500 Centner, während man sie in diesem Jahre (1840) voraussichtlich zu mehr als 90,000 Centnern annahm. Don Mariano war einer der grössten Pflanzer und besass in der Nähe drei Kaffeeplantagen; diejenige, welche wir besichtigten, enthielt 27,000 Bäume und er traf Anstalten, sie im nächsten Jahre bedeutend zu vermehren. Er hatte auf die Gebäude und Maschinen grosse Summen verwendet und trotzdem dass seine Landsleute ihm gesagt, er werde sich ruiniren, jedes Jahr mehr Bäume gepflanzt. Seine Gattin war thätig beschäftigt mit Beaufsichtigung der kleinern Arbeiten des Aushülsens und Trocknens der Bohnen. In San José waren überhaupt, um diess nebenbei zu erwähnen, alle Señoras gute Geschäftsmänner, um mich so auszudrücken, hatten Magazine, gaben sich mit dem Kauf und Verkauf von Waaren ab, suchten günstige Käufe abzuschliessen und verstanden sich insbesondere gut auf den Artikel Kaffee.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

Abreise nach Guatemala. — Esparza. — Die Stadt Costa Rica. — Der Fluss Barranca. — Geschichte eines Landsmanns. — Wilde Landschaft. — Die Hacienda Aranjuez. — Der Fluss Lagartos. — Der Cerro Collito. — Rothwildherden. — Santa Rosa. — Don Juan José Bonilla. — Ein Erdbeben. — Eine Viehwirthschaft. — Bagaces. — Guanacaste. — Ein freundlicher Empfang. — Die Schöne von Guanacaste. — Reizendes Quartier. — Die Cordilleras. — Die Vulkane Rincon und Orosi. — Die Hacienda Santa Teresa. — Prächtiger Sonnenuntergang. — Wiederum das stille Meer.

Am 13. Februar (1840) brach ich zu meiner Reise auf. Mein Gepäck war auf Artikel der alleraüssersten Nothwendigkeit beschränkt und bestand aus einer Hängematte von gestreiftem Baumwollenzeuge, einem Paar Alforjas und einem hinter mir festgebundenen Poncho. Nicolas hatte quer über seine Albarda (Sattelkissen) hinter sich ein Paar lederne Säcke von Weinschlauchform gebunden, welche Zwieback, Cacao, Würste und Dulces (Confecte) enthielten, und vorn am Sattelknopfe meine Kleidungsstücke nach der Weise des Landes in einer Ochsenhaut zusammengerollt. Erfreut über die Leichtigkeit meines Gepäcks und über das Feuer meiner Maulthiere, empfand ich eine grosse Befriedigung, dass ich zur Fortsetzung meiner Reise wieder befähigt war, und sah den zwölfhundert vor mir liegenden Meilen kühn ins Gesicht.

Nachdem ich mich eine Strecke in Bewegung gesetzt, hörte ich plötzlich hinter mir ein Pferdegetrampel und Nicolas sauste im vollen Galopp bei mir vorbei. Darob bekam mein Macho den Schreck und fuhr zurück, und da ich noch sehr schwach war, so ging er förmlich mit mir durch. Hätte ich meine Thiere zum Behufe des Wettrennens gekauft, so würde ich keinen Grund zur Klage gehabt haben; aber unglücklicherweise drehte sich mein Sattel, so dass ich abgeworfen ward, jedoch zu meinem Glück mich aus dem Steigbügel losmachte, worauf die Bestie davonrannte, Pistolen, Holftern, Satteldecke und Sattel allmälig von sich warf und mit leerem Rücken der Stadt zueilte. Zu meinem grossen Troste fingen es einige Maulthiertreiber auf und retteten meinen Ruf als Reiter in San José. Wir verbrachten über eine Stunde, um die umhergestreuten Sachen zusammenzusuchen und das zerrissene Geschirr zu repariren.

Drei Tage lang war die Strasse die nämliche, auf welcher ich bei meinem Eintritt in Costa Rica gereist war. Am Morgen des vierten Tages stand ich ohne alles Fieber auf. Herr Lawrence hatte mir von San José aus Gesellschaft geleistet und war noch immer bei mir; er hatte mich von aller Mühe und Beschwerlichkeit befreit und meine Reise mir so leicht und bequem gemacht, dass ich, statt ermattet und angegriffen zu sein, mich vielmehr neu gestärkt und erquickt fühlte und jeden Gedanken an eine Rückkehr zu Wasser fahren liess.

Früh 7 Uhr (am vierten Tage) brachen wir auf und erreichten in einer halben Stunde Esparza. Von diesem Orte bis Nicaragua,

eine Entfernung von 300 Meilen, führte die Strasse durch lauter Wildniss, wo mit Ausnahme der Gränzstadt Costa Rica nur wenige zerstreute, 20, 30 und 40 Meilen auseinanderliegende Haciendas zu finden waren. Ich ergänzte hier meinen Vorrath an Provision und mein letzter Kauf waren anderthalb Ellen amerikanischen Baumwollenzeugs aus einer Fabrik in Massachusetts, das hier den schönen Namen *manta del Norte* führte.

In einer halben Stunde setzten wir über den Barranca, einen breiten, reissenden und schönen Fluss, der aber all seine Schönheit dadurch für mich verlor, dass Herr Lawrence hier von mir schied. Seit dem Tage meiner Ankunft in San José war er fast beständig um mich gewesen, hatte mich auf jedem Ausflug begleitet und mir während meiner Krankheit treulich zur Seite gestanden. Er war geboren in Middletown in Connecticut, gegen fünfzig Jahre alt und von Gewerbe ein Goldschmidt und war jetzt, mit Ausnahme eines einmaligen Besuchs zu Hause, seit neunzehn Jahren von seiner Heimath abwesend. Im Jahre 1822 ging er nach Peru, wo ihn neben der grossartigen Betreibung seines eigentlichen Geschäfts seine Kenntniss der edlen Metalle in ausgezeichnete öffentliche Stellungen brachte. Im J. 1830 verkaufte er an die Regierung von Costa Rica eine Münzmaschine und erhielt die Stelle ihres Vorstands angetragen. Das mit der Münze verknüpfte Geschäft führte ihn nach Costa Rica und während dieser seiner Abwesenheit liess er seine Angelegenheiten in den Händen eines Theilhabers, der sie schlecht betrieb und starb. Herr L. kehrte nach Peru zurück, aber ohne sich in ein wirkliches Geschäft einzulassen, und mittlerweile ward das von ihm erkaufte Prägewerk abgenutzt und ein andres aus Europa herbeigeschafft, das aber so verwickelt war, dass Niemand in Costa Rica mit ihm arbeiten konnte. Man machte Herrn L. Anerbietungen von solcher Art, dass diese in Verbindung mit seinen eigenen Minenplänen ihn zur Rückkehr bewogen. Don Manuel de Aguilar war damals *Jefe del Estado* (Staats-Chef), den aber Herr L. bei seiner Ankunft im Hafen verbannt und aus dem Staate fliehend antraf. Die ganze Politik der Regierung ward jetzt geändert. Herr L. verblieb ruhig in San José und hatte, als ich abreiste, die Absicht, sich in Punta Arenas niederzulassen, um mit den Perlenfischern in Verkehr zu treten. Das ist in Kürze die Lebensgeschichte eines unsrer vielen, in verschiedenen Theilen der Welt zerstreut lebenden Landsleute, und es würde ein Stolz für unser Vaterland sein, wenn sie alle einen so ehrenhaften Ruf wie er bewahrten. Wir nahmen Abschied vom Rücken unserer Maulthiere und zündeten, um nicht weich zu werden, unsere Cigarren an. Ob wir uns je im Leben wieder begegnen werden oder nicht, ist ungewiss.

Ich zog nun wieder einsam weiter. Ich war so lange in Gesellschaft oder auf Schiffen unterwegs gewesen, dass mir jetzt, im Augenblicke, wo ich mich in die Wildniss hineinwagen sollte, beinahe der Muth gebrach. Und doch war gerade jetzt eine gewisse Energie vonnöthen, denn wir betraten sofort einen der wildesten Wege, auf die ich auf meiner ganzen einsamen Reise gestossen war. Die Baüme standen so eng aneinandergepresst, dass sie den Pfad ganz verdunkelten, und die Aeste hingen so tief herab, dass man genöthigt

war, den Kopf beständig zu bücken, um nicht an sie anzurennen. Der Lärmen der Heuschrecken, der seit dem Gebirge von Aguacate uns begleitet hatte, ward hier fast beängstigend, und von Affen, die in ganzen Familien schwerfällig auf den Wipfeln der Baüme dahinzogen, verjagt, umschwirrten uns diese lärmenden Waldbewohner alsbald in solchen Schaaren, dass wir genöthigt waren, sie mit unsern Hüten von uns abzuwehren. Mein Macho schnaufte, zerrte gewaltig am Gebiss und schleifte mich wider die Baüme, so dass ich nicht umhin konnte zu denken: wenn so der Anfang ist, wie wird das Ende werden?

Mit Herrn Lawrence's Trennung trat mein Diener Nicolas mehr in den Vordergrund. Der Mensch ist ein redendes Thier, Nicolas aber war es ganz absonderlich, so dass ich sehr bald mit der Geschichte seines Lebens bekannt war. Sein Vater war ein Maulthiertreiber und er, der Sohn, schien zu demselben rauhen Gewerbe bestimmt zu sein; allein nach einigen Reisen nach Nicaragua bekam er eine solche Abneigung dagegen, dass er sich davon zurückzog, heirathete und zwei Kinder zeugte. Der schwerste Augenblick seines Lebens war, als er als Soldat zu dienen gezwungen ward. Sein grosser Schmerz war, dass er nicht zu lesen und zu schreiben verstand, und sein Staunen war, dass er bei aller harten Arbeit es doch nicht vorwärtsbringen konnte. Er wünschte mit mir nach Mejico und meinem Vaterlande zu gehen, zwei Jahre abwesend zu bleiben und mit einem Geldsümmchen in der Hand gleich Chesus heimzukehren. Er wusste, dass Morazan ein grosser Mann war, denn als er Costa Rica besuchte, gab es gewaltigen Geschützesdonner und einen Ball. Von der Vertreibung Don Manuels de Aguilar meinte er, sie wäre darum erfolgt, weil Carillo hätte Chef des Staats werden wollen.

Wir ritten immer im Walde fort bis um 2 Uhr, wo wir uns nach rechts abwandten und eine Lichtung erreichten, auf deren einen Seite die Hacienda Aranjuez lag. Der Eingang zu dem Hause geschah mittelst einer Leiter von Aussen und darunter war eine Art von Vorrathshaus. Das Haus ward von einem Mayordomo, einem Mestizen, und seiner Frau bewohnt. Nebenan war die Küche, wo des Verwalters Frau und eine andere Frau beschäftigt waren. Der Mayordomo sass nichtsthuend auf dem Boden und zwei robuste Kerle waren ihm dabei behilflich.

Der Mayordomo sagte uns, dass er einen guten Weideplatz (*potrero*) für die Maulthiere hätte, und sein Haus versprach mir ein gutes Nachtquartier. Auswendig und ringsum lief ein roher hölzerner Corridor, von dem man auf der einen Seite eine Aussicht auf das Meer genoss. Hier setzte ich mich nieder, und es währte nicht lange, als Nicolas mir mein Essen brachte, das aus Tortillas und mit Speck zusammengekochtem Reis bestand, welchen Nicolas in einer Muschel, das Salz aber in den Händen brachte. Den Schluss bildete eine Tasse Chocolade. Unwillkürlich gedachte ich der reichen Gaben der Natur, die der Mayordomo hier unbeachtet liess, in einer Lage, wo einer unserer Hinterwäldler mit seiner Axt, seinem Weibe und zwei Paar Kindern sich in wenigen Jahren mit allem schwelgerischen Uiberflusse, den ein guter Boden gewährt, umgeben würde.

Nach dem Essen führte ich die Maulthiere zu einem Flusse,

dessen Ufer mit Büscheln jungen Rasens bedeckt waren, und während ich da sass, flogen zwei wilde Truthähne über meinen Kopf hin und liessen sich auf einem Baume neben mir nieder. Ich schickte Nicolas nach meiner Flinte und hatte alsbald einen Vogel in meinen Händen, der für eine ganze Familienmahlzeit gross genug war und den ich sofort ins Haus schickte, um zu Mundvorrath bereitet zu werden. Als ich mit Sonnenuntergang wieder heimkehrte, entdeckte ich einen Mangel in meinen Reisegeräthschaften, den ich auf meiner ganzen Reise unangenehm empfand, nämlich einen Mangel an Lichtern. Man fabricirte mir eins auf die Weise, dass man ein zerbrochenes Thongefäss mit Fett anfüllte und gedrehtes Baumwollengarn gewunden hineinlegte, dessen eines Ende etwa einen Zoll lang hervorragte. Die Arbeiter der Hacienda machten sich das Licht zu Nutze und zogen ein Spiel Karten heraus und die Frau des Mayordomo gesellte sich auch noch zu ihnen. Da keine Aussicht auf ein baldiges Ende des Spiels vorhanden war, so entkleidete ich mich und ging zu Bett. Als sie fertig waren, legte sich die Frau in ein Bett, das dem meinigen gerade gegenüber stand, zündete aber erst noch eine neue Cigarre an. Die Männer, die auf dem Boden lagen, thaten das Nämliche und bis dahin wo die Cigarren ausgeraucht waren setzten sie ununterbrochen ihr Gerede über das Spiel fort. Der Mayordomo war in der Hängematte bereits selig entschlafen; seine Frau aber schmauchte die ganze Nacht hindurch und die Leute schniebten und schnarchten. Um 2 Uhr stand ich auf und trat vor das Haus. Es war Mondschein und die Frische der Morgenluft war angenehm. Ich weckte Nicolas, bezahlte den Mayordomo in seiner Hängematte und um 3 Uhr setzten wir unsre Reise fort. Wenn ich den Ort mit Entzücken begrüsst hatte, so verliess ich ihn mit Ekel. Zwar waren die Leute freundlich und so weit artig gewesen als die Aussicht auf Bezahlung sie machen konnte, aber ihr ganzes Thun und Treiben waren mir unerträglich.

Die Frische der Morgenluft stellte meinen Gleichmuth wieder her; der Mond goss ein strahlendes Licht über die Waldblösse aus und erleuchtete auch das Dunkel des Waldes. Wir hörten weiter nichts als das Geraüsch der Affen, die, durch unsern Lärmen gestört, auf den Wipfeln der Baüme sich fortbewegten.

Um 8 Uhr erreichten wir den Fluss Lagartos, der über ein Sand- und Kiesbett reissend dahineilte, hell wie Krystall war und von Baümen beschattet ward, deren Zweige an der Furt von beiden Ufern sich begegneten und eine vollständige Laube bildeten. Wir stiegen hier ab, nahmen die Sättel von unsern Maulthieren, banden die letztern an einen Baum, zündeten ein Feuer an und hielten unser Frühstück. Wilde Scenen hatten längst den Reiz der Neuheit verloren, aber dieses Frühstück würde ich gegen kein Déjeuner à la fourchette bei dem bessten Restaurant von Paris vertauscht haben. Der wilde Truthahn war für mein Haus, welches aus Nicolas bestand, gerade hinreichend.

Nachdem wir unsre Reise wieder angetreten, kamen wir nach zwei Stunden aus dem Walde heraus und in offnes Land, wo uns die Aussicht auf den Cerro (Berg) Collito wurde, einen schönen, nackten Pik, der einsam dasteht, eine konische Form hat und bis

zum Gipfel mit Gras bekleidet war. Um 12 Uhr erreichten wir den Rancho eines Indianers, auf dessen einer Seite eine Gruppe mit Frucht beladener Orangenbaüme, vorn aber ein mit Maisblättern bedeckter Schuppen stand. In der Thür sass eine alte Indianerin und unter dem Schuppen lag schlafend ein kranker Indianer. Da es ausserordentlich heiss war, so ritt ich unter den Schuppen, stieg ab, warf mich in eine zerlumpte Hängematte und schlief ein, nachdem ich meinen Durst mit einer Orange gestillt. Das Letzte, was ich im Halbschlafe noch sah, war eine jammervolle, halbverhungerte Henne, die Nicolas in die Hütte trieb. Um 2 Uhr weckte mich Nicolas und setzte mir das genannte unglückliche kleine Geschöpf, das beinahe verbrannt war, vor, dessen Preis, nebst so viel Orangen als wir wollten, $6\frac{1}{4}$ Cents war, statt deren das alte Weib gern eine Ladung Schiesspulver haben wollte. Da ich an diesem sehr arm war, so würde ich ihr lieber einen Dollar gegeben haben, konnte aber denn doch nicht umhin, dem Gelde noch eine Ladung Schiesspulver beizufügen.

Um 2 Uhr zogen wir wieder vorwärts. Wir hatten zwar bereits eine Tagereise gemacht, beschlossen aber, das gute Nachtquartier, das unser harrte, noch zu erreichen. Es war entsetzlich heiss, jedoch kamen wir sehr bald wieder in den Wald. Wir waren nicht weit gegangen, als ein Hirsch über unsern Weg lief. Er war der erste, den ich im Lande sah, das von allen Arten von Wild beinahe ganz entblösst war. Ich hatte überhaupt mit Ausnahme des Truthahns auf meiner ganzen Reise nur zweimal geschossen, und auch dann blos, um mir merkwürdige Vögel zu verschaffen, indem ich leider gemäss meinem Plane, mich so wenig wie möglich zu belästigen, nur wenige Ladungen Entenschrot und ein halbes Dutzend Pistolenkugeln bei mir hatte. Bald erblickte ich zwei Hirsche auf einmal und zwar innerhalb Schussweite. Beide Läufe meiner Flinte waren mit Entenschrot geladen. Ich stieg ab, folgte ihnen in den Wald und suchte ihnen nahe genug zu kommen. Im Laufe einer Stunde sah ich vielleicht ein Dutzend Stück und verschoss in dieser Stunde mein letztes Entenschrot. Ich war entschlossen, von meinen Pistolenkugeln keinen Gebrauch zu machen, und da beide Läufe leer waren, so stellte ich mein Schiessen von nun an ein. Mit dem nahenden Abende vermehrte sich noch das Wild, so dass ich mit Sicherheit sagen kann, dass ich fünfzig bis sechszig Stück sah und darunter viele in Büchsenschussweite. Auch gaffte gelegentlich zwischen den Baümen hindurch Rindvieh uns an, das ebenso wild war wie das Rothwild. Die Sonne stand schon tief, als wir auf eine grosse waldfreie Stelle kamen, auf deren einen Seite die Hacienda Santa Rosa lag. Das Haus stand zur Rechten; geradvor, an die Seite eines Hügels gelehnt, war ein grosser Viehhof, von einer festen Lehmmauer eingeschlossen, in drei Abtheilungen geschieden und voll von Kühen und Kälbern; links endlich zog sich eine fast gränzenlose Ebene, von zerstreuten Baumpartien bewachsen, hin. Ein Diener öffnete das Thor, an der Vorhalle empfing mich Don Juan José Bonilla und hiess mich, ehe ich noch Zeit hatte, meinen Empfehlungsbrief zu überreichen, in Santa Rosa willkommen.

Don Juan war aus Cartago gebürtig, ein Edelmann von Geburt

und Erziehung und gehörte einer der ältesten Familien in Costa Rica an. Er hatte sein Vaterland bereist und auch, was hier etwas sehr Ungewöhnliches ist, die Vereinigten Staaten besucht, von deren Institutionen er mit grosser Theilnahme sprach. Er war ein thätiges Mitglied der liberalen Partei gewesen, hatte sich bemüht, ihre Grundsätze in der Verwaltung des Staates durchzuführen, und Alles gethan, um sein Vaterland vor der Schande eines Rückfalls in den Despotismus zu bewahren. Er war verfolgt und seinem Besitzthum waren schwere Kriegssteuern auferlegt worden, worauf er vor vier Jahren von Cartago sich entfernt und auf diese Hacienda zurückgezogen hatte. Aber politischer Hass erstirbt nimmer. Ein Detachement Soldaten ward zu seiner Verhaftung, und zwar, um keinen Verdacht zu erwecken, zur See abgeschickt und in einem Hafen am stillen Meere innerhalb der Gränzen seines Landbesitzes ausgeschifft. Don Juan erhielt einen Wink von ihrem Anmarsch und sandte einen Diener auf Recognoscirung aus, der mit der Nachricht zurückkam, dass sie nur noch einen halben Tagemarsch entfernt wären. Er bestieg sein Pferd, um zu entfliehen, ward aber an seinem Thorweg abgeworfen und erlitt einen schlimmen Beinbruch. Er ward bewusstlos ins Haus zurückgetragen und die ankommenden Soldaten fanden ihn im Bett; aber sie hiessen ihn aufstehen, setzten ihn auf ein Pferd, schleppten ihn eiligst zu den Gränzen des Staats und verliessen ihn hier, nachdem sie ihm sein Verbannungsurtheil und den Tod, wenn er zurückkehrte, verkündet hatten. Die Gränzlinie des Staats Costa Rica bildet ein Fluss mitten in der Wildniss; daher er genöthigt war, zu Pferde bis Nicaragua zu reisen, eine Tour von vier Tagen. Er hatte den Gebrauch seines Beines, das um zwei bis drei Zoll kürzer als das andere war, niemals wiedererlangt. Zwei Jahre blieb er im Exil und kehrte erst bei der Erwählung Don Manuels de Aguilar zum Staatschef wieder zurück. Bei Don Manuels Vertreibung ging er abermals auf seine Hacienda und war eben jetzt mit Reparaturen des Hauses zur Aufnahme seiner Familie beschäftigt, wusste aber nicht, ob nicht in jedem Augenblicke ein neuer Befehl ihn von Haus und Hof vertreiben könnte.

Während wir beim Abendessen sassen, hörten wir ein Geräusch über uns, welches mir klang, als ob das Dach sich öffnete. Don Juan warf seine Augen nach der Decke, schnellte plötzlich von seinem Stuhle auf, umschlang den Nacken eines Dieners mit seinen Armen — und mit den furchtbaren Worten „ein Erdbeben! ein Erdbeben!“ stürzte Alles zur Thür hinaus. Ich sprang von meinem Stuhle, machte einen Satz über das Zimmer und gewann den Saülengang vor dem Hause. Das Rollen der Erde glich dem Stampfen eines Schiffs bei schwerer See. Mein Gang war hochbeinig, meine Füsse berührten blos den Boden und ich hob unwillkürlich die Arme, um mich vor dem Fallen zu retten. In diesem Augenblicke hörte ich Don Juan mir zurufen, ich solle das Haus verlassen. Ich war der Letzte, welcher aufstand, aber einmal im Laufen begriffen der Letzte, welcher stillstand. Auf halbem Wege über den Hof rannte ich an einen niederknieenden Mann an und fiel. Nie in meinem Leben fühlte ich mich als ein so schwaches Geschöpf. Es war pechfinster; drinnen stand der Tisch, an welchem wir gesessen, mit einem ein-

zigen Lichte, dessen Schein weit genug reichte, um draussen einige der knieenden, mit den Gesichtern nach der Thür gekehrten Gestalten sehen zu lassen. Wir schauten ängstlich nach dem Hause und warteten auf den Stoss, der seine starken Mauern und sein Dach niederwerfen würde. Es lag etwas Schauerliches in unsrer Lage, wie wir so nach der Thür hinblickten und den Ort flohen, der doch zu allen andern Zeiten dem Menschen Schutz bietet. Die Stösse dauerten vielleicht zwei Minuten an, während welcher Zeit es Anstrengung kostete, um fest zu stehen. Die Rückkehr der Erde zur Ruhe erfolgte fast ebenso gewaltsam als die Erschütterung. Nachdem wir nach der letzten Schwingung noch einige Minuten gewartet, sagte Don Juan, es wäre nun vorüber, und ging von seinem Diener unterstützt ins Haus hinein. Wie ich der Letzte gewesen, der es verliess, so war ich der Letzte, der es wieder betrat. Mein Stuhl lag mit der Lehne auf dem Boden, ein Beweis der Hast, mit welcher ich davongelaufen war. Die Haüser in Costa Rica eignen sich am Bessten zum Widerstande gegen diese Erdstösse, indem sie lang und niedrig, und aus *adobes* gebaut sind d. i. aus ungetrockneten, zwei Fuss langen und einen Fuss breiten Mauerziegeln, die aus Lehm, dem man um der innigern Bindung willen Stroh beimischt, bestehen und im noch weichen Zustande zwischen aufwärtsstehende Pfosten gelegt werden, so dass sie durch die Sonne zu Einer Masse eingetrocknet werden, die sich mit der Oberfläche der Erde bewegt.

Noch ehe der Abend vorüber war, hatte ich das Erdbeben über einem kleinern Ungemach vergessen. Das wildliegende Land Centralamerika's wimmelt von schädlichen Insecten. Da ich den ganzen Tag lang im Walde geritten und mit dem Kopfe an die Zweige der Baüme gestreift hatte, so waren Zecken in solchen Massen auf mich herabgefallen, dass ich sie mit der Hand abkehrte, und ich hatte während des Tages so viel von ihnen gelitten, dass ich zweimal genöthigt war, mich bei einem Wasser auszukleiden und sie mir aus dem Fleische zu zerren, was mir indessen nur eine vorübergehende Erleichterung gewährte, da ganze Massen Reizung und Entzündung zurückblieben. So machte ich denn Abends mitten in ernsten Gesprächen mit Don Juan einen gewaltsamen und ununterbrochenen Gebrauch von meinen Nägeln, was freilich nicht fein liess, wozu ich aber gezwungen war. Ja, ich musste Don Juan endlich ersuchen, dass er hinausgehen und mich allein im Zimmer lassen möchte. Er that es, und im Nu waren alle meine Kleider zum Fenster hinaus und ich zog die abscheulichen Quäler mit den Zähnen heraus. Don Juan schickte mir aber zu meinem Troste einen taubstummen Knaben herein, der sie durch Berührung mit einer schwarzen Wachskugel aus ihren Bohrlöchern ohne allen Schmerz herauszog. Dennoch liessen sie Wunden zurück, die in langer Zeit noch nicht heil waren.

Am andern Morgen bei Zeiten standen zwei Pferde vor der Thür zu einem Spazierritt und zwei Diener zur Begleitung. Don Juan bestieg dasselbe Pferd, das er in seiner Verbannung geritten, und ward von denselben Dienern begleitet. Bisher hatte ich beständige Klagen über die Diener vernommen, und sie sind auch, um die Wahrheit zu sagen, die schlechtesten, die ich jemals kennen lernte; Don Juan's Diener dagegen waren die bessten von der Welt, und es ward recht deutlich, dass sie ihn für den bessten Herrn hielten.

Don Juan's Landgut nahm so viel Flächenraum wie ein deutsches Fürstenthum ein, nämlich 200,000 Acker, und ward auf der einen Seite eine weite Strecke hin von dem stillen Meere begränzt. Aber von diesem Ganzen war nur ein kleiner Theil angebaut, nur so viel als nöthig war, um Mais für die Arbeiter zu ernten; alles Uibrige war wilder Weideboden fürs Vieh, wo mehr als 10,000 Stück umherstreiften, die fast so ungezähmt wie das Wild und nur dann einmal zu sehen waren, wenn sie einen Waldpfad kreuzten oder zur Zeit, wo sie zum Behuf der Zählung ihres Zuwachses mit dem Lazo eingefangen wurden.

Wir waren nicht weit gekommen, als wir drei Hirsche dicht beieinander und nicht fern von uns sahen. Es war ungemein ärgerlich, jetzt, wo es zum ersten Male seit meiner Anwesenheit im Lande etwas zu schiessen gab, so ganz unvorbereitet zu sein, und ich sah auch keine Möglichkeit, mich eher mit Schiessbedarf zu versorgen, als bis ich aus dieser Gegend fort war. Don Juan war wegen seiner Lahmheit zur Jagd unfähig und die Rothwildjagd galt überhaupt nicht als Jagd und das Wildpret als zum Essen nicht geeignet. Wir sahen im Laufe einer Stunde mehr als zwanzig Stück.

Ich hatte diese weite Reise ohne ein Lastthier angetreten, weil es schwierig war, sich ein solches zu verschaffen, das mit den Reitthieren Schritt zu halten vermöchte; ich hatte aber auch das Unbequeme der Gepäckbelastung gehörig empfunden; daher ich sehr erfreut war, als Don Juan neben allen andern Aufmerksamkeiten, die er in seinem Hause mir erwiesen, auch noch so gütig war, mich mit einem Maulthiere zu versorgen, das er ausdrücklich zu seinem eignen Gebrauche bei schnellen Reisen zwischen Cartago und seiner Hacienda zugeritten hatte und für das er gut sagte, dass es mit einer leichten Ladung im Trabe gehen und mit dem meinigen Schritt halten würde.

Spät am Nachmittage verliess ich seinen gastlichen Wohnsitz. Don Juan gab mir mit dem taubstummen Knaben das Geleite eine Legua weit, wo wir abstiegen und voneinander Abschied nahmen. Mein neues Maulthier sträubte sich gleich mir selbst, sich von Don Juan zu trennen, und schien eine Ahnung zu haben, dass es seinen alten Herrn niemals wiedersehen sollte. Ja, wir hatten solche Mühe es vorwärtszubringen, dass Nicolas es mit der Halfter an seines Maulthiers Schwanz band und so es führte, während ich ihm auf dem Fusse folgte. Die Hirsche wurden noch zahlreicher als ich sie bis jetzt gesehen hatte und ich betrachtete sie von nun an nur noch als eine lebende Staffage zu einer schönen Landschaft. Mit Dunkelwerden begannen wir wegen des Einhaltens des Weges besorgt zu werden, da ein schwieriger Bergpass vor uns lag. Nicolas wünschte hier Halt zu machen und zu warten, bis der Mond aufginge; weil aber dadurch Unordnung in die Reise des nächsten Tages gekommen wäre, so trieb ich über eine Stunde lang immer vorwärts durch den Wald. Die Maulthiere stolperten immerwährend im Finstern und es dauerte nicht lange, so verloren wir alle Spuren eines Wegs; und während wir ihn zu finden versuchten, hörten wir das Krachen eines stürzenden Baumes, das in dieser Finsterniss und Oede schauerlich klang und uns bedenklich machte, weiter durch den Wald zu ziehen. Und

so beschloss ich, den Mond abzuwarten, und stieg ab. Wie ich ins Dunkel hinaussah, entdeckte ich zur Linken ein schimmerndes Licht. Wir schrieen aus allen Leibeskräften und erhielten Antwort von einem Rudel bellender Hunde, worauf wir diese Richtung einschlugen und zu einer Hütte kamen, bei welcher drei bis vier Arbeitsleute auf dem Boden lagen, die im ersten Augenblicke, als wir nach einem Führer bis zur nächsten Hacienda frugen, Lust zu Kurzweil und Ungeschliffenheit bezeigten, bis einer von ihnen mein Lastthier erkannte, das er, wie er sagte, seit Kindesbeinen gekannt hätte (ein ziemlich bedenkliches Lob meines neuen Ankaufs), und sich zuletzt bewegen liess, uns seine Dienste anzubieten. Es ward ein Pferd herbeigebracht, ein grosses, wildes, unbändiges Thier, gleich als ob es nie das Gebiss empfunden hätte, und schnaubend und sich baümend und bei jedem Tritte fast den Boden erbeben machend, das, ehe der Reiter noch ordentlich auf seinem Rücken sass, in die Nacht hinaus über die Ebene dahinraste. Nach einem durchsausten gewaltigen Bogen kehrte der Reiter zurück, machte das Lastthier von Nicolas' Maulthiere los und band es an den Schweif seines eignen Pferdes, worauf er dem Zuge voranritt. Aber trotzdem dass das Pferd nunmehr das Lastthier mit sich fortzerren musste, war es ihm unmöglich, seinen Schritt zu mässigen, so dass wir genöthigt waren, in einer unglückseligen Hast zu folgen. Es war das erste Stück schlimme Strasse, auf das wir gekommen waren, indem sie viele scharfe Krümmungen hatte, zerrissen und steinig war, auf- und abwärts führte. Zum Glück ging, während wir im Walde waren, der Mond auf und berührte mit seinem Silberlichte die Spitzen der Baüme, und als wir das Ufer des Flusses erreichten, war es fast so hell wie am Tage. Hier verliess mich mein Führer, und ich verlor alles Vertrauen zum Monde, als ich bei dessen trügerischem Lichte ein Goldstück statt eines Silberstücks in seine Hand gleiten liess, ohne dass einer von uns etwas davon merkte.

Nachdem wir den Strom überschritten und das andre Ufer erstiegen hatten, lag die Hacienda gerade vor uns. Die Bewohner waren zu Bett, aber Don Manuel, an den ich durch Don Juan empfohlen war, erhob sich zu meinem Empfange. Am Ufer des Flusses, nahe dem Hause, war eine grosse Schneidemühle, die erste, die ich im Lande sah, und von einem Amerikaner erbaut, wie Don Manuel mir erzählte, der später nach Guatemala zog und bei einem Volksaufstande getödtet ward.

Als es am nächsten Morgen Tag geworden war und die Leute eben an ihre Arbeit gehen wollten, brachen wir wieder auf. Nach einer Stunde hörten wir den Ton eines Horns, womit das Nahen einer Viehherde angezeigt ward. Wir zogen uns in den Wald hinauf, um die Thiere vorbeizulassen, die mit einer Staubwolke herankamen und Alles, was ihnen im Wege gewesen wäre, niedergetreten haben würden.

Um 11 Uhr erreichten wir den Flecken Bagaces. Wir hatten furchtbare Tagereisen gemacht und es war das erste Mal in vier Tagen, dass wir etwas Anderes als einzele Haciendas sahen; allein wir ritten trotzdem durch ohne anzuhalten, ausgenommen dass wir um einen Trunk Wassers baten.

Spät am Nachmittage kamen wir auf einen breiten Weg mit Räderspuren. Mit der Dämmerung erreichten wir den Fluss, welcher bei Guanacaste, der Gränzstadt Costa Rica's, vorüberfliesst. Der Uibergang war von einem Ochsenkarren mit vier störrischen Ochsen besetzt, die vorwärts nicht wollten und rückwärts nicht konnten, so dass wir eine ganze halbe Stunde aufgehalten wurden und es bereits dunkel war, als wir in die Stadt einritten. Wir passirten den Marktplatz, kamen bei der Kirche vorbei, die wegen des Vespergottesdienstes erleuchtet war, und ritten auf ein Haus los, wo ich zu bleiben angewiesen worden war. Nicolas ging hinein, um vorläufig anzufragen, kehrte mit den Worten zurück, ich solle nur absteigen, und lud das Gepäckthier ab. Ich trat ein, schnallte die Sporen ab und streckte mich auf eine Bank nieder. Es wurde mir aber bald ersichtlich, dass mein Wirth nicht besonders erfreut war mich zu sehen. Mehre Kinder kamen herein, guckten mich an und rannten dann zurück in eine andre Stube, und nach wenigen Minuten ward ich von der Dame des Hauses begrüsst, die ihr Bedauern aussprach, dass sie mich nicht beherbergen könnte. Ich war empört über Nicolas, der blos gefragt, ob eine solche Person, die mich aufnehmen könnte, hier wohne, und der mich ohne Weiteres hereingewiesen hatte. Ich verliess das Haus und mit der Halfter meines Maulthiers in der einen und mit den Sporen in der andern Hand und von Nicolas mit den Maulthieren gefolgt, suchte ich das Haus des Commandanten auf. Ich fand Letztern im Corridore stehend mit dem Schlüssel seines Hauses in der Hand, vor welchem sein ganzes Hausgeräth aufgepackt war, indem er blos auf den Aufgang des Mondes wartete, um nach einer andern Station aufzubrechen. Ich glaube, dass er es bedauerte, mich nicht aufnehmen und mir auch kein andres Haus nennen zu können; er schickte indessen seinen Diener fort, um sich nach einem umzusehen, und ich wartete beinahe eine Stunde auf eine Einladung.

Mittlerweile stellte ich Erkundigungen nach meinem Wege an. Ich wünschte nicht, auf geradem Wege nach Nicaragua fortzureisen, sondern vorerst nach dem Hafen San Juan (del Sur) am stillen Meere, dem vorgeschlagenen Endpunkte des zur Verbindung des atlantischen und stillen Meeres bestimmten Kanals, zu gehen. Der Commandant bedauerte, dass ich nicht einen Tag früher angekommen wäre. Er gedachte dabei eines Umstandes, von dem ich schon früher wusste, dass nämlich ein Engländer, Herr Bailey, von der Regierung zur Vermessung der Kanalroute verwendet worden wäre und eine Zeit lang auf dieser Station gewohnt hätte, die, fügte er hinzu, seit seiner Abreise vollkommen vereinsamt wäre; denn Niemand besuchte sie je, kein Mensch im Orte kennte die Strasse dahin und leider wäre ein Mann in Herrn Bailey's Dienste heute Morgen nach Nicaragua abgereist. Zu meinem grössten Glücke aber ergab sich auf Anfrage, dass dieser Mann noch im Orte anwesend war und gleichfalls die Absicht hatte, mit Aufgang des Mondes aufzubrechen. Ich hatte keinen Beweggrund zum Bleiben; Niemand schien sehr begierig nach der Ehre meiner Gesellschaft, und ich würde auf Knall und Fall weitergezogen sein, wenn nur meine Maulthiere dazu befähigt gewesen wären; ich traf aber eine Verabredung mit dem genannten

Manne und seinem Sohne, dass er bis 3 Uhr früh warten und dann mich nach dem Hafen und von da nach Nicaragua geleiten sollte.

Des Commandanten Diener kehrte endlich zurück und führte mich nach einem Hause mit einem kleinen Kaufladen vornan, wo ich von einer alten Dame mit einem „*buenas noches!*“ (guten Abend) empfangen ward, was mir fast wie ein Willkommen klang. Ich ging durch den Laden und trat in ein Wohnzimmer ein, das eine Hängematte, eine von Hautstreifen geflochtene Bettstelle und ein sehr reinliches Feldbett mit einem Mosquitovorhang von Gaze und mit blassrothen Bandschleifen in den Ecken enthielt. So sah ich mich in meinen Erwartungen von diesem Nachtquartiere angenehm getäuscht. Während ich in einer Unterhaltung mit der bejahrten Dame begriffen über einer Tasse Chocolade einnickte, hörte ich eine lebhafte Stimme an der Thür und hereinkam eine junge Dame in Begleitung von zwei oder drei jungen Männern, die an den Tisch mir gegenüber trat, ihre schwarze Mantilla zurückwarf, mir ein „*buenas noches!*“ zurief und sagte, sie hätte soeben in der Kirche von meiner Ankunft in ihrem Hause gehört und sich darob gar sehr gefreut; denn es kämen gar keine Fremden hierher, der Ort läge vollständig ausserhalb der Gränzen der Welt, wäre sehr traurig und langweilig u. s. w. Ich war dergestalt von ihr überrascht und betreten, dass ich ein sehr dummes Gesicht gemacht haben muss. Sie war nicht regelmässig schön, aber Mund und Augen waren reizend, und ihr Benehmen war so verschieden von dem kalten, linkischen und schüchternen Wesen ihrer Landsmänninnen und glich so sehr dem offnen und bezaubernden Willkommen, das eine junge Dame bei uns zu Hause einem Freunde nach langer Abwesenheit entgegenrufen möchte, dass ich ohne den zwischen uns stehenden Tisch im Stande gewesen wäre, sie in meine Arme zu schliessen und zu küssen. Ich machte mir's bequem und vergass all meine Noth und meine Verlegenheiten. Obgleich in diesem abgeschiednen Städtchen lebend, fand sie doch gleich jungen Damen in grossen Städten Geschmack und Zuneigung zu Fremden, was ich in diesem Augenblicke als einen reizenden Charakterzug am Weibe ansah. Ihre alltäglichen Courmacher waren aus dem Feld geschlagen, daher sie, anfangs voll Höflichkeit gegen mich, bald kurz und protzig wurden und zu meiner grossen Freude sich fortmachten. Es war so lange her, dass ich das geringste Interesse an einem Weibe empfunden hatte, dass ich mir jetzt wahrhaft gütlich that. Die einfachsten Geschichten aus andern Ländern und von andern Leuten klangen ihr wie Roman und ihr Auge erglühte, während sie zuhörte; bald kam es von Thatsachen zu Gefühlen und da ward mir der höchste Erdengenuss zu Theil, durch die Begeisterung eines hochgesinnten Mädchens über das Alltägliche erhoben zu werden.

Wir blieben bis um 12 Uhr auf. Die Mutter, die mich anfangs mit ihrem Gespräch ermüdet hatte, fand ich äusserst angenehm; ja, ich hatte selten eine interessantere alte Dame kennen gelernt; drang sie ja doch in mich, zwei bis drei Tage zu bleiben und auszuruhen, und sagte mir, dass, wenn auch der Ort ein langweiliger wäre, doch ihre Tochter versuchen würde, ihn mir angenehm zu machen; zu welchem Allem die Tochter schwieg, während sie mit ihren Blicken Unaussprechliches sagte.

Aller Genuss ist flüchtig. Es kam die Mitternachtsstunde, eine Stunde, so schön, wie ich sie in diesem Lande noch nicht erlebt. Meine gewohnte Vorsicht, mich nach einer Schlafstätte umzusehen, hatte mich nicht verlassen. Zwei kleine Knaben hatten von dem Lederbett Besitz genommen; die alte Dame hatte sich entfernt; das schöne kleine Bett blieb unbesetzt und die junge Dame entfernte sich mit den Worten, dass dieses für mich bestimmt sei. Ich weiss nicht warum, aber ich fühlte mich unruhig. Ich schlug das Mosquitonetz auf und sah eine sehr feine, äusserst reinliche Matte; denn in diesem Lande sind Betten nicht gebräuchlich, sondern werden durch eine Ochsenhaut oder durch eine Matte, oft nicht von der gehörigen Reinlichkeit, ersetzt. Am Kopfende lag ein reizendes Pfühl mit blassrothem Musselin-Uiberzug und über diesem noch eine weisse Decke, mit bezaubernden Spitzen besetzt. Wessen Wange hatte auf diesem Pfühle geruht? Ich zog meinen Rock aus, ging im Zimmer auf und ab und weckte einen der Knaben. Es war so wie ich vermuthete. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht einschlafen und beschloss, meine Reise den nächsten Tag nicht fortzusetzen.

Um 3 Uhr klopfte der Führer an die Thür. Die Maulthiere waren bereits gesattelt und Nicolas belud sie mit dem Gepäck. Wohl hatte ich mich oft von meinem Pfühl nicht trennen können, aber niemals in solchem Grade, wie es bei diesem blassrothen Kissen mit seinem Spitzenbesatz der Fall war. Ich liess dem Führer durch Nicolas sagen, er möchte nur wieder nach Hause gehen und bis zum nächsten Tage warten. Der Führer weigerte sich. Es war der Sohn, während der Vater schon vorausgegangen war und ihm zu folgen geheissen hatte. Bald darnach vernahm ich einen leichten Fusstritt und eine sanfte Stimme im Wortwechsel mit dem Führer. Empört über seine Hartnäckigkeit wies ich ihn fort, überlegte aber bald, dass ich mir keinen andern verschaffen könnte und so am Ende den grossen Zweck meiner langen Reise verlieren würde. Ich rief ihn zurück und suchte ihn zu gewinnen; aber seine einzige Antwort war, dass sein Vater mit Aufgang des Mondes ausgerückt wäre und ihm geheissen hätte zu folgen. Endlich ward die Sache dahin geordnet, dass er seinen Vater einholen und zurückbringen sollte; möglich freilich, dass sein Vater nicht kommen wollte. Ich blieb so lange hartnäckig, bis ich meinen Kopf durchgesetzt hatte; dann aber ward ich gleichgiltiger. Bei Lichte betrachtet, warum sollt' ich denn warten? Nicolas sagte, wir könnten ja unsre Wäsche in Nicaragua gewaschen bekommen. Ich trat vor das Haus und kam zu der Uiberzeugung, dass es eine Thorheit sein würde, um einer Schönen von Guanacaste willen der Möglichkeit einer Untersuchung der Kanalroute verlustig zu werden. Ich traf rasch meine Anstalten und sagte ihr dann ein zärtliches Lebewohl. Es liegt nicht die geringste Möglichkeit vor, dass ich sie jemals wiedersehen werde. In einer abgeschiednen, jenseits der Gränzen ihres unbekannten Staates nicht gekannten Stadt zwischen den Anden und dem stillen Meere lebend, ist sie vermuthlich bereits die glückliche Gattin eines würdigen Bürgers ihrer Stadt und hat vergessen des Fremdlings, der ihr einige der glücklichsten Augenblicke, die ihm in Centralamerika geworden, verdankt.

Es war jetzt heller Tag. Selten verliess ich einen Ort mit so

viel Bedauern; aber ich verkehrte meinen Schmerz in Unwillen und liess ihn an Nicolas und dem Führer aus. Der Wind ging sehr heftig und erhob, indem er über die grosse Ebene dahinstrich, solche Wolken von Staub, dass das Reiten ebenso unangenehm als schwierig ward. Diess hätte auf die Herstellung meines Gleichmuths etwas einwirken sollen, es war aber nicht der Fall. Während des ganzen Tages hatten wir zu unsrer Rechten die grosse Cordilleraskette mit den sie hier überragenden gewaltigen Vulkanen Rincon und Orosi. Von ihr aus bis zum Meere dehnte sich eine ungeheure Ebene aus, über welche ein rasender Sturm dahinfegte. Um 1 Uhr bekamen wir die auf einer bedeutenden Höhe gelegene Hacienda Santa Teresa, aber noch in weiter Ferne zu Gesicht. Sie war das Besitzthum des Don Agustin Gutierrez in San José und stand nebst noch zwei andern unter der Verwaltung seines Sohnes Don Manuel. Da ein Brief seines Vaters ihn von meinem Kommen unterrichtet hatte, so empfing er mich wie einen alten Bekannten. Die Lage des Hauses übertraf alle, die ich bis jetzt gesehen. Es lag hoch und beherrschte die Aussicht über eine unermessliche Ebene, die theils mit zerstreuten Baumpartien, theils mit Waldung bedeckt war. Das Meer war nicht sichtbar, dagegen konnten wir die jenseitige Küste des Nicoya-Golfs sehen, sowie die Spitze des Culebra-Hafens, des schönsten am stillen Meere, der nur vierthalb Leguas von uns entfernt war. Die Hacienda enthielt tausend Stuten und vierhundert Hengste, von denen mehr als hundert vor dem Hause zu sehen waren. Sie war gross genug, um den Besitzer mit Herrschaftsgedanken zu erfüllen. Gegen Abend zählte ich von der Thür des Hauses aus an siebenzehn Stück Hirsche und Don Manuel sagte mir, er hätte einen Contract zur Lieferung von zweitausend Häuten. In der Laufzeit erlegt ein guter Jäger fünfundzwanzig Stück den Tag. Gegessen werden sie nicht, nicht einmal von den Arbeitern; man schiesst sie blos um des Fells und des Geweihes willen. Don Manuel hatte vierzig Arbeitsleute und jeden Tag ward ein Ochse geschlachtet. Nahe dem Hause war ein künstlicher See, der über eine Meile im Umfange hatte und blos zur Tränke für das Vieh angelegt war. Und gleichwohl sind die Besitzer dieser Haciendas keine reichen Leute, da der Grund und Boden geradezu nichts werth ist. Der ganze Werth liegt in dem Viehstande, und wenn man die Pferde per Stück zu zehn Dollars annimmt, so ergiebt sich hieraus wahrscheinlich der volle Werth dieses anscheinend grossartigen Besitzthums.

Obwohl ich hier mit grosser Befriedigung eine ganze Woche hätte verbringen können, so setzte ich doch bereits am andern Morgen meine Reise weiter fort. Wir standen zwar erst im Anfange der trocknen Jahreszeit, gleichwohl sah der Boden schon verbrannt und die Flüsse waren ausgetrocknet. Mit einer grossen Kürbisflasche voll Wasser versehen, machten wir unter dem Schatten eines Baumes Halt und frühstückten, während wir unsere Maulthiere auf der Ebene grasen liessen. Beim Weiterreiten war ich ein Stück voraus und mein Poncho flatterte heftig im Sturme, als ich eine Heerde Vieh Halt machen, wild mich anblicken und dann wüthend auf mich losstürzen sah. Ich versuchte davonzujagen, aber eingedenk der Stiergefechte in Guatemala riss ich hastig meinen Poncho ab und hatte

gerade noch Zeit, hinter einen hohen Felsen zu gelangen, als die ganze Heerde in voller Hast vorbeischoss. Wir bekamen dann und wann Gelegenheit, flüchtige blinkende Streifen vom stillen Meere zu erhaschen, bis wir eine freie, vollkommen vorm Winde geschützte Stelle erreichten, welche den Namen des Thores *(boca)* des Nicaraguagebirgs führte. Hier hatte sich bereits eine grosse Karavane gelagert und unter den Maulthiertreibern fand Nicolas Bekannte aus San José. Ihre Ladungen bestanden in Kartoffeln, Süssbrot und Dulces für Nicaragua.

Gegen Abend kletterte ich auf die Spitze eines der Hügel und genoss das Schauspiel eines prachtvollen Sonnenuntergangs. Auf der Höhe wehte der Wind mit solchem Ungestüm, dass ich genöthigt war, auf der windfreien Seite Schutz vor ihm zu suchen. Hinter mir lag die gewaltige Kette der Cordilleras, längs welcher wir den ganzen Tag geritten waren, sammt ihren Vulkanen; zur Linken die Vorlande der Tortuga- und Salinas-Bai, und vor mir der gewaltige Spiegel der Südsee; und was für einen Reisenden eine nicht minder angenehme Erscheinung ist, meine Maulthiere gingen bis an die Kniee im Grase. Ich kehrte zum Lager zurück und fand, dass mein Führer mir eine *casita* oder ein Haüslein zum Schlafen errichtet hatte. Er hatte zu diesem Zwecke zwei gegen vier Fuss hohe und mannsarmdicke Stöcke ab- und zugeschnitten, die oben eine Gabel hatten. Diese wurden in den Boden getrieben, in ihre Gabeln ein anderer Stock gelegt und an diesen wieder andere Stöcke schräg angelehnt und sie sämmtlich mit Blättern und Zweigen bedeckt und durchflochten, um mich vor dem Thau zu schützen und mir ein leidliches Obdach vor dem Winde zu verschaffen.

Ich hatte nie einen Diener in Centralamerika, der nicht mit den Maulthieren wie ein Barbar umging; daher ich immer genöthigt war, selbst nach ihrem Fressen zu sehen, wie auch zu untersuchen, ob etwa ihr Rücken durch die Sättel verwundet war. Meinen Macho sattelte ich stets selbst. Nicolas hatte das Gepäckthier am vorigen Tage so schlecht gesattelt, dass, als er den *aparejo* (einen gewaltig grossen Sattel, der das halbe Thier bedeckt) abnahm, die Schulter wund war und dass selbst noch am andern Morgen, als ich mit den Fingern darauf kam, das Thier zusammenfuhr, als ob es mit einem glühenden Eisen berührt würde. Da ich den *aparejo* nicht auf seinen Rücken legen mochte, so machte ich den Versuch, von einem der Maulthiertreiber ein Maulthier zu ermiethen; als es mir aber nicht gelang, bürdete ich die Ladung dem andern Maulthier auf und liess Nicolas zu Fusse und das Packthier unbeladen gehen; den *aparejo* aber liess ich hier zurück: nach Nicolas' und des Führers Ansicht ein Streich heilloser Verschwendung.

Wir wanden uns noch eine kleine Strecke weit zwischen den uns einschliessenden Hügeln hin, erstiegen einen unbedeutenden Bergzug und kamen darauf gerad an das Ufer des Meeres hinab. Immer ergriff mich ein mächtiges Gefühl, sooft ich das Gestade des stillen Oceans berührte, aber doch nie in solchem Grade wie hier an dieser einsamen Stelle. Die Wogen rollten grossartig einher und brachen sich mit feierlichem Brausen. Die Maulthiere wurden scheu und mein Macho fuhr vor dem hochgehenden Wasser zurück. Ich spornte ihn

hinein; aber in dem Augenblicke, wo ich einige von Nicolas aufgelesene Muscheln in meine Tasche steckte, ging er durch. Er hatte es schon vorher im Walde zu mehren Malen versucht, und da er mir jetzt nicht entschlüpfen konnte, so liess ich ihn am Strande auf so lange, bis er genug hatte, frei umherlaufen. Nachdem wir fast eine Stunde lang an der Küste hin gezogen, kreuzten wir ein hohes, wildes Vorgebirge und stiegen dann abermals ans Meer hernieder. Viermal erstiegen wir auf diese Weise Küstenvorsprünge und kamen immer wieder an das Seeufer herab. Die Hitze ward fast unausstehlich, bis wir nach einem fünften, steilen Erklimmen auf ein Plateau kamen, das mit Wald bedeckt war, durch den wir bis zu einer Lichtung mit zwei Hütten zogen. Bei der ersten, von einem Schwarzen und dessen Frau bewohnten Hütte machten wir Halt. Hier fanden wir Mais in Hülle und Fülle und in der Nähe war schöner Weidegrund, so vom Walde eingeschlossen, dass keine Gefahr war, dass die Maulthiere uns entwischen könnten. Den Mann und sein Weib gewann ich durch Geld, dass sie vor der Thür schliefen und die Hütte mir allein überliessen.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

Der Fluss Flores. — Der Fluss San Juan. — Tiefe Einsamkeit. — Primitive Kochkunst. — Der Hafen von San Juan. — Route des grossen Kanals zur Verbindung des atlantischen und stillen Meeres. — Nicaragua. — Messung zum Behuf des Kanals. — Der Nicaragua-See. — Profil des Kanals. — Schleusenwerke. — Kostenschätzung. — Frühere Bemühungen zur Erbauung des Kanals. — Seine Vortheile. — Centralamerikanische Gastfreiheit. — Die Tierra Caliente. — Graüel des Bürgerkriegs.

Ich erhob mich etwa eine Stunde vor Hellwerden und mit Tagesanbruch sass ich im Sattel. Wir tränkten unsere Maulthiere im Flusse Flores, welcher die Gränzlinie zwischen den Staaten Costa Rica und Nicaragua bildet. In einer Stunde erreichten wir Scamaica, mit welchem Namen eine einzele Hütte bezeichnet wird. Wir fanden diese Hütte von einem einzigen Neger bewohnt, welcher krank darniederlag, ein wahres Bild des Jammers und der Verlassenheit, durch Fieber bis zum Skelette abgezehrt. Bald darnach kamen wir zu einer andern Hütte, in welcher zwei Frauen am Fieber krank lagen. Es kann nichts Armseligeres geben als diese Hütten am Stillenmeeresstrande. Die Frauen baten mich um *remedios* und ich gab ihnen etwas Quinin, freilich mit wenig Hoffnung, dass es ihnen etwas nützen werde. Wahrscheinlich ruhen der Neger und die zwei Frauen jetzt im Grabe.

Um 12 Uhr erreichten wir den Fluss San Juan, dessen Mündung den Endpunkt des grossen projectirten Kanals bildete. Die Strasse nach Nicaragua überschritt den Strom, während die unsrige ihm bis ans Meer folgte, indem der Hafen an seiner Mündung liegt. Wenn

schon unser ganzer bis hierher zurückgelegter Weg recht einsam gewesen war, so übertraf doch dieser Alles, was ich bis jetzt gesehen; und wenn ich den kleinen Pfad betrachtete, der nach Nicaragua führte, so war es mir, als ob wir eine grosse Heerstrasse verliessen. Das Thal des Flusses ist gegen hundert Ellen breit und in der Regenzeit ganz mit Wasser bedeckt; gegenwärtig aber war der Strom klein und das Bett zum grossen Theile trocken. Die Steine waren von der Sonne gebleicht und kein Geleise und kein Fusseindruck gab auch nur das leiseste Merkmal von dem Dasein eines Weges. Sehr bald schrumpfte dieses steinige Bett zusammen und verlor sich, der Boden ward von andrer Beschaffenheit und war bis zum Ufer herauf von hohem Grase, Gesträuch und Buschwerk üppig bewachsen. Wir suchten auf beiden Seiten des Flusses nach einer Wegspur, aber es war offenbar seit der letzten nassen Jahreszeit kein Mensch hier gegangen. Indem wir den Fluss verliessen, ward das Gebüsch höher als unsere Köpfe und so dick, dass ich mich aller zwei oder drei Schritte darin verwickelte und festgehalten ward, bis ich endlich abstieg und mein Führer zu Fuss mit seinem Machete mir einen Weg freimachte. Bald erreichten wir den Strom wieder, überschritten ihn und kamen auf der andern Seite wiederum in dasselbe dichte Gewirr. Auf diese Weise ging es fast zwei Stunden lang fort, wobei der Fluss immerfort unsre Richtungslinie bildete. Wir überschritten ihn mehr als zwanzig Mal, und wenn das Bett seicht war, ritten wir darin. Weiter hinab ward das Thal offen, steinig und vegetationslos und die Sonne traf mit ungeheurer Gewalt darauf; Schaaren von Sopilotes oder brasilianischen Geiern sonnten sich, die, von unserm Herannahen kaum gestört, sich langsamen Schrittes fortbewegten oder mit trägem Flügelschlage zu einem niedrigen Zweige des nächsten Baumes aufflogen. An einer Stelle that sich ein Schwarm hässlicher Vögel an dem Aase eines Alligators gütlich. Wilde Truthühner zeigten sich in grösserer Menge als wir sie bisher gesehen und waren so zahm, dass ich eines mit einer Pistole schoss. Rothwild sah uns furchtlos an und auf beiden Seiten des Thales wandelten grosse schwarze Affen auf den Wipfeln der Baüme hin oder sassen ruhig in dem Gezweige und gafften auf uns herab. Indem wir zum letzten Male den Fluss übersetzten, der nun bis zu seinem Erguss ins Meer breiter und tiefer ward, betraten wir auf der rechten Seite den Wald und kamen zur ersten Station Herrn Bailey's; aber sie war von jungen Baümen und Büschen überwachsen; der Wald ward dichter als zuvor und der Weg vollständig unerkennbar. Ich hatte Berichte, Zeitungen und Flugschriften, die über den grossen Kanal handelten, gelesen und erwartete mindestens eine Strasse nach dem Hafen zu finden; aber nicht einsamer und öder ist Arabiens Wüste und der Weg, auf welchem die Kinder Israels nach dem rothen Meere zogen, ist mit dem unsrigen verglichen eine Chaussee.

Mein schöner Grauschimmel, zu einem Packthier degradirt, kochte unter seiner Last; bei dem verrammelten Wege, wo die Ladung bald auf die eine, bald auf die andre Seite gestossen ward, wurden die Sattelgurte lose, die Ladung rutschte auf die Seite, wodurch erschreckt das Thier blindlings vorwärts stürzte, ausschlug und sich ins Gebüsch

warf. Sein Rücken war böse wund gerieben und der arme Graue ganz ausser sich; aber es half nichts, wir mussten ihn wieder beladen; doch war zum Glück das Ende unsrer Tagereise nahe.

Wir erreichten jetzt die Gränze des Waldes, wo wir in einem Flusse, dem letzten, aus dem wir uns mit süssem Wasser versorgen konnten, unsre Flasche füllten, und betraten nun eine mit hohem Gras bedeckte Ebene. Vor uns lag ein neues Stück Waldland und links der Fluss San Juan, der jetzt bei seiner Ausmündung ins Meer ein grosser Strom war. Nach wenigen Minuten erreichten wir eine kleine Lichtung, die dem Meergestade so nahe war, dass die Wogen sich zu unsern Füssen zu brechen schienen. Wir banden unsere Maulthiere am Rande der Lichtung unter dem Schatten eines grossen Baumes an. Herrn Bailey's Rancho lag auf einer Anhöhe in der Nähe, aber es war kaum noch eine Spur davon zu sehen; die Aussicht, die sich hier auf den Hafen und das Meer bot, war schön, aber die Nachmittagssonne schien so heiss, dass ich unser Lager unter dem grossen Baume aufschlug. Wir hingen unsere Sättel, Satteldecken und Waffen an den Aesten auf, und während Nicolas und José Holz zusammensuchten und ein Feuer machten, fand ich, was mir immer das Wichtigste und Erfreuendste auf jeder Tagereise war, ausgezeichnete Weide für die Maulthiere.

Das Nächste war nun, für uns selbst zu sorgen. Wir waren wegen unsers Diners in keiner Verlegenheit, denn wir hatten ja, wie wir meinten, Vorrath auf drei Tage bei uns; wie es aber allemal geschah, dass dieser Vorrath, wenn auch noch so reichlich, doch nicht länger als auf einen Tag langte, so war auch diessmal Alles aufgegessen, theils durch uns selbst theils durch das Ungeziefer, und ohne den Truthahn würden wir genöthigt gewesen sein, uns mit Chocolade zu begnügen. Es war ein Gegenstand höchst interessanter Uiberlegung, auf welche Weise der Truthahn essbar gemacht werden sollte. Das Besste war es, ihn zu kochen; aber wir hatten ausser einem kleinen Kaffeetopfe kein Gefäss, worin wir ihn kochen konnten. Wir machten den Versuch, mit unsern Steigbügeln einen Rost aufzubauen und ihn darauf zu braten; auch diess misslang, weil die des Nicolas von Holz und die meinigen allein nicht gross genug waren. Das Braten am Spiesse war ein langdauernder und langweiliger Prozess. Unser Führer indess, der oft in solchen Verlegenheiten gewesen war, wusste sich zu helfen: er steckte zwei Stöcke, oben mit Gabeln versehen, in den Boden, legte einen andern querüber, schnitt den Truthahn gleich einem gespreizten Adler auseinander, gab ihm durch kreuzweise gelegte Stöcke eine Unterlage und setzte ihn einem lodernden Feuer aus. Als die eine Seite verbrannt war, wandte er ihn auf die andre, und in Zeit von einer Stunde war er gut und in weniger als zehn Minuten aufgegessen. Eine Tasse Chocolade von solcher Dicke, dass sie den Vogel, und wenn er mitsammt den Flittichen gegessen worden wäre, sich zu heben verhindert haben würde, folgte als Dessert, und das Diner war abgethan.

Durch Ausruhen gestärkt und erquickt, ging ich nach dem Strande hinab. Unser Lager befand sich etwa in der Mitte des Hafens San Juan (del Sur), des schönsten, den ich am stillen Meere sah. Er ist nicht gross, aber schön geschützt, und hat fast die Gestalt eines U.

Die Arme sind hoch, laufen parallel in beinahe nordsüdlicher Richtung und enden in hohen, senkrecht abstürzenden Felsenwänden. Wie ich später von Herrn Bailey hörte, ist das Wasser tief und unter dem einen wie dem andern Steilufer können je nach dem Winde Fahrzeuge der grössten Art in vollkommner Sicherheit vor Anker liegen. Angenommen dass diess richtig ist, so giebt es gegen diesen Hafen nur Einen Einwand, den ich dem Kapitän d'Yriarte, mit welchem ich die Seereise von Zonzonate nach Caldera machte, nachspreche. Dieser Mann, der neun Jahre lang die Stillenmeeresküste von Peru bis zum Golf von Californien befahren und dabei schätzbare Bemerkungen gemacht hat, die er in Frankreich öffentlich mitzutheilen gedenkt, sagte mir nämlich, dass in den Sommermonaten vom November bis zum Mai die starken Nordwinde, die über den Nicaragua-See streichen, durch den Papagayo-Golf mit solcher Gewalt stürmen, dass es während ihrer Herrschaft einem Schiffe fast unmöglich sei, in den Hafen von San Juan einzufahren. Ob diess in dem Umfange, wie es Kapitän d'Yriarte annimmt, wahr ist, und, wenn es wahr ist, inwieweit Dampfschleppschiffe genügen würden, um Fahrzeuge gegen einen solchen Wind hereinzubugsiren, das zu entscheiden ist Anderer Sache. Für den Augenblick aber zeigten sich handgreiflichere Schwierigkeiten.

Ich ging am Strande hin bis zum Aestuarium des Flusses, der hier breit und tief war. Das war der vorgeschlagene Endpunkt des grossen Kanals zur Verbindung des atlantischen und stillen Meeres. Ich hatte Alles, was über diesen Gegenstand in England oder Amerika erschienen war, gelesen und geprüft, mit Personen darüber conferirt, und das riesenhafte Unternehmen hatte mich sanguinisch, ja fast begeistert gestimmt, — aber hier an Ort und Stelle fielen mir die Schuppen von den Augen. Der Hafen war vollkommen verödet: seit Jahren war nicht ein einziges Fahrzeug eingelaufen; ringsum war der Boden mit Urwald bestanden; meilenweit gab es keine menschliche Wohnung. Ich ging einsam am Ufer entlang; seit Herrn Bailey hatte es kein Mensch besucht. Wahrscheinlich ist das Einzige, was den Hafen im Andenken der Menschen noch lebendig erhält, die Theorie gelehrter Männer oder der gelegentliche Besuch eines nicaraguanischen Fischers, der, zum Arbeiten zu faul, seine Nahrung im Meere sucht. Es kam mir recht verkehrt vor, ihn als den Brennpunkt eines grossartigen commerciellen Unternehmens anzusehen und sich zu denken, aus dem Urwalde solle sich eine Stadt erheben, der verödete Hafen sich mit Schiffen füllen und das gewaltige Thor für die Strasse der Nationen werden. Aber der Anblick war ein prachtvoller: die Sonne ging eben unter und das hohe westliche Vorland warf einen tiefen Schatten über das Wasser. Es war vielleicht das letzte Mal in meinem Leben, dass ich das stille Meer sehen sollte; darum badete ich trotz fieberhafter Disposition noch einmal in dem grossen Ocean.

Es war bereits dunkel geworden, als ich nach unsrer Lagerstätte zurückkam. Meine Diener waren nicht müssig gewesen: auflodernde Holzblöcke, drei bis vier Fuss übereinander geschichtet, erhellten das Waldesdunkel. Ich wickelte mich in meinen Poncho ein und legte mich zum Schlafen nieder, eingelullt von dem Geheul von Wölfen,

dem Geschrei der Bergkatze und anderer wilden Thiere des Waldes; und als Nicolas noch mehr Holz auf den brennenden Haufen geworfen, streckte auch er sich auf dem Boden aus und sprach die Hoffnung aus, dass wir nicht genöthigt sein würden, eine zweite Nacht in dieser öden Wildniss zu verbringen.

Am Morgen hatte ich einige Noth. Mein graues Maulthier nämlich, das frei umherlief und an jedem Wasser soff, hatte bei knapp angezogenen Gurten eine Geschwulst von acht bis zehn Zoll Umfang bekommen. Ich versuchte daher, die Ladung auf meinen Macho zu legen, in der Absicht, selbst zu Fusse zu gehen; aber es war völlig unmöglich, ihn zu bändigen und zur Raison zu bringen, so dass ich mich genöthigt sah, die Last wieder dem wunden Rücken des Packthiers aufzubürden.

Um 7 Uhr brachen wir auf, überschritten wieder den Fluss, aus welchem wir Vorrath an Wasser genommen hatten, und kehrten zu Herrn Bailey's erster Station zurück. Sie lag am Flusse San Juan, anderthalb Meilen vom Meere. Der Fluss hatte hier hinreichende Wassertiefe für grosse Fahrzeuge. Von diesem Punkte aus begann Herr Bailey seine Messung bis zum Nicaragua-See. Indem ich Nicolas mit den Maulthieren auf dem directen Wege ziehen liess, verfolgte ich mit meinem Führer seine Messungslinie so weit es möglich war. Erst inmitten dieser Wildniss erfuhr ich, wie sehr mich das Glück bei Miethung dieses Führers begünstigt hatte, insofern er nämlich Herrn Bailey's Führer auf seiner ganzen Untersuchungsreise gewesen war. Er war ein dunkelfarbiger Mestize, der seinen Lebensunterhalt damit gewann, dass er um des wilden Honigs willen die Bienenbaüme aufsuchte und fällte, welches Geschäft ihn mit allen Gewässern und allen geheimen Schlupfwinkeln der fast undurchdringlichen Wälder vertraut machte. Er war von Herrn Bailey aus allen Nicaraguanern eigens auserlesen worden; und ich will zum Nutzen jedes Reisenden, der etwa ein Interesse daran nehmen möchte, seinen Namen nennen: er heisst José Dionisio de Lerda und wohnt in Nicaragua.

Es war erst zwei Jahre her, dass Herr Bailey seine Beobachtungen gemacht hatte, und schon waren in diesem üppigen Boden die abgeholzten Stellen wieder von zwölf bis fünfzehn Fuss hohen Baümen überwachsen. Mein Führer machte mir mit seinem Machete einen Weg frei, und indem wir uns dann durch die Ebne hindurcharbeiteten, kamen wir in ein gewaltiges Schluchtthal, „die grosse Schlucht“ (*Quebrada Grande*) genannt, das zwischen den Bergzügen Zebadea und El Platina (La Platiña?) verlief. Durch energischen Gebrauch des Machete war ich im Stande, der Linie des Herrn Bailey die Schlucht hinauf bis zur Station Panama — so genannt wegen eines grossen Panama-Baumes, neben welchem Herr Bailey seinen Rancho aufgerichtet hatte — zu folgen. Bis zu dieser Stelle würde es offenbar keine Schwierigkeit kosten können, einen Kanal zu graben. Weiterhin folgt die Messungslinie dem kleinen Flusse El Cacao auf eine weitere Legua, wo sie den Berg kreuzt; aber der junge Baumwuchs war hier so üppig, dass ein ferneres Vordringen unmöglich ward, wenn man nicht Leute zum Freimachen des Wegs vorausschickte. Wir verliessen daher hier die Kanallinie, durch-

schritten das Thal nach Rechts und erreichten den Fuss des Berges, über den die Strasse nach Nicaragua geht. Man hatte, um für Herrn Bailey Vorräthe nach dieser Station zu schaffen, einen Weg freigemacht, es war aber schwierig ihn aufzufinden. Nachdem wir uns in einem schönen Gewässer, Loco (Luogo?) de Agua genannt, satt getrunken, zog mein Führer sein Hemd aus und begann mit seinem Machete. Es war zum Erstaunen, wie er Alles herausfand, was ihm als Wegweiser dienen konnte; er erkannte aber auch einen Baum gerade so gut wie das Gesicht eines Menschen. Der Abhang des Berges war sehr steil und ausser grossen Baümen reich an Brombeeren, Dorngebüsch und Stechmücken. Ich war genöthigt abzusitzen und meinen Macho zu führen; die dunkelfarbige Haut meines Führers glänzte von Schweiss, denn wir mussten fast förmlich klettern, ehe wir die Höhe erreichten.

Um so wohler that es uns, als wir oben auf die Strasse kamen, die gegen 10 Fuss breit, schnurgerad und von den edelsten Baümen der nicaraguanischen Wälder überschattet war. In einer Stunde gelangten wir zur Boca des Berges, wo Nicolas mit den Maulthieren unser wartete, im Schatten eines grossen Baumes sitzend, der sein Gezweig fünfzig Fuss weit ausbreitete und von einer gütigen Hand zum Obdach eines müden Wanderers aufgezogen schien. Alsbald erreichten wir eine neue Station Herrn Bailey's. Von hier aus rückwärts blickend sah ich die zwei grossen Gebirgsreihen gleich riesigen Portalen dastehen und dachte unwillkürlich, welch ein prachtvolles Schauspiel es sein müsste, ein Schiff mit allem seinem Sparr- und Tauwerk über die Ebene dahin schweben, das grossartige Thor passiren und nach dem stillen Ocean sich fortbewegen zu sehen. Weiterhin stand die ganze Ebene in Flammen; das lange Gras, von der Gluth der Sommersonne versengt, knisterte, loderte auf und brannte wie Pulver. Die Strasse umgab ein Flammenmeer, und wo das Feuer darüber gegangen war, war die Erde schwarz und heiss. Wir ritten eine Strecke weit auf dem rauchenden Boden längs der Feuergränze hin und trieben die Maulthiere an einer günstigen Stelle, die sich fand, hindurch; aber ein Theil des Gepäcks fasste dabei Feuer, Gesicht und Hände wurden mir versengt und mein ganzer Körper glühte.

Abseits von der Strasse am Saume des Waldes und in der Nähe des Flusses Las Lahas (Lajas?) lag eine abermalige Station Herrn Baileys. Von dieser Stelle aus läuft die Messungslinie gerad über eine Ebene hinweg, bis sie nahe beim Nicaragua-See mit demselben Fluss zusammentrifft. Ich machte den Versuch, hier der Linie wieder einmal zu folgen, ward aber durch den Anwuchs des Unterholzes daran gehindert.

Da es schon spät am Nachmittage war, so eilte ich, den Camino Real zu erreichen. So schön auch das ganze Land gewesen war, so hatte ich doch nichts gefunden, was diesen zwei Stunden bis Nicaragua geglichen hätte. Die Felder waren mit hohem Gras bedeckt, mit edlen Baümen reich geschmückt und in der Ferne von einem dunkeln Wald begränzt, während gerad vor uns der schöne konische Vulkan der Insel Ometepec sich hoch aufthürmte. Viehherden gaben der Landschaft ein heimathliches Gepräge.

Mit Dunkelwerden kamen wir wiederum in den Wald und sahen eine Stunde lang nichts, hörten aber endlich das ferne Gelaüte der Vesperglocke und wurden alsbald von Hundegebell in Nicaragua's Vorstadt begrüsst. In den Gassen brannten Feuer, die für die armen Einwohner als Küchenfeuer zum Kochen ihres Abendessens dienten. Wir marschirten um einen elenden Platz und machten bei dem Hause des Licenciado Pineda Halt. Hier sahen wir durch eine weit geöffnete Thür den Licenciado in einer Hängematte sich schwingen und in einer andern seine Frau und eine Mulattin. Ich stieg ab, ging hinein und sagte ihm, ich hätte einen Brief an ihn von Don Manuel de Aguilar. Er frug mich, was ich wünschte, und als ich ihm sagte, ein Nachtquartier, antwortete er, dass er mich zwar aufnehmen könnte, für die Maulthiere aber keinen Raum hätte. Als ich darauf äusserte, dass ich zum Pfarrer gehen wollte, sagte er, mehr als er könne der Pfarrer auch nicht für mich thun. Mit einem Worte, sein Empfang war ein sehr kalter. Ich war unwillig und ging schon nach der Thür zu, aber draussen war es finster wie im Erebus. Ich hatte eine lange und beschwerdevolle Reise durch ein ödes Land gemacht und der Marsch am heutigen Tage war gerade der anstrengendste gewesen — und nun am Ziele ein solches Willkommen! Die ersten freundlichen Worte kamen aus dem Munde der Gemahlin des Licenciado. Ich war bis zum Hinsinken müde; ich hatte San José mit hitzigem und kaltem Fieber verlassen, hatte zwölf Tage im Sattel gesessen und die letzten zwei Nächte im freien Felde geschlafen. Ich bin es indessen Beiden schuldig zu sagen, dass sie, wie einmal das Eis gebrochen war, alles Mögliche zu meiner Bequemlichkeit thaten und mich wirklich mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelten. Ein Reisender vergisst nimmer die ihm in fremdem Lande erwiesene Güte, und nirgends fühlte ich mich dafür so dankbar als in Centralamerika; denn während in andern Ländern der Mann mit Geld über die Bequemlichkeiten gebieten kann, hängt er hier, welches auch immerhin seine Mittel sein mögen, einzig und allein von der persönlichen Gastfreundschaft ab.

Den ganzen nächsten Morgen widmete ich Nachforschungen in Betreff der Kanalroute. Hiervon weiss man in den Vereinigten Staaten mehr als in Nicaragua. Ich konnte keinen Menschen auffinden, der im Hafen von San Juan gewesen war oder selbst nur Herrn Bailey's Endpunkt am Nicaragua-See kannte. Ich war daher genöthigt, meinen alten Führer wieder kommen zu lassen, mit dem ich nach dem Mittagsessen nach dem See aufbrach. Die Stadt Nicaragua bestand aus einem grossen Haufen zerstreut gebauter Haüser, ohne einen einzigen Gegenstand von Interesse zu bieten. Obgleich der Staat Nicaragua an Gaben der Natur der reichste im Bunde ist, ist seine Bevölkerung doch die ärmste.

Nachdem wir die Vorstadt passirt, kamen wir sehr bald in den Wald und ritten in schönem Schatten dahin. Wir begegneten keinem Menschen. Ehe wir noch den See erreichten, hörten wir schon die Wellen gleich den Wogen des Meeres sich am Ufer brechen, und als wir aus dem Walde heraustraten, bot sich uns ein grossartiges Schauspiel dar. Auf der einen Seite war kein Land sichtbar; ein starker Nordwind fegte über den See hin und sein Spiegel ward gewaltig

bewegt; die Wogen rollten daher und brachen sich am Ufer mit feierlicher Majestät und gegenüber, mitten im See, lagen die Inseln Ometepec und Madeira mit riesigen Vulkanen, die sich aufthürmten als wollten sie den Himmel ersteigen. Der grosse Vulkan Ometepec erinnerte mich an den Aetna, indem er gleich diesem Stolze Siciliens vom Rande des Wassers als ein ebenmässiger Kegel zur Höhe von nahe an 6000 Fuss emporstrebt.

Wir ritten eine Stunde lang am Strande hin und dem Wasser so nahe, dass wir vom Schaum bespritzt wurden. Das Ufer war ganz bewaldet, und an einer kleinen abgeholzten Stelle lag eine von einem Mulatten bewohnte Hütte mit einer Aussicht, um die ihn ein Fürst hätte beneiden mögen. Weiterhin kamen wir bei einigen Frauen, die mit Waschen beschäftigt waren, vorüber und erreichten in einer Entfernung von anderthalb Leguas den Fluss Las Lahas, der nach Herrn Bailey's Messung den Mündungspunkt am See bildet. Eine Schaar wilden Geflügels sass auf dem Wasser und langbeinige Vögel mit ausgebreiteten Flügeln stapelten am Ufer einher.

Ich hatte nun, soweit es die Umstände gestatteten, die Kanalroute vom stillen Meere bis zum Nicaragua-See besichtigt, wobei Herrn Bailey's Vermessungslinie mir zum Anhalt gedient hatte. Ohne Herrn Bailey selbst aber, mit welchem ich später in Granada zusammentraf, würde ich nicht im Stande sein, hierüber irgendetwas mitzutheilen. Dieser Mann ist Officier auf Halbsold in der britischen Marine, der zwei Jahre zuvor von Seiten der centralamerikanischen Regierung zur Vermessung der fraglichen Kanalroute verwendet worden und mit Ausnahme eines unbedeutenden Theiles des Flusses San Juan damit zu Stande gekommen war, als die Revolution ausbrach. Die Staaten erklärten ihre Unabhängigkeit von der Centralregierung und leugneten alle Verpflichtung zur Uibernahme ihrer Schulden ab. Und so hatte denn Herr Bailey Zeit und Mühe geopfert, und als ich ihn sah, hatte er soeben seinen Sohn abgeschickt, um eine letzte Verwendung bei dem Schatten von Bundesregierung anzubringen; noch ehe er aber den Regierungssitz erreichte, hatte diese Behörde gänzlich zu sein aufgehört, und Herrn Bailey bleibt kein Lohn für seine schwierigen Dienste als die Genugthuung, für ein grossartiges Werk die Bahn gebrochen zu haben. Bei meiner Ankunft in Granada legte er mir alle seine Karten und Zeichnungen vor und verstattete mir die Freiheit, jedweden beliebigen Gebrauch davon zu machen. Ich verbrachte einen ganzen Tag damit, Notizen zu machen, wichtige Punkte auszuziehen und seine Erläuterungen entgegenzunehmen, von welchem Allem Folgendes das Resultat ist.

Die Vermessungen begannen auf der Stillenmeeres-Seite und wurden bis zum Nicaragua-See herüber fortgeführt. Die Messkette war 25 Varas lang, die Vara zu $32^1/_2$ Zoll engl., und ich theile hier die Niveau's nach Herrn Bailey's Messung mit.

In einer Entfernung von

Ketten	Höhe in engl. Füssen
17.50	8. 93
34.37	12. 04
52.38	7. 99
67.50	16. 82
80.95	26. 90

Ketten		Höhe in engl. Füssen
103.06	. . . . .	38. 12
120.07	. . . . .	52. 62
134.94	La Desperansedera de la Quebrada La Palma. Bei $3\frac{1}{2}$ F. Bohrung loser Sand; bei 66 F. nicht sehr fester Thon	66. 12
149.61	. . . . .	76. 12
164.71	. . . . .	94. 66
185.34	. . . . .	132. 95
201.50	Panama, Wasser auf der Oberfläche. Bei 11 F. Bohrung Kies; bei 24 F. 5 Z. Schieferstein .	201. 50
221.87	. . . . .	223. 00
226.14	. . . . .	214.235
235.48	. . . . .	241. 35
253.63	Erster Kalksteinfelsen	284. 20
264.28	. . . . .	356.770
273.18	. . . . .	389.700
280.26	. . . . .	425. 95
287.01	. . . . .	461.525
288.97	. . . . .	519.391
292.99	Höhe von La Palma; höchstes Niveau. Bei 5 F. Bohrung gelber Thon; bei 59 F. weicher und loser Stein. Kein Wasser	615.673
299.05	. . . . .	570.157
300.53	Zweiter Kalksteinfelsen	506.300
314.11	. . . . .	460.891
317.05	. . . . .	442.858
319.27	. . . . .	443.899
332.25	. . . . .	410 524
336.92	Bis zu diesem Punkte Nationalland . .	393.216
340.28	Dritter Kalksteinfelsen. Bei $31\frac{1}{2}$ F. Bohrung Wasser; bei 49 F. Kalkstein, weich und lose	350.776
358.50	. . . . .	311.452
361.40	. . . . .	318.235
370.55	. . . . .	291.419
373.85	. . . . .	295 160
382.86	. . . . .	283.352
401.04	. . . . .	269.236
409.30	. . . . .	258.378
413.51	. . . . .	261.486
423 75	Wasser auf der Oberfläche. Bei 3 F. Bohrung Sand; bei 12 F. Erde	247.780
437.55	. . . . .	237.570
448.90	. . . . .	250.370
464.78	. . . . .	228.237
477.76	. . , . .	214.695
489.29	. . . . .	200.530
	Zwischen dieser und der nächsten Station bei 5 F. Bohrung Erde; bei 10 F. weisser Thon; bei 11 F. Wasser; bei 38 F. weicher Stein	
506.22	. . . . .	184.511
510.53	. . . . .	186.869
519.47	. . . . .	180.244
533.04	. . . . .	170.161
543.25	. . . . .	159.311
545.98	. . . . .	160.411
553.85	. . . . .	158.736
	In den nächsten sechs Stationen differiren die Bodenerhebungen nicht um 1 F.	
604.82	. . . . .	153.461
612.62	. . . . .	160.077
622.54	Wasser auf der Oberfläche. Bei 12 F. Bohrung Sand und harter Stein. Diese Station liegt in einer sehr tiefen Grube der Quebrada .	149.553

Ketten		Höhe in engl. Füssen
627.27	. . . . .	150.052
630.32	. . . . .	149.336
634.20	. . . . .	157.102
638.86	. . . . .	147.044
643.31	. . . . .	154.785
685.55	. . . . .	143.343
661.35	. . . . .	155.076
664.47	. . . . .	140.243
671.22	. . . . .	151.185
675.86	. . . . .	139.352
685.93	. . . . .	150.927
692.55	. . . . .	146.977
696.91	. . . . .	148.569
712.85	. . . . .	144.436
716.17	. . . . .	149.152
723.29	. . . . .	142.994
728.29	. . . . .	148.552
739.95	. . . . .	139.702
749.10	. . . . .	164.360
756.40	. . . . .	142.560
760.80	. . . . .	144.830
766.80	. . . . .	141.177
770.61	Wasser bei 8 F. Bei 12 F. Bohrung schwarze Erde; bei 22 F. weisser Thon; bei 4 F. Stein	142.718
774.73	. . . . .	140.560
779.49	. . . . .	142.743
805.50	. . . . .	138.485
808.31	Wasser auf der Oberfläche. Bei 5 F. Bohrung Sand; bei 15 F. Stein	124.310
812.01	. . . . .	139.152
828.77	. . . . .	133.802
832.24	. . . . .	134.377
837.43	. . . . .	130.994
841.76	. . . . .	129.486
846.45	. . . . .	129.994
	In sechs Stationen beträt der Unterschied nur 1 bis 2 F.	
880.12	Wasser auf der Oberfläche. Bei 9 F. Bohrung loser Sand; bei 18 F. weicher Stein . .	126.569
887.23	. . . . .	107.553
891.96	. . . . .	123.903
901.22	. . . . .	118.112
910.80	. . . . .	120.628
	In vier Stationen ist ein Unterschied von nur 1 F.	
933.74	Bei 8 F. Bohrung schwarze Erde; bei 10 F. weisser Lehm; bei 18 F. weicher Stein .	— —
957.62	. . . . .	117.178
971.78	. . . . .	108.802
976.30	. . . . .	135.168
986.06	. . . . .	107.643
992.93	. . . . .	119.176
1001.03	. . . . .	108.576
1006.65	. . . . .	118.592
1014.28	. . . . .	108.692
1033.51	. . . . .	124.808
1036.44	. . . . .	126.663
1043.06	. . . . .	141.416
1047.39	. . . . .	157.583
1062.87	. . . . .	118.042
1068.43	. . . . .	131.942
1077.69	. . . . .	120.584
1083.96	. . . . .	125.784

Ketten	Höhe in engl. Füssen
1100.19	135.709
1113.35	152.176
1128.97	127.201
1133.79	163.276
1140.94	129.776
1145.18	151.401
1156.44	129.335
1176.61	140.835
1190.87	129.396
1193.77	132.801
1203.21	128.093
1210.14	140.985
1223.50	128.243

Das Ergebniss des Ganzen ist folgendes: Die Länge vom stillen Meere bis zum Nicaragua-See ist 28,365⅔ Ellen oder 15⅔ Meilen.

	F.	Z. Dec.
Die Summe der Steigungen beträgt	1047	5.45
Die Summe der Neigungen beträgt	919	2. 4
Die Differenz ist die Höhe des Sees über dem stillen Meere bei niedrigstem Wasserstande	128	3.05

Wir kommen nunmehr zur Verbindung mit dem atlantischen Ocean über den Nicaragua-See und den Fluss San Juan. Der See ist 95 Meilen lang, an seinem breitesten Theile gegen 30 Meilen breit und die durchschnittliche Tiefe seines Wassers nach Herrn Bailey's Sondirungen 15 Faden. Die Länge des Flusses mit allen seinen Windungen von seinem Einmündungspunkte am See bis zu seinem Ausmündungspunkte ins Meer beträgt nach Messung 79 Meilen. Er hat keine Katarakten oder Fälle; alle seine Hindernisse rühren von Stromschnellen her, und er ist für Piraguas von einem Tiefgange von drei bis vier Fuss zu allen Zeiten auf- und niederwärts befahrbar.

Vom See an bis zum Rio de los Savalos — gegen 18 Meilen — wechselt die Tiefe von zwei bis vier Faden. Hier beginnen die Stromschnellen des Toro (del Toro), die sich eine Meile weit erstrecken, bei einer Wassertiefe von anderthalb bis zwei Faden. Von da ist der Fluss vier Meilen weit frei und hat eine durchschnittliche Tiefe von zwei bis vier Faden. Hierauf kommen die Stromschnellen des Castillo Viejo (des alten Castells) mit wenig mehr als einer halbmeiligen Ausdehnung und mit zwei bis vier Faden Wasser. Der Fluss ist wiederum gegen zwei Meilen weit frei, mit dritthalb bis fünf Faden Wasser, worauf die Stromschnellen des Mico und de las Balas (de los Valos?) beginnen, beide zusammen blos eine Meile lang und mit einem bis drei Faden Wasser. Dann ist der Fluss anderthalb Meilen frei bis zu den Stromschnellen des Machuca, die eine Meile einnehmen und von allen die schlimmsten sind, indem das Wasser bei seinem Laufe über ein zerklüftetes Felsenbett mehr gebrochen wird. Hierauf läuft der Fluss bei zwei bis sieben Faden Wasser frei von allen Hemmnissen zehn Meilen weit bis zum Rio San Carlos, und dann eilf Meilen weit, mit einigen Inseln bedeckt und mit einer Tiefe von einem bis sechs Faden, bis zum Rio Serapiqui, wobei zu bemerken, dass die Tiefe von einem Faden sich auf die Spitzen oder Krümmungen desselben beschränkt, wo Sand und Schlamm sich anhäufen. Er bleibt hierauf noch sieben Meilen weit frei mit zwei bis fünf Faden Wasser bis zum Rio Colorado. Dieser Colorado fliesst aus dem San Juan in andrer Richtung ins atlantische Meer. Der

Verlust für den San Juan, den er durch diesen Abfluss erleidet, betrug nach der im Monat Mai 1839 vorgenommenen Messung 28,178 Kubikellen Wasser in der Minute, und nach der Messung im Monat Julius desselben Jahres, also während des Steigens der Gewässer, 85,840 Ellen in der Minute, welche ungeheure Wassermasse dem San Juan erhalten werden könnte, wenn man die Mündung des Colorado zudämmte. Auf den folgenden dreizehn Meilen von diesem Punkte an wechselt die Tiefe zwischen drei bis acht Faden; der Grund ist Sand und Schlamm und es finden sich eine Menge Inselchen und Sandanhaüfungen ohne Baumwuchs, die sehr leicht zu beseitigen sind. Die letzten dreizehn Meilen könnten auf zehn verkürzt werden, wenn man den Fluss wieder in seinen ehemaligen Kanal leitete, der durch die an den Krümmungen erfolgten Anschlämmungen ausgefüllt worden ist. Ein alter Patron einer Piragua sagte Herrn Bailey, er könne sich noch der Zeit erinnern, wo eine halbe Meile landeinwärts Baüme wuchsen. Die Sondirungen wurden, wo der Fluss seicht war, mit der Plottingscala genommen. Den Hafen von San Juan, obwohl er klein ist, betrachtet Herr Bailey als untadelhaft.

Die vorstehenden Notizen wurden meinem Freunde Herrn Horatio Allen in die Hände gelegt, welcher so gütig war, das auf Taf. V. Fig. 12 a. b. gegebene Profil nach ihnen zu entwerfen.

Ich darf wohl für Diejenigen, die mit solchen Rissen nicht vertraut sind, die Bemerkung beifügen, dass, um das Profil des Landes in einen so kleinen Raum zu bringen, die Verticallinien, welche die Erhebungen und Senkungen darstellen, einen Massstab haben, der um viele Male grösser ist als die Grundlinien oder die horizontalen Entfernungen. Der Massstab der erstern ist 1000 Fuss, der der letztern 20 Meilen auf den Zoll. Diess gewährt natürlich eine unnatürliche Ansicht vom Lande; wollte man aber die bezüglichen Verhältnisse beibehalten, so würde die Grundlinie auf dem Plane um tausend Male länger sein müssen.

Die Gesammtlänge des Kanals vom Nicaragua-See bis zum stillen Meere ist $15^2/_3$ Meilen. Nach dem Plane ist in den ersten acht Meilen vom See aus nur Eine Schleuse nöthig. Auf der nächsten Meile sind 64 F. Schleusenwerk erforderlich. In den nächsten drei Meilen kommt auf etwa zwei Meilen ein tiefer Einschnitt, auf eine Meile ein Tunnel, und auf die letzten drei Meilen endlich bei 200 F. Neigung ein Schleusenbau bis zum stillen Meere.

So viel von dem Kanal über den Isthmus. Der Nicaragua-See ist bis zur Einmündung des Flusses San Juan für Schiffe der grössten Art befahrbar. Der genannte Fluss hat ein durchschnittliches Gefäll von $1^6/_7$ F. auf die Meile nach dem atlantischen Meere zu. Kann das Bett desselben nicht freigemacht werden, so ist die Verbindung entweder durch Schleusen und Dämme oder durch einen dem Ufer des Flusses entlang zu grabenden Kanal zu ermöglichen. Der Letztere würde zwar kostspieliger, aber wegen der schweren Regenfluthen in der nassen Jahreszeit vorzuziehen sein.

Ich bin ermächtigt zu sagen, dass die natürlichen Schwierigkeiten des Landes für die Ausführung dieses Werks kein Hinderniss darbieten. Ein Kanal, der hinreichend gross wäre, um von Booten der

gewöhnlichen Grösse befahren werden zu können, würde mit unbedeutenden Kosten herzustellen sein. Ein Tunnel von der erforderlichen Länge gilt in den Vereinigten Staaten als kein grosses Werk; denn für den Chesapeake- und Ohio-Kanal wird dem Anschlage nach ein Tunnel von mehr als vier Meilen Länge beabsichtigt. Die einzige sich bietende Schwierigkeit ist dieselbe, die auf jeder Route in jedem andern Striche des Landes sich ergeben würde, nämlich die grossartige, zu einem Schiffskanal erforderliche Ausgrabung.

Die hier gegebenen Data sind natürlich für Den, der die Sache genauer nimmt, nicht genügend. Ich will aber auch noch einen rohen Uiberschlag der Kosten dieses Werks beifügen, wie er mir zugleich mit dem Plane mitgetheilt ward. Er ist auf die gewohnten Accordpreise in den Vereinigten Staaten gegründet und ich denke mit Sicherheit sagen zu können, dass die Billigkeit der Arbeit in Nicaragua etwaige Vortheile und Erleichterungen, welche hier (in den Ver. St.) sich finden, ausgleichen wird.

Die Veranschlagung ist folgende:

Vom See bis zum Ostende des Tunnels . . .	8,000,000	bis	10,000,000	Doll.
Abdachung bis zum stillen Meere	2,000,000	„	3,000,000	„
Vom See bis zum atlantischen Meere auf einem Kanale dem Ufer des Flusses entlang . . .	10,000,000	„	12,000,000	„
	20,000,000	bis	25,000,000	Doll.

welches nur die ungefähre Summe ist, die man auf unsern vergrösserten Erie-Kanal zu verwenden beabsichtigt.

Die Idee einer Wasserverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere ist nicht neu. Schon Columbus mühte sich in den letzten Tagen seines vielbewegten Lebens mit der Aufsuchung einer natürlichen Durchfahrt ab und die Ungeheuerlichkeit und Grossartigkeit des Unternehmens sagte der kühnen Phantasie der frühen Spanier ganz zu. Und bei der Gestaltung des Continents und dem Abfall der Andenkette hat es seitdem ununterbrochen die Aufmerksamkeit nachdenkender Geister in Anspruch genommen. Selbst während des todesgleichen Schlafs des spanischen Regiments ward unter der Oberaufsicht des Generalkapitäns eine Messung vorgenommen, deren Documente aber in den Archiven Guatemala's vergraben blieben bis zur Emancipation der Colonien, wo sie von Herrn Thomson, der im Auftrage der britischen Regierung dieses Land besuchte, hervorgezogen und veröffentlicht wurden.

Im J. 1825 lenkte ein ausserordentlicher Gesandter der neuen Republik Centralamerika die specielle Aufmerksamkeit unsrer Regierung auf das fragliche Werk, indem er um unsre Mitwirkung im Vorzuge vor jeder andern Nation nachsuchte und den Antrag stellte, mittelst eines Vertrags „seine Vortheile auf wirksame Weise den beiden Nationen zu sichern."

Von unsrer Regierung ward denn auch ein Geschäftsträger ernannt, welcher den speciellen Auftrag erhielt, die Regierung von Centralamerika der tiefen Theilnahme des Gouvernements der Vereinigten Staaten an einem „zur Ausübung eines ausgedehnten Einflusses auf die menschheitlichen Angelegenheiten in so hohem Grade geeigneten" Unternehmen zu versichern, mit der grössten Sorgfalt

den von der fraglichen Route dargebotenen Vortheilen nachzuforschen und den Bericht hierüber an die Vereinigten Staaten einzusenden.

Leider kam keiner unsrer diplomatischen Agenten wegen der weiten Entfernung von der Hauptstadt jemals an Ort und Stelle. Im J. 1826 aber ward, wie man aus Documenten ersieht, welche den Bericht eines Ausschusses des Repräsentantenhauses über eine Denkschrift, worin die Mithilfe der Regierung der Vereinigten Staaten zur Förderung des Baues eines Schiffs- oder befahrbaren Kanals über den Isthums zwischen Nord- und Südamerika nachgesucht ward, begleiteten, — also im J. 1826 ward von der Regierung Centralamerika's mit dem Agenten einer neuyorker Gesellschaft — unter dem Namen „*Central American and United States' Atlantic and Pacific Canal Company*" — ein Vertrag abgeschlossen. Die Namen Dewitt, Clinton und anderer der ausgezeichnetsten Männer jener Tage erscheinen dabei als Betheiligte; dennoch fiel der Plan durch.

Im J. 1830 schloss die centralamerikanische Regierung einen neuen Vertrag ab mit einer Gesellschaft Niederländer unter dem speciellen Patronate des Königs von Holland, der mit einer bedeutenden Summe seines Privatvermögens sich dabei betheiligte; in Folge der Verwickelungen zwischen Holland und Belgien aber und der Trennung der beiden Länder hatte auch dieser keinen Erfolg.

Am 3. März 1835 ging ein Beschluss im Senate der Vereinigten Staaten durch, des Inhalts, „dass der Präsident ersucht werde zu erwägen, ob es geeignet sein dürfte, mit den Regierungen anderer Nationen, insbesondre mit denen Centralamerika's und Granada's, Unterhandlungen zu dem Zwecke einzuleiten, durch entsprechende Vertragsstipulationen mit ihnen diejenigen Individuen oder Gesellschaften, die es unternehmen möchten, eine Communication zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere durch die Erbauung eines Schiffskanals über den Nord- und Südamerika verbindenden Isthmus zu eröffnen, auf wirksame Weise zu schützen und durch diese Stipulationen auf alle Zeiten das freie und gleiche Recht der Beschiffung besagten Kanals für alle Nationen sicherzustellen, unter Entrichtung billiger Zölle, wie solche zu Entschädigung der bei dem Unternehmen sich betheiligenden und das Werk ausführenden Kapitalisten festgestellt werden möchten."

In Folge dieses Beschlusses ward von General Jackson ein Specialagent ernannt und dahin instruirt, unverzüglich und auf dem geradesten Wege sich nach dem Hafen von San Juan zu begeben, den Fluss San Juan bis zum Nicaragua-See hinaufzufahren und von da auf der beabsichtigten Kanal- oder Eisenbahn-Route bis zum stillen Meere zu reisen. Nach beendigter Besichtigung und Prüfung dieser Route war er angewiesen, sich nach Guatemala, der Hauptstadt der Republik, zu verfügen und mit Hilfe Herrn De Witt's, des Geschäftsträgers der Vereinigten Staaten, sich alle vorhandenen, auf den Gegenstand Bezug habenden öffentlichen Documente zu verschaffen, insbesondre Copien von allen denjenigen Gesetzen, die zum Behuf der Bildung von Gesellschaften zur Inswerksetzung des Unternehmens ergangen sein möchten, von jeder Uibereinkunft oder Uibereinkünften, in die man sich in Betreff des Gegenstandes mit einer fremden Macht eingelassen haben möchte, endlich von allen bezüglichen Plänen,

Messungen und Abschätzungen. Von Guatemala sollte er dann nach Panama gehen und dort Beobachtungen und Nachforschungen über die projectirte Verbindung der beiden Oceane an diesem Punkte anstellen. Leider ging der Agent bei der Schwierigkeit, sich eine Gelegenheit nach dem Flusse San Juan zu verschaffen, zuerst nach Panama, erreichte in Folge widriger Umstände Nicaragua niemals und starb auf seiner Rückreise nach den Vereinigten Staaten, ehe er noch Washington erreichte. Aus seinem obwohl unvollständigen Berichte geht doch so viel hervor, dass ein Schiffskanal über die Landenge von Panama nicht ausführbar sei, und er ist daher insofern von Werth, als er die vorher zwischen den beiden Routen getheilte Aufmerksamkeit ausschliesslich auf diejenige über den Nicaragua-See leitete. In Rücksicht auf diese letztere Route ist viel geschrieben, sind viele Theorien und selbst die Kostenüberschläge eines Kanalbaues aufgestellt worden, während die wirkliche Kenntniss des Gegenstandes eine sehr beschränkte war. Uiberhaupt sind die vorhergehenden Notizen aus Herrn Bailey's Messung die verlässlichsten Daten, die jemals in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Ich kann nur hoffen und wünschen, dass derselbe liberale Geist, welcher zur Absendung eines Agenten antrieb, unsre Regierung auch bewegen möge, von Herrn Bailey seine gesammten Karten und Zeichnungen zu erwerben und der Welt mitzutheilen.

Noch hat die fragliche Verbindungsstrasse keinen tiefen Halt in der öffentlichen Meinung gewonnen. Es wird daher geschehen, dass man über sie hin und her streitet, sie mit scheelem Auge ansieht, sie verspottet, sie verdammt als phantastisch und unausführbar; Viele, die ein festbegründetes, geordnetes Geschäft besitzen, werden sich dem Unternehmen widersetzen, insofern es den Gang ihres Handels stört; Kapitalisten werden ihr Geld in einem ungeordneten und revolutionären Lande nicht anzulegen wagen; man wird die Männer, welche dem Werke die Bahn brechen, dem Tadel und der Lächerlichkeit preisgeben, wie es Clinton geschah, als er sein politisches Glück an den „grossen Graben" setzte, der den Hudson mit dem Erie-See verbinden sollte. Alles diess wird geschehen. Dennoch aber habe ich die Uiberzeugung, dass, wenn der Friede Europa's nicht gestört wird, die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten und mercantilen Welt darauf gelenkt werden wird, und glaube dass Dampfboote den ersten Impuls dazu geben werden. In weniger als Jahresfrist werden englische Dampf-Packetboote nach Cuba, nach Jamaica und den Haupthäfen des spanischen Amerika fahren und dabei zugleich allmonatlich San Juan und Panama berühren. Leuten, die reich sind an Musse und Geld und sich in den Ruinen der alten Welt müde gejagt haben, wird sich ein neues Land aufschliessen. Nach einer Reise am Nil, einem Tage in Petra und einem Bade im Euphrat werden englische und amerikanische Touristen sich am Nicaragua-See von Mosquitos stechen lassen und an den öden Gestaden des San Juan am stillen Meere Champagner und Ale trinken. Die leicht hingeworfenen Bemerkungen des Vergnügungsreisenden und die Beobachtungen sorgfältiger und gelehrter Männer werden zusammen eine Masse von Kenntniss und Erfahrung aufhäufen und verbreiten und die beiden Oceane werden, wie ich meine, Eins werden.

Was die Vortheile dieses Werkes anbelangt, so werde ich mich nicht in Einzelheiten einlassen; ich will indessen bemerken, dass in einem Punkte ein grosser und sehr weit verbreiteter Irrthum vorherrscht. In den dem Congresse unterbreiteten Documenten heisst es, dass „der Handel der Vereinigten Staaten und Europa's nach China, Japan und dem indischen Archipelagus durch Verkürzung der Entfernung um mehr als 4000 Meilen erleichtert und vermehrt werden würde;" und in dem in der Regel sehr genauen Werke „*The Modern Traveller*" wird gesagt, dass von Europa her „die Entfernung nach Indien und China um mehr als 10,000 Meilen verkürzt werden würde!" Wenn man aber auf dem Globus misst, so wird man finden, dass die Entfernung von Europa nach Indien und China ganz und gar nicht verkürzt werden wird. Diess ist zwar der allgemeinen Meinung so sehr entgegen, dass ich die Behauptung mit einigem Zaudern ausspreche; aber der Leser kann sich durch einen Blick auf den Globus hiervon selbst überzeugen. Der Handel Europa's mit Indien und Canton wird daher nicht nothwendiger Weise um irgendwelcher Ersparniss an Raum willen diese Wasserstrasse passiren; wohl aber wird sie, wie ich nach Besprechungen mit Schiffskapitänen und andern praktischen Männern zu glauben geneigt worden bin, wegen günstigerer Breiten in Bezug auf Winde und Strömungen der Fahrt um das Kap der Guten Hoffnung vorgezogen werden. Auf alle Fälle würde der Handel Europa's mit der Westküste des stillen Meeres und mit den Südseeinseln, sowie sein ganzer Walfischfang, und der Gesammt-Handel der Vereinigten Staaten mit dem stillen Meere, kein einziges Schiff ausgenommen, diesen Kanal passiren. In welchem Masse durch diese Vermeidung der stürmischen Fahrt um das Kap Horn an Zeit, an Interessen, an Schiffsspesen und Assecuranz erspart werde, das zu berechnen fehlt es mir an Unterlagen.

Auf grossartiger Basis angelegt, ist dieses Unternehmen mit Recht bezeichnet worden als „das gewaltigste Werk zu Gunsten des friedlichen Verkehrs der Nationen, das die natürlichen Verhältnisse des Erdkreises dem kühnen Geiste des Menschen bieten." Es wird das zerrissene Land Centralamerika zu Ruhe und Einheit bringen, das Schwert, das es jetzt mit Blute tränkt, in ein Baummesser verwandeln, die Vorurtheile seiner Bewohner durch die enge Verbindung, in die es sie mit Menschen aller Nationen bringt, verbannen, sie zu nützlicher Thätigkeit anspornen und sie dafür belohnen und ihnen Geschmack an Gelderwerb einflössen, der, für so schimpflich er auch manchmal angesehen wird, doch am Ende zur Civilisation der Welt und zur Erhaltung des Friedens mehr als jedweder andre Einfluss thut. Im Herzen des Landes wird eine grossartige Stadt sich aufbauen, mit Strömen, die von ihr ausstrahlend ins Innere sich wälzen und es befruchten werden; und seine prachtvollen Berge und Thäler, die jetzt in ihrer Verödung und Verwüstung trauern, werden lächeln und sich freuen. Der Welthandel wird eine neue Gestalt annehmen, die unfruchtbare Tierra del Fuego wird vergessen, Patagonien zu einem Märchenlande werden und Kap Horn nur noch in der Erinnerung der Seeleute und Assecuranten leben. Dampfboote werden entlang den reichen Küsten Chile's, Peru's, Ecuadors, Granada's, Guatemala's, Californiens, unsers Oregongebiets und der russischen Be-

sitzungen bis zu den Gränzen der Behringsstrasse fahren. Neue Märkte werden für Producte des Ackerbaues und Gewerbfleisses sich aufthun und der Verkehr und die Verbindung der zahlreichen und ungeheuern Gruppen der Menschenfamilie werden den Charakter der Nationen verähnlichen und höher entwickeln. Die ganze Welt ist bei diesem Werke betheiligt. Ich will nicht mit nationaler oder gar sectionaler Gesinnung davon sprechen; aber wenn Europa sich gleichgiltig dabei bezeigt, so würde es ein Ruhm sein, der die Eroberung von Königreichen überstrahlte, wenn wir das grösste jemals von Menschenkraft versuchte Unternehmen ganz zu unserm eignen Werke, oder gar, wie es einmal versucht ward, ganz zu dem Werke unsrer Stadt (Neuyork) machten; denn es ist bestimmt, der Thätigkeit jener furchtbaren Macht, die, unter unsern eignen Augen ins Dasein gerufen, jetzt die Gestalt der ganzen moralischen, socialen und politischen Welt verändert, ein neues Feld darzubieten.

Donnerstag den 27. Febr. 1840. Um 3 Uhr früh verliessen wir den Hof des Licenciado. Die Bewohner der Stadt lagen noch im Schlafe. Bei Tagesanbruch zogen wir durch ein Dorf, wo vor einem Hause ein Reisender seine Anstalten zum Aufbruch traf. Wir redeten ihn an und er sagte uns, er würde uns unterwegs einholen. Um 8 Uhr erreichten wir ein Haus, wo wir zum Frühstück Halt machten. Die Gastfreundschaft Centralamerika's ist auf dem Lande und in den Städten zu Hause; hier wusste ich, dass sie niemals fehlte. Der Reisende kann halten wo er will und wird stets Haus, Feuer und Wasser frei erhalten, während er nur für diejenigen Artikel zahlt, die er verzehrt. Wir hatten Milch in Fülle und die Zahlung war sechs Cents. Bevor wir unsern Marsch weiter fortsetzten, langte der obgedachte Reisende aus dem letzten Dorfe an, mit dem wir, nachdem er eine Tasse Chocolade getrunken, alle zusammen aufbrachen. Er war ein Kaufmann, der nach Leon wollte, und war nach der Weise des Landes mit Pistolen, Schwert, Gamaschen und Sporen angethan, und da er an Fieber litt, so trug er einen dicken wollnen Poncho, um den Kopf ein gestreiftes baumwollnes Taschentuch und darüber zwei ineinandergesteckte Strohhüte. Ein berittener und mit einer Flinte bewaffneter junger Mann trieb ein Lastthier vor sich her und drei Knechte mit Machetes folgten zu Fusse hintennach.

Der ganze Strich längs der Küste des stillen Meeres heisst La Tierra Caliente (das heisse Land). Um $^1/_2$ 3 Uhr, nach einem verzweifelt heissen und staubigen Ritte ohne alles Wasser, erreichten wir eine Hacienda, deren Namen ich vergessen habe. Sie war auf Pfählen erbaut und mit Lehm beworfen. Der Mayordomo war ein Weisser, ein siecher, aber dienstfertiger Mann, der von dem gelegentlichen Verkaufe eines Geflügels oder einiger Eier an einen Wanderer und von Mais und Wasser für die Maulthiere lebte. Die schönen Gewässer, die meiner Reise in Costa Rica so viel Reiz verliehen, waren verschwunden. Die Erde war verbrannt und Wasser war ein Luxus, der für Geld verkauft ward. Die Hacienda besass einen Brunnen und ich bezahlte jedes Trinkgefäss für unsere Maulthiere mit zwei Cents. In der Hütte stand eine Bettstelle, auf die ich mich um 4 Uhr niederlegte, um einige Augenblicke Ruhe zu geniessen; ich erwachte aber nicht eher als um 5 Uhr am nächsten Morgen.

Neben dem Kopfende meines Betts stand ein langer, viereckiger und ausgehöhlter Block mit einem breiten Deckel obendrauf und durch Schloss und Riegel wohlverwahrt, worin das Korn und werthvolle Hausgeräth enthalten war und worauf ein Weib von ziemlich gelber Hautfarbe und ein kleines Mädchen schliefen. Nachdem ich meine Chocolade eingenommen, sass ich in wenigen Minuten im Sattel. Bald bekamen wir die Hochlande von Buombacho in Sicht, ein hohes, düsteres Gebirge, hinter welchem Granada lag, in das wir nach einer halben Stunde einzogen. Erbaut von jenen eisenfesten Abenteurern, welche Amerika eroberten, steht es noch immer als ein ihres Ruhmes würdiges Denkmal da. Die Haüser sind von Stein, gross und geraümig, mit Balcons von gedrechseltem Holze an den Fenstern und mit vorstehenden Dächern, an denen sorgfältig in Holz geschnitzte Verzierungen herabhängen.

Ich ritt nach dem Hause Don Frederico Derbyshire's, an den ich von Freunden in Neuyork einen Empfehlungsbrief hatte. Er war nach den Vereinigten Staaten verreist, aber sein Sekretär, ein Engländer, bot mir das Haus an und raümte mir ein Zimmer ein. Nachdem ich meinen Reiseanzug abgeworfen, befand ich mich in wenigen Augenblicken schon wieder auf der Strasse. Mein erster Besuch galt Herrn Bailey, der mir ziemlich gegenüber bei einer englischen Dame wohnte, deren Gatte zwei Jahre zuvor gestorben war und die neben der Forttreibung seines Geschäfts die wenigen Engländer oder Fremden überhaupt, die der Zufall nach diesem Orte führte, in ihr Haus aufnahm. Mein Erscheinen in Granada erregte Verwunderung und man wünschte mir Glück zu meiner Befreiung oder Flucht aus dem Gefängnisse. Es war nämlich die Nachricht hierher gelangt, ich wäre arretirt worden (warum, weiss ich nicht) und sässe in San Salvador in Verwahrsam; und da alle Nachrichten hier eine Parteifarbe an sich trugen, so ward es als eine neue Gewaltthat Morazans dargestellt. Das Haus dieser Dame war für einen zerschlagenen Reisenden ein wahres Labsal. Ich hätte einen ganzen Monat hier verweilen können; leider aber kamen mir Nachrichten zu Ohren, die mir nicht viel Zeit zur Ruhe gönnten. Die schwarzen Wolken, welche über dem politischen Horizonte hingen, waren zerrissen und der Bürgerkrieg war von Neuem ausgebrochen. Die Truppen Nicaragua's, 1400 Mann stark, waren nach Honduras abmarschirt, hatten sich mit denen des letztern Staates vereinigt und die bei Tagucegalpa aufgestellten Truppen Morazans geschlagen, die aus nur 450 Mann unter General Cabañas' Commando bestanden. Die Geschichte von den Bürgerkriegen im Christenvolke bietet in keinem Lande blutigere Erinnerungen dar. Es ward kein Pardon gegeben und um keinen gebeten. Nach der Schlacht wurden vierzehn Officiere mit kaltem Blut erschossen und nicht ein einziger Gefangner blieb als ein Zeugniss der Barmherzigkeit am Leben. Cabañas, der mit Verzweiflung kämpfte, entkam. Oberst Galindo, von dem ich früher berichtete, dass er die Ruinen von Copan besucht habe, der wegen seiner Nachforschungen nach den Alterthümern des Landes hier wie in Europa bekannt ist und an den ich einen Empfehlungsbrief von Herrn Forsyth hatte, ward ermordet. Als er nach der Schlacht mit zwei Dragonern und einem Diener zu entkommen versuchte, ward er beim Passiren durch

ein indianisches Dorf erkannt und sammt seinem Gefolge mit Machetes niedergehauen. Es folgte zwischen Quejanos und Ferrera, den Führern der Truppen von Nicaragua und Honduras, ein schimpflicher Zwist wegen der lumpichten Beute; der Erstere bekam Ferrera in seine Gewalt und bedrohte ihn vierundzwanzig Stunden lang mit dem Todesurtheile. Nachher ward die Sache beigelegt und die Nicaraguaner kehrten triumphirend mit 350 Flinten, verschiednen Fahnen und — als Beweis der Art und Weise, wie sie gehaust — ohne einen einzigen Gefangnen nach Leon zurück.

In San Salvador fand eine bedeutungsvolle Bewegung statt. General Morazan hatte auf sein Amt als Chef des Staates resignirt, jedoch mit Beibehaltung seines Commando's über die Armee, und seine Frau und Familie nach Chile gesandt. Die Krisis stand vor der Thür; furchtbar erscholl die Kriegsdromete und es war für die Verfolgung meiner Endabsichten und für meine persönliche Sicherheit von höchster Bedeutung, Guatemala zu erreichen, solange noch die Strasse offen war.

Ich würde auf der Stelle abgereist sein, meinte aber, dass ich mich zu sehr anstrengen und an einem leidigen Orte zum Liegen kommen könnte. Den Nachmittag ging ich in Gesellschaft mit Herrn Bailey und Herrn Wood nach dem Strande des Sees hinab. Am Ende der Strasse, durch welche wir gingen, stand ein altes, in den See hinausgebautes, verfallenes und mit Gebüsch und Baümen überwachsenes Fort, ein Uiberbleibsel der kühnen Spanier, welche die Indianer von dem See vertrieben; wahrscheinlich dieselbe Festung, welche Cordova erbaute und die in ihren Trümmern einen schönen malerischen Anblick bot. Unter den Mauern, im Schatten des Forts und der in seiner Nähe wachsenden Baüme waren indianische Weiber aus Granada mit Waschen beschäftigt; Kleidungsstücke von allen Farben hingen an dem Gebüsch zum Trocknen und flatterten im Winde; Frauen mit Wasserkrügen wateten hinaus bis jenseits der Brandung, um das Wasser sandfrei zu bekommen; Männer schwammen umher und Diener brachten Pferde und Maulthiere zur Tränke herbei; was alles zusammen ein schönes, lebensvolles Bild darbot. Boote waren keine auf dem Wasser; wohl aber lagen gegen ein halbes Dutzend Piraguas am Strande, deren grösste vierzig Fuss lang war und drei Fuss tief ging.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

Besuch des Vulkans Masaya. — Die Stadt Masaya. — Der Masaya-See. — Nindiri. — Ersteigung des Vulkans. — Erzählung von ihm. — Der Krater. — Hinabsteigen in denselben. — Der Vulkan Nindiri. — Die Unwissenheit des Volks in Betreff der Gegenstände von Interesse. — Rückkehr nach Masaya. — Wieder ein Landsmann. — Managua. — Der Managua-See. — Fischerei. — Schöne Landschaft. — Mateares. — Cuesta del Relox. — Nagarotis. — Kreuze. — Der Kampfhahnabrichter. — Pueblo Nuevo.

D. 1. März 1840. — Trotz meiner ängstlichen Sorge eiligst weiter zu reisen beschloss ich doch, dem Vulkan Masaya einen Tag zu widmen. Zu diesem Ende schickte ich einen Boten voraus, um einen Führer auf den Vulkan aufzutreiben, und kam nicht vor 11 Uhr fort. Eine kurze Strecke vor der Stadt begegneten wir einem kleinen Neger zu Pferde, gekleidet in die schwarze Tracht, die ihm Mutter Natur gegeben, mit zwei grossen zusammengehefteten Pisangblättern als Hut und mit Pisangblättern zum Sattel. In der Entfernung von zwei Leguas bekamen wir den Vulkan in Sicht und um 4 Uhr, nach einem heissen Ritte, zogen wir in die Stadt Masaya ein, eine der ältesten und grössten in Nicaragua, die trotz ihrer vollkommen binnenländischen Lage doch mit der Vorstadt eine Bevölkerung von 20,000 Seelen enthält. Wir ritten nach dem Hause des Don Sabino Satroon, den wir mit offnem Munde und schnarchend in einer Hängematte liegend trafen; seine Frau indess, ein hübsches junges Halbblut, empfing mich mit Herzlichkeit, weckte aber aus gehöriger Rücksicht auf die Schwachheiten eines bejahrten Gatten und auf mich ihn nicht auf. Auf einmal schloss er den Mund und schlug die Augen auf und hiess mich nun ebenfalls herzlich willkommen. Don Sabino war ein Colombianer, der wegen seinem Vaterlande geleisteter Dienste, wie er selber sagte, auf zehn Jahre verbannt worden war, seinen Weg nach Masaya fand, die hübsche junge Halb-Indianerin heirathete und sich als Arzt daselbst niederliess. Im Hause, hinter einem kleinen Vorrath von Zucker, Reis, Würsten und Chocolade, stand eine furchtbare Schaar von Krügen und Flaschen in Reihe und Glied aufgestellt, die ebensoviele Farben und eben solche kopfbrechende Zettel zeigten wie bei uns eine Apotheke.

Da ich noch Zeit hatte, mich ein Bisschen in der Umgebung der Stadt umzusehen, so wandte ich mich auf die Strasse hinaus, wo ich in der Entfernung einer halben Meile an den Rand eines mehr als hundert Fuss tiefen Absturzes kam, an dessen Fusse der Masaya-See lag. Der Hinabweg war beinahe senkrecht und geschah an einer Stelle mittelst einer hohen Leiter und dann auf in den Felsen gehauenen Stufen. Ich war genöthigt Halt zu machen, als fünfzehn bis zwanzig Wasserträgerinnen, meistens junge Mädchen, heraufkamen und an mir vorübergingen. Ihre Wasserkrüge bestanden aus der Schale eines grossen Kürbisses, waren rund, gemalt oder glasirt und mit eingekritzelten phantastischen Figuren geschmückt und wurden auf dem Rücken an einem über die Stirn laufenden Riemen und in

einem feinen Netzwerksack getragen. Weiter unten verführten sie ein munteres Geplauder miteinander; als sie aber die Stelle wo ich stand erreichten, wurden sie still, ihre Bewegungen waren sehr langsam, ihr Athmen beschwerlich und ihre Gesichter von Schweiss übergossen. Hierin bestand ein grosser Theil der täglichen Arbeit der Frauen des Ortes und auf diesem Wege holten sie sich so viel Wasser als sie im Hause brauchten, während jedes Pferd, jedes Maulthier oder jede Kuh genöthigt war, auf einem Umwege von mehr als einer Legua nach Wasser zu gehen. Ich weiss nicht, wie es gekommen sein mag, dass eine so grosse Stadt so weitab von diesem Lebenselement sich hat aufbauen und daselbst verbleiben können. Die Spanier fanden sie als ein grosses Indianerdorf vor, und da sie die Besitzer des Grundes und Bodens sogleich zu ihren Wasserträgern machten, so gewöhnten sie sich frühzeitig an die Last, so dass ihre Nachkömmlinge sie jetzt nicht mehr fühlen.

Mittlerweile langte mein Führer an, der zu meiner grossen Genugthuung keine geringere Personage war als der Alcalde selbst. Die nöthigen Besprechungen waren rasch abgemacht und es ward bestimmt, dass ich ihn am nächsten Morgen in seinem Hause in Nindiri abholen sollte. Ich gewährte meinen Maulthieren und Nicolas einen Tag Ruhe und ritt in der Frühe des andern Tages in Begleitung eines Burschen, der mir als Führer bis Nindiri dienen und ein Paar Alforjas mit Provisionen tragen sollte, auf Don Sabino's Pferde fort. In einer halben Stunde erreichte ich Nindiri und hatte auf diesem kurzen Wege mehr Menschen begegnet als auf der ganzen Reise von San José bis Nicaragua. Der Alcalde war bereit und in Begleitung eines Gehilfen, der ein Paar Alforjas mit Mundvorrath und eine Kürbisflasche mit Wasser schleppte, brachen wir, sämmtlich beritten, auf. In der Entfernung einer halben Legua verliessen wir die Hauptstrasse und wandten uns auf einem schmalen Pfade linksab in den Wald. Als wir aus diesem wieder heraustraten, kamen wir auf ein offnes, mit Lava bedecktes Feld, das sich geradaus bis an den Fuss des Vulkans und zu beiden Seiten so weit ausdehnte als ich sehen konnte. Die Lavaschicht war schwarz, mehre Fuss mächtig und erhob sich an manchen Stellen zu hohen Rücken. Uiber diese Lavafläche zog sich die schwache Spur eines vom Viehe getretenen Weges hin. Vor uns lagen zwei Vulkane, von welchen beiden Lavaströme an den Seiten herab in die Ebene geflossen waren. Den gerad vor uns liegenden bezeichnete mein Führer als den Vulkan Masaya; den andern zur Rechten gelegenen und am weitesten von uns entfernten als den Vulkan Ventero — ein nie von mir zuvor gehörter Name — und als unzugänglich. Sein Krater war zertrümmert und man konnte in seinen gewaltigen innern Schlund blicken. Geradaus über das Lavafeld reitend erreichten wir den Fuss des Masaya. Hier wuchs hohes Gras auf einem rauhen, unebenen, mit verwitterter Lava bedeckten Boden. Wir stiegen reitend aufwärts bis dahin, wo der Weg für die Pferde gar zu steil ward und wir deshalb abstiegen, die Thiere an einen Busch anbanden und zu Fusse weitergingen. War ich schon wegen der Ortskenntniss meiner Führer besorgt gewesen, so zeigte sich leider gar bald auch noch, dass ihnen zur Ertragung grosser Anstrengung entweder der Wille oder die Kraft fehlte. Bevor wir

noch den halben Weg hinauf waren, machten sie sich von der Last der Provisionen und des Wasserkrugs frei und zogen zögernd hinter mir her. Der Alcalde war etwa ein Vierziger, und als einem Manne von Ansehn in der Stadt konnte ich ihm doch nicht befehlen schneller zu gehen; sein Gehilfe aber war vielleicht zehn Jahre älter und körperlich schwach. Diess und ihre gänzliche Unkenntniss des eigentlichen Wegs veranlasste mich, sie zu verlassen und allein vorauszugehen.

Um 11 Uhr, d. i. drei Stunden nach meinem Aufbruch von Nindiri, erreichte ich die hohe Spitze, nach welcher wir eben wollten. Von diesem Punkte aus erwartete ich, in den Krater des Vulkans hinabsehen zu können, aber es war kein Krater vorhanden, und die ganze Fläche mit gigantischen Lavablöcken bedeckt und mit Gebüsch und Zwergbäumen überwachsen. Ich wartete bis meine Führer heraufkamen, die mir sagten, diess wäre der Vulkan Masaya und weiter gäbe es hier nichts zu sehen. Der Alcalde blieb dabei und erzählte, er wäre vor zwei Jahren mit dem seitdem verstorbenen Pfarrer und einer Gesellschaft aus Nindiri hinaufgestiegen und sie hätten alle an dieser Stelle Halt gemacht. Ich sah mich in meinen Erwartungen getäuscht und unbefriedigt. Gerad gegenüber erhob sich ein hoher Pik, der, wie ich meinte, bei seiner Lage eine Aussicht in den Krater des andern Vulkans beherrschen musste. Diesen versuchte ich zu erreichen, indem ich um den ganzen Berg herumging, ward aber durch einen ungeheuern Spalt aufgehalten, kehrte wieder um und ging nun auf geradem Wege hinüber. Ich hatte keine Idee von Dem, was ich versuchte. Alles war überdeckt mit Lava in Rücken und unregelmässigen Massen, bei jedem Schritte wechselte der Boden und war von Bäumen und Büschen überwachsen. Nach einer Stunde der beschwerlichsten Anstrengung, die ich je erlebt, erreichte ich den Punkt, auf den ich es abgesehen, stand aber zu meinem Erstaunen, statt in den Krater des fernen Vulkans zu blicken, am Rande eines andern Kraters.

Unter die dem Gedächtniss aufbewahrten Wunder, die man bei den Entdeckungen in Amerika auffand, gehörte auch dieser Berg, und die Spanier, die in jenen Tagen bei Allem, was die Phantasie ergriff, nicht auf halbem Wege stehen blieben, nannten ihn *El Infierno de Masaya* d. i. die Hölle des Masaya. Der Geschichtschreiber sagt, indem er von Nicaragua spricht: „Es giebt in dieser Provinz brennende Berge, deren vornehmster der Masaya ist, wo die Eingebornen zu gewissen Zeiten Mädchen zum Opfer darbrachten, welche sie in ihn hineinwarfen, in der Meinung, dadurch das Feuer zu versöhnen, auf dass es ihr Land nicht verwüsten möchte, und sie zogen zu ihm in grosser Fröhlichkeit.“ Und an einer andern Stelle sagt er: „Drei Leguas von der Stadt Masaya liegt ein kleiner, flacher und runder Hügel, Masaya mit Namen, welcher ein brennender Berg ist, dessen Mündung einen Umfang von einer halben Legua hat und dessen Tiefe 250 Klaftern beträgt. Es giebt auf ihm keine Bäume und kein Gras, aber Vögel bauen ihre Nester hier, ohne irgend vom Feuer gestört zu werden. In Bogenschussweite darüber befindet sich noch eine andere Mündung, die einem Brunnen gleicht und in welcher das Feuer gegen 150 Klaftern tief liegt; es ist in immerwährendem Brau-

sen begriffen und oft steigt die Feuermasse herauf und verbreitet ein grosses Licht, so dass es in beträchtlicher Entfernung gesehen werden kann. Das Feuer bewegt sich von der einen Seite zur andern und der Berg dröhnt bisweilen so laut, dass es grauenvoll ist, jedoch wirft er niemals etwas Anderes als Rauch und Flammen aus. Da man meinte, die Flüssigkeit im Grunde, die nie zur Ruhe kommt und immerwährend kocht, sei Gold, so wurden Fray Blas de Yniesta vom Dominikanerorden und zwei andere Spanier in die erstere Mündung in zwei Körben mit einem aus einem Stück Eisen gemachten Eimer und einer langen Kette hinabgelassen, um von dieser feurigen Materie etwas heraufzuziehen und zu erfahren, ob es Metall wäre. Die Kette lief 150 Klafter tief hinab, und sobald sie an das Feuer kam, schmolz der Eimer nebst einigen Kettengliedern in sehr kurzer Zeit, so dass man nicht erfahren konnte, was da drunten wäre. Sie brachten die Nacht daselbst zu, ohne an Feuer und Licht Mangel zu haben und kamen tüchtig in Schrecken gejagt in ihren Körben wieder heraus."

Entweder hatte der Mönch, in seiner Goldsucherei getaüscht, den Leuten etwas aufgebunden, oder die Natur hatte eine der ausserordentlichsten Änderungen bewirkt. Der Krater war gegen anderthalb Meilen im Umfange, fünf- bis sechshundert Fuss tief und seine Seiten waren sanft abgedacht und von solcher Regelmässigkeit in ihren Verhältnissen, dass sie künstlich ausgehauen zu sein schienen. Der Boden war eben, Seiten und Boden mit Gras bedeckt, so dass der ganze Krater einem ungeheuern konischen grünen Kessel glich. Es war nichts zu sehen von jenen furchtbaren Beweisen eines vulkanischen Ausbruchs, nichts, was erschrecken oder den Gedanken an die Hölle einflössen konnte; im Gegentheil, es war ein Bild von einziger und stiller Schönheit. Ich stieg zur Seite des Kraters hinab und ging an seinem Rande hin, von wo aus ich die Bodenfläche unten überblickte. Gegen das andere Ende hin wuchsen kleine Baüme und an einer Stelle war der Boden frei von Graswuchs, schwarz und lehmig, gleich vertrocknetem Schlamm. Vielleicht war diess die Oeffnung des geheimnissvollen Brunnens, welche die weitleuchtende Flamme heraufsandte, worein die indianischen Mädchen geworfen wurden und worin des Mönchs eiserner Eimer schmolz. Gleich ihm fühlte auch ich die Neugierde zu wissen „was da drunten wäre;" aber die Kraterwände fielen senkrecht ab. Da ich ganz allein war und bis zu meinen Führern eine Stunde des schwierigsten Wegs zurückzulegen hatte, so trug ich Bedenken, einen Versuch zum Hinabsteigen zu machen, mochte aber doch auch nicht ohne gemachten Versuch zurückkehren. An einer Stelle, in der Nähe der schwarzen Erde, war die Seite zerrissen und es wuchsen hier einige Straücher und Zwergbaüme. Ich stellte meine Flinte an einen Stein, band mein Taschentuch darum, damit man daran erkennen möchte, wo ich wäre, und schnell war ich unter dem Niveau des Bodens. Indem ich mit Hilfe von Wurzeln, Büschen und vorstehenden Steinen hinunterkletterte, kam ich bis zu einem krüppelhaften Baume, der an der Seite, etwa auf der Hälfte der Tiefe hervorwuchs und unterhalb dessen sich eine nackte, senkrechte Mauer zeigte, so dass ein Weiterkommen unmöglich ward. Dennoch hatte ich, während ich mich an dem Baume festhielt, noch immer das grösste Verlangen den Grund zu erreichen; aber es war

Alles umsonst. So mitten auf dem Abhang schwebend und ergriffen von der tiefen Einsamkeit und dem ausserordentlichen Charakter einer Scene, auf welcher so wenige menschliche Augen geruht hatten, und von der Macht des gewaltigen Bauherrn, der seine Wunderwerke über die Fläche der ganzen Erde zerstreut hat, konnte ich mich des Gedankens an die verschwenderische und unbeachtete Fülle von Schönheit nicht enthalten, mit welcher die Vorsehung dieses begünstigte aber unglückliche Land beschenkt hat. Bei uns zu Hause würde dieser Vulkan mit einem guten Gasthaus auf dem Gipfel, einer ringsumlaufenden Einfassung zum Schutz für Kinder, einer Zickzacktreppe an den Seiten hinab und einem Glase Eislimonade ein wahrer Schatz sein. Wie Katarakte ein gar schönes Besitzthum in den Händen von Leuten sind, die sich darauf verstehen, Gewinn aus ihnen zu ziehen, wobei ich auf den Niagara- und den Trenton-Fall verweise, ebenso würden die Besitzer von Vulkanen in Centralamerika viel Geld aus ihnen ziehen können, wenn sie den Reisenden Bequemlichkeiten böten. Der fragliche wäre wahrscheinlich für zehn Dollars zu erkaufen. Ich aber würde in diesem Augenblicke das Doppelte gegeben haben, wenn ich einen Strick und einen Mann zum Halten desselben hätte bekommen können. So begierig ich aber auch war, auf den Boden hinabzukommen, so warf ich doch auch meine Augen sehnsüchtig nach der Höhe hinauf, denn ich bedachte, dass eine Wendung des Fusses, das Niederbrechen eines Zweigs, das Herabrollen eines Steins oder das Versagen meiner Kraft mich dahin bringen könnte, wo ich so gut wie die centralamerikanische Regierung weder aus noch ein gewusst haben würde. Ich begann daher langsam und sorgfältig hinaufzuklettern und erreichte in Sicherheit die Höhe wieder.

Zu meiner Rechten hatte ich eine volle Ansicht von dem zerrissenen Krater des Vulkans Nindiri. Die mir zugekehrte Seite war hinabgestürzt und liess das ganze Innere des Kraters sehen. Obgleich der Alcalde diesen für unzugänglich erklärt hatte, so arbeitete ich mich doch, zum Theil aus blossem Trotze wider ihn (den Alcalden), mit der äussersten Anstrengung und Beschwerlichkeit zu ihm hin; und erst nach fünfstündigem härtestem Abarbeiten unter den wildaufgethürmten Lavahaufen stieg ich wieder zu dem Orte hinab, wo wir unsern Mundvorrath zurückgelassen hatten. Hier ergriff ich sogleich den Kürbiss mit dem Wasser und stand mehre Minuten lang mit zum Himmel gekehrtem Gesicht da; dann aber fiel ich über die Lebensmittel her, wobei ich dem Alcalden alles Gesehene erzählte. Er wie sein Begleiter drückten ihr Erstaunen über meine Schilderungen aus und blieben dabei, dass sie von dem Dasein eines solchen Orts nichts wüssten.

Ich verweile bei diesem Gegenstande so lange zum Nutzen künftiger Reisenden, die, reich an Kenntniss und tüchtig vorbereitet, auf eine Erforschung der interessanten vulkanischen Gegenden Centralamerika's ausgehen möchten. Auf meiner ganzen Reise wurden meine Mühen durch die Unwissenheit und Gleichgiltigkeit der Menschen in Betreff der in ihrer nächsten Nähe existirenden Gegenstände von Interesse gar sehr vermehrt. Einige wenige einsichtsvolle und gebildete Männer wissen von ihrer Existenz aus der Geschichte des Landes, aber ich habe nicht einen Einzigen getroffen, der den Vulkan

Masaya besucht hatte, und in dem an seinem Fusse liegenden Orte wird der Reisende nicht einmal das Bisschen Belehrung finden, das ihm hier in meinem Buche geboten wird. Der Alcalde war in der Nähe dieses Vulkans geboren, hatte von Kindesbeinen an auf seinem Abhange das zerstreute Vieh zusammengetrieben und sagte mir, er kennte jeden Schritt und Tritt auf ihm: und doch hätte er mich des einzigen interessanten Gegenstandes durch seine eingestandene Unwissenheit von dessen Existenz beinahe beraubt. Entweder log der Alcalde, weil er zu faul war, um die Anstrengung, welcher ich mich unterzogen hatte, auszuhalten, oder er heftete mir etwas auf. In dem einen wie in dem andern Falle verdient er eine Züchtigung, und ich ersuche den nächsten Reisenden um die besondre Gunst, ihm eine solche zu ertheilen.

Ich war zu entrüstet über den Alcalden, um weiter etwas mit ihm zu thun haben zu wollen, und da ich Lust hatte, einen zweiten Versuch zu machen, so ritt ich bei meiner Rückkehr nach Nindiri zum Hause des Pfarrers, um dessen Beistand zur Herbeischaffung von Leuten und den sonstigen nöthigen Anstalten zu erlangen. Hier sah ich auf den Stufen des hintern Corridors einen jungen Schwarzen in schwarzem Priesterrock und Mütze neben einer hübschen, wohlgekleideten weissen Frau sitzen, der, wenn ich nicht irre, mit ihr über Dinge sich unterhielt, die mit seinen priesterlichen Pflichten nichts zu schaffen hatten. Seine schwarze Ehrwürden war über meinen Anblick keineswegs erfreut. Ich richtete die Frage an ihn, ob ich in seinem Hause mein Quartier aufschlagen könnte, was, wenn es auch ein Bisschen frei klingt, doch die gänge und gäbe Redensart für einen Reisenden hier zu Lande ist; worauf er mir, ohne von seinem Sitz sich zu erheben, erwiederte, sein Haus wäre klein und unbequem, der Alcalde aber hätte ein gutes Haus. Er war der erste schwarze Priester, den ich gesehen, und der einzige im Lande, dem es an Gastfreundschaft gebrach. Ich muss gestehen, dass ich starke Lust in mir spürte, nach meiner Pistole zu greifen; ich spornte aber mein Pferd so, dass es beinahe auf ihn sprang, machte eine rasche Wendung und galoppirte zum Hofe hinaus. Da Alcalde und Pfarrer wider mich waren, so hatte ich von dem Orte nichts mehr zu erhoffen, und da es beinahe dunkel war, so kehrte ich nach Masaya zurück. Mein Aerger verlor sich in einem Gefühl überwältigender Müdigkeit, so dass es mir unmöglich war, die schwere Anstrengung des heutigen Tags ohne einen Zwischenraum von Ruhe zu wiederholen; da aber die nöthigen Anstalten dazu mir so viel Schwierigkeiten boten, so entschloss ich mich, meinen Macho zu besteigen und weiter zu eilen.

Am nächsten Morgen setzte ich mich wiederum in Marsch. Meine Maulthiere waren noch nicht getränkt worden, und da sie, wenn ich sie nach dem See hätte schicken wollen, einen Weg von zwei Leguas hin und zurück hätten machen müssen, so kaufte ich, um ihnen diesen zu ersparen, das Wasser für sie, das mir in einem etwa ein Quart haltenden Kürbiss zugemessen ward. In der Entfernung von ungefähr einer Legua bekamen wir den Managua-See in Sicht und das ganze vor uns liegende Land vom Fusse des Vulkans bis zum See war ein Lavafeld. Ich begegnete einer Reisegesellschaft, in

deren Hauptperson ich einen Fremden erkannte. Wir waren schon vorüber, als ich mich umkehrte und ihn auf Englisch ansprach. Er sah mich eine Minute lang an und nannte mich zu meinem grossen Erstaunen beim Namen. Er war ein Amerikaner, Namens Higgins, den ich zuletzt auf meinem Geschäftszimmer in Neuyork gesehen hatte, kam von Realejo, war auf seiner Reise nach San Juan begriffen und beabsichtigte sich von dort nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Wir sandten unser Gepäck voraus und stiegen ab, und neben der Freude des Begegnens bin ich ihm auch sonst noch sehr verpflichtet. Ich ritt nämlich auf einer *albarda* oder dem gemeinen Landessattel, der für einen nicht daran Gewöhnten sehr beschwerlich ist; mein eigner Sattel aber rieb meinen Macho wund. Unter diesen Umständen und da seine Reise beinahe zu Ende war, tauschte er den seinigen gegen den meinigen aus, auf welchem ich nachher immerfort ritt, bis ich ihn an den Küsten Yucatans zurückliess. Auch gab er mir eine Bleistiftzeile an eine Dame in Leon, während ich ihm Botschaften an meine Freunde in der Heimath auftrug. Als er davonritt, hätte ich ihn beneiden mögen: denn er liess Aufruhr und Revolutionen hinter sich zurück und zog in die stille Heimath; ich aber hatte noch eine lange und schwierige Reise vor mir liegen.

Nach einem etwa dreistündigen verzweifelt heissen Ritte erreichten wir das schön an den Ufern des Sees gelagerte Managua. Nachdem wir durch eine Anzahl strohgedeckter Hütten gezogen waren, kamen wir bei einem ansehnlichen aristokratischen Hause mit einem einen grossen viereckigen Platz einnehmenden Hofe vorüber, dem zerfallenden Wohnsitze einer verbannten Familie.

Spät am Nachmittage ging ich zum See hinab. Er ist zwar nicht so gross wie der Nicaragua-See, aber doch immerhin eine herrliche Wasserfläche. Der Vulkan Momotombo lag uns in voller Sicht. Der Strand bot denselben belebten Anblick dar wie bei Granada, von Frauen, welche ihre Wasserkrüge füllten, von badenden Männern, von saufenden Pferden und Maulthieren. An einer Stelle sahen wir eine Reihe Fischerhütten und am Rande des Wassers waren Pfähle in dreieckiger Form aufgerichtet, wo Frauen in kleinen Handnetzen Fische fingen, die sie in im Sande ausgegrabene oder vielmehr ausgescharrte Löcher warfen, während die Männer vor den Hütten Feuer bereiteten, um sie zu kochen. Die Schönheit dieser Scene ward durch den Gedanken, dass sie niemals eine Aenderung erlitt, noch erhöht. Denn hier herrscht ein ewiger Sommer; hierher kommt nie ein Winter, um die vor Kälte schauernden Bewohner zum Feuer zu treiben. Dennoch ist noch die Frage, ob mit derselben Landschaft und demselben Klima, mit den wenigen Bedürfnissen und deren leichten Befriedigung, bei diesem Schwelgen in der blossen Luft und im Angesichte dieses reizenden Sees — ob nicht, sage ich, selbst die Nachkömmlinge der angelsächsischen Race ihre Energie und Betriebsamkeit einbüssen würden.

Dieser See ergiesst sich in den Nicaragua-See mittelst des Flusses Tipitapa. Man hat noch von einer andern, von ihm ausgehenden, die beiden Meere in Verbindung setzenden Wasserstrasse gesprochen, nämlich nach dem Hafen von Realejo am stillen Meere. Das Land bis dahin ist zwar vollkommen eben und der Hafen vielleicht der

besste im spanischen Amerika; aber die Entfernung beträgt 60 Meilen und es giebt noch andere Schwierigkeiten, die mir unüberwindlich dünken. Man hat den Fluss Tipitapa auf seiner ganzen Länge als fahrbar für die grössten Schiffe dargestellt; aber es ward nie eine Messung vorgenommen bis auf die des Herrn Bailey, nach welcher er 30 Meilen lang ist. Vom Nicaragua-See aus hält sein Wasser auf 24 Meilen weit eine Tiefe von einem bis drei Faden. Weiter hinauf kommen Stromschnellen und in der Entfernung von $4\,^1/_2$ Meilen ist ein Fall von 13 Fuss. Die gesammte Steigung innerhalb dieser sechs Meilen beträgt 28 F. 8 Z. Der Managua-See hat nach blosser Schätzung ohne Messung gegen 15 Leguas Länge und 35 L. Umfang und seine mittlere Tiefe ist zehn Faden. Auf der projectirten Kanallinie von diesem See bis zum stillen Meere fliesst nicht ein einziges Gewässer und es müsste daher dieser See die Verbindungsstrasse zwischen beiden Meeren mit dem gesammten Wasservorrathe versorgen.

Um 3 Uhr am nächsten Morgen brachen wir auf; denn in allen heissen Ländern ist es Sitte, des Nachts oder vielmehr sehr frühe am Morgen zu reisen. Um 8 Uhr langten wir in dem Dorfe Mateares an, wo wir einige Eier uns verschafften und unser Frühstück hielten. Von diesem Orte aus ging die Strasse unmittelbar am See, nur wenige Schritte von seinem Ufer hin und war von edlen Baümen beschattet. Leider waren wir genöthigt, von ihr abzulenken, um ein grosses Felsstück zu vermeiden, das mehre Monate zuvor herabgestürzt war und die Strasse wahrscheinlich noch immer verrammelt hält; dadurch kamen wir bei der Cuesta del Relox (Uhr-Hügel) vorbei, so genannt wegen einer ehrwürdigen Sonnenuhr, die auf der einen Seite der Strasse steht, von dunkelgrauem Stein ist und eine castilianische Inschrift trägt, deren Schriftzüge aber so verwischt und undeutlich waren, dass ich sie nicht zu entziffern vermochte. Es giebt von dieser Uhr keine geschichtliche Erinnerung als die, dass sie von den Conquistadoren errichtet ward, und sie dient uns daher als Fingerzeig, mit welchen Werken die Spanier die Ansiedlung des Landes begonnen haben.

Um halb 12 Uhr verliessen wir den See zum letzten Male und kamen auf eine freie Ebne. Wir ritten noch eine Stunde weiter und erreichten Nagarotis, ein elendes Dorf mit zum Theil aus Lehm gebauten und von der Sonne weiss gebrannten Haüsern. Ich ging in ein Haus hinein, um Schutz vor der Sonne zu suchen, und traf darin einen jungen Neger-Priester an, der mit Aufträgen von Seiten der Kirche von Leon auf einer Reise nach Cartagena begriffen war. Das Haus war blos von einem alten Manne bewohnt. Da es eine Bettstelle mit einer darüber gelegten Matte enthielt, so legte ich mich darauf nieder, froh, eine Weile ruhen und der versengenden Hitze entgehen zu können. Dem Bett gegenüber stand ein rohes Gestell von etwa sechs Fuss Höhe und auf diesem eine Art von Puppenhaus mit der auf einem Stuhle sitzenden und in wohlfeilen Putz gekleideten Figur der h. Jungfrau.

Um 3 Uhr brachen wir wieder auf. Die Sonne hatte etwas von ihrer Kraft verloren und die Strasse war bewaldet. An der letztern bemerkte ich eine ungewöhnliche Anzahl von Kreuzen. Man sagt, das Volk in Nicaragua sei das böseste in der ganzen Republik. Die

Bewohner der andern Staaten warnen den Fremden stets vor ihnen; und doch sind sie verhältnissmässig fromm. Uiberall, in den Städten, auf dem Lande, auf den Höhen der Berge, am Ufer der Flüsse starrten mir diese traurigen Gedenkzeichen entgegen. Ich bemerkte eines an der Strasse auf einer abgeholzten Stelle, das schwarz angestrichen war und eine schwarze Tafel trug, auf welcher eine Inschrift in verblichener weisser Schrift zu lesen war des Inhalts, es wäre dem Andenken eines Padre errichtet worden, der hier ermordet und an seinem Fusse begraben worden wäre. Ich blieb stehen, um die Inschrift zu copiren; während ich damit beschäftigt war, sah ich eine Reisegesellschaft nahen und machte, da ich das Misstrauen des Volkes kannte, mein Notizbuch zu und ritt weiter. Die Gesellschaft bestand aus zwei Männern, deren Dienern und einer Frau. Der jüngere Mann redete mich an, sagte, dass er mich in Granada gesehen, und bedauerte, dass er von meiner vorhabenden Reise nichts erfahren hätte. Aus der Art und Weise seiner Tracht und seines ganzen Reiseaufzugs vermuthete ich einen Edelmann in ihm und ward dessen gewiss, als ich sah, dass er einen Kampfhahn unterm Arme trug. Wie wir zusammen weiter ritten, drehte sich die Unterhaltung um diese interessanten Vögel und ich erfuhr dabei, dass mein neuer Bekannter soeben nach Leon zu einer Kampfpartie zog, von deren Ort und Zeit er mich zu unterrichten sich erbot. Der Vogel, den er trug, hatte in Granada drei Partien gewonnen, so dass sein Ruf bis nach Leon gedrungen und eine Herausforderung von dorther die Folge war. Er war sorgfältig wie ein gebrochenes Bein eingewickelt und nichts von ihm als Kopf und Schwanz zu sehen; und da er an einer Schnur hing, so war er wie ein Korb bequem zu tragen. Der junge Mann seufzte über den Jammer des Landes, über die Noth und Verarmung als Folge der Kriege und stellte den Hahnenplatz in Granada als in einem erbärmlichen Zustande befindlich dar, während er von dem in Leon sagte, dass er in grossem Flor sei, und zwar darum, weil diese Stadt das Hauptquartier des Militärs wäre. Auch mache, sagte er, das Gebaüde der Stadt Ehre; es wäre zwar nur an Sonntagen offen, da er aber mit dem Besitzer bekannt wäre, so könnte er zu jeder Zeit eine Partie veranstalten. Er stellte viele Fragen nach dem Stande seiner Kunst in meinem Vaterlande, erzählte mir, dass er zwei Hähne aus England hätte kommen lassen, die zwar tüchtige Kämpfer, aber doch für die ihrigen nicht schwer genug wären, und gab mir sonst noch viele schätzbare Belehrung über den fraglichen Gegenstand, die ich aber zu notiren versaümte.

Vor Dunkelwerden erreichten wir Pueblo Nuevo und kehrten sammt und sonders in derselben Posada ein. Es war das erste Mal, dass ich mit Reisenden ein Nachtquartier theilte. Ich habe es bisher vermieden, überall, wo ich Privatgastfreundschaft genoss, Einzelheiten mitzutheilen; hier aber gebe ich sie ohne Zwang, weil diese Posada in dem Hauptpunkte, dass man von Allen Zahlung erwartete, einem unserer Hotels glich. Wir hatten zum Abendessen weichgesottene Eier und Bohnen, aber ohne Teller, Messer, Gabeln oder Löffel. Meine Reisegenossen bedienten sich ihrer Tortillas, um ein Ei aus der Schüssel zu heben, und krümmten die Ränder dieser Tortillas aufwärts, um Bohnen damit herauszuschaufeln. Wir hatten ferner

eine Art von Chocolade, bestehend aus zerstossenem und versüsstem Cacao und in Wallnüssen servirt, die, da ihr Boden dem dicken Ende grosser Eier glich, auf dem Tische nicht zu stehen vermochten; wobei sich aber meine Reisegefährten dadurch halfen, dass sie ihre Taschentücher zusammenwickelten, rund gefaltet auf den Tisch legten und die Wallnüsse in den innern Raum stellten, was auch einer von ihnen mit meinem Taschentuche für mich that. Nach dem Abendessen zog der Jüngere der beiden Männer den Hähnen ihr Nachtkleid an, welches in einem baumwollnen Tuche bestand, das ihnen straff um den Leib gebunden ward und die Flügel fest andrückte, worauf eine Schnur oben am Tuche festgemacht ward, so dass der Körper in der Schwebe hing, und so wurden sie jeder einzeln an der Hängematte angebunden. Während er damit beschäftigt war, kramte die Frau Hornkämme, Perlen, Ohrringe und Rosenkränze aus und beschwatzte die Wirthstochter zum Kauf eines Kammes. Das Haus hatte einen ganz ungewöhnlichen Zufluss von Reisegesellschaft, so dass der jüngere Mann, die Handelsfrau und ich weiss nicht wie viele Glieder der Familie in einem Hinterzimmer schlafen mussten. Mir bot der ältere Reisende die Hängematte an, aber ich zog die lange, aus einem Baumstamme gemachte Truhe vor, die in jedem nicaraguanischen Hause die Stelle eines Hausrathschranks vertrat.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Schöne Ebne. — Leon. — Spaziergang durch die Stadt. — Schreckliche Folgen des Parteigeistes. — Graüelscenen. — Unangenehme Nachricht. — Fortsetzung der Reise. — Der wählerische Bettler. — Chinandega. — Der Golf von Conchagua. — Besuch in Realejo. — Baumwollenfabrik. — Der Hafen von Realejo. — El Viejo. — Der Hafen von Naguiscolo. — Wichtigkeit eines Passes. — Das Einschiffen der Maulthiere. — Ein Bongo. — Der Vulkan Coseguina. — Ausbruch von 1835. — La Union.

Um 2 Uhr wurden wir durch das Krähen der Hähne geweckt und um 3 Uhr waren die Maulthiere beladen und wir setzten uns in Marsch. Die Strasse war eben und bewaldet, aber verzweifelt staubig. Noch zwei Stunden lang nach Tagesanbruch hatten wir Schatten, worauf wir auf eine freie Ebne kamen, die nach dem stillen Meere zu von einem niedrigen Rücken, zur Rechten aber von einem hohen Gebirgszuge, einem Theile der grossen Cordilleraskette, begränzt ward. Vor uns in weiter Ferne stiegen aus der Ebne die Thürme der Kathedrale von Leon empor. Diese prachtvolle Ebne, die an Reichthum des Bodens von keinem Lande in der Welt übertroffen wird, lag noch eben so wüst da wie damals, als die Spanier sie zum ersten Male durchzogen. Die trockne Jahreszeit war ihrem Ende nahe; vier ganze Monate hatte es nicht geregnet und der Staub umschwebte uns in dichten Wolken, heiss und fein wie Aegyptens Sand. Um 9 Uhr erreichten wir Leon, wo ich mich von meinen Reisege-

fährten trennte, jedoch nicht ohne eine höfliche Einladung von Seiten des Jüngern, seines Bruders Haus zu meinem Absteigequartier zu nehmen. Die Vorstadt bot einen armseligern Anblick dar als Alles, was ich bisher gesehen. Indem ich eine lange Strasse hinaufzog, über welche eine Wache patrouillirte, sah ich vor der Hauptwache eine Gruppe vagabundenmässiger Soldaten, die es mit Carrera's Soldatesca aufnehmen konnten und mir in frecher Weise zuschrieen: „*Quitese su sombrero!*“ (Hut ab!). Ich musste die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung durchreiten, ehe ich das Haus erreichte, an das ich empfohlen worden war. Ich stieg ab und ging hinein, voll des zuversichtlichen Glaubens, eine herzliche Aufnahme zu finden; aber die Dame des Hauses sagte mir mit grosser Eile, dass ihr Mann nicht zu Hause sei. Ich reichte ihr ein an sie selbst gerichtetes Billet hin, mit dem man mich versehen, worauf sie erwiederte, sie könnte Englisch nicht lesen, und mir es zurückgab. Es enthielt die Bitte, dass sie mir Quartier gewähren möchte, und ich übersetzte ihr es Wort für Wort. Vor Aerger runzelte sich ihre Stirn und ihre Antwort war, sie hätte nur ein kleines Gemach und dieses würde für den englischen Viceconsul aus Realejo reservirt. Ich entgegnete, dass der Viceconsul im Augenblicke nicht die Absicht hätte Realejo zu verlassen. Hierauf frug sie mich, wie lange ich denn zu bleiben vorhätte, und als ich erwiederte, nur diese Nacht, so sagte sie, dass ich, wenn diess der Fall wäre, dableiben möchte. Der Leser wird sich vielleicht über meinen Mangel an Feinheit wundern, aber ich war es satt, jede persönliche Unhöflichkeit zu beachten. Es blieb mir keine andre Wahl übrig als entweder den jungen Mann, dessen Einladung ich abgelehnt hatte und dessen Namen ich nicht wusste, aufzusuchen oder von Haus zu Haus zu ziehen und um Einlass zu betteln.

Man sagt, die Frauen werden durch das äussere Erscheinen bestimmt; nun, das meinige war freilich nicht sehr verführerisch. Meine Kleidung war noch dieselbe, in welcher ich Granada verlassen hatte; sie war bei der Ersteigung des Vulkans Masaya schmutzig geworden und jetzt über und über mit Staub bedeckt. Nachdem ich aber mit meiner bescheidnen Garderobe aufs Allerbesste Toilette gemacht, ward ich bei meinem Wiedererscheinen mit mehr Huld aufgenommen. Zum wenigsten bekam ich ein Frühstück, das sich sehen lassen konnte; und da es sehr heiss war und ich der Ruhe bedurfte, so blieb ich zu Hause und spielte mit den Kindern. Beim Mittagsessen erhielt ich den Ehrenplatz am obern Ende der Tafel und hatte überhaupt solche Fortschritte gemacht, dass ich, wenn ich es sonst gewünscht hätte, es hätte wagen dürfen, wegen meines Dableibens für den zweiten Tag etwas fallen zu lassen; und ich bin es der Dame schuldig zu sagen, dass sie, nachdem sie in mein Bleiben einmal eingewilligt, mich mit grosser Höflichkeit und Aufmerksamkeit behandelte und sich ganz besonders grosse Mühe gab, mir einen Führer zu verschaffen, um am nächsten Tage weiterreisen zu können.

Nach Tisch kam Nicolas auf mein Zimmer und schrie mit aufgehobenen Händen Zeter über die Menschen in Leon, die er „*gente indecente, sin verguenza*“ — unanständige, unverschämte Leute — nannte. Er war nämlich durch lautes Geschrei auf die Strasse ge-

zogen worden und hatte dort derartige Geschichten von dem Zustande des vor uns liegenden Landes vernommen, dass er heimzukehren wünschte. Ich war es zwar herzlich satt, eine neue Aenderung zu treffen und am Ende gar einen von den Buben mit den Mördergesichtern, die ich bei meiner Ankunft gesehen, einzutauschen; aber ich mochte es doch auch nicht auf mich nehmen, ihn wider seinen Willen mit fortzunehmen; und so sagte ich ihm denn, dass er, wenn er mir zwei ehrliche Männer verschaffen wollte, mich verlassen könnte. Ich hatte ihm zwar mehr als ich schuldig war vorgeschossen, aber ich war doch nun der Sorge los, dass er mir in seiner Angst vor der Conscription entlaufen werde.

Als diess abgemacht war, ging ich aus, um mir die Stadt anzusehen. Sie hatte in ihrem Charakter etwas Altehrwürdiges und Aristokratisches, wie es keine andre Stadt Centralamerika's besitzt. Die Haüser waren von ansehnlicher Grösse und viele hatten an den Façaden reiche Stuckverzierungen; der öffentliche Platz war geraümig und die Plätze vor den Kirchen und die Kirchen selbst waren prachtvoll. Bis zur Zeit der Empörung wider Spanien war Leon ein Bischofssitz und zeichnete sich aus durch die Kostbarkeit seiner Kirchen und Klöster, durch seine gelehrten Institute und seine Männer der Wissenschaft. Jetzt aber sah ich, während ich durch seine Strassen wandelte, Paläste, in denen einst edle Familien residirt, dachlos und in Verfall begriffen und es hauste drinnen armseliges Gesindel, ein Bild des Elends und der Noth, und auf einer Seite lag ein ungeheures Trümmerfeld, das die halbe Stadt bedeckte.

Fast unmittelbar bei Begründung der Unabhängigkeit und bei Ziehung der grossen Partei-Gränzlinien zwischen den Centralisten und den Föderalisten ward der Staat Nicaragua zum Schauplatze eines rasenden Kampfes. In einer unglückseligen Stunde wählte das Volk einen centralistischen Gouverneur und einen liberalen Vicegouverneur. Eine getheilte Verwaltung führte zu Blutvergiessen und zum blutigsten Conflict, von dem man in Bürgerkriegen weiss. Zoll für Zoll ward der Boden streitig gemacht, bis endlich die ganze physische Kraft und der tödtliche Hass des Staats sich in der Hauptstadt concentrirten. Die streitenden Parteien fochten ihre Kämpfe inmitten der Stadt aus; die Strassen wurden barricadirt und drei Monate lang konnte Niemand die Linie passiren, ohne dass nach ihm geschossen ward. Graüelscenen, die den menschlichen Glauben übersteigen, leben noch frisch in der Erinnerung der Bewohner. Die Liberalen erhielten das Uibergewicht; der centralistische Führer ward getödtet, seine Truppen wurden niedergemetzelt und im augenblicklichen Parteiwahnsinn ward der von den Centralisten bewohnte Theil der Stadt niedergebrannt und der Erde gleichgemacht; und neben dem Blute ermordeter Bürger, den Thränen und Verwünschungen von Wittwen und Waisen hatten die Sieger den Hochgenuss eines verheerten Landes und einer in Trümmern liegenden Hauptstadt. Derselbe Geist der Grausamkeit bezeichnete die Leoneser noch immer. Die Helden von Tegucigalpa, die ohne einen einzigen gemachten Gefangenen, als Zeugniss ihres Pardons, in die Stadt heimkehrten, wurden mit Glockengelaüte, Kanonendonner und andern Freudenbezeigungen empfangen; und sie waren noch immer in der Stadt, auf-

gebläht von ihrem brutalen Siege und voll Gier, zu mehr solchen Triumphen geführt zu werden.

Ich muss gestehen, dass sich meiner in den Strassen von Leon ein Gefühl von Unruhe und Aengstlichkeit in einem Grade bemächtigte, wie ich es nie in irgendeiner Stadt des Orients empfand. Meine gewechselte Kleidung machte meine Erscheinung nicht willkommner und der Adler auf meinem Hute zog eine absonderliche Aufmerksamkeit auf sich. An jeder Strassenecke stand eine Rotte Vagabunden, die mich in einer Weise angafften, als ob sie Lust hätten, einen Streit vom Zaune abzubrechen. Bei Manchen machte mich mein officieller Charakter zu einem Gegenstande des Argwohns; denn sie meinten, dass in ihren schmachvollen Kämpfen die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet wären und dass England, Frankreich und die Vereinigten Staaten sich im Geheimen um den Besitz ihres interessanten Landes stritten. Es war meine Absicht, dem Chef des Staates einen Besuch zu machen; allein aus Furcht, dass ich insultirt oder dass mir irgendeine mich aufhaltende Schwierigkeit bereitet werden möchte, kehrte ich wieder nach Hause zurück.

Nicolas hatte mit Hilfe der Diener des Hauses zwei Männer ausfindig gemacht, welche Willens waren mich zu begleiten; aber ihr Aussehen behagte mir so wenig, dass ich sie nicht einmal den Tag meiner Abreise wissen liess. Kaum hatte ich mich ihrer entledigt, als mein Führer kam und mich warnte, den nächsten Tag ja nicht aufzubrechen, weil am andern Morgen fünfhundert Mann Soldaten, die schon seit mehren Tagen Anstalten dazu getroffen, gegen San Salvador ausmarschiren sollten. Das war nun freilich eine sehr unangenehme Nachricht. Ich wünschte weder mit ihnen zu reisen, noch unterwegs mit ihnen zusammenzutreffen; und indem ich überlegte, dass ihr Marsch doch langsamer als der meinige sein würde, sagte ich dem Führer, er solle über ihre Abmarschzeit genaue Kunde einziehen, und wir wollten zwei Stunden vor ihnen aufbrechen. Nicolas ging mit ihm fort, um die Maulthiere zur Tränke zu führen; sie kehrten aber in grosser Eile mit der Nachricht wieder zurück, dass Pikets die Stadt nach Mannschaft und Maulthieren durchstreiften und nebenan in den Hof eines Padre eingedrungen wären und drei seiner Thiere weggenommen hätten. Daraufhin liess die Dame des Hauses alle Thüren verschliessen und sich die Schlüssel bringen, und so waren wir eine Stunde vor Dunkelwerden eingesperrt und meine armen Thiere mussten sich ohne Wasser begnügen.

Gegen 8 Uhr hörten wir das Trampeln von Reiterei auf den Strassen und sahen von der Innenseite des Portals aus gegen sechshundert Mann in Marschlinie sich aufstellen. Es war keine Musik, kein Jubelgeschrei zu hören, kein Tücherwehen zu sehen, um sie als Vertheidiger des Vaterlandes oder als ritterliche kühne Männer auf dem Wege zum Ruhme zu begrüssen; sondern sie zogen im Finstern, barfuss und wie verstohlen fort; die Leute blickten mit Besorgniss auf sie, und das Ganze sah mehr aus wie der Streifzug einer Verschwörerbande als wie der Abmarsch republikanischer Soldaten.

Mein Maulthiertreiber kehrte erst mit Tagesanbruch des nächsten Morgens zurück. Zu unserm Glücke hatte er erfahren, dass die Truppen zu einer andern und selbst noch unrühmlichern Expedition be-

stimmt wären. Die Sache war folgende. Man hatte bei einer Truppensendung nach Honduras Ausgaben gemacht, von denen Granada seinen Antheil zu zahlen sich weigerte, und zwar auf den Grund hin, dass es nach der Constitution blos zur Zahlung der zur Vertheidigung der Gränzen des eignen Staates gemachten Ausgaben verbunden sei. Diess ward zugegeben; aber die Ausgabe war nun einmal gemacht; Leon hatte die Schlacht geliefert und hatte dieselben Gewaltmittel, mit denen es diese gewonnen, auch zur Erzwingung der Kriegssteuer in Händen. Um Granada überrumpeln zu können, ward ausgesprengt, die Truppen wären nach San Salvador bestimmt, und sie schlugen auch wirklich die Strasse dahin ein; um Mitternacht aber lenkten sie auf einem Umwege auf den Weg nach Granada ab. Krieg zwischen den verschiednen Staaten war schon schlimm genug; hier aber ward die Flamme, die zuvor die Hauptstadt verwüstet hatte, innerhalb der eignen Gränzen des Staates neu angefacht. Was der Erfolg dieser Expedition war, habe ich nie gehört; wahrscheinlich aber ist Granada unversehens und vertheidigungslos genommen und zu einer Zahlung, zu welcher es durch die Constitution nicht verbunden war, durch Bajonette gezwungen worden.

Ich athmete freier auf, als ich wieder auf dem Rücken meines Macho sitzend zu den Thoren von Leon hinaus war. Nicolas war durch die Nachricht, dass in Realejo ein Schiff nach Costa Rica liege, veranlasst worden, noch länger mit mir zu reisen; ich aber hoffte eines nach Zonzonate zu finden. Die grossartige Ebene von Leon war jetzt noch schöner als vorher; sie war zu schön für das undankbare Volk, dem sie die gütige Vorsehung gegeben hat. Zur Linken lag derselbe niedrige Rücken, der sie vom stillen Meere scheidet, und zur Rechten strich die gewaltige Kette der Cordilleras, die mit dem Vulkan El Viejo endete.

Ich hatte das Dorf Chichuapa passirt, als ich hinter mir her *„caballero!“* schreien hörte und, als ich mich umkehrte, mehre Leute mit schwenkenden Händen, namentlich eine Frau ganz ausser Athem gestürzt kommen sah, welche letztere mir ein Taschentuch nachbrachte, das ich in dem Hause, wo ich gefrühstückt, hatte liegen lassen. Ich ritt weiter, als ein anständig aussehender Mann mich aufhielt und unter einer Menge von Entschuldigungen wegen seiner Freiheit um einen *medio* (Sixpence) bat. Ich gab ihm einen, den er betrachtete und mit den Worten *„no corre“* — „gilt nicht“ — mir zurückgab. Es war, sooft ich Geld zahlte, ganz gewöhnlich, dass ich zwei oder drei Stück als ungiltig zurückerhielt, welchem Gebahren ich mich zuweilen widersetzte; da aber in diesem Lande Alles verkehrt war, so schien es mir ganz in der Ordnung, dass Bettler wählerisch waren, und ich gab ihm ein anderes Stück.

Ich machte Halt in der Hacienda Herrn Bridges, eines Engländers von einer der westindischen Inseln, der seit vielen Jahren im Lande ansässig und an eine Dame aus Leon verheirathet war, wegen der Unruhen aber jetzt auf seiner Hacienda wohnte. Der Boden war köstlich für Baumwolle und Zucker geeignet, und Herr B. sagte mir, fünfzig Menschen könnten hier Zucker billiger fabriciren als zweihundert auf den Inseln; die Schwierigkeit wäre nur, dass man auf indianische Arbeit nicht bauen könnte. Obwohl ich hier bei der Güte

des Herrn B. und seiner Gemahlin und in der prächtigen Wildniss des Hacienda-Lebens mehre Tage mit grosser Befriedigung hätte verbringen können, so verweilte ich doch nur bis nach Tische, wo mich Herr B. bis Chinandega begleitete.

Mein erstes Geschäft war, wie gewöhnlich, Vorbereitungen zur Fortsetzung meiner Reise zu treffen. Mein Weg ging vorerst an der Küste des stillen Meeres hin; dann aber machte der Golf von Conchagua (Fonseca) einen tiefen Einschnitt ins Land, und über diesen pflegte man in einem Bongo zu setzen, während man die Thiere zu Lande um den Golf herum ziehen liess. Man sagte mir, dass das Letztere jetzt ein gefährliches Ding wäre, weil die Truppen aus Honduras auf San Salvador losmarschirten und die Thiere in Beschlag nehmen würden. Ich konnte diese Gefahr vermeiden, wenn ich selbst mit ihnen ging; aber es war eine Reise von sechs Tagen und durch ein so verödetes Land, dass es nothwendig war, das Futter für die Maulthiere mit sich zu führen; und da dann noch immer ein weiter Weg vor mir lag, so musste ich mit meiner Kraft schonend umgehen. Da ich nun aber doch meine Maulthiere nicht der Gefahr des Verlustes aussetzen mochte, so schickte ich einen Boten nach El Viejo, wo die Bongo-Besitzer wohnten, mit dem Auftrage, den grössten Bongo für mich zu miethen, indem ich entschlossen war, es zu wagen, die Thiere über Wasser mit mir zu nehmen. Am andern Morgen kehrte der Bote mit der Mittheilung zurück, dass er einen Bongo, der für den nächsten Abend bereit sein sollte, besorgt hätte, und mit dem Bescheide von Seiten des Eigners, dass die Einschiffung auf meine Gefahr geschehen müsse.

Da ich mich genöthigt sah, noch den ganzen Tag zu warten, so machte ich nach dem Frühstück einen Ausflug nach Realejo. Unterwegs traf ich mit dem englischen Viceconsul Herrn Foster zusammen, der mich eben besuchen wollte. Er kehrte mit mir zurück und führte mich vorerst zu der *Máquina* oder Baumwollenfabrik, von der ich unterwegs so viel hatte reden hören. Sie war die einzige im Lande und verdankte ihre Entstehung dem Unternehmungsgeiste eines Landsmanns, des Herrn Higgins, der sie erbaut, aber entweder weil er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah oder aus andern Ursachen des Landes überdrüssig war, an Don Francisco und Herrn Foster verkauft hatte. Beide hegten sanguinische Hoffnungen auf Gewinn, indem sie meinten, dass, wenn man sich nur einen Markt verschaffte, das Volk dann schon zur Thätigkeit und zum Anbau von so viel Baumwolle angespornt werden würde, dass eine Ausfuhr nach Europa möglich wäre. Die Hilfsquellen dieses zerrissenen Landes sind unberechenbar. Friede und Gewerbfleiss würden überreiche Quellen aufschliessen; und ich zweifle nicht, dass diese einzige Fabrik zur Beruhigung und Bereicherung des ganzen umliegenden Districts ihren Einfluss äussern werde.

Ich begleitete Herrn Foster nach Realejo, bis wohin es nur ein halbstündiger Ritt noch war. Der Hafen von Realejo, sagt Juarros, ist im Stande tausend Schiffe zu fassen; ich konnte ihn aber nicht besuchen, weil er noch zwei bis drei Leguas entfernt war. Die Stadt, die aus zwei oder drei Strassen mit niedrigen, weitauseinanderliegenden Häusern besteht und von Urwald umschlossen ist, ward von eini-

gen Waffengefährten Alvarado's gegründet, die auf ihrem Zuge nach Peru hier Halt machten; weil sie aber bei ihrer Nähe am Meere den Einfällen der Boucaniers ausgesetzt war, so zogen ihre Einwohner weiter binnenwärts und gründeten Leon.

Mit Dunkelwerden kehrten wir nach der Fabrik zurück und Don Francisco und ich ritten zusammen nach Chinandega, wo ich von der schönen Nachricht begrüsst ward, der Bootsbesitzer habe sagen lassen, dass er annähme, ich habe einen Erlaubnissschein zur Einschiffung von Seiten des Staatsoberhauptes, weil einer jüngsten Ordre gemäss sich Niemand ohne einen solchen einschiffen könnte. Mit seiner Annahme war er in gewaltigem Irrthum begriffen. Ich hatte den Staat von der Gränze der Wildniss her betreten und war nicht ein einziges Mal nach einem Passe gefragt worden. Der Leser wird sich erinnern, wodurch ich an meinem Besuche beim Staatsdirector gehindert ward; und übrigens wusste ich in Leon noch gar nicht, ob ich zu Lande weiterreisen oder den Golf übersetzen würde, und war der Meinung, dass ich am Einschiffungshafen alles Nöthige herbeischaffen könnte. Es machte mir diess eine ungemeine Störung; allein Don Francisco schickte zu dem Commandanten der Stadt, welcher sagen liess, die Ordre wäre noch nicht nach dem Hafen abgegangen, wohl aber in seinen Händen, und er würde sie noch zurückbehalten.

In der Frühe des nächsten Morgens schickte ich das Gepäck und einen Vorrath an Mais und Gras für die Maulthiere während der Reise auf einem mit Ochsen bespannten Karren vor mir voraus. Nach einem angenehmen Ritte von einer Legua erreichte ich El Viejo, eine der respectabelst aussehenden Städte in Nicaragua. Das Haus des Bongobesitzers war eines der grössten im Orte und ausgestattet mit zwei Mahagonisofa's von einem amerikanischen Kunsttischler in Lima, zwei Spiegeln mit Goldrahmen, einer französischen Uhr, vergoldeten Stühlen mit Rohrsitz und zwei Schaukelstühlen aus Boston, welche die Fahrt um Kap Horn gemacht hatten. Don Francisco ging zum Commandanten hinüber. Leider hatte dieser seine Befehle von der Regierung direct empfangen und wagte es nicht, mich passiren zu lassen. Ich ging selbst mit Herrn Foster zu ihm. Der Befehl lautete positiv und ich war in Verzweiflung. Ich machte jetzt einen letzten Versuch, indem ich mit meinem officiellen Charakter hervorrückte, und nach einer stundenlangen Marter und durch die warme Fürsprache des Herrn Foster und unter seiner Verbürgung, dass dem Commandanten kein Haar gekrümmt werden solle und dass er Knall und Fall einen Expressen nach Leon wegen eines Passes vom Staatsdirector senden wolle, ward mir endlich die Erlaubniss zur einstweiligen Weiterreise gegeben.

Nachdem ich von Herrn Foster und Don Francisco Abschied genommen, reiste ich unverzüglich nach dem Hafen ab. Es war ein Weg von sieben Leguas, der durch ununterbrochenen Wald führte. Unterwegs holte ich meine Bongo-Mannschaft ein; sie gingen beinahe nackend und im Gänsemarsche mit dem Steuermann an ihrer Spitze und Jeder trug auf dem Rücken einen Netzwerksack mit Tortillas und Vorräthen für die Reise. Halb 3 Uhr erreichten wir den Hafen Naguiscolo. Hier stand eine einzele Hütte, wo eine Frau mit Waschen von Korn beschäftigt war, neben welcher ein nacktes Kind auf dem

Boden sass, dessen Gesicht, Arme und Leib ein laufendes Geschwür waren, — ein Bild schmutziger Armuth. Vor uns dehnte sich eine grosse schlammige Fläche aus, mitten durch welche ein gerader Einschnitt, Kanal genannt, lief, mit einem Damme, der auf der einen Seite trocken war, wo die Sonne den Schlamm gehärtet und gebleicht hatte. In diesem Graben lagen mehre Bongos auf dem Trocknen und vermehrten noch die Hässlichkeit des Bildes. Ich dankte schon Gott, dass ich hier nicht lange zu verweilen genöthigt war, als das elende Weib vom Auswaschen ihres Korns aufstand und mit einer Stimme, die sich zu freuen schien, dass sich Gelegenheit fand, Andere so elend wie sie selbst zu machen, mir ins Ohr schrie, dass ein Hafenwächter direct aus der Hauptstadt hergesendet worden sei mit Befehlen, Niemanden ohne einen Pass einschiffen zu lassen. Derselbe sei in einer Canoa den Fluss hinabgefahren, um einen Bongo aufzusuchen, der ohne Pass abzufahren versucht hätte. Ich ging bei sengender Sonne auf dem Damme längs dem Kanale hin, in der Hoffnung, den Mann bei seiner Rückkehr allein abzufassen. Als ich bei den Bongos vorüberkam, fragten mich die Bootsleute, ob ich einen Pass hätte. Am Ende des Kanals sassen im Schatten eines grossen Baums zwei Weiber, die seit drei Tagen hier weilten und auf Jemand warteten, der wegen Holung eines Passes nach Leon gegangen war.

Es währte länger als eine Stunde, ehe der Wächter erschien. Er ward von dem Adler an meinem Hut frappirt und sagte, während ich ihm meine Geschichte erzählte, zu Allem *„Si, Señor“* (ja, mein Herr); wie ich aber vom Einschiffen zu sprechen anfing, sagte er: „Señor, Sie haben keinen Pass.“ Ich will den Leser mit den Einzelheiten all meiner Plackereien und meiner Angst an diesem Nachmittage nicht behelligen. Ich hatte den lebhaftesten Wunsch, schnell weiterzukommen, zumal da der vor mir liegende Weg über den Schauplatz des Kriegs führte und ein viertägiger Verzug mich mitten hineinwerfen konnte. (Die Folge bewies, dass ein einziger Tag dazu genügt haben würde.) Ich ging mit dem Hafenwächter nach der Hütte und zeigte ihm mit einer Bänglichkeit, wie ich sie seit meiner Abreise von Hause nicht empfunden hatte, meine Papiere — vielleicht ein grösseres Pack als ihm je vor die Augen gekommen und mit dicken Siegeln versehen, worin sich insbesondere mein Originalpass von meiner Regierung auszeichnete, — warf seine und meine Regierung in Eins, sprach von den freundlichen Beziehungen zwischen beiden und versuchte ihm eine überwältigende Idee von meiner Wichtigkeit beizubringen; aber er verstand mich nicht besser als wenn ich ihm das fünfte Problem Euklids auf Englisch vorgesagt hätte. Der arme Mann war fast in derselben grossen Verlegenheit wie ich selbst. Zu mehren Malen sprach er seine Zustimmung aus, trat aber dann wieder auf die Hinterfüsse; zuletzt indess, als ich ihm einen Brief einhändigte, der ihm den Schutz Herrn Fosters und des Commandanten in El Viejo versprach, willigte er doch noch ein, den Bongo abfahren zu lassen.

Es war etwa eine Stunde vor Dunkelwerden, als wir zum Einschiffen der Maulthiere hinab an den Strand gingen. Mein Bongo lag am äussersten Ende des Kanals und die Fluth war so hoch gestiegen, dass er flott ward. Wir begannen mit dem Grauschimmel,

indem wir ihm eine Schlinge um die Beine warfen, diese zusammenschnürten und ihn niederwarfen. Darauf versuchten die Leute ihn mit aller Kraft über Bord zu heben; als diess aber misslang, nahmen sie das Steuerruder ab, legten es gegen die Seite des Bongo, zogen das Maulthier auf ihm hinauf, kippten dann das Ruder über und liessen das Thier ins Boot gleiten. Währenddem stand der Macho unter einem Baume und sah mit sehr verdächtigen Blicken und bangen Ahnungen der Procedur zu. Jetzt ward die Schlinge auch ihm um die Beine geworfen und er unter verzweifeltem Straüben niedergeworfen; kaum aber berührte er den Boden, als er mit rasender Anstrengung die Stricke zerriss und sich wieder auf seine Füsse erhob. Bessern Erfolg hatte ein zweiter Versuch; allein die beiden Vis-à-Vis geriethen nun in ein verliebtes Handgemenge, so dass ich genöthigt war, das Gepäckthier zurückzulassen. Ich bezahlte den Hafenwächter, damit er das Thier zu Herrn Foster bringen möchte, habe aber nie erfahren, ob es an ihn gelangt ist oder nicht.

Da die Ruderer eines andern Bongo uns Beistand geleistet hatten, so liess ich für die gesammte Mannschaft Abendessen und Aguardiente kommen, was alles von dem Wächter in der Hütte geliefert ward; und als es vorüber war, begannen die Leute, sämmtlich in guter Laune, das Gepäck an Bord zu schaffen. Jetzt fingen einige der von der Abfahrt Zurückgehaltenen an zu murren und gleichzeitig trat ein neuer Mann in die Hütte ein, der, wie er sagte, direct aus dem Pueblo (El Viejo) kam und mir die verhasste Ordre in die Ohren krächzte, worauf auch der Hafenwächter von Neuem Einwendungen erhob. Durch diese letzte Störung ward ich in solchem Masse geärgert, dass ich den Neugekommenen durch Drohungen förmlich zur Hütte hinausjagte, dem Wächter aber sagte, die Sache wäre ein- für allemal abgemacht und ich würde nicht mit mir spielen lassen, nahm dann meine Flinte und hiess die Leute mir folgen. Ich sah voraus, dass das gute Mahl sie begeistern würde und dass ich auf sie bauen könnte. Die Wache und alle zum Warten Gezwungenen zogen uns nach; wir gelangten aber glücklich an Bord und meine Mannschaft war so benebelt, dass sie jeglichem Widerstande Trotz bot. Ein rasches angestrengtes Rudern führte den Bongo aus dem Kanale heraus, worauf unerwartet ein Fremder ins Boot trat und im Dunkeln unter das Zelt, wo die Thiere standen, schlüpfte. Ich war überrascht und ein wenig aufgebracht, dass er nicht um Erlaubniss gebeten, und es kam mir der Gedanke bei, dass er wohl gar ein Parteiführer sein und mich compromittiren möchte; gleichwohl hätte eine Umkehr des Boots zu neuen Schwierigkeiten führen können, und übrigens war er wahrscheinlich weiter nichts als ein armer Teufel, der sein Leben durch die Flucht zu retten suchte, und es war daher besser, dass ich gar nichts darum wusste. Inmitten meiner Zweifel schrie ein Mann am Ufer laut herüber, dass fünfzig Soldaten aus Leon angelangt wären. Es war pechfinster, so dass wir gar nichts sehen konnten, und meine Leute antworteten mit einem herausfordernden Geschrei.

Währenddem fuhren wir immer reissendschnell fort, sausten um die Aeste der Baüme und rannten wider sie an, so dass einmal die Maulthiere niedergeworfen, das Zelt mit fortgerissen wurde und wir dabei mit gewaltigem Stoss an einen andern Bongo anprallten, derge-

stalt dass wir alle in einen Knaüel zusammengeworfen wurden und ich meinte, wir sänken in den Grund. Die Leute standen mit brüllendem Gelächter wieder auf. Das war ein böser Anfang. Trotzdem aber war ich überfroh, dass wir aus dem Hafen herauswaren, und es lag in der ganzen Scene etwas Wildaufregendes. Endlich setzten sich die Leute an die Ruder und ruderten einige Minuten lang so toll, als wollten sie den alten Bongo zerreissen, wobei sie immerfort wie losgelassene Geister der Finsterniss schrieen. Der Pilot sass ruhig am Steuer, ohne zu sprechen, nur sah ich, so dunkel es war, dann und wann bei den tollen Ausbrüchen seiner Leute ein verstohlenes Lächeln über sein Gesicht gleiten. Von Neuem begann das rasende Rudern wie vorher, als plötzlich eines der langen Ruder brach und der Ruderer rückwärts fiel. Der Bongo ward zwischen die Baüme hineingetrieben und die Leute kletterten mit Hilfe der Äste ans Ufer hinauf. Die Schläge der Machetes mischten sich mit Schreien und Lachen und schallten in den stillen Wald hinein; sie waren das lärmendste Völkchen, mit dem ich in Centralamerika zusammengetroffen. Im Finstern hieben sie ein Dutzend Baümchen nieder, ehe sie fanden was sie brauchten, und in etwa einer Stunde kehrten sie zurück und stellten das zerrissene Zelt wieder her. Sie waren nun nüchterner geworden, nahmen ihre Ruder zur Hand und bewegten sich schweigend den dunkeln Fluss hinab bis um 1 Uhr (Nachts), wo wir vor Anker gingen.

Der Bongo war gegen vierzig Fuss lang, aus dem Stamm eines Guanacaste-Baums ausgehöhlt, etwa fünf Fuss weit und beinahe ebenso tief und mit gerundetem Boden, und ein *toldo* oder Sonnenzelt, aus Matten und Ochsenhaüten bestehend und gewölbt wie die Plane eines Marktwagens, überdeckte zehn Fuss vom Hintertheil, worauf sechs querüberlaufende Sitze für die Ruderer folgten. Der ganze Vordertheil war für die Leute nothwendig, so dass ich eigentlich blos auf den Zelttheil beschränkt war, wo wir mit den Maulthieren als Mitbewohnern unser wirklich zu viele waren. Die Thiere standen nebeneinander und waren mit den Halftern an die erste Bank gebunden. Der Boden des Boots war gerundet, so dass sie einen unsichern Stand hatten und, wenn das Boot sich hob, hastig mit den Füssen arbeiten mussten, um sich in ihrem Centrum gravitatis zu erhalten. Der Raum zwischen ihren Hufen und dem Log oder Stern des Bongo war meine Schlafstätte. Da Nicolas sich fürchtete, zwischen den Maulthieren hindurchzugehen, um zu seinem Platze unter den Bootsleuten zu gelangen, und über das Zelt nicht klettern konnte, so liess ich ihn aussen hinlegen, damit er den ersten Schlag der Thiere auffangen möchte, zog mich gegen den Stern des Bongo hinauf und legte mich hier schlafen.

Halb 8 Uhr früh lichteten wir den Anker, d. h. wir zogen einen grossen Stein herauf, und ruderten weiter. Um 9 Uhr erreichten wir die Mündung des Flusses. Hier hissten wir das Segel auf, das uns bei günstigem Winde sehr gute Dienste leistete. Die Sonne schien brennendheiss und unter dem Zelte war die Hitze unerträglich. Indem wir der Küste folgten, kamen wir um 11 Uhr dem Vulkan Coseguina, einem langen finstern Gebirgszuge mit einem andern Rücken, der unter ihm hinstreicht, und dann einer ausgedehnten, bis zur See mit Lava überdeckten Ebene gegenüber. Der Wind war uns entgegen; um nun

den Bongo um die Spitze des Vorlandes, von wo aus wir unsern Curs einschlagen konnten, herumzubringen, gingen die Bootsleute ins Wasser und treilten den Bongo. Von einem breitkrämpigen Strohhute gegen die Sonne geschützt, folgte ich ihnen nach und fand das Wasser köstlich. Währenddem brachte einer der Leute Sand vom Ufer herbei, um damit die Rundung des Bodens im Bongo zu verringern und den Maulthieren festern Fuss zu geben. Unfähig, um die Landspitze herumzukommen, warfen wir halb 2 Uhr Anker und bald lag Jedermann an Bord im Schlafe.

Als ich erwachte, ruhten des Steuermanns Beine auf meiner Schulter: eine Position, die allerdings ein Bisschen mit meiner Würde stritt, die ja aber Niemand sah. Vor mir lag der Vulkan Coseguina mit seinem Lavafeld und seiner öden Küste, und ausser meinen schlafenden Bootsleuten war kein lebendes Wesen zu sehen. Fünf Jahre zuvor las ich an den Küsten des Mittelmeers und am Fusse des Ätna in einer Zeitung einen Bericht von dem Ausbruche dieses Vulkans. Ich konnte damals kaum erwarten, dass ich ihn jemals sehen würde. Es war die graunvollste aller in der Geschichte bekannten vulkanischen Eruptionen, deren Getöse die Bevölkerung von Guatemala, vierhundert Meilen davon, in Schrecken setzte und in Kingston auf Jamaica, in achthundertmeiliger Entfernung, für die Nothsignalschüsse eines Schiffs auf See gehalten ward. Das Antlitz der Natur war ein anderes geworden: der Kegel des Vulkans war verschwunden; ein Berg und ein Lavafeld flossen zum Meere herab; ein Wald, so alt wie die Schöpfung, war gänzlich verschwunden; im Meere hatten sich zwei Inseln gebildet; Untiefen waren zum Vorschein gekommen, in deren einer ein grosser Baum umgekehrt steckte; ein Fluss war vollständig zugedämmt und ein andrer, der aber in entgegengesetzter Richtung lief, war entstanden; sieben Leute, die, im Dienste meines Bongo-Besitzers stehend, nach dem Wasser zugeeilt waren und in einen Bongo sich gestürzt hatten, waren für immer verschwunden; wilde Thiere verliessen heulend ihre Höhlen in den Gebirgen und Onzen, Leoparden und Schlangen flohen um Schutz den Wohnungen der Menschen zu.

Dieser Ausbruch fand am 20. Jan. 1835 statt. Herr Savage befand sich an jenem Tage auf dem Abhange des 120 Meilen entfernten Vulkans San Miguel, um nach dem Vieh zu sehen. Da bemerkte er um 8 Uhr im Süden eine dichte Wolke, die in pyramidaler Form aufstieg, und vernahm ein Getöse, das wie das Brausen der See klang. Es währte nicht lange, so wurden die dicken Wolken von lebhaften, rosenrothen und gespaltenen Flammen erhellt, die sie durchzuckten und wieder verschwanden und die er für ein elektrisches Phänomen hielt. Diese Erscheinungen nahmen so schnell zu, dass seine Leute erschraken und sagten, das Ende der Welt sei nahe. Bald überzeugte er sich, dass es der Ausbruch eines Vulkans sei; und da der Coseguina damals ein ruhiger Berg war, in dessen Tiefen man gar kein Feuer vermuthete, so meinte er, es sei eine Eruption des Vulkans Tigre. Er kehrte nach der Stadt San Miguel zurück und empfand noch während des Reitens drei Erdstösse. Die Einwohner wurden von Entsetzen ergriffen. Vögel flogen wild in den Strassen umher und fielen, vom Staube blindgemacht, todt zur

Erde nieder. Um 4 Uhr war es so finster, dass Herr Savage seine Hand, während er sie vor die Augen hielt, nicht zu sehen vermochte. Niemand ging ohne Licht aus, welches einen trüben und nebeligen, nur wenige Fuss weit reichenden Schein von sich gab. Jetzt eilte Alles in die Kirche, die nicht halb so Viele als hineinwollten fassen konnte. Man brachte das Bild der h. Jungfrau auf den öffentlichen Platz und trug es unter Glockengelaüte durch die Strassen, gefolgt von den Einwohnern in einer Bussprocession, Kerzen und Fakkeln tragend und zum Herrn um Vergebung ihrer Sünden aufschreiend. Während dieser Procession erfolgte ein neuer Stoss von solcher Heftigkeit und Dauer, dass er Viele der Mitziehenden zu Boden warf. Die Finsterniss währte bis 11 Uhr des nächsten Tages, wo die Sonne wieder theilweise sichtbar ward, aber trübe, nebelig und ganz glanzlos. Der Staub lag vier Zoll dick auf der Erde; die Zweige der Baüme brachen unter seiner Last und die Menschen sahen so entstellt aus, dass sie nicht wiederzuerkennen waren. Herr Savage reiste von San Miguel nach seiner Hacienda bei Zonzonate ab und ward im ersten Dorfe, wo er übernachtete, um zwei oder drei Uhr Morgens durch einen Knall aufgeweckt, der dem Losbrechen des furchtbarsten Donners oder dem Abfeuern von mehren tausend Geschützen glich. Diess war derselbe Knall, der die Bevölkerung von Guatemala in Schrecken setzte und den Commandanten, in der Meinung, die Hauptwache werde angegriffen, ausrücken liess, und derselbe, welcher zu Kingston in Jamaica gehört ward. Er war von einer so heftigen Erderschütterung begleitet, dass Herr S. aus seiner Hängematte geschleudert ward.

Gegen Abend wachten meine Leute alle auf. Der Wind war günstig, aber es ward trotzdem Alles mit voller Ruhe vorgenommen und nach dem Abendessen das Segel aufgehisst. Um 12 Uhr streckte ich mich in Folge freundschaftlicher Uibereinkunft auf des Steuermanns Bank unter dem Steuerruder nieder, und als ich erwachte, hatten wir den Vulkan Tigre passirt und befanden uns in einem Inselarchipel von grösserer Schönheit als der von Griechenland. Der Wind erstarb, und nachdem die Bootsleute noch eine kleine Weile mit den Rudern gespielt, liessen sie den grossen Stein wieder fallen und gingen schlafen. Ausserhalb des Zeltes war die Sonnenhitze versengend, unter ihm die Dickheit der Luft erstickend. Meine armen Maulthiere hatten leider seit ihrer Einschiffung kein Wasser bekommen, weil ich es in der Verwirrung des Fortkommens bis zum Augenblicke der Abfahrt vergessen und alsdann kein Gefäss hatte, worin ich es hätte mit mir nehmen können. Nachdem ich den Leuten einen kurzen Schlaf vergönnt, weckte ich sie und vermochte sie durch das Versprechen einer Belohnung, zu ihren Rudern zu greifen. Zum Glück bekamen wir, ehe sie ermüdeten, eine Brise, und um 4 Uhr Nachmittags liessen wir den grossen Stein im Hafen von La Union, der Stadt gegenüber, fallen. Hier lag ein einziges Schiff vor Anker, ein Walfischfänger aus Chile, das aus Noth hier eingelaufen und als seeunfähig verurtheilt worden war.

Der Commandant war Don Manuel Romero, einer von Morazans Veteranen, der sich zwar aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen sehnte, aber noch im Dienste blieb, weil er seinem Wohlthäter und

Freunde in seiner gegenwärtigen Bedrängniss nützlich werden konnte. Er hatte von mir gehört und seine Aufmerksamkeiten erinnerten mich an meinen officiellen Charakter, den ich bisweilen vergass, den aber Andere sehr selten ausser Acht liessen. Er lud mich in sein Haus ein, solange ich in La Union verweilte, machte mir aber eine Mittheilung, die mich mehr als je eiligst weiterzureisen wünschen liess. General Morazan hatte nämlich nur erst wenige Tage zuvor den Hafen verlassen, nachdem er seine Familie auf deren Reise nach Chile bis hierher begleitet hatte. Bei seiner Rückkehr nach San Salvador beabsichtigte er gerades Weges gegen Guatemala zu marschiren. Durch forcirte Märsche konnte ich ihn noch einholen und unter dem Schutzgeleite seiner Armee reisen, wobei ich freilich dem Zufall vertrauen musste, dass ich im Falle einer Schlacht nicht gerade an Ort und Stelle sein würde. Es fügte sich recht glücklich, dass der Commandant des verurtheilten Schiffs nach San Salvador gehen wollte und am nächsten Tage mich zu begleiten beschloss.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Reise nach San Salvador. — Ein neuer Reisegefährte. — San Alejo. — San Miguel. — Kriegslärm. — Ein andrer Landsmann. — Der Staat San Salvador. — Der Fluss Lempa. — San Vicente. — Der Vulkan San Vicente. — Warme Quellen. — Cojutepec. — Ankunft in der Stadt San Salvador. — Vorurtheil gegen Fremde. — Contributionen. — Pressgänge. — Vicepräsident Vigil. — Einnahme von San Miguel und San Vicente. — Gerüchte von einem Marsche gegen San Salvador. — Abreise von San Salvador.

Um 5 Uhr des nächsten Nachmittags brachen wir nach San Salvador auf. Don Manuel Romero versah mich mit Empfehlungsbriefen an alle Jefes políticos und des Kapitäns Name ward meinem Passe mit beigefügt.

Ich muss den Leser mit meinem neuen Freunde bekannt machen. Kapitän Antonio V. F., ein wenig über Dreissig, steuerte, nachdem er sechs Monate auf einer Walfischreise ausgewesen war, mit einem lecken Schiffe und einer meuterischen Mannschaft durch das stille Meer dem Continent Amerika's zu und erreichte den Hafen von La Union mit sieben bis acht Fuss Wasser im Kielraum und mit der halben Mannschaft in Eisen. Er wusste nichts von Centralamerika, bis die Noth ihn an seine Küste warf. Während er hier den schleppenden Gang einer ordnungsmässigen Verurtheilung und die Anweisung zum Verkaufe seines Schiffs abwartete, kam General Morazan mit einer Officiersescorte im Hafen an, um seine Frau und Familie nach Chile einzuschiffen. Kapitän F. ward bei dieser Gelegenheit mit ihnen und durch sie mit ihrer politischen Partei bekannt und es

ward ihm eine Oberstlieutenantsstelle angeboten, die er annahm, da er, nachdem er an die Schiffseigner und an seine Frau einen Bericht über sein gehabtes Missgeschick geschrieben und den Verkauf des Schiffs öffentlich bekanntgemacht hatte, des Wartens im Hafen müde und ein Feldzug mit Morazan das Einzige war, was sich ihm darbot. Er liebte General Morazan, er liebte auch das Land, und meinte, es würde auch seiner Frau gefallen; war Morazan glücklich, so gab es dann offne Stellen und besitzerlose Güter genug und darunter so manche, die des Besitzes werth waren. Er ward aus einem Walfischfänger mit derselben Ruhe ein Soldat, mit welcher ein Yankee vom Holzfäller zu einem Zeitungsschreiber übergehen würde. Die Sache ging mich zwar nichts an, ich deutete ihm aber doch an, dass hier keine Ehre zu gewinnen wäre; dass er seinen vollen Antheil an harten Püffen, Kugeln und Hieben davontragen würde; dass er im Falle von Morazans Siege einen verzweifelten Kampf um seinen Beuteantheil, im Falle seines Misslingens den sichern Tod des Erschiessens in Aussicht hätte. Alles dieses hatte er indessen wohl erwogen und er wollte auch noch vor seinem völligen Eintritt in San Salvador seine Beobachtungen machen.

Um 10 Uhr erreichten wir das Dorf San Alejo und kehrten hier in einem recht comfortabeln Hause ein, wo sich wegen des Gerüchts einer Invasion von Honduras aus Alles in einem Zustande grosser Aufregung befand.

Am nächsten Morgen in der Frühe reisten wir mit einem neuen Führer weiter, der uns eine kleine Strecke jenseits des Dorfs eine Stelle wies, wo ein Jahr zuvor sein Onkel ermordet und beraubt worden war. Vier der Raüber wurden ergriffen und vom Alcalden unter der Obhut der Verwandten des Ermordeten und mit der Anweisung, sie im Falle der Widerspänstigkeit niederzuschiessen, nach San Miguel geschafft. Die mitgegebene Wache fand sie gerade an dem Orte, wo der Mord begangen worden war, widerspänstig und schoss sie auf der Stelle nieder. Um 8 Uhr bekamen wir den Vulkan San Miguel in Sicht und um 2 Uhr langten wir in der gleichnamigen Stadt an. Während wir hier die Strasse hinaufritten, kamen wir bei einer grossen Kirche mit eingestürzter Façade vorüber, in deren Inneres, das unter freiem Himmel stand, wir sehen konnten und worin wir Malereien an den Wänden, einen vierzig Fuss hohen Altar, Saülen mit eingemeisselten und vergoldeten Bildern gewahrten. Auf dem ganzen Wege bis hierher hatten wir von Krieg gehört und fanden die Stadt in heftiger Bewegung. Die Truppen aus Honduras waren bereits auf ihrem Anmarsch begriffen und nur noch zwölf Leguas entfernt. Die Stadt San Miguel besass keine Soldaten zu ihrer Vertheidigung, da sie sämmtlich zu Morazans Armee gezogen worden waren. Viele Bürger hatten bereits die Flucht ergriffen, so dass die Stadt in Wahrheit halb entvölkert war, und auch die Zurückgebliebenen trafen Anstalten, sich durch Verbergung oder Flucht zu retten. Wir stiegen im Hause eines Amerikaners aus Connecticut, Namens John — oder Don Juan — Denning, ab, der an die Bundesregierung eine bewaffnete Brigg verkauft und sie bei der Blokade von Omoa selbst commandirt, dann aber im Lande geheirathet hatte und seit mehren Jahren zurückgezogen auf seiner Hacienda lebte. Sein

Haus war verödet und ausgeraümt und alles Meublement und Werthvolle verborgen und das leere Haus nur noch von seiner Schwiegermutter, einer bejahrten Dame, bewohnt. Niemand dachte an Widerstand. Der Kapitän kaufte einen silbergefassten Degen einem der angesehensten Einwohner ab, der seinen nutzlosen Schmuck in Geld verwandelte und mit einem kleinen, sein Geld enthaltenden Koffer unter dem Arme auf ein schönes Ross im Hofe wies und ohne Erröthen sagte, dass dieses seine Rettung wäre.

Der Kapitän hatte wegen dieser allgemeinen Flucht sehr viele Mühe, sich Maulthiere zu verschaffen; er führte zwei ungeheuer grosse Kisten mit sich, die unter Anderm peruanische Ketten und andere goldene Schmucksachen zu bedeutendem Belaufe, überhaupt all sein werthvolles Besitzthum enthielten. Am Abende gingen wir nach dem Marktplatze, wo Gruppen von Männern umherstanden und sich mit leiser Stimme von den Bewegungen der feindlichen Truppen unterhielten, wie weit sie an diesem Tage gekommen wären, wie viel Zeit sie noch brauchen würden, um den Rest des Wegs zurückzulegen und in welchem Augenblicke es nöthig sein dürfte zu fliehen. Nach Hause zurückgekehrt stellten wir zwei mit hölzernem Boden versehene Bettstellen zusammen, legten uns, die Angst der fliehenden Einwohner vergessend und durch Berechnung vergewissert, dass wir während der Nacht dem Anschein nach nicht gestört werden würden, nieder und genossen eines festen Schlafs.

In Folge der Schwierigkeit, Maulthiere aufzutreiben, brachen wir nicht eher als um 10 Uhr auf. Trotz des hohen Tages in einem Lande, welches das heisseste in Centralamerika ist und wo man sich der Sonne nicht ohne Gefahr aussetzt, wollten wir doch nicht warten, da jeden Augenblick neue Gerüchte von dem Anmarsche der Armee von Honduras umliefen und es uns von höchster Wichtigkeit war, einen Vorsprung vor ihr zu behalten. Ich werde daher unsre eilige Reise durch San Salvador nur flüchtig berühren, durch jenen reichsten Staat Centralamerika's, der sich 180 Meilen längs der Küste des stillen Meeres ausdehnt und Tabak, den bessten Indigo und den köstlichsten Balsam in der Welt erzeugt. Wir passirten über Berge und Flüsse, durch Thäler und ungeheure Schluchten und an den drei gewaltigen Vulkanen San Miguel, San Vicente und San Salvador vorüber, von denen der eine oder der andre uns fast beständig vor Augen lag. Der ganze Boden ist hier vulkanisch; denn meilenweit führt die Strasse über Lager verwitterter Lava, die zu dem Glauben geneigt machen, dass hier die ganze Küste des stillen Meeres ein über unterirdischen Feuern ausgespanntes ungeheures Gewölbe bilde. Seit der Zeit der Unabhängigkeit hat dieser Staat in der Verfechtung der liberalen Grundsätze immer vorangestanden und überall zeigt sich in ihm aüsserliche Verbesserung, Freiheit von Bigotterie und Fanatismus und eine Entwicklung der physischen und moralischen Kraft, wie man sie in keinem der andern centralamerikanischen Staaten findet. Die San-Salvadorianer sind die Einzigen, die von der Erhaltung der Integrität der Republik als einem nationalen Ehrenpunkte sprechen.

Am Nachmittage des zweiten Tages erblickten wir den Lempa, der sich dem stillen Meere zuwälzt und jetzt ein gigantischer Fluss

war, während ich ihn drei Monate zuvor in den Gebirgen von Esquipulas als ein kleines Gewässer gesehen hatte. Hier wurden wir von Don Carlos Rivas eingeholt, einem vorragenden Liberalen aus Honduras, der, um sein Leben zu retten, vor den factiösen Soldaten seines eignen Staates floh. Wir stiegen zum Ufer des Lempa hinab und folgten ihm durch einen wilden Wald, der durch einen Orkan durchstürmt worden war und dessen Bäume noch lagen wie sie gestürzt waren. Am Uibergangspunkte des Flusses war das Thal desselben eine halbe Meile breit; da wir aber jetzt in der trocknen Jahreszeit standen, so war auf dieser Seite ein breites flaches Ufer von Sand und Kies. Wir ritten bis ans Wasser heran und schrieen dem Bootsmann auf dem jenseitigen Ufer zu. Noch andere Gesellschaften langten jetzt an, lauter Flüchtige, unter ihnen die Gattin und Familie des ebengenannten Don Carlos, so dass wir eine grosse Menschenmasse bildeten. Endlich kam das Boot und nahm sechszehn Maulthiere, Sättel und Gepäck an Bord, und so viele Männer, Weiber und Kinder als sich darauf zusammenpferchen liessen, während noch eine Menge zurückblieben. Wir setzten im Finstern über und fanden auf der andern Seite alle Hütten und Schuppen von Flüchtlingen vollgepfropft; dazu lagerten noch unter den Bäumen ganze Familiengruppen im Dunkeln, und Männer und Frauen kamen hervorgekrochen, um Freunden Glück zu wünschen, die nun der Lempa vom Feinde trennte. Wir schliefen auf unserm Gepäck am Ufer des Flusses und sassen vor Tagesanbruch schon wieder im Sattel.

Wir blieben diese Nacht in San Vicente und am nächsten Morgen ritt der Kapitän in Gesellschaft mit einem invaliden Officiere Morazans, der durch Krankheit an der Begleitung des Generals auf seinem Marsche gegen Guatemala behindert worden war, mit dem Gepäck voraus, während ich mit Oberst Hoyas einen Abstecher nach der „Hölle“ — *el infierno* — des Vulkans San Vicente machte. Nachdem wir eine schöne, bis zum Fusse des Vulkans sich ausdehnende Ebne durchritten, liessen wir unsere Thiere bei einer Hütte zurück, gingen eine Strecke weit zu Fusse bis zu einem Gewässer in einem tiefen Schluchtthal und folgten dem Gewässer bis zu seiner Quelle, die aus dem Fusse des Vulkans hervorkam. Das Wasser war warm und hatte einen Geschmack nach Vitriol und die Ufer waren mit weissem Vitriol und Schwefelblumen incrustirt. In einer Entfernung von ein- oder zweihundert Schritten bildete es ein Bassin, in welchem das Wasser den Siedepunkt meines réaumurschen Thermometers überstieg. An verschiedenen Stellen hörten wir unterirdisches Geraüsch und gegen den Ausgang der Schlucht, am Abhange der einen Seite, war eine Oeffnung von etwa dreissig Fuss im Durchmesser, aus welcher unter furchtbarem Brausen siedendes Wasser in die Luft gespritzt ward. Sie heisst *El Infernillo*, d. i. die kleine Hölle. Die Umwohner behaupten, der Lärmen werde durch die geringste Erschütterung der Luft, sogar durch die menschliche Stimme, vermehrt. Wir näherten uns dem Bereiche des niederfallenden Wassers und schrieen hier zu mehren Malen laut auf, und wie wir horchten und in die grauenvolle Höhle blickten, kam es mir wirklich vor, als ob durch unser Schreien das Getöse lauter und wüthender würde und das kochende Wasser höher aufschösse. Oberst Hoyas führte mich

auf einen Weg, von welchem aus ich meine Strasse gleich einer weissen Linie über einen hohen grünen Berg sich hinziehen sah. Er sagte mir, dass viele Einwohner von San Miguel nach San Vicente geflohen wären und dass bei letzterm Orte das Heer von Honduras gewiss zurückgetrieben werden würde. Wir schieden voneinander mit wenig Aussicht, uns bei der kritischen Lage der Dinge so bald wiederzusehen.

Ich holte den Kapitän in einem Dorfe ein, wo er ein Frühstück bereitet hatte, und den Nachmittag erreichten wir Cojutepec, die gewesene zeitweilige Hauptstadt des Staates, schön gelegen am Fusse eines kleinen erloschenen Vulkans, an dessen grünem Abhange sich ein Pfad hinaufwand und dessen Höhe eine Festung krönte, die Morazan als seinen letzten Sammlungspunkt errichtet hatte, um unter dem Banner der Republik zu fallen.

Den nächsten Tag um 1 Uhr langten wir in San Salvador an, wo wir durch ein schönes Thor einzogen und durch eine Vorstadt ritten, die so übervoll von Frucht- und andern Bäumen war, dass unter ihnen vergraben die Armseligkeit der Häuser kaum bemerkt ward. Als wir weiter kamen, sahen wir Schutthaufen und grosse an der Fronte gespaltene und zusammenstürzende Häuser, als Zeichen jener Erderschütterungen, in deren Folge der Sitz der Regierung von hier nach Cojutepec verlegt und die Stadt beinahe entvölkert worden war. Die Reihe von Erdbeben begann am 3. Oct. 1839 (an demselben Tage, an welchem ich nach Centralamerika absegelte), wobei die Erde zwanzig Tage lang in zitternder Bewegung sich befand und bisweilen innerhalb vierundzwanzig Stunden fünfzehn bis zwanzig Stösse erlitt, von denen einer so gewaltsam war, dass, wie Herr Chatfield mir erzählte, eine Flasche, die in seinem Schlafzimmer stand, umgeworfen ward. Der grösste Theil der Einwohner verliess die Stadt und die Zurückbleibenden schliefen in den Höfen ihrer Häuser unter Matten. Jedes Haus ward mehr oder weniger beschädigt, manche waren unbewohnbar geworden und viele niedergeworfen. Zwei Tage vor unsrer Ankunft waren der Vicepräsident und die Beamten der Centralgewalt und der Staatenregierung, durch die kritische Lage der Dinge getrieben, in ihre zertrümmerte Hauptstadt zurückgekehrt.

Da wir um die glühendheisse Mittagsstunde anlangten, so waren die Strassen einsam, die Thüren und Fenster der Häuser und die Kaufläden am Markte geschlossen und die kleinen Mattenzelte der Marktweiber verlassen; denn alle Welt, vergessend die Erdbeben und die anrückende Feindesarmee, hielt ihr Mittagsschläfchen. In einer Ecke des Marktplatzes sahen wir eine Barricade aus Baumstämmen, roh wie eine indianische Festung und durch Geschütz verstärkt, welche der Schauplatz der letzten Anstrengung zur Rettung der Stadt werden sollte. Einige wenige Soldaten schliefen unter dem Corridor der Hauptwache und vor der Thür schritt ein Wachtposten auf und ab. Von diesem unsern Weg erfragend wandten wir uns um die Ecke des Marktes und machten Halt am Hause Don Pedro Negrete's, damaligen Viceconsuls sowohl für England als für Frankreich, welcher der einzige Repräsentant einer auswärtigen Macht in der Hauptstadt war.

Es war einer der charakteristischen Züge dieser unglücklichen Revolution, dass die liberale Partei eine leidenschaftliche Erbitterung wider die Ausländer zeigte, ganz vornehmlich wider die Engländer, angeblich wegen ihrer Besitzergreifung der elenden kleinen Insel Roatan in der Hondurasbai. Die „Presse", ein kleines Wochenblatt, das in San Salvador erschien, war reich an inflammatorischen Artikeln wider „*los Ingleses*", ihre Usurpation, ihren Ehrgeiz und ihren schändlichen Anschlag, zu ihren ausgedehnten Besitzungen auch noch die Republik Centralamerika zu fügen. Es war doch eine verzweifelte Anstrengung, eine mit Vernichtung bedrohte Partei dadurch zu halten, dass man das nationale Vorurtheil gegen die Fremden aufstachelte. Ein Hervortreten dieses Geistes zeigte sich in dem Allianzvertrage zwischen San Salvador und Quezaltenango, den einzigen zwei Staaten, welche die Bundesregierung aufrechtzuhalten suchten, in welchem Vertrage man übereinkam, dass ihre Delegirten zu dem Nationalcongress angewiesen werden sollten, vor allem Andern über die zur Wiedererlangung der Insel Roatan zu ergreifenden Massregeln zu verhandeln; dass ferner kein Erzeugniss des englischen Bodens oder Gewerbfleisses, und wenn es auch unter der Flagge einer andern Nation hereinkäme, sowie keine Waare einer andern, wenn auch freundlichgesinnten Nation, wenn selbige auf einem englischen Fahrzeuge anlangte, in das Gebiet der Republik auf so lange zugelassen werden sollte, bis England an Centralamerika den Besitz obiger Insel zurückgegeben haben würde. Ich will nicht behaupten, dass sie unrecht thaten, ihre Ansprüche auf diese Insel geltend zu machen — die englische Flagge war in einer sehr summarischen Weise auf ihr aufgepflanzt worden —; auch nicht, dass sie Unrecht hatten, die einzigen in ihrer Gewalt stehenden Mittel zur Redressirung Dessen, was sie als eine Ungerechtigkeit betrachteten, zu empfehlen; denn in Feindseligkeiten mit dieser ungeheuern Macht sich einzulassen, würde doch von Seiten der Staaten San Salvador und Los Altos (Quezaltenango) ein tollkühner Streich gewesen sein; allein es ward niemals eine förmliche Klage erhoben, keine Unterhandlung vorgeschlagen; und bei Bekanntmachung genannten Tractats, den der britische Generalconsul Herr Chatfield als unehrerbietig und beleidigend für seine Regierung betrachtete, richtete er an den Vicepräsidenten eine Note, welche eine kategorische Antwort auf die Frage verlangte: „ob die Bundesregierung noch existire oder nicht" (genau Das, was ich so gern zu wissen wünschte), worauf er keine Antwort empfing. Als später Herr Chatfield Nicaragua besuchte, sandte die Regierung dieses Staates eine Mittheilung an ihn mit der Bitte um seine Vermittelung zur Beilegung der Schwierigkeiten zwischen den damals im Krieg befindlichen Staaten San Salvador und Honduras, und durch ihn um die Garantie der Königin von England zur Erzwingung der Erfüllung eines zwischen ihnen abgeschlossenen Tractats. Herr Chatfield bezog sich in seiner Antwort auf seinen Brief an den Vicepräsidenten und sprach von der Regierung als der „sogenannten Bundesregierung." Die Correspondenz ward veröffentlicht und steigerte noch die Erbitterung wider Herrn Chatfield und die Fremden überhaupt; sie wurden als Anstifter und Förderer der Revolution angeklagt; ihre Rechte und Privilegien als Residenten erörtert und zuletzt

gar noch von der Ungerechtigkeit gesprochen, dass sie den Schutz der Regierung genössen (!), ohne dass sie zu den Kosten zu deren Erhaltung beitrügen. Die Folge war, dass bei Ausschreibung einer neuen Zwangsanleihe die Fremden in die Zahlungsverbindlichkeit mit eingeschlossen und ein peremtorischer Befehl erlassen ward, der sie anwies, für den Fall der Weigerung zum Zahlen das Land binnen acht Tagen zu verlassen. Die Ausländer waren darob ausserordentlich aufgebracht. Es lebten nicht mehr als ein Dutzend im Staate, und da die meisten derselben Geschäfte betrieben, die sie nicht ohne ihren Ruin verlassen konnten, so waren sie zur Zahlung gezwungen. Zwei oder Drei wollten zwar fortgehen, drohten aber, bevor sie gingen und sich Märtyrer nannten, mit der Rache ihrer Regierung und sprachen von der Ankunft eines britischen Kriegsschiffs. Herr Kilgour, ein britischer Unterthan, weigerte sich zu zahlen; und die Behörden erhielten Befehl, ihm seinen Pass zu geben und ihn aus dem Staate zu weisen. Don Pedro Negrete als französischer Viceconsul und englischer Bevollmächtigter reichte eine Gegenvorstellung ein. Des Vice-Präsidenten Antwort darauf (die zum Theil nur zu wahr war) theile ich, weil sie die Gründe des Gesetzes enthält und den Zustand der zur Zeit herrschenden Gesinnung zeigt, mit seinen eignen Worten mit:

„Fremde dürfen in diesen barbarischen Ländern, wie sie sie nennen, nicht den Vortheil zu geniessen erwarten, in ihrem Eigenthum geschützt zu werden, wenn sie nicht die Regierung darin unterstützen. Wir sind arm, und wenn in einer der in neuen Ländern, die ihre politische Laufbahn kaum begonnen haben, so häufigen Erschütterungen Fremde Verluste erleiden, so nehmen sie sogleich Zuflucht zu ihren Regierungen, so dass die Nationen, zu denen sie kommen und wo sie nicht ohne Kenntniss der Gefahren sich in Speculationen einlassen, ihnen das Doppelte und Dreifache des Verlornen bezahlen müssen. Diess ist in jeder Beziehung ungerecht, wenn sie nicht der Regierung in ihren dringendsten Bedürfnissen mit einem unbedeutenden Darlehen unter die Arme greifen wollen. Was soll die Regierung thun? Sie muss ihnen sagen: „„„Fort mit euch, ich kann euer Eigenthum nicht schützen; oder leiht mir eine gewisse Summe, die mich in den Stand setze es zu schützen.““ Wenn andrerseits es geschieht, dass eine starke Partei oder eine Faction, wie sie genannt wird, die Oberhand gewinnt und über euer Besitzthum so gut wie über das Besitzthum der Söhne des Landes und des Staatsschatzes herfällt und ihr euch bei eurer Nation beklagt, dann blokirt diese Nation unsere Häfen und lässt uns armes Volk tausend Procent bezahlen.“

Herr Mercher, ein französischer Kaufmann, war zur Zeit als diese Zwangssteuer auferlegt ward abwesend, der französische Viceconsul Don Pedro Negrete aber war sein Agent mit Vollmacht und hatte seine Güter in seiner Verwahrung. Dieser weigerte sich zu zahlen. Die Regierung drang darauf. Don Pedro war entschieden fest. Die Regierung legte Soldaten in sein Haus. Don Pedro sagte, er werde die französische Flagge aufstecken; das Staatsoberhaupt entgegnete, er werde sie herunterreissen. Don Pedro ward in seinem eignen Hause gefangen gehalten, seine Familie von ihm entfernt und sein Essen ihm durch einen Soldaten gebracht, bis endlich ein Freund

das Geld zahlte. Don Pedro behauptete, die Majestät Frankreichs wäre in seiner Person verletzt worden; die Regierung sagte, man habe gegen ihn als Merchers Agenten, nicht als französischen Consul verfahren. Doch, Consul oder Agent, Don Pedro's Körper trug die Folgen davon und wir fanden ihn, da diess alles nur erst zwei Tage vor unsrer Ankunft geschehen war, wegen einer Unpässlichkeit, die ihm der Aerger und die Aufregung zuwege gebracht, noch im Bette liegend. Wir erhielten alles Obige mit vielen Einzelheiten von Don Pedro's Sohne als Entschuldigung wegen seines Vaters Abwesenheit und als Erklärung der Irrreden, die wir in dem anstossenden Zimmer hörten.

Den Abend wartete ich dem Vicepräsidenten Vigil auf. Es hatten grosse Aenderungen stattgefunden, seit ich ihn in Zonzonate gesehen. Die Bundestruppen waren in Honduras geschlagen worden; Carrera hatte Quezaltenango erobert, es mit seinen eignen Soldaten besetzt, seine Existenz als besondrer Staat vernichtet und es zu Guatemala geschlagen. San Salvador stand als Vertheidiger der Bundesregierung allein noch da. Aber mit der dringenden Noth hatte sich Señor Vigil's Seele gehoben, und der Chef des Staats, ein kühner Mulatte, sowie andere Regierungsbeamte standen zu ihm. Sie wussten, dass die Truppen von Honduras gegen die Stadt anrückten, sie hatten Grund zu fürchten, dass sie sich mit denen von Nicaragua vereinigen würden, aber sie liessen sich dadurch nicht entmuthigen; im Gegentheil, Alle zeigten eine Entschlossenheit und Thatkraft, wie ich sie hier noch nicht gesehen. General Morazan, sagten sie, sei auf seinem Marsche gegen Guatemala; obgleich des Krieges müde, hätte sich doch die Bevölkerung von San Salvador mit neuer Begeisterung erhoben; von allen Seiten strömten Freiwillige herbei, und mit einer Entschiedenheit, die, obgleich durch Bürgerkrieg hervorgerufen, doch Bewunderung erregte, wären Alle entschlossen, den Bund zu vertheidigen oder unter den Trümmern von San Salvador unterzugehen. Es war das erste Mal, dass meine Gefühle lebhaft aufgeregt wurden. In allen damaligen Revolutionen des Landes hatte ich keinen Funken von Heroismus, nichts von hoher Vaterlandsliebe erblickt. Selbsterhaltung und Selbstvergrösserung waren immer die herrschenden Leidenschaften. Es war eine blutige Balgerei um Macht und Stellung; und wie ich durch das schöne Land ritt und sah, was die Vorsehung für seine Bewohner gethan hatte und wie undankbar sie sich dafür bezeigten, da dachte ich manchmal, dass es ein grosses Glück für sie sein würde, wenn sie das Spiel der Kilkenny-Katzen zu Ende spielen wollten. Es war ein höherer Ton als ich gewohnt war, als die Leiter eines einzigen Staates, mit einer feindlichen Armee vor den Thoren und ohne ihre eignen Soldaten um sich zu haben, den ernsten Entschluss aussprachen, den Bund zu retten oder unter den Trümmern ihrer Hauptstadt unterzugehen. Aber sie verzweifelten noch nicht an der Republik; die Truppen von Honduras, meinten sie, würden bei San Vicente zurückgeworfen werden und Morazan würde Guatemala nehmen. Die ganze Revolution ward durchgesprochen und die Unterhaltung war für mich von hohem Interesse, insofern sie mir Gegenstände berührte, in denen es sich um Leben und Tod handelte. Was ich von diesen Männern sage, kann sie

nicht compromittiren, da sie alle in der Verbannung leben und auf ihre Rückkehr das Todesurtheil gesetzt ist. Sie sprachen mit nichten in dem wilden, blutgierigen Geiste, den ich später in Guatemala ihnen aufbürden hörte, aber sie redeten mit grosser Erbitterung von Männern, die ich als persönliche Freunde achtete, und sagten von ihnen, sie wären früher durch ihre Milde verschont worden; fügten aber in einem Tone, der nicht missverstanden werden konnte, hinzu, sie würden einen solchen Fehler nicht abermals begehen.

Wo war inmitten dieses Wirrsals meine Regierung? Ich hatte nun das ganze Land durchreist, von einem bald erscheinenden bald verschwindenden schwachen Lichte geleitet, und ich konnte mir nicht verhehlen, dass die entscheidende Krisis meines Glücks vor der Thür stand. Alles beruhte jetzt auf dem Erfolge von Morazans Expedition; war er unglücklich, so war es mit meiner Thätigkeit zu Ende. Aber ich verzweifelte auch in dieser düstersten Stunde der Republik noch immer nicht. In einem zehnjährigen Kriege war Morazan nie geschlagen worden; Carrera, meinte ich, würde keine Schlacht mit ihm wagen; Guatemala würde fallen, die moralische Wirkung hiervon im ganzen Lande empfunden werden, Quezaltenango seine Ketten abschütteln, die starke Minorität in den andern Staaten sich erheben, das Banner der Republik wieder triumphirend wehen, und aus dem Chaos heraus würde die von mir gesuchte Regierung erscheinen.

Dessenungeachtet war ich meiner Sache nicht so gewiss, um sie ruhig in San Salvador abzuwarten. Der Erfolg war ein sehr ungewisser, und entstand ein langandauernder Krieg, so konnte ich, der Gelegenheit meinem Lande durch diplomatische Künste zu dienen beraubt, von Guatemala abgeschnitten und zugleich in der Verfolgung andrer Zwecke, die mir interessanter waren als meine gegenwärtige unsichere Thätigkeit, verhindert werden. Der Plan, der den Kapitän nach San Salvador geführt, war fehlgeschlagen; er konnte an Morazans Feldzuge keinen Theil nehmen. Er hatte indessen im Hafen nichts zu thun, wünschte Guatemala zu sehen, hatte einen Vorrath an Geschmeide und andern Dingen, die er daselbst verkaufen konnte, und war Morazans Erfolges so gewiss, dass er beschloss, dorthin zu reisen, ihm einen Besuch zu machen und die seinem Siege folgenden Bälle und andere Lustbarkeiten zu geniessen.

Bei der in der Stadt herrschenden Aufregung und Angst war es sehr schwer, Maulthiere zu bekommen; und ganz unmöglich war es, direct nach Guatemala welche zu erhalten, da kein Mensch vor Bekanntwerdung des Erfolgs von Morazans Expedition auf dieser Strasse reisen wollte; ja selbst um sie nur bis Zonzonate zu erlangen, waren wir genöthigt, einen Tag zu warten. Es war meine Absicht, diesen Tag fern von dem Tumult der Stadt zu verbringen und den Vulkan San Salvador zu ersteigen; leider aber kam am andern Morgen ein Weib mit der Nachricht zu uns, einer unserer Leute wäre von einer Press-Truppe ergriffen worden und sässe im Gefängniss. Wir folgten der Frau nach dem Orte, und von dem Officiere eingeladen, einzutreten und unsern Mann herauszusuchen, sahen wir uns von hundert Mann von Vigils Freiwilligen umgeben, Leuten von jeglichem Aussehen und allen möglichen Charakteren, vom erschrocknen unbärtigen

Diener, den man von seines Herrn Thür fortgeschleppt hatte, bis zum verwegensten Kerle; Manche schlafend, Andere Cigarrenstummel rauchend, Einige finster, Andere vollkommen sorglos aussehend. Zwei Kerle von der allerschlimmsten Sorte thaten mir die Ehre an zu sagen, dass ich ihnen gefallen könnte, nannten mich Kapitän und baten mich, sie in meine Compagnie zu nehmen. Unser fraglicher Mann war nicht ehrgeiziger Natur und konnte sich besser stehen als wenn er für einen Schilling per Tag nach sich schiessen liess; allein ohne eine Ordre des Staatschefs konnten wir ihn nicht mit fortnehmen, und deshalb ging ich sofort ins Regierungsbureau, wo ich leider Señor Vigil antraf; ich sage „leider", denn der Gegenstand meines Besuchs und die Geheimnisse des Gefängnisses, in die ich geschaut, waren doch ein unglückseliger Commentar zu seinen prahlerischen Reden von des Volkes Enthusiasmus bei Ergreifung der Waffen. Mit seiner gewohnten Höflichkeit indess verfügte er, dass der geeignete Befehl ausgefertigt und die Namen aller in meinem Dienste Stehenden an die Kapitäne der verschiednen Press-Truppen mit der Ordre, sie unberührt zu lassen, zugesandt würden. Den ganzen Tag fing man Leute hinweg und brachte sie herein, die auf der Strasse von kleinen Officieren einexercirt wurden. Den Nachmittag langte die Nachricht an, dass General Morazans Vorhut ein Detachement von Carrera's Truppen geschlagen habe und dass er mit verstärkten Truppen auf Guatemala losmarschire; in Folge dessen auf dem Marktplatze ein Freudenfeuer abgebrannt und der Sieg durch das Gelaüte aller Glocken verkündet ward.

Den Abend sah ich Señor Vigil wiederum und unter vier Augen. Er hoffte zuversichtlich auf einen guten Ausgang: die Truppen von Honduras würden bei San Vicente zurückgeworfen werden, Morazan würde Guatemala einnehmen. Er drang in mich zu warten: alle seine Anstalten wären bereits getroffen, seine Pferde ständen gesattelt und auf die erste Nachricht von Morazan's Einzuge wolle er nach Guatemala gehen und es wiederum zur Hauptstadt erheben. Aber mir bangte vor jedem Aufschub, und so schieden wir mit der Hoffnung, in Guatemala wieder zusammenzutreffen; wir haben uns aber niemals wieder begegnet. Wenige Tage darnach war er, um sein Leben zu retten, auf der Flucht begriffen und jetzt lebt er in der Verbannung und auf seine Rückkehr steht der Tod. Die Partei, welche Guatemala beherrscht, haüft alle Schmach auf seinen Namen; ich aber werde bei der Erinnerung an meine eilige Reise nie den Mann vergessen, dem die unglückliche Auszeichnung zu Theil ward, Vicepräsident der Republik zu sein.

Ich empfing erst spät am Abende meinen Pass, auf welchem trotz meiner entgegengesetzten Anweisung des Kapitäns Name mit aufgenommen war. Theils waren wir verschiedner Ansicht in Betreff des Ganges unsrer Bewegungen, indem er zu einer raschen Reise nach Guatemala weniger als ich geneigt war; theils erachtete ich es nicht der Ordnung gemäss, dass auf einem officiellen Passe der Name eines Parteigängers mit stände. Diess veranlasste mich, am andern Morgen bei Zeiten in die Regierungskanzlei zu gehen und den Pass ändern zu lassen. Eben waren die getrennten Pässe mir eingehändigt worden, als ich Pferdegetrampel auf der Strasse hörte und fünfzehn

bis zwanzig Reiter, mit Schweiss und Staub bedeckt, in den Hof galoppirten, unter denen ich General Hoyas auf seinem edlen Ross entdeckte, welches letztere so abgehetzt war, dass ich es nicht wiedererkannte. Sie waren die ganze Nacht hindurch geritten und brachten die Nachricht mit, die Truppen von Honduras hätten San Miguel und San Vicente eingenommen und rückten eben auf San Salvador los. Würden sie nicht bei Cojutepec zurückgeschlagen, so müssten sie noch an diesem Tage vor der Hauptstadt stehen. Vier Tage lang war ich vor diesen Truppen ausgerissen und jetzt, wo sich die Aussicht auf ein wirkliches Zusammentreffen darbot, bedauerte ich in seltsamer Laune, dass meine Reiseanstalten schon so weit vorgerückt waren und ich zum Bleiben nicht gezwungen ward. Es wandelte mich eine starke Neugier an, eine Stadt im Sturme nehmen zu sehen; leider nur hatte ich nicht die kleinste mögliche Entschuldigung zu längerm Verweilen anzuführen. Ich hatte ja meinen Pass schon in den Händen und meine Maulthiere standen reisefertig da. Trotzdem kam ich, noch ehe ich Don Pedro's Haus erreichte, zu dem Entschlusse zu bleiben. Der Kapitän hatte schon Degen und Sporen an und wartete nur auf mich. Ich theilte ihm die neueste Neuigkeit mit und er dankte Gott, dass wir ganz reisefertig wären, und stieg sofort aufs Pferd. Ich fügte hinzu, dass meine Absicht wäre noch dazubleiben. Er weigerte sich und sagte, dass er den blutgierigen Sinn des Volks besser als ich kennte und einen Kampf, bei dem er nicht betheiligt wäre, nicht mit anzusehen begehrte. Ich gab eine Gegenrede und nach kurzem Hin- und Herstreiten war die Folge, wie gewöhnlich zwischen zwei harten Köpfen, dass ich nicht gehen, er nicht bleiben wollte. So liess ich denn meine Gepäckthiere und Diener unter seiner Obhut vorausgehen. Er ritt fort und wollte auf einer Hacienda an der Strasse auf mich warten, während ich mein Pferd wieder absattelte und ihm eine neue Portion Mais gab.

Unterdessen hatte sich die Nachricht in der Stadt verbreitet und es herrschte grosse Aufregung. Niemand dachte an Flucht, der Geist des Widerstandes war allgemein. Die gepressten Soldaten wurden aus den Gefängnissen herausgebracht und mit Waffen versehen und Trommelschlag in den Strassen rief Freiwillige zusammen. Bei meiner Rückkehr aus der Regierungskanzlei bemerkte ich einen Schneider, der an seinem Werktisch bei der Arbeit sass; und als ich wieder vorüberging, stand sein Ross schon an der Thür, sein schluchzend Weib steckte ihm Pistolen in die Holftern und er selbst schnallte sich die Sporen an. Dann sah ich ihn wieder zu Pferde vor der Hauptwache stehen, wo er eine Lanze mit einer rothen Fahne erhielt und darauf davongaloppirte, um seinen Platz in Reihe und Glied einzunehmen. In zwei Stunden war Alles gethan, was die verarmte Stadt thun konnte. Vigil, das Staatsoberhaupt, die Kanzlisten, das Dienstpersonal — Alles rüstete sich zum letzten Kampfe. Um 12 Uhr war die Stadt still wie der Tod und diese Ruhe hatte etwas Schauerliches. Um 2 Uhr langte die Nachricht ein, dass die Truppen von San Vicente nach Cojutepec zurückgegangen und die Truppen von Honduras noch nicht herangekommen wären. Auf der Stelle ward ein Befehl erlassen, dieses Cojutepec zum Sammelplatze zu machen und die Mannschaft aus der Stadt dorthin zu senden. Gegen zwei-

hundert Lanciers marschirten bei glühender Sonnenhitze unter einem schwachen Hurrah vom Markte ab, ich aber kehrte nach Hause zurück. Die Aufregung legte sich; auch die meinige verschwand und ich bedauerte schon, dass ich nicht mit dem Kapitän abgereist war, als dieser zu meinem Erstaunen in den Hof hereinritt. Es war ihm unterwegs eingefallen, dass er mich im Stiche gelassen hätte und dass es seine Pflicht wäre, als Reisegefährte bei mir zu bleiben. Ich hatte keine solche Idee, freute mich aber ob seiner Rückkehr, stieg auf und überliess meine Hauptstadt ihrem Schicksal und war auch jetzt noch in Ungewissheit, ob ich eine Regierung gefunden hätte.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Contributionen. — Die Barranca de Guaramal. — Der Vulkan Izalco. — Rascons Raübereien. — Zonzonate. — Nachrichten aus Guatemala. — Fortsetzung der Reise. — Aguisalco. — Apeneca. — Das Gebirge von Aguachapa. — Unterirdische Feuer. — Die Stadt Aguachapa. — Morazans Niederlage. — Verwirrung und Schrecken.

Da der Kapitän für gewisse dringende Fälle ein Handpferd hatte, so liess ich mir diess gesagt sein und kaufte mir ebenfalls eines von einem Officier Morazans, der es verkaufte, weil es im Feuer nicht Stand hielt, und es mir wegen seiner Eigenschaft, seinen Reiter aus dem Bereiche der Kugeln zu entführen, empfahl. In der Entfernung von zwei Leguas erreichten wir eine Hacienda, wo unsere Leute mit dem Gepäck auf uns warteten. Sie war von einem traurigen alten Manne ganz allein bewohnt, der an einem grossen Kropfe litt, wie er überhaupt im ganzen Lande gewöhnlich ist. Während die Leute wieder aufluden, hörten wir Getrampel von Pferden und es sprengten fünfzehn bis zwanzig Lanciers an den Zaun der Hacienda heran, deren Anführer, ein schwarzer Mann von hartem Ausdruck, aber respectabelm Aussehen und von etwa vierzig Jahren, mit einer tiefen Stimme dem alten Manne zurief, er solle sich bereit halten und aufsitzen; es wäre die Zeit gekommen, wo jeder Mann für sein Vaterland kämpfen müsste; hätten sie diess früher gethan, so würden ihre Schiffe auf dem atlantischen und stillen Meere schwimmen und sie jetzt nicht der Gnade der Fremden und Feinde preisgegeben sein. Kurz, die ganze Ansprache klang recht gut und würde für eine Rede am 4. Julius oder bei einer Wahl-Vorversammlung recht hübsch gepasst haben; aber vom Rücken eines Pferdes von einem gewichtigen, wohlbewaffneten und von zwanzig Lanciers umgebenen Manne gehalten, klang sie den Ohren der „Fremden," auf die sie gemünzt war, keineswegs angenehm. Ich hatte wirklich Respect vor des Mannes Energie, aber sein Ausdruck und seine Manier versperrte allen Höflichkeiten Thor und Thür; daher wir denn, obgleich er auf eine Antwort von uns wartete, kein Wort dazu sagten.

Der alte Mann erwiederte, er wäre zum Fechten zu alt, worauf der Officier entgegnete, dann möchte er Andern dazu behilflich sein und seine Pferde oder Maulthiere hergeben. Diess ging wiederum uns an, weshalb wir unsere Thiere bei Seite nahmen und des alten Mannes armselige Kracke ihnen überliessen, die er „sein Alles" nannte. Der Officier, welcher aussah, als ob er gern einen Vorwand zur Beschlagnahme unserer Thiere ausfindig machen möchte, sagte ihm, er solle sein Maulthier nur hergeben; worauf der alte Mann es langsam losband, es ohne ein Wörtchen zu sagen nach dem Zaune hinführte und einem der Lanciers die Halfter hinüberreichte. Sie lachten, als sie des alten Mannes „Alles" empfingen, versetzten der armen Mähre einige Stiche mit ihren Lanzen und galoppirten davon, um neue „Contributionen" aufzusuchen.

Leider schlugen sie den gleichen Weg mit uns ein und wir befürchteten, dass sich in dem ganzen Striche bis Zonzonate Streifparteien herumtreiben möchten. Diess erinnerte uns an einen Umstand, der uns viel Unruhe machte. Da die Postrouten alle aufgehoben waren und gar kein Reisen mehr stattfand, so war ich auf dem ganzen Wege von Nicaragua der Briefbote geworden; und in Folge der Angst, die ich selbst wegen Nichtempfangs von Briefschaften ausgestanden hatte, war es mir eine Freude, Jedem, der mich darum anging, dienstbar zu sein. Bei der grossen Offenherzigkeit aber, mit welcher mich die „Partei" in San Salvador behandelt hatte, war ich entschlossen, mich nicht als Mittel zu Mittheilungen an ihre Feinde benutzen zu lassen, und fragte darum jedesmal, ob die Briefe irgendeine politische Eröffnung enthielten, und nahm sie nicht eher an, als bis man mir versichert, dass diess nicht der Fall sei. Viele derselben waren aber an Herrn Chatfield und die übrigen Ingleses in Guatemala gerichtet. Da nun gegen Erstern, wie gegen die Ausländer im Allgemeinen, die man mit der Revolution identificirte, im Lande eine sehr heftige Erbitterung herrschte, so konnten uns schon allein die blossen Adressen der Gefahr aussetzen, dass eine Bande wüthender Parteigänger, der es einfallen konnte uns auf der Strasse aufzusuchen, mit uns anband. Hätte ich daher eine sichere Gelegenheit gehabt, so würde ich alle diese Briefschaften nach San Salvador zurückgesendet haben. Wir beriethen daher, ob es nicht besser wäre, wieder umzukehren und die Krisis in der Hauptstadt abzuwarten; da es uns aber von Wichtigkeit schien, der Küste nahe zu kommen, wo wir vielleicht ein Fahrzeug entdecken konnten, so entschlossen wir uns doch noch zur Weiterreise. In ungefähr einer Stunde kamen wir wiederum bei dem obigen Reitertrupp vorbei, der in einiger Entfernung von der Strasse vor der Thür einer grossen Hacienda abgesessen, aber zum Glück so fern von uns war, dass wir, obgleich wir sie uns zuschreien hörten, doch von ihren Worten nichts verstehen konnten. Bald darnach stiegen wir durch einen wilden Gebirgspass in die Barranca de Guaramal hinab, eine enge Schlucht mit hohen, senkrecht abfallenden Seitenwänden, die mit Gebüsch, wilden Blumen und Moos bedeckt und von dem von beiden Schluchtseiten sich begegnenden und sich verschlingenden Gezweige grosser Bäume wie mit einem Dache überwölbt war. Im Grunde der Schlucht erzwang sich ein ansehnlicher Bergstrom, durch Baumstämme und ge-

waltige Steine in seinem Laufe gehemmt, seinen Weg hindurch. Eine halbe Legua weit ging unsre Strasse im Bett des Flusses hin, der unsern Maulthieren bis ans Knie reichte. An einer Stelle stürzte sich eine schöne Cascade von der Höhe der einen Wand fast quer über die ganze Schlucht hinweg. Kurz vor Dunkelwerden trafen wir in einer versteckten grasigen Vertiefung der Schluchtwand einen Schweinehändler, der hier für die Nacht sein Lager aufgeschlagen hatte. Seine Schweine, welche Riemen um den Leib trugen, waren an einen Baum gebunden und seine Frau hatte mit dem Kochen des Abendessens zu thun. Er zitterte für seine Thiere, als wir ihm von dem fouragirenden Reitertrupp am andern Ende der Schlucht sagten. Einige Zeit nach Dunkelwerden erreichten wir die Hacienda Guaramal. Auf einem nahen Felde stand hier Sacate in Fülle, aber wir konnten keinen Mann zum Schneiden finden, weil der Mayordomo ein alter Mann war und seine Leute sich vor Schlangen fürchteten. Im Uibrigen fanden wir hier gute Bewirthung und erhielten hölzerne Bettstellen. In einem Winkel war ein kleiner Raum für den Mayordomo und seine Frau abgetheilt.

Vor Tagesanbruch sassen wir schon wieder im Sattel und ritten bis 11 Uhr, wo wir in einem kleinen Dorfe Halt machten, um unsere Maulthiere zu füttern und der Hitze des Tages auszuweichen. Um 3 Uhr brachen wir wieder auf. Gegen Abend hörte ich wiederum das dumpfe rumpelnde Getöse des Vulkans Izalco, das fernem Donner glich. Wir zogen längs seinem Fusse hin und hielten in Izalco in demselben Hause an, in welchem ich bei meinem Besuche des Vulkans abgetreten war. Der Ort befand sich im Zustande vollkommner Anarchie und Verwirrung. Seit meiner Abreise war Rascon, durch das elende Verhalten der Regierung verwegener gemacht, in Zonzonate eingezogen, hatte abermals das Zollhaus ausgeraubt, verschiedene Bürger gebrandschatzt, war von da nach Izalco aufgebrochen und hatte seine Bande in der Stadt einquartiert. Hier ward er unerwartet von einem Trupp von Morazans Soldaten überrumpelt, wobei er selbst zwar im Hemd entkam, neunzig seiner Mannschaft aber getödtet wurden und die ganze Bande versprengt ward. Da vor Kurzem diese Soldaten, um an Morazans Expedition Theil zu nehmen, von hier weggezogen worden waren, so war die versprengte Rotte wieder aus ihren Verstecken hervorgekrochen gekommen, und Einige derselben wohnten ganz frei und öffentlich und unangefochten in der Stadt, hatten den Alcalden mit dem Tode bedroht, wenn er sie zu beunruhigen wagen würde, und hielten die Stadt in einem Zustande des Schreckens. Unter den Wiedererschienenen befand sich auch, wie man mir sagte, ein junger Nordamerikaner, in welchem ich nach der Schilderung Jemmy wiedererkannte, den ich bei Acajutla an Bord seines Schiffs gebracht hatte. Er und der andre Amerikaner waren desertirt und hatten den Versuch gemacht, zu Fusse nach dem atlantischen Meere hinüberzukommen. Auf ihrer Wanderung trafen sie auf Rascons Bande und schlossen sich an sie an. Der andre Mann ward bei Gelegenheit des obenerwähnten Uiberfalls getödtet, Jemmy aber entkam. Es freute mich zu hören, dass Jemmy durch seine Manieren und sein gutes Betragen einen günstigen Eindruck auf die Damen Izalco's gemacht. Er war nur drei Tage hier geblieben und Niemand wusste zu sagen, wohin er sich gewendet hatte.

Während wir dieser Erzählung zuhörten, vernahmen wir einen Lärmen auf der Strasse und sahen, als wir zum Fenster hinausblickten, einen Mann auf dem Boden liegen und einen andern mit einer weissen Keule, die im Mondenlichte wie eine Machete-Klinge aussah, auf ihn losschlagen. Es versammelte sich eine Menge Volks, meistens Weiber, die ihn abzuhalten suchten; aber er warf mit solchen Schlägen um sich, dass sie den Mann, wenn sie ihn getroffen hätten, getödtet haben würden. Er gehörte zu Rascons Raüberbande, war aus der Stadt gebürtig und von seinen Knabenjahren an als böser Mensch bekannt. Alle nannten ihn beim Namen und bemühten sich, ihn mehr durch Bitten als Gewalt abzubringen. Als er mit mehren seiner Spiessgesellen fortging, sagte er, der Mann wäre ein Spion Morazans und er würde ihn das nächste Mal, wo er ihn wieder träfe, todtschlagen. Der arme Mann lag sinnlos da, und als die Frauen ihm den Kopf aufrichteten, erblickten wir mit Schaudern schneeweisses Haar und das Gesicht eines siebenzigjährigen Greises. Er war ganz in Lumpen gehüllt und die Leute sagten uns, er wäre ein Bettler und verstandesschwach; er hätte in keiner Weise den jungen Schurken herausgefordert, sondern dieser hätte zufällig im Vorbeigehen die Augen auf ihn geworfen, ihn einen Spion Morazans genannt und mit seiner Keule niedergeschlagen. Schnell zerstreute sich die Menge und nur einige Frauen blieben zurück, um des alten Mannes zu pflegen. Es waren diess Zeiten, welche erheischten, dass das theilnehmende Frauenherz von übernatürlicher Kraft unterstützt ward. Kein Weib liess ihren Mann, Sohn oder Bruder aus Furcht vor Streitigkeiten und vor schlimmern Waffen als Keulen bei Abend oder Nacht über die Strasse gehen. Und so sahen wir hier fünf Frauen, eine mit einem Lichte, ohne Beihilfe eines einzigen Mannes oder jungen Menschen den alten Mann über die Strasse tragen und ihn mit dem Rücken an die Mauer unsers Hauses setzen; wornach sie ihn wieder wegen der Drohung des jungen Mannes, dass er, wenn er ihn wieder träfe, ihn tödten würde, in den Hof eines Hauses trugen und die Thür verschlossen. Der Leser wird vielleicht Pfui über uns rufen, weil wir nicht hilfreiche Hand dabei leisteten; als wir aber einmal zu diesem Zwecke auf die Strasse hinausgingen, drang man in uns, dass wir uns zurückziehen möchten; und ausserdem standen während der ganzen Zeit zwei Männer am Fenster. Natürlich wünschten wir, dass man dem jungen Menschen das Garaus mache, aber es war ebenso natürlich, dass wir es zu vermeiden wünschten, eine Bande gegen uns aufzubringen, die, wenngleich geschwächt, doch immer noch stark genug war, um über die Behörden der Stadt zu lachen, und die uns auf der wilden Strasse, die wir zu passiren hatten, auflauern konnte. Etwas Ominöses lag in dem Umstande, dass in einer Stadt des Staates San Salvador ein Mensch einen Andern öffentlich mit dem Tode zu bedrohen wagte, weil er zu Morazans Partei gehörte; es zeigte diess von einem Hasse gegen die Regierung dieses Staates, der mich mehr als alles Sonstige, was ich gewahrt, betreten machte. Unsere Leute fürchteten sich, die Maulthiere nach der Tränke zu führen, und doch war diess unumgänglich nöthig. Man warnte uns, mit ihnen zu gehen; bis sie endlich, nachdem wir uns in die Thür gestellt, bereit ihnen zu Hilfe zu eilen, mit geladenen Pistolen

fortgingen. Als wir das erste Mal durch Izalco kamen, war es ein ruhiger Ort.

Wir brachen am andern Morgen bei Zeiten auf und langten vor dem Frühstück in Zonzonate an, wo wir nach dem Hause meines Freundes, des Herrn Le Nonvel, ritten. Es waren gerade zwei Monate, als ich es verliess, und während dieser ganzen Zeit hatte ich, mit Ausnahme meiner Fahrt auf dem stillen Meere und meiner Krankheit in Costa Rica, nicht einen Ruhetag gehabt.

Ich war noch vier Tagereisen von Guatemala entfernt, aber die Schwierigkeit weiterzukommen war grösser als je. Der Kapitän vermochte keine Maulthiere aufzutreiben. Man hatte keine Kunde von Morazans Bewegungen erhalten; der Verkehr war gänzlich unterbrochen, alle Geschäfte standen still und das Volk harrte ängstlich auf Nachrichten aus Guatemala. Kein Mensch wollte auf dieser Strasse reisen. Ich war sehr unruhig und bekümmert. Mein Engagement mit Herrn Catherwood lautete auf eine bestimmte Zeit; die Regenzeit rückte heran, und durch den Verlust eines Monats konnte ich verhindert werden, Palenque zu besuchen. Ich erachtete es wirklich für sicherer, jetzt bei diesem Zustande der Ungewissheit und Schwebe vorwärtszudringen, als dann, wenn erst die Schleusenthore des Kriegs geöffnet wären. Hatte früher Rascons Bande mir diese Strasse versperrt, so konnten auch wieder neue Rascons zum Vorschein kommen. Der Kapitän fühlte nicht denselben Antrieb zum Weiterreisen wie ich. Es fiel mir nicht ein, mich ohne Noth einer Gefahr auszusetzen, und ich würde unterwegs zu keiner Zeit Bedenken getragen haben, meinem Pferde die Sporen zu geben; aber nachdem ich Alles ruhig und besonnen überdacht, hatte ich mich so vollständig mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass ich beschloss, mir um jeden Preis einen Führer zu verschaffen und allein aufzubrechen.

Inmitten meiner Verlegenheit trat ein langer, schlanker, hagerer Spanier bei mir ein, dessen Name Don Saturnino Tinocha war. Er war ein Kaufmann aus Costa Rica, war auf einer Reise nach Guatemala bis hierher gekommen und hatte, mehr dem Rathe seiner Freunde als seiner eignen Meinung folgend, bereits eine ganze Woche in Zonzonate mit Warten hingebracht. Er war gerade in der rechten Gemüthsverfassung, um zu mir zu passen, nämlich voll Begierde, Guatemala zu erreichen, und seine Pläne und Ansichten waren just die meinigen. Der Kapitän verhielt sich theilnahmlos und konnte bei der Ladung, die er mit sich führte, schlechterdings nicht mitgehen, wenn es ihm nicht gelang, Maulthiere zu bekommen. Ich sagte Don Saturnino, ich reiste auf alle Fälle mit, worauf er es auf sich nahm, für den Kapitän zu sorgen. Den Abend kam er wieder mit der Nachricht, dass er in der ganzen Stadt umhergelaufen wäre und nicht ein einziges Maulthier auftreiben könnte, erbot sich aber, zwei seiner eigenen Ladungen zurückzulassen und dafür des Kapitäns Ladung mitzunehmen oder zwei seiner Maulthiere an ihn zu verkaufen; und ich erbot mich, ihm mein Pferd oder meinen Macho zu borgen. Und damit war die Sache abgemacht.

Inmitten der Kriegsgerüchte war der nächste Tag, ein Sonntag, einer der stillsten, die ich in Centralamerika verlebt. Ich verbrachte ihn auf der Hacienda des Dr. Drivon, etwa eine Legua von Zonzo-

nate. Es war diess eine der schönsten Haciendas im Lande. Der Doctor hatte eine grosse Zuckermühle aus dem Auslande kommen lassen, die noch nicht aufgestellt war, und traf solche Einrichtungen, dass er Zucker in einem grössern Massstabe fabriciren konnte als irgendein anderer Pflanzer im Lande. Er war gebürtig von der Insel Lucia und hatte, ehe er sich in diesem von der Welt abgeschiedenen Orte niederliess, ausgedehnte Reisen in Europa und auf allen westindischen Inseln gemacht und kannte Amerika von Halifax bis Kap Horn; überraschte mich aber durch die Mittheilung, dass das höchste Ziel seiner Wünsche für die Zukunft eine Hütte in Morristown in Neujersey wäre. Von ihm hörte ich, dass Jemmy nach seinem Verschwinden aus Izalco bis zu seiner Hacienda umhergestreift, in einem elenden Zustande und des Herumtreibens müde gewesen sei und eben jetzt im Hafen am Bord des nach Peru bestimmten „Cosmopolita“ sich befinde.

Bei unsrer Rückkehr nach Zonzonate sahen wir uns sogleich wieder inmitten einer heftigen Aufregung versetzt. Es waren nämlich Zwei von Kapitän D'Yriarte's Passagieren, die mit ihm nach Guayaquil wollten und die er bereits aufgegeben gehabt, an diesem Abende direct von Guatemala angelangt und hatten die Nachricht mitgebracht, dass Carrera mit 2000 Mann die Stadt zu gleicher Zeit mit ihnen verlassen hätte, um auf San Salvador loszumarschiren. Carrera wüsste nichts von Morazans Anrücken; seine Truppen wären ein ungeordneter und tumultuöser Haufen, und drei Leguas von der Stadt, wo sie Halt gemacht, wären die Pferde bereits müde gewesen. Hier hatten sich unsere Berichterstatter davongeschlichen und drei Stunden darnach Morazans Armee begegnet, die in guter Ordnung war, mit Morazan an ihrer Spitze ein Glied hoch marschirte und deren ganze Cavallerie abgesessen war und ihre Pferde führte, welche letztern frisch und zum augenblicklichen Handeln bereit gewesen waren. Morazan hielt sie an und liess sie ihre Pässe und Briefschaften zeigen, und sie berichteten ihm von Carrera's Ausrücken und der Beschaffenheit seines Heeres. Hieraus zogen wir alle den Schluss, dass Morazan sie am nämlichen Tage angegriffen und geschlagen hätte und jetzt im Besitze Guatemala's wäre. Im Ganzen betrachteten wir diese Nachrichten als günstig für uns, da es sich denken liess, dass Morazans erstes Geschäft sein würde, die Strassen sicher zu machen.

Um 3 Uhr des nächsten Morgens sassen wir wieder im Sattel. Ein Feuerstrom wälzte sich vom Vulkan Izalco herab, zwar glänzend, aber durch das Mondlicht doch etwas matter. Die Strasse war zwei Leguas weit gut, worauf wir das indianische Dorf Aguisalco erreichten. Unsere Maulthiere waren überladen und das eine von Don Saturnino war gänzlich erschöpft. Wir machten den Versuch, uns andere Thiere oder indianische Fuhrleute zu verschaffen, aber Keiner wollte vom Hause fort. Don Saturnino belud sein Sattelthier und ging zu Fuss, und ohne seine nicht zu erschöpfende Ausdauer würden wir zum Liegenbleiben gezwungen gewesen sein.

Um 1 Uhr erreichten wir Apeneco und ritten auf eines der bessten Haüser los, wo ein alter Mann und dessen Frau unser Frühstück besorgten. Unsere Maulthiere boten einen erbarmungswürdigen Anblick dar. Das meinige, das auf dem ganzen Wege von La Union

an mein leichtes Gepäck wie eine Feder getragen hatte, war mit bewunderungswürdiger Ausdauer bergauf, bergab gegangen; jetzt aber, wo wir Halt machten, zitterte es an allen Gliedern und ich erwartete, noch ehe die Ladung abgenommen war, es stürzen zu sehen. Nicolas und der Maulthiertreiber sagten, es würde sicherlich krepiren, und das treue Thier schien wie vorwurfsvoll auf mich zu blicken, dass ich seinem Rücken eine so schwere Ladung hätte aufbürden lassen. Ich versuchte ein anderes zu kaufen oder zu miethen, aber man hatte sie alle eine oder zwei Tagereisen weit von der Marschlinie der Soldaten fortgeschafft.

Wir kamen überein, ich sollte bis zur Stadt Aguachapa vorausgehen und dort andere Maulthiere zu bekommen suchen, die zum Aufbruch am nächsten Morgen bereit sein sollten; mittlerweile aber fasste der Kapitän Verdacht auf den alten Mann und dessen Frau und entschloss sich, diese Nacht nicht im Dorfe zu bleiben. Zum Glück ward mein Maulthier wieder munter und begann zu fressen; Don Saturnino wiederholte sein *„'sta bueno"* ('s steht gut), womit er uns in allen Verlegenheiten des Tages Muth einsprach, und wir beschlossen weiterzuziehen. Da keiner von uns Gepäck bei sich führte, das er zurückzulassen Lust hatte, weil er es aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wiederzusehen bekommen würde, so beluden wir unsere Satteltliiere und gingen zu Fuss. Unmittelbar nachdem wir das Dorf verlassen, begannen wir das Gebirge von Aguachapa zu ersteigen, das längste und schlimmste auf dem ganzen Wege, dessen Uibergang in der nassen Jahreszeit zwei Tage erfordert. Eine steile Höhe sogleich beim Beginn liess mich für die Folge erzittern. Das Aufsteigen dauerte gegen drei Meilen fort, und gerade auf dem Kamme des Gebirgs lag, von Baümen ganz eingelaubt, die Werkstätte eines Hufschmidts, welche eine Aussicht über das ganze Land rückwärts bis zum Dorfe, vorwärts über den Abhang des Gebirgs bis zur Ebene von Aguachapa beherrschte. Das Tönen des Hammers und der Anblick des geschwärzten Gesichts des Schmidts kamen mir wie eine Entweihung der Naturschönheiten vor. Hier waren unsere Schwierigkeiten vorüber; der übrige Theil des Wegs ging abwärts und führte auf dem Rücken des Gebirgs fort, wo wir zur rechten Hand den senkrecht abfallenden Abhang hinab auf eine Ebene zweitausend Fuss tief unter uns blickten, vor uns aber auf einem andern Theile derselben Ebene der See und die Stadt Aguachapa lagen. Anstatt auf geradem Wege auf die Stadt loszugehen, wandten wir uns um den Fuss des Gebirgs herum und kamen auf ein Feld, das von warmen Quellen dampfte. Der Boden war mit Schwefel incrustirt und von unterirdischem Feuer vertrocknet und verbrannt. An einigen Stellen waren weite Oeffnungen, aus denen gewaltsam und mit Geraüsch Dampf hervorschoss, anderswo grosse Teiche oder Seen zu sehen — darunter einer von 150 Fuss Umfang — mit dunkelbraunem Wasser, das mit ungeheuern, drei bis vier Fuss hoch aufsteigenden Blasen aufwallte und welches Homer zur Quelle des Acheron hätte machen können. Ringsum in weiter Ausdehnung war die Erde in einem Zustande des Brennens, so dass unsere Stiefeln versengten und unsere Pferde erschraken und wir genöthigt waren, sie vor dem Durchbrechen sorgfältig zu behüten. In einiger Entfernung floss ein Strom

von Schwefelwasser, dem wir bis zu einem breiten Bassin folgten, wo wir ein sehr erquickendes warmes Bad nahmen.

Es war beinahe dunkel, als wir in der Stadt ankamen, welche die Gränzstadt des Staates und der Aussenposten der Gefahr war. Hier harrte Alles in gespanntester Erwartung auf Nachrichten aus Guatemala. Als wir über den öffentlichen Platz hinwegritten, sahen wir ein neues Corps von etwa zweihundert „Patrioten-Soldaten," uniformirt und equipirt, exerciren, was uns eine Gewähr gegen die Ausschweifungen war, die wir in Izalco mit angesehen. Ihr Commandant Oberst Angula war derselbe, der Rascons Bande aufgehoben und zerstreut hatte. Jedermann, mit dem wir zusammentrafen, war erstaunt über unsere Absicht nach Guatemala zu gehen, und es war ebenso ärgerlich als entmuthigend, immer und ewig die ominösen Warnungen in unsern Ohren klingen zu hören. Wir ritten nach dem Hause der Wittwe Padilla, einer Freundin Don Saturnino's, die wir in tiefer Bekümmerniss fanden. Ihr ältester Sohn war auf einem Geschäftsbesuche in Guatemala, mit ordnungsmässigem Passe versehen, von Carrera in den Kerker geworfen und dann noch einen Monat in Gefangenschaft gehalten worden; und ausserdem hatte sie soeben erfahren, was man ihr bisher verschwiegen gehalten, dass ihr andrer Sohn, ein Jüngling von 21 Jahren, sich Morazans Expedition angeschlossen hatte. Unsere Absicht nach Guatemala zu gehen öffnete die Quelle ihres Kummers. Sie trauerte um ihre Söhne, aber der Fall mit dem Jüngern schien ihr den grössten Schmerz zu bereiten. Sie beklagte es, dass er Soldat geworden war, da sie genug von den Graüeln des Kriegs gesehen; und gleich als ob sie von einem Knaben, der hinter die Schule gelaufen, spräche, bat sie uns, General Morazan ja recht dringend anzugehen, dass er ihn nach Hause schicken möge. Sie ging in Trauer um ihren Vater, der ein persönlicher Freund General Morazans gewesen war, und hatte ausser den Söhnen noch drei Töchter, alle drei junge Frauen, die älteste erst 23 Jahre alt und an Oberst Molina, den Zweiten im Commando, vermählt; alle drei im Lande wegen ihrer Schönheit gefeiert; und obgleich die Umstände des Abends mich hinderten, sie viel zu sehen, so erschien mir doch dieser Familienkreis als einer der feinsten und interessantesten, die ich im Lande gesehen.

Unsere erste Frage war nach Maulthieren. Oberst Molina, der Schwiegersohn, schickte nach vergeblichem Bemühen, uns von der Fortsetzung unsrer Reise abzuwenden, auf Nachforschungen aus, deren Resultat war, dass keine Maulthiere zu ermiethen wären, dass aber ein Mann zwei Stück zu verkaufen und sie früh bei Zeiten zu bringen versprochen hätte. Wir hatten so viel Ärgernisse auszustehen, dass es nicht nöthig war, sie durch uns selbst noch zu vermehren; leider aber geriethen der Kapitän und Don Saturnino in einen heftigen Zank miteinander, der aus dem Stürzen der Maulthiere herkam. Beide appellirten an mich; während ich aber Frieden zu stiften suchte, bekam ich sie beinahe Beide auf den Hals. Der Streit war so heftig, dass Niemand von dem weiblichen Theile der Familie im Saale sich zeigte, und während er noch unentschieden war, ward Oberst Molina durch eine Botschaft von Seiten des Commandanten abgerufen. In einer halben Stunde kehrte er zurück und theilte uns

mit, dass soeben zwei Soldaten in der Stadt angekommen wären, welche berichteten, dass Morazan bei seinem Angriff auf Guatemala zurückgeschlagen und seine ganze Armee in Verwirrung gebracht und niedergehauen worden wäre; er selbst nebst fünfzehn Dragonern flöhe nach der Küste zu und Carrera's ganzes Heer wäre auf der Verfolgung begriffen. Anfangs meinte man, die Soldaten wären Deserteurs, aber sie wurden von einigen Leuten aus der Stadt erkannt und nach sorgfältiger Prüfung und Berechnung des Zeitverlaufs seit der letzten erhaltenen Kunde hielt man die Nachricht für wahr. Die Bestürzung, die sie in unserm kleinen häuslichen Kreise erzeugte, ist nicht zu beschreiben: Morazans Niederlage war ja das Todtengelaüte der Söhne und Brüder. Das war kein Moment für Fremde, um unnützen Trost zu bieten, und darum zogen wir uns zurück.

Hierdurch geriethen unsere Pläne in Verwirrung; eben jene Gefahren, vor denen ich mich gefürchtet, waren eingetreten; die bisher in Massen zusammengehaltenen Soldaten waren nunmehr auseinandergegangen und wütheten auf allen Strassen des Landes mit der Wildheit des Parteikriegs. Für diese Nacht indess konnten wir nichts thun. Unsere Leute schliefen bereits und der Kapitän und ich zogen uns nicht ohne Besorgnisse in ein nach dem Hofe zu gelegenes Zimmer zurück. Don Saturnino wickelte sich in seinen Poncho und legte sich unter dem Corridore nieder.

Keiner von uns hatte sich ausgekleidet, aber des Tages Anstrengung war so gross gewesen, dass ich bald in tiefen Schlaf verfiel. Um 1 Uhr wurden wir durch Oberst Molina geweckt, der an der Eingangsthür stand und schrie „*La gente viene!*“ — „sie kommen!“ Sein Degen blitzte, seine Sporen rasselten und im Mondenlichte sah ich Leute Pferde im Hofe satteln. Im Nu sprangen wir auf; er sagte uns, wir sollten uns retten; sie kämen und wären nur noch zwei Marschstunden von der Stadt entfernt. Meine erste Frage war, was aus den Soldaten geworden wäre. Sie wären bereits im Ausmarsch begriffen; Jedermann rüstete sich zur Flucht; seine Absicht wäre, die Damen zu einem Versteck in den Gebirgen zu geleiten und dann den Soldaten nachzueilen. Ich muss gestehen, dass mein erster Gedanke war: „Der Teufel hole den Hintersten,“ und ich befahl Nicolas, der vor Angst und Schrecken förmlich heulte, zum Aufbruch zu satteln. Der Kapitän indess war dagegen und behauptete mit Hartnäckigkeit, die Flucht würde uns mit den Flüchtigen in Eins werfen, und wenn wir von den Verfolgenden eingeholt würden, würden wir ganz gewiss massacrirt werden. Don Saturnino machte den Vorschlag, unsere Reise fortzusetzen und gerades Weges bis zu einer noch zwei Leguas entfernten Hacienda zu gehen; begegneten wir den Verfolgenden auf der Strasse, so würden wir als Reisende erscheinen und sie in ihrer Eile uns passiren lassen; auf alle Fälle würden wir den Gefahren einer allgemeinen Plünderung der Stadt entgehen. Ich billigte diesen Vorschlag; ich war überhaupt für Alles, was uns aufs Pferd brachte; aber der Kapitän widersprach abermals mit Leidenschaft. Zum Unglück hatte er vier grosse, schwere Koffer mit Geschmeide und andern Werthsachen bei sich und keine Maulthiere zu ihrer Fortschaffung. Ich machte einige eilige, aber rührende Bemerkungen über den relativen Werth des Lebens und des

Besitzes; aber der Kapitän sagte, all sein Hab und Gut stecke in diesen Koffern; diese würde er nicht verlassen, sie nicht auf der Strasse der Gefahr preisgeben, sie bis zum letzten Hauche vertheidigen; und er schleppte sie einen nach dem andern aus dem Corridor hinweg, thürmte sie in unserm kleinen Schlafzimmer auf, schloss die Thür zu und schwur, dass Keiner zu ihnen hineingelangen sollte, ohne über seine Leiche zu schreiten. Was mich anbelangt, so billigte ich den verzweifelten Vorsatz des Kapitäns keineswegs, sondern würde mich haben ruhig ausrauben lassen. Meine Lage war freilich eine ganz andere als die seinige, da mein Besitzthum hauptsächlich in Pferde- und Maulthierfleisch bestand, was im Augenblicke das Wünschenswertheste zur Anlegung von Geld war, und bei zweistündigem Vorsprung würde ich alle Cachurecos Guatemala's herausgefordert haben, mich zu fangen. Aber des Kapitäns bestimmter Entschluss machte allen Gedanken, die Solidität meiner Geldanlage auf die Probe zu stellen, ein Ende; und vielleicht war es denn doch auch das Besste zu bleiben.

Ich trat ins Haus, wo die alte Dame und ihre Töchter mit Einpacken alles Werthvollen beschäftigt waren, und ging auf die Strasse hinaus. Die Glocken schlugen mit schauerlichem Klange Sturm und ein Reiter mit einem rothen Fähnlein auf der Spitze seiner Lanze durchritt die Strassen und mahnte die Einwohner zur Flucht. Vor den Thüren standen gesattelte und gezäumte Pferde und allerwegen kamen Männer mit Ladungen auf dem Rücken und Frauen mit Packeten und Bündeln in den Händen und Kinder zur Eile vor sich her treibend aus den Häusern gezogen, und der Mond leuchtete dazu mit unvergleichlichem Glanze. Die Weiber kreischten nicht, die Kinder schrieen nicht; wohl lag Schrecken in jedem Gesicht und in jeder Bewegung, aber er war zu gross, um Ausdruck zu finden. Ich ging nach der Kirche hin; der Pfarrer stand am Altar und empfing hier eilige Beichten und administrirte das Sacrament; und sowie die unglücklichen Einwohner den Altar verlassen, flohen sie zur Stadt hinaus. Ich sah eine arme Mutter nach einem vermissten Kinde suchen, während ihre Freundinnen ihr mit gebrochener Stimme zuflüsterten „*La gente viene!*" und davoneilten. Eine lange Reihe Flüchtiger, mit beladenen Maulthieren vermischt, bewegte sich vom Portal der Kirche aus und verschwand hinter dem Abhange des Hügels. Es war das erste Mal, dass ich die Wirkung des Schreckens auf Massen sah, und ich hoffe, dass ich sie nimmer wieder sehe. Ich ging nach Hause zurück. Die Familie Padilla war noch nicht fort und die arme Wittwe packte noch immer ein. Wir trieben Oberst Molina zur Eile an; er wollte als Commandant das erste Opfer sein. Er kannte seine Gefahr, aber mit einem Ausdruck in der Stimme, in welchem sich das Grauenvolle dieses Parteikriegs verrieth, sagte er, dass er die jungen Frauen nicht zurücklassen könnte. In wenigen Augenblicken war Alles bereit; die alte Dame händigte uns den Schlüssel des Hauses ein, wir riefen uns ein spanisches Lebewohl mit einem „Gott befohlen!" zu und traurig und schweigsam zogen sie aus der Stadt. Oberst Molina blieb einen Augenblick zurück. Abermals drängte er uns zur Flucht, denn die Feinde wären Raüber und Mörder, die auf Persönlichkeit oder Rang keine Rücksicht neh-

men und vor Unwillen, die Stadt verlassen zu finden, sich gewaltthätig an uns vergreifen würden. Er trieb seinem Pferde die Sporen in die Seite und wir sahen ihn niemals wieder. Auf den Stufen der Kirchentreppe lagen alte und kranke Männer und Kinder und das Pfarrhaus war gedrängtvoll von denselben hilflosen Wesen. Mit Ausnahme dieser waren wir jetzt im alleinigen Besitze der Stadt.

Es war noch keine Stunde her, seit wir aus dem Schlafe geweckt worden waren. Wir waren nicht im Stande gewesen, eine bestimmte Kunde über den heranrückenden Feind einzuziehen. Das allgemeine Geschrei war „*La gente viene;*" kein Mensch wusste etwas Genaueres oder dachte daran, Niemand achtete unserer Fragen, und so wussten wir nicht, ob Carrera's ganze Armee nahte oder blos ein Streifcorps. War das Erstere der Fall, so hoffte ich, dass Carrera mit ihnen sein und dass er meinen Diplomatenrock nicht vergessen haben würde; es freute mich, dass die Soldaten fortmarschirt und die Einwohner geflohen waren; so war kein Widerstand, kein Blutvergiessen möglich, nichts was die gesetzlose Soldatesca aufreizen konnte. Wir gingen von Neuem nach der Kirche, wo sich alte Frauen und kleine Knaben um uns schaarten und sich wunderten, dass wir nicht flöhen. Wir gingen nach dem Pfarrhause, wo ein kleines Zimmer von bejahrten Weibern vollgepfropft war. Wir versuchten sie zu trösten; aber das Greisenalter hatte seine Geschwätzigkeit verloren; sie harrten ihres Schicksals schweigend. Wir kehrten nach Hause zurück, rauchten und warteten in ängstlicher Spannung. Der Feind kam nicht, die Glocken hörten mit ihrem furchtbaren Sturmläuten auf und wir wünschten bald, dass endlich der Feind kommen, dass die Geschichte vorüber sein möchte. Wir gingen wieder aus und sahen uns um und horchten auf — es war kein Laut zu hören, keine Bewegung zu bemerken. Wir wurden des Wartens alles Ernstes müde, und da bis zum Tagesanbruch noch zwei Stunden waren, so legten wir uns nieder und — seltsam zu sagen — verfielen wiederum in tiefen Schlaf.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Anmarsch von Carrera's Truppen. — Schrecken der Einwohner. — Ihre Flucht. — Uibergabe der Stadt. — Wildheit der Soldaten. — Ein Bulletin. — Diplomatie. — Ein Pass. — Ein Frühstück. — Ein Alarm. — Die Wittwe Padilla. — Ein Angriff. — Niederlage von Carrera's Truppen. — Die Stadt von General Morazan eingenommen. — Sein Einzug. — Der Wittwe Sohn. — Besuch bei General Morazan. — Seine Persönlichkeit, sein Charakter u. s. w. — Gestörte Pläne.

Es war heller lichter Tag, als wir erwachten, ohne Machete-Hiebe empfangen zu haben und noch immer im ungestörten Besitze der Stadt. Mein erster Gedanke galt den Maulthieren; sie hatten

ihren Sacate aufgefressen und nur eine dürftige Aussicht auf Mehr, aber ich schickte sie sofort nach dem Flusse in die Tränke. Kaum waren sie fort, als ein kleiner Knabe von der Kirche her in unser Haus geeilt kam und uns verkündete, „sie“ wären in Sicht. Wir eilten mit ihm zurück und die armen Geschöpfe auf der Kirchentreppe, die uns für Freunde der Anstürmenden hielten, baten uns, wir möchten ihrer schonen. Mit drei oder vier zitternden Knaben hinter uns her erstiegen wir den Kirchthurm und erblickten richtig in der Ferne die Cachurecos, wie sie mit glitzernden Flinten den Abhang eines Hügels herabkamen. Wir sahen, dass es nicht das gesammte Heer Carrera's war, sondern wohl nur eine Compagnie von Vorlaüfern; aber es waren ihrer doch zu viele für uns und die Kleinheit ihrer Zahl gab ihnen das Aussehen einer gesetzlosen plündernden Bande. Sie hatten noch eine weite Ebene zu überschreiten und den Hügel, auf welchem die Stadt erbaut ist, zu ersteigen. Ich konnte das Glockenseil erreichen; ich that einen kräftigen Zug, sagte den Knaben, sie sollten recht laut Sturm laüten, und eilte hinunter. Als wir aus der Kirche traten, hörten wir das laute Jammern der alten Frauen in der Pfarre und die Greise und Kinder auf den Stufen frugen uns, ob sie ermordet werden würden.

Da die Maulesel noch nicht zurück waren und ich fürchtete, sie möchten auf der Strasse aufgefangen werden, so rannte ich einen steilen Hügel nach dem Flusse hinab, traf sie hier und eilte nach Hause zurück. Auf diesem Heimwege sah ich, wie am aüssersten Ende der Strasse ein einzeler Soldat vorsichtig einherschritt, jedes Haus, als ob er Verrath fürchtete, sorgfältig beobachtete und endlich mit einem Briefe an Oberst Angula zu uns herantrat. Der Kapitän sagte ihm, den Oberst Angula müsse er in den Gebirgen suchen. Wir fragten nach dem Namen seines commandirenden Officiers und wie viel Mann er hätte, sagten ihm, dass er hier von keiner Seele Widerstand finden und die Stadt ihm ohne Weiteres sich übergeben würde. Der Mann konnte kaum glauben, dass sie verlassen wäre; General Figoroa, sagte er, wüsste nichts davon; er hätte in geringer Entfernung Halt gemacht, aus Besorgniss den Angriff bei Nacht zu wagen, und erwartete jetzt unmittelbar eine Schlacht. Bald nachdem der Bote wieder fort war, sahen wir am aüssersten Ende der Strasse den Hals eines Pferdes aus der Querstrasse zur Linken hervorkommen. Ein Trupp Cavallerie mit Lanzen bewaffnet folgte, formirte sich an dem Ende der Strasse und blickte sorgfältig um sich, als ob er einen Hinterhalt argwöhnte. In wenigen Augenblicken erschien mit dem Vortrab General Figoroa auf einem wilden kleinen Pferde, ohne Uniform, aber mit einer schwarzwollnen Satteldecke, Pistolen und einem Degen mit Korb, eine recht kriegerische Erscheinung. Wir nahmen unsere Hüte ab, wie er unserm Hause nahe kam, und er erwiederte den Gruss. Gegen hundert Lanciers folgten ihm, zwei Mann hoch reitend, alle mit rothen Fähnlein auf den Spitzen ihrer Lanzen und Pistolen in den Holftern. Im Vorüberreiten warf ein wildaussehender Bursch einen grimmigen Blick auf uns und rief, nach seiner Lanze greifend, *„Viva Carrera!“* Da wir nicht auf der Stelle einfielen, so wiederholte er den Ruf in einem Tone, der wegen des Widerwillens, mit welchem sie gegeben ward, eine lautere und

befriedigendere Antwort zur Folge hatte; der nächste Mann wiederholte den Ruf und so immer weiter; und ehe wir noch unsrer Lage uns bewusst waren, legte jeder vorüberreitende Lancier in einem Tone, der sich nach der Milde oder Wildheit seines Gemüths richtete, und manchmal mit sehr draüender finsterer Miene, den Ruf „Viva Carrera“ uns als Prüfstein auf.

Die Infanterie sah in ihrer aüssern Erscheinung schlechter als die Lanciers aus, da es meistentheils Indianer waren, zerlumpte, halbnackte Kerle, mit alten Strohhüten und barfuss, mit Musketen und Machetes, Viele auch mit alterthümlichen spanischen Blunderbüchsen bewaffnet. Sie wetteiferten miteinander an Härte und Wildheit und manchmal schrien sie das „Viva Carrera“ mit auf uns gerichteten Gewehren uns zu. So waren wir denn vollständig überrumpelt und kein Ausweichen möglich, und ich glaube, sie würden uns auf der Stelle niedergeschossen haben, wenn wir uns geweigert hätten, ihr Vivat nachzurufen. Ich glich mich mit meiner officiellen Würde dadurch aus, dass ich nicht lauter rief als die Dringlichkeit des Falles es erheischte, aber niemals habe ich eine schwerere Probe bestanden. Don Saturnino war so klug, sich nicht sehen zu lassen; der Kapitän aber, dessen Absicht es gewesen war, gegen diese Burschen mit zu Felde zu ziehen, hielt von Anfang bis zu Ende tapfer aus, und als der letzte Mann bereits vorüber war, rief er noch ein „Viva Carrera“ extra hintennach. Ich war abermals froh, dass die Soldaten die Stadt verlassen und kein Gefecht hier stattgefunden hatte. Es wäre graunvoll gewesen, in die Hände solcher Menschen zu fallen, wenn deren Leidenschaften durch Widerstand und Blutvergiessen aufgestachelt worden wären. Als sie den Marktplatz erreichten, liessen sie ein allgemeines „Viva Carrera“ erschallen und steckten ihre Gewehre zusammen. Nach wenigen Minuten kamen ein Trupp derselben in unser Haus und baten um Frühstück, und als wir ihnen dieses nicht geben konnten, bettelten sie um einen Medio (Sixpence). Nach und nach traten noch Andere herein, bis die Stube voll war. Sie hatten durch Besitznahme der Stadt wahrhaftig nicht viel gewonnen. Sie hatten kein Frühstück gehabt und die Stadt war alles Essbaren vollständig bar und ledig. Wir fragten nach Neuigkeiten aus Guatemala und kauften ihnen mehre Exemplare des officiellen Bulletins der Oberregierung ab, welches so anfing: „Es lebe das Vaterland! Es lebe der General Carrera! Der Feind ist bei seinem Angriffe auf diese Stadt (Guatemala), welche er zu verheeren beabsichtigte, vollständig vernichtet worden. Von Schrecken getrieben flieht der Tyrann Morazan und lässt Plätze und Strassen mit den Leichen der Opfer seines verbrecherischen Ehrgeizes bedeckt. Die vornehmsten Officiere in seinem Stabe sind gefallen u. s. w. Ewiger Ruhm dem unbesieglichen Anführer General Carrera und den tapfern Truppen unter seinem Commando!“ Sie sagten uns, dass Carrera mit dreitausend Mann auf der Verfolgung begriffen wäre. In einer kleinen Weile ward die Bitte um Medios so haüfig, dass wir aus Besorgniss, man möchte bei uns *mucha plata* (viel Geld) vermuthen, nach dem Marktplatze gingen, um uns dem General Figoroa vorzustellen und die Bedingungen unsrer Uibergabe zu ordnen oder in jedem Falle „unsre Stellung klar zu machen.“ Wir fanden ihn im Cabildo, wo

er es sich ganz heimisch gemacht hatte, von einer Menge von Officieren, Weissen, Mestizen und Mulatten, umgeben war, rauchte und einige alte Leute aus der Kirche nach den Bewegungen Oberst Angula's und der Soldaten, der Zeit ihres Ausrückens und ihrer genommenen Richtung ausfragte. Er war ein junger Mann von 32 bis 33 Jahren und trug eine zimmtfarbige Tuchjacke und Pantalons von derselben Farbe; und wenn man ihn nicht auf seinem Streitross und unter seiner mörderischen Bande sah, so hatte er so ziemlich das Aussehen eines ehrlichen Mannes.

Zu den schlimmsten Uibeln dieses Bürgerkriegs gehörte es, dass man auf Pässe der feindlichen Parteien keine Rücksicht nahm. Der Kapitän hatte blos seinen Pass aus San Salvador, der hier schlimmer als werthlos war. Don Saturnino hatte eine Menge Pässe von Commandanten der verschiedenen Parteitrupps und machte bei dieser Gelegenheit von einem Gebrauch, den ein Oberst unter Ferrera ausgestellt. Der Kapitän stellte mich vor als *Señor Ministro del Norte-America*, und ich gewann mir sogleich die Gunst, als ich sagte, ich hätte in San Salvador nach einer Regierung gesucht, wäre aber nicht im Stande gewesen, eine zu finden; und um unsre bezüglichen Stellungen sofort klar und deutlich zu bestimmen, nahm ich es auf mich, die Honneurs der Stadt zu machen, und lud General Figoroa und seine ganzen Officiere zum Frühstück ein. Es war diess ein „kühner Griff", aber Talleyrand hätte keine zartere Saite berühren können; denn sie hatten seit dem Mittage des vorigen Tages nichts gegessen, und ich glaube, sie hätten ihre nichtsbietende Eroberung für ein gutes Frühstück ohne Weiteres wieder geraümt. Sie nahmen meine Einladung mit einer Bereitheit an, die meinem kleinen Reise-Provisionsvorrathe ein Ende machte. General Figoroa bestätigte die Nachricht von Morazans Niederlage und Flucht und seiner Verfolgung durch Carrera, und der „unbesiegliche Heerführer" würde vielleicht über das Vergnügen, das ich mir von einer Zusammenkunft mit ihm versprach, ein Bisschen verwundert gewesen sein.

Nach einem Meinungsaustausch von wenigen Augenblicken waren wir fest entschlossen, aus dieser Gränzstadt so bald als möglich herauszukommen und wieder vorwärts zu ziehen. Ich war nahe daran, aus lauter Rücksicht auf persönliche Sicherheit weitere Pläne aufzugeben. Umkehren, meinten wir, würde uns geradeswegs in den Sitz des Krieges und der Gefahr hineinbringen, da die Bevölkerung von San Salvador gegen die Ausländer wüthend aufgebracht war und ihr Land einerseits von den Truppen von Honduras, andrerseits von Carrera's Horden angegriffen ward. Wollten wir aber bleiben wo wir waren, so setzten wir uns unbezweifelt den Angriffen beider Parteien aus. Reisten wir weiter, so begegneten wir Carrera's Truppen, und waren wir bei ihnen vorüber, so lag dann der Krieg hinter uns. So hatten wir nur Eine Gefahr und diese nur einen einzigen Tag zu bestehen. Nach dieser Erwägung und gewonnenen Ansicht sagte ich dem General, dass wir die Absicht hätten, nach Guatemala zu reisen, und dass es zu unsrer grössern Sicherheit dienen würde, wenn wir einen Pass von ihm erhielten. Es war des Generals erster Feldzug; er war nur erst wenige Tage im Dienste; er war in Eile ausmarschirt, um Besitz von dieser Stadt zu nehmen und Morazans

Rückzug abzuschneiden. Er fühlte sich durch meine Bitte geschmeichelt und sagte, ein Pass von ihm würde uns unumgänglich nöthig sein. Da sein Adjutant und Sekretär Apothekergehilfe in Guatemala gewesen war, so verstand er sich auf den einem „Ministro" gebührenden Respect und sagte, er würde den Pass selbst ausfertigen. Während ich das grösste Verlangen trug, diesen Pass in Händen zu haben, warf der Kapitän aus lauter Höflichkeit hin, wir hätten keine Eile, worauf ich mit Beiseitesetzung der Höflichkeit entgegnete, o ja, wir hätten Eile, wir müssten sofort nach dem Frühstück aufbrechen. Denn ich fürchtete mich vor allem Verschieben und Verzögern und möglichen Zufällen und betrieb daher allen Behinderungen und Störungen zum Trotz die Sache so lange, bis ich den Sekretär an den Tisch gebracht hatte, der mich ganz ruhig mit einem blossen Federstriche zum „*ministro plenipotenciario*" machte. Der Name des Kapitäns ward in den Pass mit aufgenommen und dieser von General Figoroa unterzeichnet, und ich athmete freier auf, als ich ihn in meine Tasche steckte.

Wir kehrten nach Hause zurück und schon nach wenigen Minuten kamen der General, sein Sekretär und zwei Mulatten-Officiere zum Frühstück zu uns herüber. Es war sehr rücksichtvoll von ihnen, dass sie nicht noch Mehre mitbrachten. Unsere Gäste bekümmerten sich mehr um die Quantität als Qualität, und diess war gerade der Punkt, woran wir am Meisten Mangel litten. Wir hatten Chocolade in Menge, Brotvorrath für die Reise und einige Eier, die wir im Hause gefunden. Wir tafelten Alles was wir hatten auf und gaben dem General den Ehrensitz obenan. Einer der Officiere zog es vor, auf einer Bank bei Seite zu sitzen und seine Eier mit den Fingern zu essen. Es ist einem Wirthe unangenehm, wenn er genöthigt ist, darauf zu achten, wie viel seine Gäste essen, aber ich muss sagen, dass ich angenehm enttäuscht ward. Hätte ich bei ihnen statt umgekehrt gefrühstückt, so hätte ich sie wohl in ebenso grosses Erstaunen setzen können, wie ihre gefrässigen Ahnen die Indianer. Das Frühstück hatte das richtige Mass: es überass sich Keiner, aber ich glaube auch, dass Keiner zu kurz kam.

Nur Ein unangenehmer Umstand kam bei dem Déjeuner vor, nämlich die Bitte General Figoroa's an uns, noch eine Stunde zu warten, bis er die Depeschen an Carrera fertig hätte, die ihm seine Besetzung von Aguachapa melden sollten. Es war aber mein allergrösster Wunsch fortzukommen, während das Spiel noch gut stand. Von General Figoroa und seinem Sekretär dachten wir günstig, aber wir sahen, dass er keine Controle über seine Leute hatte, und solange wir in der Stadt weilten, waren wir ihren Besuchen, ihren Ausfragen, ihren Zudringlichkeiten ausgesetzt, und hieraus konnten manche Schwierigkeiten entstehen. Zu gleicher Zeit aber gewährten uns freilich die Depeschen an Carrera grosse Sicherheit unterwegs. Don Saturnino nahm es daher auf sich, mit dem Gepäck aufzubrechen, und erfreut über die günstige Gelegenheit, ohne alles Hinderniss reisen zu können, beauftragten wir ihn, so schnell wie nur möglich vorwärtszueilen und ja nicht auf uns zu warten, wir würden ihn schon einholen.

In etwa einer Stunde gingen wir nach dem Marktplatze, um

die Depeschen zu holen, sahen uns aber hier in eine neue Scene voll Verwirrung versetzt. Figoroa sass bereits im Sattel, die Lanciers stiegen in Eile auf und Alles rannte zu den Waffen. Eine Streifwache hatte nämlich Meldung gethan, dass Oberst Angula mit der Besatzung aus der Stadt am Saume des Waldes umherstreiche, und unsere Freunde eilten eben jetzt zum Angriff fort. Im Nu sprengten die Lanciers im Galopp davon und die zerlumpte Infanterie griff rasch nach ihren Gewehren und stürmte ihnen so schnell nach, dass sie mit den Pferden Schritt hielt. Der Brief an Carrera war zum Theil geschrieben und der Adjutant bat uns zu warten, da die Sache bald vorüber sein werde. Wir setzten uns daher mit ihm unter dem Corridor der Hauptwache nieder. Unter seinem Commando waren 70 bis 80 Mann zurückgelassen worden. Er war um mehre Jahre jünger als Figoroa, aber intelligenter und schien sehr liebenswürdig, ausgenommen wenn es sich um politische Gegenstände handelte, wo er sich in wilden Worten gegen Morazan's Partei aussprach. In seinem Benehmen war er edelmännisch, obgleich sein Rock Löcher an den Ellbogen hatte und seine Beinkleider zerrissen waren. Er sagte, er hätte auch einen neuen Rock, für den er sechszehn Dollars bezahlt, aber er passte ihm nicht und er wünschte ihn deshalb wieder zu verkaufen. Als ich später mit einem von Morazan's Officieren, dem ich zwar sonst blindlings glauben würde, nur aber nicht in Bezug auf politische Gegner, über ihn sprach, sagte mir Dieser, dieser selbe Sekretär hätte ihm ein Paar Beinkleider gestohlen, und er hegte keinen Zweifel, dass auch dieser Rock von Irgendwem gestohlen sei.

Unter den Leuten herrschte keine Ordnung und Disciplin; die Soldaten lagen in der Hauptwache umher und mischten sich mit ins Gespräch oder strolchten nach Belieben durch die Stadt. Die Einwohner hatten alles Tragbare glücklich fortgeschafft; nur zwei oder drei Male kehrte ein Trupp von einem Streifzuge mit einem Pferde oder Maulthiere zurück. Einmal ward Alles durch den Lärmen, dass Angula in andrer Richtung auf die Stadt anrücke, in Bewegung gesetzt. Sofort griffen Alle nach ihren Waffen und mindestens die Hälfte war in einem Augenblicke fortgeeilt. So hatten wir die hübsche Aussicht, die Stadt wieder einmal für uns allein zu besitzen; aber leider erwies sich der Lärmen grundlos. Wir konnten uns indessen bei der Leichtigkeit, mit welcher unsere Freunde uns verliessen, und bei der Gefahr, die wir liefen, mit ihnen identificirt zu werden, nicht anders als unbehaglich fühlen. Die Einzigen, welche nicht mit Figoroa ausrückten, waren drei Brüder, Weisse und junge athletische Männer, die in der ganzen Compagnie am Bessten gekleidet und bewaffnet waren, nach ihrer Weise bramarbasirten und unsere Bekanntschaft suchten. Diese sagten uns, dass es ihre Absicht wäre, nach Guatemala zu reisen; aber ich ward von ihnen instinktmässig zurückgestossen und wich ihren Fragen nach der Zeit, wo wir aufzubrechen gedächten, aus; und später hörte ich, dass sie aus Guatemala gebürtig und weil sie in der Stadt als Meuchelmörder allgemein bekannt gewesen, sie zu verlassen gezwungen worden wären. Einer derselben brach, wohl aus blossem prahlerischem Uibermuthe, einen Streit mit dem Adjutanten vom Zaune ab, schritt vor der Hauptwache stolz auf und ab und sagte, so dass es Alle hören konnten, sie ständen

unter Niemands Befehlen, sie schlössen sich blos weil es ihnen so gefiele an General Figoroa an und würden thun was ihnen geeignet dünkte. Mittlerweile waren einige wenige Städter — darunter ein Alguacil — weil sie sahen, dass nicht gemordet ward, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen und in die Stadt zurückgekehrt, daher es uns möglich ward, uns einen Führer zu miethen, den wir anwiesen, in dem Augenblicke, wo General Figoroa wiederkommen würde, bereit zu sein. Als wir nach Hause kamen, trafen wir zu unsrer Uiberraschung die Wittwe Padilla an, die irgendwo in der Nähe versteckt gewesen war und von einer alten Dienerin von des Generals Frühstücke bei uns und von unserm vertraulichen Verhältnisse mit ihm gehört hatte. Wir frugen nach der Sicherheit ihrer Töchter, nicht aber, wo sie wären; denn wir hatten gefunden, dass wir auf an uns gestellte Fragen besser antworten konnten, wenn wir nichts wussten.

Wir warteten bis um 4 Uhr, und da wir von General Figoroa noch immer nichts vernahmen, so machten wir uns darauf gefasst, dass wir nicht vor Abend fortkommen würden. Wir schlenderten daher bis ans äusserste Ende der Strasse, wo Figoroa eingezogen war und wo die Ruinen einer alten Kirche standen. Hier liessen wir uns auf den Grundmauern nieder und blickten die lange und einsame Strasse hinauf bis zum Platze, auf welchem wir einige Gewehrpyramiden und etliche Soldaten sahen. Rings um die Stadt erhoben sich Berge und unter ihnen thürmte sich der schöne, waldgeschmückte Vulkan Chingo auf. Während wir hier sassen, eilten zwei Frauen vorüber, sagten uns, dass die Soldaten in dieser Richtung zurückkämen, und versteckten sich in den Ruinen. Wir wandten uns eine Landstrasse hinab und begegneten ihnen an einer kleinen Anhöhe, wo wir genöthigt waren, stehen zu bleiben und sie unten vorüberziehen zu sehen. Wir bemerkten, dass sie, weil sie unverrichteter Dinge heimkehrten, in gereizter Stimmung waren und dass sie Aguardiente gefunden hatten, denn Viele derselben waren betrunken. Ein Trommelschläger zu Pferde, der so benebelt war, dass er kaum sitzen konnte, hielt den Marsch auf, um Carrera zu verherrlichen, und sofort begann nun das alte Geplärre „*Viva Carrera!*“ wieder, worauf ein Kerl, mit dem Gurte seines Schnappsacks über den nackten Schultern, abermals die ganze Linie aufhielt und mit wildem Ausdruck sich zu uns wendend sagte: „Ihr zählt uns, nicht wahr?“

Wir verschwanden und gingen durch eine andere Gasse nach Hause zurück. Nachdem wir hier einen Augenblick gewartet, gingen wir, entschlossen, die Stadt zu verlassen und in der ersten Hacienda an der Strasse zu schlafen, noch einmal zu General Figoroa wegen seiner Depeschen; noch ehe wir aber den Marktplatz erreichten, gewahrten wir eine abermalige Unruhe und Verwirrung daselbst, ein allgemeines Wiederaufsitzen und ein Stürzen zu den Waffen. Sowie General Figoroa uns erblickte, spornte er sein Ross die Strasse hinab uns entgegen und sagte uns in grosser Hast, dass General Morazan heranrücke und der Stadt beinahe auf dem Nacken sei; er hätte in diesem Augenblicke die Meldung empfangen und zöge soeben zum Angriff aus; es fehle ihm daher an Zeit, die Depeschen

zu unterzeichnen. Und während er mit uns sprach, galoppirten die Lanciers vorüber. Er schüttelte uns die Hände, wünschte uns *hasta luego* (auf eine Weile) Lebewohl, bat uns Carrera einen Besuch zu machen, im Fall wir ihn nicht wiedersehen sollten, stürmte die Linie hinab und stellte sich an die Spitze der Lanciers. Die Fusssoldaten folgten jagend und ein Glied hoch nach und Jeder trug die Waffen so, wie es ihm am Bequemsten war. In der Hast und Aufregung vergassen wir uns selbst, bis wir einige schmeichelhafte Epitheta vernahmen und zwei Burschen mit feindseligem Blicke die Gewehre nach uns richten sahen; aber von ihren Hintermännern fortgetrieben, schrien sie mit wüthender Stimme: „*Estos picaros otra vez!*“ — „Diese Schurken ein anderes Mal!“ Kaum war der letzte Mann des Zugs uns aus den Augen, als wir auch schon ein volles Flintenfeuer hörten, worauf im Nu fünfzig bis sechszig Mann, die auf dem Marktplatze zurückgelassen worden, hastig nach ihren Waffen griffen und die von diesem aus sich öffnende Strasse hinabjagten. Es währte nicht lange, so kam ein Pferd ohne Reiter im vollen Galopp die Strasse herab geklappert; drei andere folgten, und in fünf Minuten sahen wir dreissig bis vierzig Reiter, mit unserm Freunde Figoroa voran, durch die Strasse stürmen, um ihr Leben zu retten; doch schon nach wenigen Minuten sammelten sie sich wieder und sprengten wieder zurück. Wir gingen nach der Kirche, um auf den Thurm zu steigen, als ein scharfes Musketenfeuer die Strasse herauf nach dieser Richtung zu rollte und, ehe wir noch unser Haus erreichten, das Feuer die ganze Länge der Gasse bestrich. Da wir wussten, dass ein zufälliger Schuss einen Nichtkämpfer tödten könne, so machten wir Thüren und Fenster zu; zuletzt aber, als das Feuern scharf ward und die Kugeln über uns hinaus gingen und die Haüser auf der gegenüberliegenden Seite trafen, zogen wir uns mit einer alten Dienerin (was aus der Wittwe geworden war, weiss ich nicht) in ein kleines Zimmer im Hofe zurück, das kugelfeste Mauern und eine drei Zoll dicke Thür hatte, die wir verschlossen und hinter welcher wir in völligster Dunkelheit tapfer horchten. Hier betrachteten wir uns zwar in Sicherheit, hegten aber doch ernste Bersorgnisse wegen des Ausgangs. Auf beiden Seiten herrschte die Begierde zu tödten; an Pardongeben ward nicht gedacht. Morazans Partei war wahrscheinlich klein, aber es liess sich denken, dass sie sich nicht ohne einen verzweifelten Kampf ergeben würde, und nach der Hitze des Feuers und der Länge der Zeit, die es dauerte, mochte es wohl ein blutiger Kampf sein. Unsere ehemaligen Freunde, erbittert durch Morden, Wunden und Verlust und von Keinem im Zügel gehalten, würden uns, „die Schurken“, höchst wahrscheinlich mit Morazans Ankunft in Verbindung bringen. So war denn unser Wunsch, ich will nicht sagen, dass sie sämmtlich getödtet, aber dass ihr böses Blut vergossen werden möchte, und diess ist so ziemlich Dasselbe. Uiberhaupt wünschte ich inbrünstig, ihre Gesichter niemals wiederzusehen. Lieber wollte ich von einer Raüberbande auf der Landstrasse als von ihnen überfallen werden, und ich fühlte mich niemals erleichterter und beruhigter als wie ich den Ton eines Signalhorns vernahm. Es war die Verkündigung von Morazans Siege; und wenngleich es die bekannte Weise „*Degollar, degollar*“ (Würgen, würgen) blies, so war es doch Musik für unsere

Ohren. Es währte nicht lange, so hörten wir das Getrampel der Reiterei, worauf wir unser Versteck verliessen, in den Saal zurückkehrten und von hier den Ruf „*Viva la Federacion!*“ hörten, — ein erfreulicher, tröstender Ruf. Es war jetzt dunkel. Wir öffneten die Thür ein Paar Zoll weit, aber ein Reiter stiess sie mit seiner Lanze auf und bat um Wasser. Wir reichten ihm eine grosse Flasche, die ein Andrer ihm aus den Händen nahm. Wir machten nun die Thür ganz auf und stellten zwei grosse Flaschen auf die Schwelle; und die Soldaten nahmen, wie sie vorübergingen, Jeder einen raschen Trunk. An Jeden eine Frage richtend erfuhren wir, dass es Morazan selbst mit den von seiner Expedition gegen Guatemala Uibriggebliebnen war. Unser Haus war wohlbekannt; Viele von den Officieren erkundigten sich nach der Familie (Padilla) und ein Adjutant meldete der Dienerin an, dass Morazan hier abzusteigen beabsichtige. Die Soldaten marschirten auf den Platz, steckten ihre Gewehre zusammen und riefen „*Viva Morazan!*“ Am Morgen hatte man geschrieen „*Viva Carrera!*“ Keiner rief „*Viva la patria!*“

Unsre Noth hatte kein Ende. Wir hatten uns am Morgen der einen Partei überliefert, den Abend wurden wir von einer andern aus ihren Händen gerissen, und vor Tagesanbruch sass uns wahrscheinlich Carrera wieder auf dem Nacken. Nur Eins war tröstlich: die Kerle, die die Nacht zuvor unsere Ruhe gestört und die Einwohner aus ihren Haüsern verjagt hatten, sahen sich jetzt ihrerseits nach Behausungen in den Gebirgen und Wäldern um. Ich fühlte Bedauern mit Figoroa und seinem Adjutanten und aus abstracten Grundsätzen mit den Gefallenen. Was aus den Uebrigen ward, kümmerte mich nur wenig.

Nach wenigen Augenblicken kam eine Anzahl Officiere in unser Haus. Seit sechs Tagen waren sie auf einer beständigen Flucht im Feindeslande gewesen, hatten immerfort, um der Verfolgung zu entgehen, die Richtung geändert und nur angehalten, um ihren Pferden Ruhe zu gönnen. Unter dem Eindrucke freudiger Erregung in Folge eines glücklichen Kampfes einziehend, erschienen sie mir als die schönsten Männer, die ich im Lande gesehen. Figoroa hatte sie so plötzlich überfallen, dass dem General Morazan, der an der Spitze seiner Mannschaft ritt, zwei Kugeln beim Kopfe vorüberpfiffen, ehe er noch seine Pistole ziehen konnte, und sein Leben stand in grösserer Gefahr als während seiner ganzen blutigen Schlacht in Guatemala. Oberst Cabañas, ein kleiner, ruhiger, feiner Mann, der Commandant der in Honduras massacrirten Truppen, that den ersten Schlag, zerbrach seinen Degen über einem Lancier, wand ihm die Lanze aus seinen Händen und rannte sie ihm durch den Leib, ward aber dabei selbst in der Hand verwundet. Ein hochgewachsener, heiterer, polternder junger Mann, welcher noch warmes Blut von seinem Degen wischte und ihn an seinem Taschentuche trocken rieb, bedauerte, dass es ihm nicht gelungen, ihnen den Rückzug abzuschneiden; und ein ruhiger Mann von mitteln Jahren sagte in gedehnter Sprache, dass sie, wenn ihre Pferde nicht so müde gewesen wären, jeden Mann getödtet haben würden. Auch sie redeten nur vom Tödten; des Gefangennehmens ward gar nicht gedacht. Das Wort *matar* (tödten) klang mir so unaufhörlich in den Ohren, dass

es allemal meine Nerven reizte. Nach wenigen Minuten kam die Wittwe Padilla, die, wie ich zu glauben geneigt bin, irgendwo in der Nähe sich verborgen gehalten hatte, auf die Kunde von Morazans Anmarsch hereingestürzt und rief in wildem Schmerze nach ihren Söhnen. Alle antworteten, dass der älteste mit ihnen wäre. Sie kannten sie sämmtlich und legten Einer nach dem Andern ehrerbietig den rechten Arm auf ihre Schulter und umarmten sie; der junge Mann aber, welcher seinen Degen abwischte, steckte ihn in seine Scheide, erfasste dann die Dame mit seinen Armen, hob sie in die Höhe und schwang sie im Kreise im Zimmer umher. Die arme alte Dame sagte ihm halb lachend und halb kreischend, er wäre ein gottloser Mensch, und frug von Neuem nach ihren Söhnen. In diesem Augenblicke trat ein Mann von etwa vierzig Jahren, der mir schon vorher als der einzige Unbewaffnete aufgefallen war, mit langem Barte, bleichem und verstörtem Gesicht, vom Hofe aus herein. Die alte Dame schrie laut auf, stürzte ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und ruhte einige Augenblicke mit dem Haupt auf seiner Schulter. Es war derjenige ihrer Söhne, den Carrera ins Gefängniss geworfen hatte. General Morazan hatte sich mit Gewalt den Weg nach dem Marktplatze gebahnt, die Gefängnisse aufgebrochen und die Gefangnen freigemacht; und als er zur Stadt hinausgetrieben ward, war es diesem Sohne gelungen, sich durch die Flucht zu retten. Wo war aber ihr jüngerer und theuerer Sohn? Der junge Mann erwiederte ihr, dass er entkommen und in Sicherheit sei. Die alte Dame sah ihn misstrauisch an und ihn bei seinem Taufnamen nennend, sagte sie zu ihm, dass er sich irrre; er aber blieb dabei und that einen Schwur darauf, dass er entkommen wäre; er selbst hätte ihm ein frisches Pferd gegeben; er wäre ausserhalb der Stadt gesehen worden, wäre wahrscheinlich irgendwo verborgen und würde bald zum Vorschein kommen. Die andern Officiere wussten nichts Bestimmtes von ihm. Der Eine hatte ihn zu dieser, der Andre zu jener Zeit während der Schlacht gesehen; und sie stimmten alle darin zusammen, dass der junge Mann es am Bessten wissen müsste, weil sie nahe beieinander gestanden hätten. Letzterer, welcher der liebste Freund ihres Sohnes war und sie wie eine Mutter liebte, sagte mir selbst nachher, dass sie bald genug getröstet werden und bald die Wahrheit erfahren sollte; während dagegen der ältere Bruder, der selbst mit genauer Noth dem Tod entkommen war und aussah, als ob für immer das Lächeln von seinem Antlitz entflohen wäre, gegen mich äusserte, dass er keine Zweifel hege, dass der Mutter Liebling getödtet worden sei.*)

Während dieser Auftritte blieben der Kapitän und ich unbeachtet. Der Kapitän fand unter den Officieren Verschiedene, mit denen er im Hafen Bekanntschaft gemacht und erfuhr, dass Andere zum letzten Male ins Feld gezogen waren. In der ersten freudigen Aufregung des Zusammentreffens mit ihnen beschloss er zurückzukehren und ihrem bankrotten Glücke zu folgen. Zu meinem Glücke waren aber seine bewussten Kisten schon voran. Er fühlte, dass er nur

*) Ich habe jüngst erfahren, dass er wirklich entkommen ist und jetzt sicher und wohlbehalten bei seiner Mutter in Aguachapa lebt.

mit genauer Noth entkommen war. Unter Denen, die den General Morazan begleiteten, befanden sich der frühere Staats- und Kriegssekretär und alle vornehmen Civil- und Militärbeamten der auseinandergestobenen Bundesregierung. Sie hatten von meiner Ankunft im Lande gehört. Ich war in San Salvador erwartet worden; sie kannten mich alle dem Rufe nach und lernten mich bald persönlich kennen; insbesondere ward ich mit Oberst Saravia bekannt, einem jungen Manne von etwa 28 Jahren, schön, tapfer, von gebildetem Geist und den feinsten Manieren, mit enthusiastischer Anhänglichkeit an General Morazan, „von welchem," wie er bei Erzählung eines Kampfes bei dem Sturme von Guatemala mit beinahe hervorstürzenden Thränen in den Augen sagte, „die Vorsehung die Kugeln abzulenken schiene." Ich hatte oft von diesem Manne in Guatemala gehört und sein Fall zeigt die Zerrissenheit der privaten und geselligen Verhältnisse, die diese Bürgerkriege erzeugt haben. Sein Vater ward von der liberalen Partei acht Jahre zuvor verbannt und ward dann General im carlistischen Dienste in Spanien. Seine Mutter und drei Schwestern lebten in Guatemala und ich war in ihrem Hause vielleicht öfter auf Besuch gewesen als in irgendeinem andern dieser Stadt Sie wohnten in der Nähe des Marktplatzes, und während Morazan den Ort im Besitze hatte, war der Oberst heimgeeilt, um sie einmal zu sehen, und ward inmitten dieses flüchtigen Begegnens, das durch den Umstand, dass er an einem Angriffe auf seine Vaterstadt sich betheiligt, noch schmerzlicher ward, zum Kampfe abgerufen, in welchem ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst verwundet ward und aus dem er mit den Trümmern der Armee entkam. Mutter und Schwestern erfuhren nichts wieder von seinem Schicksal. Da sie, sagte er (was, wie ich gewiss wusste, nur allzu wahr war), furchtbare Angst um seinetwillen haben würden, so bat er mich, sie sofort nach meiner Ankunft in Guatemala zu besuchen und von seiner Sicherheit zu unterrichten.

Mittlerweile liess General Morazan, welcher eine Uiberrumpelung von Seiten Carrera's während der Nacht fürchtete, sagen, dass er auf dem Platze schlafen würde. Von Oberst Saravia geleitet ging ich hin, um ihm meine Aufwartung zu machen. Von dem Momente seines Einzugs an fühlte ich mich vollkommen sicher und hatte nicht einen Augenblick Besorgniss vor einer wilden und unlenksamen Soldatesca. Hier sah ich zum ersten Male etwas, was wie Disciplin aussah. Eine Wache schritt die Strasse, die vom Platze ausging, auf und ab, um das Herumtreiben der Soldaten in der Stadt zu verhindern; aber die armen Burschen schienen auch gar keine Lust dazu zu fühlen, denn die Stadt war aller Lebensmittel bar und ledig und selbst für die armen Pferde fand sich kein Futter vor. Vor dem Fenster des Cabildo waren eine Anzahl Soldaten versammelt, wo Jeder nach der Reihe seinen Hut hinhielt, um seinen Antheil an hartem Brote in Empfang zu nehmen; Einige sassen um Feuer herum und assen ihr armseliges Mahl; die Meisten aber lagen auf dem Boden hingestreckt und schliefen bereits. Es war die erste Nacht, dass sie sich ausser Feindes Lande niederlegten.

General Morazan stand mit verschiedenen Officieren im Corridor des Cabildo; vor der Thür brannte ein grosses Feuer und an der

Mauer stand ein grosser Tisch mit einem Lichte und Chocoladentassen darauf. Morazan war ein Mann von etwa 45 Jahren, 5 Fuss 10 Zoll lang und mager und trug einen schwarzen Schnurr- und Backenbart, einen bis an den Hals zugeknöpften Militärrock und einen Degen. Den Hut hatte er abgelegt. Der Ausdruck seines Gesichts war mild und geistvoll. Obgleich noch jung, war er doch schon zehn Jahre lang der erste Mann im Lande und acht Jahre Präsident der Republik gewesen. Er war gestiegen und hatte sich behauptet durch militärische Geschicklichkeit und persönliche Tapferkeit, hatte stets seine Truppen selbst angeführt, war in zahllosen Schlachten gewesen, war oft verwundet, niemals geschlagen worden. Ein Jahr zuvor hatte die Bevölkerung von Guatemala von beiden Parteien ihn angefleht, zu ihrer Erlösung zu kommen, da er der einzige Mann war, der sie von Carrera befreien und vom Verderben erretten konnte. In diesem Augenblicke vermehrte er die zahllosen Beispiele der Wankelmüthigkeit der Volksgunst um ein neues. Nach dem Ablauf seiner Dienstzeit war er zum Jefe des Staates San Salvador erwählt worden, hatte aber auf dieses Amt Verzicht geleistet und bekleidete jetzt das Obercommando unter der Bundesregierung. Da man ihn persönlich angeklagt und die Centralgewalt, unter welcher er diente, nicht anerkannt, so war er mit 1400 Mann gegen Guatemala losgerückt und hatte sich den Weg bis auf den Hauptplatz erzwungen; vierzig seiner ältesten Officiere und sein ältester Sohn wurden dabei an seiner Seite niedergestreckt, worauf er mit den 450 Mann, die auf dem Hauptplatze standen, sich durch Massen von Menschenfleisch hindurchhieb und entkam. Ich ward ihm durch Oberst Saravia vorgestellt. In Folge aller aus besster Hand erhaltenen Mittheilungen und in Folge des Enthusiasmus, mit welchem ich von Seiten seiner Officiere und überhaupt Jedermanns in seinem Staate hatte von ihm sprechen hören, hatte sich meiner fast ein Gefühl der Bewunderung für General Morazan bemächtigt und mein Interesse an ihm ward durch sein Missgeschick nur noch erhöht. Ich war wahrhaft in Verlegenheit, wie ich ihn anreden sollte, und während mein Gemüth voll war von seiner unglücklich abgelaufenen Expedition, war seine erste Frage, ob seine Familie in Costa Rica angelangt oder ob ich etwas von ihr vernommen hätte. Ich sagte ihm nicht, was ich bei mir dachte, dass sein Unglücksschlag Alle, die mit ihm verkettet wären, mit ihm treffen und darum seine Frau und Töchter wahrscheinlich nirgends eine Zufluchtsstätte in jenem Staate finden würden; aber es sprach beredter als ganze Bände, dass in einem solchen Augenblicke, wo er nur noch die Trümmer seines Anhangs um sich hatte, wo das Gedächtniss an seine ermordeten Waffengefährten noch frisch in seiner Seele war, wo all seine Hoffnungen und all sein Glück zertrümmert waren, — dass in einem solchen Augenblicke sein Herz sich seinem Familienkreise zuwandte. Er sprach seinen Schmerz über die Lage aus, in welcher ich sein unglückliches Land erblickte, bedauerte, dass mein Besuch gerade in eine so ganz unselige Zeit gefallen wäre, sprach von Herrn De Witt und den Beziehungen des Landes zu dem unserigen und drückte sein Bedauern aus, dass unser Vertrag nicht erneuert worden und dass es nun nicht möglich wäre; aber diese Dinge lagen jetzt meiner Seele fern. Uiberzeugt, dass er Wichti-

geres zu thun habe, blieb ich nur kurze Zeit bei ihm und kehrte nach Hause zurück.

Der Mond war aufgegangen und es war mein höchster Wunsch, jetzt fortzukommen; allein unsere Pläne waren in gänzliche Verwirrung gerathen. Der Führer, den wir gemiethet, um uns bis zum Rio Paz zu geleiten, blieb aus und kein anderer war zu finden; überhaupt war kein Mann weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zu bewegen, in dieser Nacht die Stadt zu verlassen, weil man fürchtete, mit den zersprengten Truppen zusammenzutreffen. Zu Hause hatte ich mehre Officiere bei mir, die Chocolade mit uns tranken, und am obern Ende des Tisches sass ein Priester mit einem Schwerte an der Seite. Ich hatte Leute mit Frühstück bewirthet, die glücklich gewesen wären, diesen die Köpfe abzuschneiden; sie suchten jetzt Verstecke im Gebirge auf oder jagten, ihr Heil in der Flucht suchend, davon. Wenn Carrera kam, dann wurden wieder meine neuen Freunde auseinandergestoben. Sie zogen sich alle bei Zeiten zurück, um bewaffnet auf dem Platze zu schlafen, und wir blieben mit der Wittwe und ihrem Sohne allein. Eine abermalige Jammerscene folgte, indem die Wittwe Fragen nach ihrem jüngern Sohne that und ihre traurigen Ahnungen aussprach, denen der ältere Sohn nur dadurch zu entgehen vermochte, dass er eine ausserordentliche Ermüdung vorgab und um die Erlaubniss bat, zu Bett gehen zu dürfen. Erst jetzt frugen wir, weil es uns seltsamer Weise früher nicht eingefallen war, nach den im Scharmützel Gefallenen und Verwundeten. Von den Letztern gab es Keinen; alle Gefallenen wurden mit der Lanze durchstossen und die so Getödteten auf dem Boden liegen gelassen. Der ältere Padilla war im Nachtrabe von Morazans Partei gewesen. Trotz des zerstreuten Feuers hatte er doch auf dem Wege, auf welchem er in die Stadt gezogen war, nicht weniger als achtzehn Leichen gezählt.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Besuch von General Morazan. — Ende seiner Laufbahn. — Ermiethung eines Führers. — Abreise nach Guatemala. — Furcht des Volks. — Der Rio Paz. — Die Hacienda Palmita. — Ein glückliches Entkommen. — Die Hacienda San José. — Eine fatale Verlegenheit. — Ein gütiger Wirth. — Der Rancho Hocotilla. — Oratorio und Leon. — Der Rio de los Esclavos. — Das Dorf. — Annäherung an Guatemala. — Ankunft daselbst. — Eine Skizze von dem Kriege. — Morazans Niederlage. — Schlächterei.

Am Morgen fanden wir zu unserer Uiberraschung verschiedene Läden offen und Leute auf der Strasse, die sich irgendwo in der Nähe verborgen gehalten hatten und auf die Kunde von Morazans Einzuge sogleich zurückgekehrt waren. Auch der Alcalde erschien wieder und unser Führer ward wieder aufgefunden, der aber nicht mit uns gehen wollte und sagte, der Alcalde könnte ihn auf der

Stelle todtschlagen; denn es wäre ihm doch immer noch lieber, hier zu fallen als durch die Hände der Cachurecos.

Während ich bei der Chocolade sass, machte mir General Morazan einen Besuch. Unsere Unterhaltung dauerte länger und war allgemeinern Inhalts als bei unserer ersten Zusammenkunft. Ich frug ihn nicht nach seinen Plänen oder Absichten, aber weder er noch seine Officiere zeigten Muth- und Hoffnungslosigkeit. Bei Gelegenheit, wo der Besetzung Santa Ana's durch General Cascara gedacht ward, äusserte er: „Wir werden diesen Herrn ehestens besuchen." Von den Führern der Centralpartei sprach er ohne Hass und Bitterkeit und Carrera nannte er einen unwissenden und zügellosen Indianer, vor welchem geschützt zu werden die Partei, die sich seiner jetzt bediene, eines Tages Gott danken werde. Mit Lächeln gedachte er einer unter den Cachurecos cursirenden Anschuldigung, als habe er sich stark bemüht, Carrera durch Meuchelmord beseitigen zu lassen, welches Gerücht man unter grossem Lärmen überall ausgesprengt, sogar Zeit und Ort angegeben und auf diese Weise bewirkt hatte, dass es allgemeinen Glauben fand. Er hatte ursprünglich die ganze Geschichte für eine gemachte Lüge gehalten; als er sich aber auf seinem Rückzuge von Guatemala zufällig in demselben Hause, wo der Versuch gemacht worden sein sollte, befand, erzählte ihm der Besitzer des Hauses, dass, als Carrera einem Gliede seiner Familie eine Beschimpfung angeboten, er selbst ihn mit dem Dolch verwundet hätte, und zwar, wie man meinte, tödtlich; und um die Wunden zu erklären und weitere Nachforschungen nach der Veranlassung abzuwenden, so ward die Sache Morazan auf den Hals gewälzt und diese Nachricht flog nun durch das ganze Land, wobei einer seiner Officiere die Geschichte mit den Einzelheiten der Gewaltthat begleitete. Ich bin gewiss, dass, wenn Carrera jemals in Morazans Hände fiele, er ihn auf der Stelle erschiessen lassen würde.

Bei der Meinung, die er von Carrera und seinen Soldaten hatte, betrachtete er natürlich unsere Reise nach Guatemala für ein gewagtes Ding. Aber es lag mir Alles daran, fortzukommen, und als die erste heftige Aufregung vorüber war, stimmte auch er, da ohnehin des Kapitäns Koffer schon voraus waren, mir bei. Carrera konnte in jedem Augenblick anlangen, in welchem Falle wir wieder die Besitzer änderten oder am Ende Zeugen einer blutigen Schlacht werden konnten, da Morazan die Gränzstadt seines Staates gewiss bis auf den Tod vertheidigen würde.

Als ich dem General Morazan die Schwierigkeit mittheilte, uns einen Führer zu unsrer vorhabenden Reise zu verschaffen, sagte er, eine Soldatenescorte würde uns einer sichern Gefahr aussetzen; selbst ein einzeler Soldat ohne Muskete und Patronentasche (welches die einzigen Unterscheidungszeichen eines Soldaten waren) könnte erkannt werden; er wolle aber zum Alcalden schicken und uns eine sichere Person aus der Stadt verschaffen. Ich sagte ihm mein Lebewohl mit tieferer Theilnahme als ich noch für irgendeinen Mann im Lande empfunden hatte. Kaum ahnten wir damals die Schicksalsschläge, die ihm noch aufgespart waren; noch in derselben Nacht desertirte der grösste Theil seiner Soldaten, die nur durch die Gefahr, die ihnen in Feindes Lande gedroht, zusammengehalten worden waren.

Mit dem Reste marschirte er nach Zonzonate und nahm ein Schiff im Hafen in Beschlag, das er mit seinen Leuten bemannte und nach Libertad, dem Hafen von San Salvador, sandte. Er brach von hier aus nach der Hauptstadt auf, wo ihm das Volk, das ihn seit Jahren, solange er im Machtbesitze war, angebetet hatte, in seinem Unglück den Rücken kehrte und ihn in den Strassen mit offnem Hohn empfing. Mit einer grossen Anzahl seiner Officiere, die sich zu sehr compromittirt hatten, um zurückbleiben zu können, schiffte er sich dann nach Chile ein. Auf dieser Fahrt legte er, weil Mehre in Folge der engen Einpferchung an Bord eines kleinen Fahrzeugs leidend waren, in Costa Rica an und bat für einige seiner Begleiter um die Erlaubniss zum Landen. Für sich selbst begehrte er sie nicht, da er wusste, dass sie ihm verweigert werden würde. Einige hier zurücklassend reiste er weiter, um sich mit seiner Familie in Chile zu vereinigen. Inmitten des wilden Parteitreibens war es für einen Fremden unmöglich, zu einer wahrhaften Würdigung des Charakters eines öffentlichen Mannes zu gelangen. Das allgemeine Geschrei wider Morazan waren sein Hass gegen die Kirche und seine Zwangsanleihen. Die Rechtfertigung seiner Feindseligkeit gegen die Kirche liegt darin, dass diese Kirche bis auf den heutigen Tag wie ein Leichentuch auf dem Geiste freier Institutionen liegt und dass sie die christliche Gesinnung herabwürdigt und erniedrigt statt sie zu erheben; und was die Zwangsanleihen anbelangt, so mögen die beständigen Kriege für sie sprechen. Seine ärgsten Feinde raümen ein, dass er in seinem Privatleben ein Muster und, was in ihren Augen als kein geringes Lob galt, dass er nicht blutgierig war. Er ist jetzt gestürzt und verbannt, wahrscheinlich für immer, und mit dem Tode bedroht, wenn er zurückkehrt. Zwar beschimpfen und verwünschen all die duckmaüserischen Knierutscher vor einer aufsteigenden Sonne seinen Namen und sein Gedächtniss, aber ich glaube wahrhaftig — und ich sage es trotzdem dass ich weiss, dass ich durch diese Behauptung den Unwillen der ganzen Centralpartei über mich bringen werde — aber ich glaube wahrhaftig, dass sie den bessten Mann in Centralamerika von ihren Küsten vertrieben haben.

Jetzt erschien ein alter Mann mit seinem Sohne, einem jungen Manne von 22 Jahren, bei uns, der uns als Führer dienen sollte; sobald er aber hörte, dass wir ihn auf den ganzen Weg bis zum Rio Paz mitnehmen wollten, verliess er uns, um, wie er sagte, für ein Pferd zu sorgen. Wir warteten beinahe eine Stunde, wo der Alte wieder erschien, aber diessmal mit einem Knaben von etwa zehn Jahren, in Strohhut und Hemd gekleidet und auf dem blossen Rücken eines Pferdes sitzend. Der junge Mann war aus Angst vor der Reise verschwunden und nicht wieder aufzufinden. Dieser kleine Knabe, meinte man, würde weniger Gefahr laufen. Wenn ich durch allgemeine Gerüchte von Raüber- und Mörderbanden niemals sehr beunruhigt ward, so lag dagegen in dem Begegnen einer der geschlagenen Truppen eine handgreifliche Gefahr. In Folge der erlittenen Niederlage desperat, von Natur mordlustig, schon zuvor nicht gar freundlich gegen uns gesinnt, jetzt aber, wo sie uns in diesem bösen Augenblicke in der Stadt hatten herumtreiben sehen, wahrscheinlich geneigt, uns mit Morazans Bewegungen in Verbindung zu bringen,

— in Betracht alles dessen glaubte ich, wir würden, wenn wir mit ihnen zusammenträfen, ermordet werden. Andrerseits wieder hatten sie kein Gras unter ihren Füssen wachsen lassen, waren wahrscheinlich aus Furcht vor Verfolgung die ganze Nacht geflohen, hatten die Hauptstrasse vermieden, vielleicht den Rio Paz überschritten und, einmal in Guatemala, sich nach ihren Ortschaften zerstreut; wozu noch kam, dass die Niederlage so vollständig gewesen war, dass sie wahrscheinlich zu Drei oder Vier miteinander flohen und vermuthlich ebenso vor uns wie wir vor ihnen ausrissen. So war es auf alle Fälle besser zu gehen als so lange zu warten, bis Carrera die Stadt überfiele.

Mit diesen Berechnungen und wahrhaft unerquicklichen Aussichten nahmen wir von einigen Officieren, die uns abziehen sehen wollten, Abschied und brachen um 9 Uhr auf. Von dem Plateau, auf welchem die Stadt erbaut ist, herabsteigend, kamen wir auf eine offne Ebne, die uns in weite Ferne sehen liess und im Falle der Noth ein günstiges Terrain zu den Evolutionen unserer Cavallerie darbot. Wir zogen beim Aguachapa-See vorüber, dessen Schönheit unter andern Verhältnissen unsere Bewunderung erweckt haben würde; und als unser kleiner Führer des Wegs verfehlt zu haben schien, hielten wir an einer kleinen Hütte an, um nach der Strasse zu fragen. Die Leute fürchteten sich vor Beantwortung aller Fragen. Figoroa's und Morazans Soldaten waren vorbeipassirt, aber sie wussten nichts davon; sie konnten nicht einmal sagen, ob überhaupt fliehende Soldaten vorübergezogen wären, und kannten blos die Strasse nach dem Rio Paz. Es war leicht zu bemerken, dass sie um alles Sonstige sich nicht kümmerten; aber sie sagten, sie wären arme Leute, wären allezeit bei der Arbeit und wüssten darum nicht, was vorginge. In einer halben Stunde begegneten wir drei Indianern mit Ladungen von Töpfergeschirr auf dem Rücken. Die armen Burschen nahmen ihre Hüte ab und zitterten, als wir sie fragten, ob sich etwa vor uns zersprengte Soldaten umhertrieben. Es fiel uns ein, dass diese Frage uns dem Verdachte, verfolgte Officiere Morazans zu sein, aussetzen würde und dass es daher, wenn wir Jemand begegneten, besser wäre, gar nicht zu fragen. Ausser unsrer Strasse gab es noch eine Menge anderer, die, wie der Knabe sagte, sämmtlich nach dem Rio Paz führten; aber er war noch niemals hier gewesen und kannte daher die richtige nicht. Wir verfolgten eine, die uns in den Wald führte und wo es bald bergab ging. Der Weg war zerrissen und steinig und fiel sehr steil ab; wir kamen rasch herunter und sahen deutlich, dass seit langer Zeit hier keine Pferde passirt waren. Die Baüme neigten sich quer über den Weg herüber und so tief herab, dass wir abstiegen und unsre Sättel mit ihren hohen Spitzen abzunehmen genöthigt waren, um darunter hinwegzukommen. Es war offenbar ein ehemaliger Viehweg, der selbst als solcher nicht mehr im Gebrauch war. Nachdem wir noch eine Strecke weiter herabgeritten, schlug ich vor wieder umzukehren. Mein einziger Grund war, dass es sicherer wäre; denn wir wussten, dass wir irre waren, und konnten möglicherweise so tief herabgelangen, dass unsre physische Kraft nicht im Stande war, uns wieder zurückzutragen. Der Kapitän sagte, ich hätte diesen Weg gewählt; wären wir seinem Rathe gefolgt, so würden wir sicher gegangen sein; jetzt wäre eine Rückkehr

unmöglich. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel; doch gab ich nach, in Betracht, dass ich der Veranlasser der Verlegenheit gewesen war; bald aber wurden wir getröstet und erfreut, als wir in der Tiefe unter uns das Rauschen des Rio Paz vernahmen. Nach einem schwierigen Hinabritt erreichten wir das Ufer; leider aber war hier keine Furt und auf der andern Seite kein Weg zu sehen.

Der Fluss selbst war schön. Der Abhang, auf dem wir herabgekommen, war ein hoher und beinahe senkrecht abfallender Berg und auf beiden Seiten breiteten Baüme ihre Zweige über das Wasser hinweg. Obwohl der Fluss Rio de Paz d. i. Friedensfluss hiess, so war er doch jetzt die Scheidelinie eines Kriegs auf Leben und Tod, die Gränze zwischen Guatemala und San Salvador. Die Bewohner der gegenüberliegenden Seite waren in Feindes Lande und die geschlagenen Truppen Morazans wie Figoroa's waren zu ihm als Retter geflohen. Nachdem wir eine Strecke stromaufwärts geritten, arbeiteten wir uns glücklich durch den Fluss und fanden am entgegengesetzten Ufer eine Trinkschale, die wahrscheinlich von einem fliehenden Soldaten hier zurückgelassen worden war. Wir tranken daraus, als wäre sie zu unserm Gebrauche bestimmt gewesen, und liessen sie zum Bessten des Nächstkommenden am Ufer zurück.

Wir waren nun im Staate Guatemala, am Ufer eines wilden Stroms, ohne einen ersichtlichen Weg, und unsre Lage war eher noch bedenklicher als vorher, da anzunehmen war, dass die versprengten Soldaten sich hier für sicher halten und wahrscheinlich Viele nach dem Kampfe und der Anstrengung eines Tages und einer Nacht sich hier zum Ausruhen lagern würden. Was den Weg anlangt, so waren wir so glücklich, nach einem kurzen Ritte durch den Wald am Ufer des Flusses entlang auf einen zu treffen, welcher links ablenkte und auf die Landstrasse auslief. Hier entliessen wir unsern kleinen Führer und reisten auf der letztern weiter. Der Boden des Landes war hier von ganz anderer Beschaffenheit, gebrochen und steinig. Wir sahen keinen Menschen, bis wir die Hacienda Palmita erreichten. Auch sie schien verlassen. Wir traten in den Hof und erblickten keine Seele, bis wir endlich die Thür des Hauses aufstiessen. Der Besitzer war ein alter Herr, ein Gegner Morazans, der mit dem Sattel seiner Frau und seinem eignen, sowie mit zwei auf dem Boden liegenden zusammengepackten Bett- und Bettzeugbündeln im Saale sass und sich bereit zum Aufbruch hielt. Er schien zu ahnen, dass es zu spät sei, daher er mit unterwürfiger und ergebener Miene unsere Fragen beantwortete und sich dann erkundigte, wie viele Leute wir mit uns hätten. Es war spasshaft, dass, während wir selbst halbtodt vor Angst waren, wir überallhin, wo wir erschienen, Schrecken brachten. Wir erlösten ihn von seiner Angst, als wir blos nach Don Saturnino und unserm Gepäck fragten, wieder aufstiegen und weiter ritten. In einer Stunde erreichten wir die Hacienda El Cacao, wo Don Saturnino unsrer Bestimmung gemäss die Nacht über bleiben sollte. In Folge der Gestaltung des Terrains standen wir mit einem Male vor einem Hause und erblickten unter dessen Saülenhalle drei Cachureco-Soldaten, welche Tortillas schmausten. Sie sahen uns im selben Augenblicke, griffen hastig nach ihren Musketen und rannten davon; aber plötzlich blieb einer von ihnen stehen und zielte mit

einer Blunderbüchse nach uns. Der Lauf war weit wie eine Kirchenthür und schien uns beide, den Kapitän wie mich, zu decken. Wir waren in schrecklicher Gefahr, aus Missverständniss erschossen zu werden, als einer der Leute zurückgeeilt kam, die Büchse in die Höhe schlug, laut aufschrie „*amigos, los Ingleses!*“ und es uns auf diese Weise möglich machte, zu ihnen heranzukommen. Dieser freundlichgesinnte und gefühlvolle Vagabund gehörte zur Zahl Jener, die uns in Aguachapa aufgewartet hatten, um uns um ein Frühstück und einen Medio zu bitten. Wahrscheinlich ward noch nie ein Medio zu bessern Zinsen angelegt. Er hatte uns in vertrautem Umgange mit Figoroa gesehen, und da ihn seine Vorgesetzten gelehrt, General Morazan für einen Banditen und Mörder zu halten, und er nicht begriff, wie wir unter einem solchen Menschen ungefährdet sein könnten, so betrachtete er uns als in dieselbe Gefahr Verwickelte und fragte, auf welche Weise wir entkommen wären. Unter so bewandten Umständen priesen wir uns höchst glücklich, gerade auf sie gestossen zu sein, denn ein andrer Trupp möchte uns wohl ganz anders empfangen haben; auch verschafften sie uns in einem wichtigen Punkte Beruhigung, indem sie uns erzählten, die meisten der versprengten Soldaten wären auf der Strasse nach Santa Ana geflohen. Don Saturnino hatte allerdings die Nacht auf dieser Hacienda zugebracht, war aber schon sehr frühe am Morgen weiter gereist. Die Soldaten kehrten zum Hause zurück, um ihre Mahlzeit vollends zu beendigen, gaben als Zahlung ihren Dank und brachen gleichzeitig mit uns auf. Sie hatten ein gutes, unterwegs gestohlenes Pferd mit sich, das ihnen, wie sie sagten, die Expedition sehr gut bezahlt machte und auf dem sie abwechselnd ritten. Als sie durch El Cacao kamen, brachte ihre Erscheinung grosse Sensation hervor, da sie die erste Kunde von Figoroa's Schlappe brachten. Es war diess eine böse Nachricht, denn Alle hatten Morazan in Folge seiner in Guatemala erlittenen Niederlage als vollständig vernichtet angesehen. Auf seinem Rückzuge hatte er die Dörfer vermieden und so wussten sie gar nichts davon, dass er mit einer so starken Truppenzahl entkommen war. Wir bemühten uns, einen Führer ausfindig zu machen, mussten aber weiter reiten, da kein Mann zu bewegen war, das Dorf zu verlassen. Bald begann es zu regnen; die Strasse war sehr steinig und wir kreuzten ein hohes, finsteres vulkanisches Gebirg. Da die Soldaten des Kapitäns Argwohn erweckt hatten, so ritten wir ohne alle Umstände voraus und liessen sie hinter uns zurück. Um 5 Uhr lenkten wir von dem Wege ab, der zu einem Dorfe führte, und schlugen den Camino de los Partidos ein, der sehr rauh und steinig war, und gelangten alsbald an eine Stelle, wo mehre Seitenwege abliefen und wir in Verlegenheit waren, welchen wir wählen sollten; aber unsre Richtung lag uns in einem breiten, von zwei Gebirgszügen begränzten Thale vorgezeichnet. Wir hielten uns überzeugt, dass unser Weg keinen von beiden Bergzügen kreuzte, und sie waren daher unsre einzigen Führer. Kurz vor Dunkelwerden kamen wir aus den Bergen heraus und sahen zu unsrer Rechten einen Weg in den Wald führen, vernahmen sogleich darnach das Lauten einer Glocke und erblickten zwischen den Baümen hindurch in einiger Entfernung an einer gelichteten Stelle eine Hacienda mit einem Küchenhause, mit Schuppen

und mit einer Zuckermühle. Zwanzig bis dreissig Arbeiter, hauptsächlich Indianer, waren hier versammelt, um von ihrer Tagesarbeit Rechnung abzulegen und für den nächsten Tag Anweisung zu empfangen. Unsre Erscheinung erregte grosses Aufsehen. Die Besitzer der Hacienda, zwei Brüder, standen, während wir mit den Leuten sprachen, in der Thür, worauf wir zu ihnen hinritten und um die Erlaubniss baten, die Nacht hier bleiben zu dürfen. Der Aeltere willigte ein, aber mit einer Verlegenheit, welche den Zustand der Unruhe und des Misstrauens im Lande bewies. Die Herren trugen die gewöhnliche Hacienda-Kleidung; das Innere ihres Hauses war sehr armselig ausmöblirt, da es blos eine Hängematte und zwei rohe Gestelle mit darübergelegten Matten als Betten enthielt. In einem anstossenden kleinen Gemache sass die Frau des einen der Brüder mit einem Kinde. Die Besitzer waren Männer von Bildung und Einsicht, die mit der Lage des Landes vollkommen bekannt waren. Wir erzählten ihnen das bei Aguachapa Vorgefallene und dass wir auf einer eiligen Reise nach Guatemala begriffen wären. Wir bekamen auf einem zwischen die Hängematte und das eine Bett gestellten Tischchen unser Abendessen aufgetafelt, das aus gebratenen Eiern, Frejoles (Bohnen) und Tortillas bestand und wie gewöhnlich ohne Messer, Gabeln und Löffel servirt ward.

Nach dem Essen ward unser älterer Wirth hinausgerufen, kehrte aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück und sagte uns, nachdem er die Thür verschlossen, dass unter den Arbeitern um unsertwillen grosse Aufregung herrsche. Sie wollten an unsre Geschichte, dass wir nach Guatemala zu gehen beabsichtigten, nicht glauben, da eine Frau uns auf der Strasse von Guatemala her hätte kommen sehen, und sie meinten, wir wären Officiere Morazans, die nach dem Angriffe auf genannte Stadt auf der Flucht wären und nach San Salvador zu entweichen suchten. Das war ein Verdachtsgrund, auf den wir uns nicht gefasst gemacht hatten. Der Herr war sehr bestürzt und bedauerte, dass er genöthigt wäre, die Gesetze der Gastfreundschaft zu verletzen, aber wir kennten ja den zerrissenen Zustand des Landes und den Wahnsinn des Parteigeistes. Er selbst wäre ein Gegner Morazans und seine Leute leidenschaftliche Cachurecos, die in diesem Augenblicke jeder Gewaltthat fähig wären. Er hätte viel gewagt, dass er uns nur einen Augenblick unter sein Dach aufgenommen, und bäte uns um unsrer eignen und um seiner Sicherheit willen, sein Haus zu verlassen; selbst den Fall gesetzt, wir gehörten zu jenen unglücklichen Männern, so sollten wir doch ohne Gefährde fortkommen; mehr könnte er aber nicht versprechen. Wären wir wirklich die Flüchtlinge, die er in uns vermuthete, gewesen, so würden wir ihm ohne Zweifel sehr dankbar für seine Freundlichkeit gewesen sein; aber in Folge eines blossen Irrthums in dunkler Nacht, in einem unbekannten Lande und ohne Führer hinausgewiesen zu werden, das war fast ebenso schlimm als wenn man eine Blunderbüchse auf uns gerichtet hätte. Zum Glück war der Herr selbst kein argwöhnischer Mann; wäre er ein zweiter Don Gregorio gewesen, so würden wir „auf Spanisch gegangen sein“; und zu unserm noch grössern Glücke hatte ich durch meine zähe Ausdauer Figoroa's Pass erlangt; er war das einzige Ding, das unsern Charakter ins Licht setzen konnte.

Diesen Pass zeigte ich ihm und wies ihn hin auf die dem *Ministro* angehängte zierliche Schnörkelei *plenipotenciario*, und ich glaube, er war nicht weniger erstaunt, als er entdeckte, wer sein Haus beehre, als er erfreut war, dass wir nicht zu Morazans Officieren gehörten. Obgleich ein Mann von Geist, hatte er doch sein Leben zurückgezogen auf seiner Hacienda zugebracht. Wohl hatte er so etwas von einem „Ministro plenipotenciario" gehört, aber niemals einen zu sehen bekommen. Mein officieller Staatsrock und der Adler auf meinem Hute verfehlten ebenfalls nicht, ihre Wirkung zu thun. Jetzt rief er den Mayordomo und zwei der vornehmsten Arbeiter der Hacienda herein, las ihnen den Pass vor und setzte ihnen den Rang eines „Ministro plenipotenciario" auseinander, wobei ich auf dem Bett sass mit ausgezogenem Rocke, aber mit dem Hute auf dem Kopfe, um ihnen den Adler sehen zu lassen, und wobei der Kapitän mit allem Parteinehmen für Morazan an sich hielt und blos von meiner vertrauten Bekanntschaft mit Carrera sprach. Da aber die Menschen so argwöhnisch sind, dass, wenn sie einmal eine Idee gefasst, sie sie nicht gern wieder fahren lassen, so war es immer noch ungewiss, ob alles dieses sie überzeugen würde; allein unser Wirth that alles Mögliche zu unsern Gunsten und dem Mayordomo schmeichelte es theils, dass er zur Mittelsperson mit den Leuten gemacht ward, theils stand bei ihrer Beschwichtigung sein Einfluss auf dem Spiele. Wenn es zu Talleyrands Maximen gehörte, niemals heute zu thun, was sich auf morgen verschieben lasse, so stellte sich wenigstens bei dieser Gelegenheit meiner politischen Carrière das Gute der alten entgegengesetzten Regel heraus. Von dem Augenblicke an, wo ich Figoroa sah, war mein Auge blos darauf gerichtet, einen Pass von ihm zu erlangen, und ich ruhte und rastete nicht eher als bis ich ihn in meiner Tasche hatte. Hätten wir warten wollen, bis wir ihn sammt den officiellen Briefschaften an Carrera empfangen hätten, so möchten wir uns jetzt in einer schlimmen Lage befunden haben. Wenn wir auch unmittelbarer Gewaltsamkeit entgingen, so würden wir doch nach dem Dorfe geschleppt, im Cabildo eingesperrt und allen Gefahren eines unwissenden und in diesem Augenblicke durch die Kunde von Morazans Siege und Figoroa's Niederlage aufgereizten Pöbels preisgegeben worden sein. Bei unsrer Abreise von Aguachapa meinten wir, dass wir, im Fall die Cachurecos uns fassten, nach Guatemala gebracht werden würden; wir fanden aber, dass man Guatemala gar keine Rechnung trug, sondern die Leute ganz und gar nach augenblicklichen Antrieben handelten, auch Niemand zu bewegen war, nach Guatemala zu reisen oder überhaupt weiter als von Ort zu Ort zu gehen. Als diese Schwierigkeit überstanden war, versprach mir der Mayordomo einen Führer bis zur nächsten Ortschaft zu besorgen, der vor Tagesanbruch kommen solle. Wir wurden um 3 Uhr durch das Knattern der Zuckermühle aufgeweckt und warteten bis zum Tagesanbruch auf einen Führer; da aber keiner erschien, so sagten wir unserm gütigen Wirthe Lebewohl und reisten allein ab. Der Name der Hacienda ist San José; aber den Namen des Besitzers habe ich bei der Eile meiner Reise nicht erfahren. Bei den beständigen Revolutionen Centralamerika's kann es sich fügen, dass er eines Tages zur Rettung seines Lebens fliehen muss; möge er in seiner Stunde der Noth ein so edles Herz wie das seinige finden.

In der Entfernung von fünf Leguas erreichten wir den Rancho Hocotilla, wo Don Saturnino und unsere Leute geschlafen hatten. Der Weg ging durch eine prächtige Schlucht mit schönem Thalboden und herrlichen Gebirgslehnen. Wir kamen durch die zerstreuten Ansiedelungen von Oratorio und Leon, meist aus einzelen Hütten bestehend, wo wir mehrmals Frauen, als sie unser ansichtig wurden, ihre Kinder aufraffen und in den Wald fliehen sahen. Unter den Segnungen des Friedens würde dieses Thal den schönsten Schweizerthälern gleichen. Um 11 Uhr kamen wir an einen auf vier Pfählen ruhenden Schuppen, den eine Streifpartei von Cachureco-Soldaten einnahm. So froh wir gewesen wären, wenn wir ihnen hätten ausweichen können, so wenig konnten sie aus dem Tone, womit wir ihnen „*amigos!*“ zuschrieen, etwas davon ahnen. Wir fragten nach Carrera, hofften ihn unterwegs zu finden, denn Figoroa hätte uns gesagt, er käme; Figoroa wäre in Aguachapa eingerückt, wobei wir uns wohl hüteten, ihnen ein Wörtchen davon zu sagen, dass er aus der Stadt getrieben worden war; worauf wir ihnen ein „Gott befohlen“ zuriefen und weiter eilten.

Um 12 Uhr erreichten wir den Rio de los Esclavos (Sklavenfluss), einen wilden und herrlichen Strom, über den eine Brücke führt, die das grösste Bauwerk in Centralamerika und ein Denkzeichen aus der Zeit der spanischen Herrschaft ist. Wir überschritten sie und gelangten in das über ihr liegende Dorf, einen blossen Haufen von Hütten, aber prächtig am Ufer des Flusses gelegen und mit der Aussicht auf eine jenseits liegende Kette gewaltiger, bis zum Gipfel mit herrlichen Fichten bedeckter Berge. Die elenden Einwohner blickten mit gleichgiltigem Auge auf solche Schönheit, hatten aber freilich auch ihre Gründe dazu. Jede feindliche Expedition zwischen Guatemala und San Salvador war durch ihr Dorf passirt. Diess war von Seiten der Morazanischen Partei zweimal in einer Woche geschehen, bei welcher Gelegenheit die Einwohner Alles was sie konnten mit sich fortgeschleppt hatten und in die Gebirge entflohen waren. Das letzte Mal war Morazans Armee wegen der Provisionen in solcher Klemme und ward von der Angst vor dem nachsetzenden Feinde in solcher Eile vorwärtsgetrieben, dass die Hütten zur Feuerung niedergerissen und Ochsen auf der Strasse geschlachtet und halbroh und ohne Brot oder Tortillas verzehrt wurden.

Um 2 Uhr zogen wir weiter und kamen hinter dem Dorfe auf ein mit Lava überdecktes Land. Um 4 Uhr erreichten wir die Hacienda Coral de Piedra, die, auf der höchsten Höhe eines steinigen Landes gelegen, sich wie ein Schloss ausnahm, von sehr bedeutendem Umfange war und eine Kirche und ein Dorf besass. Hier hielten wir trotz des eingetretenen Regens nicht an, weil das ganze Dorf betrunken zu sein schien. Wir wurden von einem Cachureco-Officier begrüsst und angeredet, der so benebelt war, dass er auf seinem Pferde kaum sitzen konnte, und uns erzählte, wie viele von Morazans Leuten er getödtet hätte. Während wir durch einen Wald ritten und den Weg verloren zu haben fürchteten, traten wir kurz vor Dunkelwerden mit einem Male aus dem Walde heraus und sahen vor uns die grossen Vulkane Agua und Fuego sich aufthürmen, und in demselben Augenblicke wurden wir von den fröhlichen Zurufen Don Saturnino's

und unsrer Leute begrüsst. Sie hatten ihr Lager in einer kleinen Hütte am Saume einer ausgedehnten Ebene aufgeschlagen und die Maulthiere auf die Weide geschickt. Don Saturnino war zwar um unsertwillen besorgt geworden, aber doch dem bei seinem Aufbruche ertheilten Auftrage gemäss immer vorwärtsgezogen, inwiefern er, wenn uns etwas zugestossen wäre, in Guatemala uns mehr hätte nützen können als unterwegs. Mit Morazans Armee waren sie nicht zusammengetroffen, da sie, während sie vorbeipassirte, auf einer Hacienda fern von der Strasse gewesen waren, und auch von Figoroa's Niederlage hatten sie bei ihrer eiligen Reise nichts vernommen.

Der Rancho enthielt ein einziges kleines Gemach, das nur für den Mann und die Frau, die es bewohnten, gross genug war, aber ausserhalb war Raum in Fülle. Nach einem bösen Ritte von mehr als fünfzig Meilen und bei dem äusserst tröstlichen Gedanken, nur noch eine Tagereise von Guatemala entfernt zu sein, verfiel ich bald in Schlaf.

Am nächsten Morgen kamen wir, da eines der Maulthiere abhandengekommen war, erst um 8 Uhr weiter. Gegen Abend stiegen wir einen langgestreckten Hügel hinab und betraten die Ebene von Guatemala, die sich schön vor uns ausbreitete. Nimmermehr hätte ich geglaubt, dass ich so glücklich sein würde, sie wiederzusehen. Ich hatte eine Reise von 1200 Meilen beendet und alles Gold Peru's hätte mich nicht locken können, sie noch einmal zu unternehmen. Am Thore der Stadt war der erste Mensch, den ich sah, mein Freund Don Manuel Pavon. Da fiel mir unwillkürlich der Gedanke ein: wo würde er jetzt sein, wenn Morazan die Stadt genommen hätte? Carrera war nicht in der Stadt; er war zur Verfolgung Morazans aufgebrochen, erhielt aber unterwegs eine Mittheilung, die ihn bewog, sich seitwärts nach Quezaltenango zu wenden. Mit inniger Freude erfuhr ich, dass keiner meiner Bekannten gefallen war; freilich aber war, wie sich mir später zeigte, Keiner derselben mit im Kampfe gewesen.

Ich gab Don Manuel die erste Kunde von Morazan, von dem seit seinem Abzuge aus La Antigua kein Sterbenswort verlautbart hatte; denn Niemand war von dieser Richtung hergekommen, da die Leute zum Reisen noch zu grosse Angst hatten und die Stadt von ihrem Schrecken noch nicht wieder zu sich gekommen war. Je weiter wir kamen, um so mehr Bekannten begegnete ich, die mich bei meiner Wiederkunft nach Guatemala willkommen hiessen. Ich ward betrachtet wie ein Spiessruthenläufer und das gemeinsame Entkommen aus Gefahren erzeugte zwischen uns ein Band. Ich konnte mich kaum überreden, dass die Leute, die mich jetzt so herzlich empfingen und die wiederzusehen ich aufrichtig erfreut war, dieselben seien, deren Vertreibung durch Morazan ich als wahrscheinlich angesehen hatte. Wäre er siegreich gewesen, so würde nicht Einer derselben mich hier willkommen geheissen haben. Zu wiederholten Malen war ich genöthigt stillzuhalten und über die Affäre von Aguachapa zu sprechen; wie viel Leute Morazan hätte, was für Officiere, ob ich ihn gesprochen, wie er ausgesehen, was er gesagt. Ich stellte den Kapitän vor; Jeder hatte seinen Kreis von Zuhörern; und als eine kleine Entschädigung für seine erzwungenen Vivats für Carrera

auf der Strasse und in dem Bewusstsein, jetzt, wo er wieder unter civilisirten und wohlgekleideten Menschen sich befände, eine gewisse Redefreiheit ungefährdet zu geniessen, sagte der Kapitän, dass, wenn Morazans Pferde nicht so müde gewesen wären, jeder von Figoroa's Leuten würde getödtet worden sein. Leider konnte ich nicht umhin zu sehen, dass unsre Nachricht angenehmer gewesen sein würde, wenn wir hätten erzählen können, dass Morazan vollständig vernichtet, verwundet oder gar gefallen sei. Als wir weiter in die Stadt kamen, bemerkten wir, dass die Seiten der Haüser von Musketenkugeln bezeichnet, die Fronten am Hauptplatze aber furchtbar zerschossen waren. In meinem Hause, das dem Hauptplatze nahe lag, hatte man drei Flintenkugeln aus dem Holzwerk gezogen und selbige als ein Andenken an die Schlacht für mich aufgehoben. Eine Stunde nach meiner Ankunft hatte ich beinahe alle meine alten Freunde gesehen. Mit meinen eignen Sorgen vollauf beschäftigt, hatte ich mir die ganze Grösse ihrer Leiden nicht vorgestellt. Ich kann die Freude nicht beschreiben, dass ich mich wieder in ihrer Mitte befand und dass ich, wenigstens für eine kleine Weile, der Ruhe geniessen konnte. Ich hatte noch immer meine Sorgen, da ich weder Briefe von daheim bekommen, noch Herr Catherwood angekommen war. Was indess den Letztern anlangt, so fühlte ich keine Unruhe, da er sich ausserhalb des Bereichs der Gefahr befand; und so legte ich mich mit dem tröstlichen Gedanken, dass es nichts gäbe, was mich den nächsten Tag weiter triebe, zum Schlafen nieder. Der Kapitän nahm seine Wohnung mit bei mir. Seine Campagne gegen Guatemala fand auf diese Weise ein seltsames Finale; am Ende aber war es doch immer besser als ein Verbleiben im Hafen.

In Guatemala hatten sich, seit ich es verlassen, grosse Veränderungen zugetragen, und es dürfte nicht unpassend sein, eine kurze Nachricht von allem während meiner Abwesenheit Vorgefallenen hier zu geben. Der Leser wird sich des Vertrags zwischen Carrera und Guzman, des Generals des Staates Los Altos, erinnern, nach welchem der Erstere an den Letztern vierhundert alte Musketen auslieferte. Seit jener Zeit hatte Guatemala Carrera adoptirt (oder — was ich selbst nicht recht weiss — es war von ihm adoptirt worden), und auf den Grund hin, dass das früher gegen ihn genährte Misstrauen nicht mehr bestände, forderte er die Rückgabe besagter Musketen. Der Staat Los Altos weigerte sich. Dieser Staat war damals der Herd der liberalen Grundsätze und die Hauptstadt Quezaltenango die Zufluchtsstätte der aus Guatemala verbannten Liberalen. Aus Besorgniss oder dem Scheine der Besorgniss vor einer Invasion von diesem Staate aus und unter dem Vorwande, die Wiederauslieferung der vierhundert werthlosen Flinten zu erzwingen, marschirte Carrera mit 1000 Mann gegen Quezaltenango. Die Indianer, die da glaubten, er käme zur Vernichtung der Weissen herangezogen, leisteten ihm Beistand. Guzman verliessen seine Truppen und Carrera nahm ihn mit seinen eignen Händen in dem Augenblicke gefangen, wo er sich, ohnehin krank, mit seinem Pferde in eine tiefe Schlucht hinabstürzte, um zu entkommen. Er schickte Guzmans Soldatenrock, mit Zetteln behangen, auf denen die Namen von Omoa, Trujillo und andern Orten, wo Guzman sich im Dienste der Republik hervorge-

than, verzeichnet waren, nach Guatemala, nebst einem Briefe an die Regierung, welcher besagte, dass er diesen Rock als einen Beweis seiner Gefangennehmung Guzmans übersende. Ein Herr erzählte mir, dass er diesen Rock unterwegs gesehen hätte, wie er auf einen Pfahl gesteckt von einem höhnenden Pöbel um den Hauptplatz von La Antigua in Parade umhergetragen worden sei. Nach der Schlacht marschirte Carrera auf die Hauptstadt los, setzte den Jefe des Staats nebst andern Beamten ab, legte seine eignen Soldaten zur Besatzung hinein, vernichtete, unkundig der technischen Unterscheidungszeichen von Staatsgränzen, die Existenz desselben als eines getrennten Staates und fügte ihn Guatemala bei oder vielmehr er unterwarf ihn seiner eignen Gewalt.

Zu Ehren seiner ausgezeichneten Dienste ward öffentlich bekanntgegeben, dass er Montags den 17ten (?) seinen Triumpheinzug in Guatemala halten würde; und am genannten Tage zog er denn auch ein unter Triumphbögen, Kanonendonner, wehenden Fahnen und Musik; und mit ihm General Guzman, allen vornehmen Einwohnern der Stadt persönlich bekannt, da er nur erst ein Jahr zuvor auf ihren kläglichen Ruf, sie aus den Händen dieses selben Carrera zu erretten, herbeigeeilt war. Guzman ritt seitwärts sitzend auf einem Maulthier, seine Füsse waren unter dem Maulthiere zusammengebunden und sein Gesicht von Steinen und Degenhieben dergestalt zerschlagen, angeschwollen und entstellt, dass er nicht zu erkennen war. Die Gefangnen waren mit Stricken aneinandergebunden. Zur Seite Carrera's ritten in diesem schmählichen Siegesaufzuge der Staatschef, der Staatssekretär und der Sekretär der Constituirenden Versammlung.

General Guzman war einer von Denen, die von General Morazan aus dem Gefängnisse befreit worden waren. Er war mit den Trümmern seiner Truppen vom Platze entkommen, aber unfähig, die Anstrengungen der Reise auszuhalten, ward er zurückgelassen und an der Strasse irgendwo versteckt; und General Morazan erzählte mir, in Folge der an ihm ausgeübten Grausamkeit und des furchtbaren Zustandes von Angst, die er ausgestanden, hätte seine Vernunft ihre Herrschaft verloren und wäre sein einst so starker Geist zerrüttet worden.

Von da an gerieth die Stadt in einen Zustand vulkanischer Ruhe, in welchem sie aber immerfort in banger Furcht vor einem Angriffe Morazans, vor einem Aufstande der Indianer und einem Kastenkriege erzitterte und dann und wann durch Gerüchte, dass Carrera beabsichtige, Guzman und die Gefangenen auf den Platz bringen und erschiessen zu lassen, in Bewegung gesetzt ward. Am 14. März langte von Figoroa die Nachricht ein, dass General Morazan den Rio Paz überschritten habe und gegen Guatemala losmarschire. Dadurch wurden sofort alle andern Besorgnisse verdrängt. Carrera war der einzige Mann, welcher die Stadt zu schützen vermochte. Am 15ten marschirte er mit 900 Mann gen Arazola aus und liess den Hauptplatz von 500 Mann besetzt. Tief Düsteres schwebte über der Stadt. An demselben Tage langte Morazan bei Coral de Piedra an, das eilf Leguas von Guatemala entfernt liegt. Am 16ten begannen die Soldaten mit Errichtung von Parapets an den Ecken des Platzes; viele Indianer kamen zum Beistande von den Dörfern in die Stadt herein,

und Carrera nahm seine Position bei Aceituna, anderthalb Leguas von der Stadt. Am 17ten kam Carrera in die Stadt geritten, besichtigte in Begleitung des Jefe und andrer Staatsbeamten die sämmtlichen Befestigungen und rief das Volk zu den Waffen auf. Zu Mittag kehrte er nach Aceituna zurück und um 4 Uhr langte die Nachricht an, Morazans Armee komme die Cuesta de Pinula herab, den letzten Gebirgsabsatz, ehe die Ebene von Guatemala beginnt. Die Glocken läuteten Sturm und es herrschte grosse Bestürzung in der Stadt. Morazans Armee schlief in dieser Nacht auf der Ebene.

Vor Tagesanbruch marschirte Morazan auf die Stadt los, zog zu dem Thore Buena Vista ein, liess seine gesammte Cavallerie und einen Theil der Infanterie auf der Plaza de Toros und auf den Höhen des Calvarienberges unter Oberst Cabañas zur Bewachung der Bewegungen Carrera's zurück und besetzte mit 700 Mann die Plaza de Guadelupe, während er seinen Artilleriepark, das Heergeräth, hundert Frauen (welche allezeit in grösserer oder geringerer Zahl einen Feldzug in diesem Lande begleiten) und seinen ganzen Train in das Hospital San Juan de Dios verlegte. Von hier aus beorderte er Perez und Rivas mit 400 bis 500 Mann zu einem Angriffe auf den Hauptplatz. Sie zogen die Strasse hinauf, die von der Mitte der Stadt auslaüft, kletterten, vom Abhange des Hügels geschützt, über die Kirchhofsmauer der Kirche Escuela de Cristo und gelangten durch die Kirche in die der Münze gegenüber, hinter der einen Seite des Platzes liegende Strasse. Siebenundzwanzig Indianer waren beschäftigt, eine Redoute am Kirchenportal zu errichten, und sechsundzwanzig wurden auf dem Boden liegend gefunden, neun Getödtete und siebenzehn Verwundete. Als ich die Stelle sah, war sie noch immer von Blut geröthet. In das Münzgebaüde eindringend, wurden sie mit einem mörderischen Feuer aus dem ganzen Corridor empfangen; aber sie erzwangen sich ihren Weg hindurch, brachen das vordere Portal auf und stürzten auf den Platz heraus. Der Platz war von den von Carrera zurückgelassenen 500 Mann besetzt, sowie von 200 bis 300 Indianern, welche zurückwichen und an der Vorhalle der Kathedrale hart bedrängt wurden, worauf in wenigen Augenblicken Alle flohen und den Platz nebst ihrer ganzen Munition im Besitze des angreifenden Theils liessen. Rivera Paz und Don Luis Bartres, der Chef und der Sekretär des Staats, waren zur Zeit ebenfalls nebst einigen andern Weissen aus der Stadt auf dem Platze. Carrera wollte keine weissen Soldaten und liess keine Weissen Officiere werden. Es hatten sich viele junge Männer auf dem Platze angeboten, aber man sagte ihnen, man hätte keine Waffen für sie.

Mittlerweile griff Carrera, durch Massen von Indianern aus den umliegenden Dörfern verstärkt, die Division auf den Höhen des Calvario an. Morazan rückte mit der kleinen in San Juan de Dios zurückgelassenen Truppe zum Beistande des Cabañas heran. Die Schlacht währte anderthalb Stunden und war wild und blutig; man kämpfte Mann gegen Mann. Morazan verlor einige seiner bessten Officiere. Sanchez ward von Sotero Carrera, einem Bruder des Generals, getödtet. Carrera und Morazan trafen persönlich zusammen, wobei Carrera, wie er selbst erzählt, Morazans Sattel beinahe entzweihieb. Morazan ward geschlagen, dicht auf den Fersen verfolgt

und nach dem Platze getrieben, nachdem er 300 Musketen, 400 Todte, Verwundete und Gefangene und sein gesammtes Gepäck verloren hatte. Um 10 Uhr war seine ganze Streitmacht auf dem Platze eingepfercht, umringt von einer ungeheuren Masse indianischer Soldaten und von allen Ecken aus beschossen. Morazan rächte sich durch ein belästigendes Feuer, das er von den bemannten Brustwehren und den mit Pikets besetzten Dächern der Haüser unterhielt.

In diese furchtbare Stellung eingeengt, hatte Morazan Zeit zum Nachdenken. Nur erst ein Jahr zuvor war er mit Glockengelaüte, Kanonendonner, Freudengeschrei und Deputationen der dankerfüllten Bürger empfangen worden, weil er der einzige Mann war, der sie von Carrera und vom Verderben erretten konnte. Unter den wenigen weissen Bürgern auf dem Platze zur Zeit des Einrückens der Soldaten befand sich auch ein junger Mann, der zum Gefangenen gemacht und vor Morazan gebracht ward. Der Letztere kannte ihn persönlich, erkundigte sich nach verschiednen seiner ehemaligen Anhänger und frug, ob sie sich ihm nicht anschliessen würden. Der junge Mann antwortete, sie würden es nicht thun, und Morazan und seine Officiere sahen sich in ihrer Erwartung getaüscht. Ohne Zweifel hatte er gehofft, dass die Bürger zu seinen Gunsten sich erheben und ihn wiederum als Befreier von Carrera begrüssen würden. In San Salvador hörte ich, er hätte dringende Bitten zum Kommen erhalten; aber, was auch die Absicht gewesen sein mag, es fand keine Kundgebung einer solchen Absicht statt; im Gegentheil tönte ihm das wilde Geschrei in die Ohren: *„Muera el tirano! Muera el general Morazan!“* Die Gesinnung des Volks hatte entweder eine vollständige Umwälzung erlitten oder sie ward durch die Massen der von den umliegenden Dörfern zur Vertheidigung der Stadt wider ihn hereingezogenen Indianern niedergehalten.

Mittlerweile liess das Feuern nach und hatte um 12 Uhr gänzlich aufgehört; aber der Platz war mit Todten besäet, dichte Massen hielten die Strassen verrammelt und an den Ecken des Platzes machten sich die Soldaten in plumpen, rohen Witzen und Zoten über Morazan und seine Leute lustig. Das Feuern hörte übrigens nur wegen Mangels an Munition auf, da Carrera's Vorrath Morazan in die Hände gefallen war. Carrera, voll Begierde den Angriff zu erneuern, fabricirte mit eignen Händen Patronen.

Auf der einen Seite des Platzes lag das Haus des britischen Viceconsuls Herrn Halls. Der Generalconsul Herr Chatfield befand sich gerade in Escuintla, einer gegen zwölf Leguas entfernten Stadt, wo er die Nachricht von Morazans feindlichem Einfalle erhielt. Er bestieg sofort sein Pferd, ritt nach der Stadt und zog auf Herrn Halls Hause die englische Flagge auf, wo sie Morazans Soldaten der sichtbarste Gegenstand auf dem Platze war. Kaum war Letztern Carrera selbst verhasster als Herr Chatfield. Auf dem Dache des Hallschen Hauses, das auf der einen Seite den Platz, auf der andern den Hof beherrschte, ward ein Piket Soldaten aufgestellt. Auf diesem Dache befand sich auch der frühere Kriegsminister Orellana, der vor Wuth mit seinem Schwerte in den Flaggenstock hieb, aber auf eine Erinnerung vom Hofe aus, dass es das Haus des Viceconsuls sei, von Weiterem abstand. Mit Sonnenuntergange fiel die un-

geheure Masse der Indianer, von denen die Stadt vollgepfropft war, auf die Kniee und stimmte das Salve oder den Hymnus an die h. Jungfrau an. Orellana und andere von Morazans Officieren hatten sich in den Hof hinabgelassen und tranken in diesem Augenblicke Chocolade in Herrn Halls Hause. Mad. Hall, eine spanische Dame aus der Stadt, fragte Orellana, warum er nicht auf die Kniee fiele, worauf er im Scherz erwiederte, er fürchtete, seine eigenen Soldaten auf dem Dache möchten ihn für einen Cachureco halten und nach ihm schiessen. Auf Morazan aber soll das Brausen dieses ungeheuren Stimmen-Chors einen schauerlichen Eindruck gemacht haben, da er ihm die gewaltige, zu seiner Vernichtung versammelte Streitmacht zum Bewusstsein brachte, und er sprach jetzt zum ersten Male seine Uiberzeugung von der ihnen drohenden Gefahr aus. Nach dem Gebete folgte das furchtbare Geschrei von „*Viva la religion! Viva Carrera! Muera el general Morazan!*“ worauf das Feuern mit grösserer Heftigkeit als zuvor begann. Es ward vom Platze aus erwiedert und währte mehre Stunden lang ohne Unterbrechung fort. Um 2 Uhr früh machte Morazan eine verzweifelte Anstrengung, um sich vom Platze aus seinen Weg durchzuhauen, ward aber hinter die Brustwehren zurückgetrieben. Der Platz war mit Leichen bedeckt; vierzig seiner ältesten Officiere, sowie sein ältester Sohn waren gefallen. Um 3 Uhr stellte er 300 Mann an drei Ecken des Platzes auf, liess sie ein lebhaftes Feuer eröffnen, warf alles Pulver in den Brunnen, brach, während die Aufmerksamkeit auf diese Punkte gerichtet war, auf der vierten freien Seite durch und überliess die Dreihundert ihrem Schicksal. Ich gebe dieses auf die Autorität des guatemalischen officiellen Schlachtberichts hin — in Aguachapa hörte ich natürlich nichts davon — was, wenn es wahr ist, einen Flecken auf den Charakter Morazans als Soldat und als Mensch wirft. Er entkam aus der Stadt mit 500 Mann, bedeckte die Strassen mit Verwundeten und Todten und erreichte um 12 Uhr La Antigua. Hier drang man in ihn, das Kriegsrecht zu verkünden und einen zweiten Sturm auf die Stadt zu unternehmen; aber er war taub dagegen; es war Blut genug vergossen worden. Er ging ins Gemeindehaus und schrieb, wie man sagt, einen Brief an Carrera, worin er die Gefangenen seiner Gnade anempfahl; und Baron Mahelin, der französische Generalconsul, erzählte mir eine Anekdote, die indess keine Wahrscheinlichkeit für sich hat, dass er hier sein Schwert auf den Tisch gelegt und den Alcalden gebeten habe, es Carrera als eine Herausforderung einzuhändigen und ihm dessen Bedeutung zu erklären. Von diesem Orte aus setzte er seinen Rückzug längs der Küste fort, bis ich mit ihm in Aguachapa zusammentraf.

Inzwischen stürzten Carrera's Soldaten unter entsetzlichem Freudengeschrei auf den Marktplatz und unterhielten bis zum Tagesanbruch ein furchtbares Feuern in die Luft, wornach das Aufsuchen von Flüchtigen und eine allgemeine Metzelei begann. Oberst Arias, der auf dem Boden mit einem ausgerissenen Auge lag, ward mit dem Bajonette zu Tode gestochen. Perez ward erschossen. Marescal, der unter der Kathedrale verborgen steckte, ward hervorgezogen und erschossen. Padilla, der Sohn der Wittwe in Aguachapa, den man auf der Erde liegend fand, wie er eben einen Centralisten, den

er kannte, um seine Rettung anflehte, ward durch Bajonette getödtet. Die unglücklichen Flüchtlinge brachte man zu Zwei, Drei, Fünf und Zehn auf einmal auf den Platz. Hier stand Carrera und wies mit dem Finger auf Den und Den, und wen er so bezeichnete, der ward einige Schritte von ihm weggeführt und erschossen. Major José Viera und mehre von den Soldaten auf dem Dache von Herrn Halls Hause hatten sich in den Hof hinabgelassen; Alle, die ihre Zuflucht hierher genommen, liess Carrera herbeiholen. Viera trank mit der Familie Chocolade und gab Herrn Hall eine Börse mit Dublonen und eine Pistole in Verwahrung. Sie wurden ausgeliefert und, insbesondere Viera, der Gnade Carrera's empfohlen; doch schon nach wenigen Augenblicken trat Herr Skinner in das Haus und sagte, er hätte Viera's Leiche auf dem Platze liegen sehen. Herr Hall konnte diess nicht glauben, ging nur wenige Schritte von seiner Thür um die Ecke und sah ihn wirklich todt auf seinem Rücken liegen. Inmitten dieses Gemetzels setzte ein armer, schlichter Priester, der Padre Zezena, sein eigenes Leben der Gefahr aus, um seine Mitbrüder zu retten. Er warf sich vor Carrera auf die Kniee und flehte ihn an, der unglücklichen Gefangenen doch zu schonen, da sie ja Christen seien so gut wie wir, und brachte durch sein unablässiges Bitten und Drängen Carrera endlich dahin, dass er vom Morden abstand und die armen Gefangenen ins Gefängniss schickte.

Carrera und seinen Truppen ward die ganze Gefahr und der ganze Ruhm der Vertheidigung der Stadt zu Theil; denn die Bürger, die doch am Meisten zu verlieren hatten, betheiligten sich nicht dabei. Die am Stärksten compromittirten Glieder der Regierung flohen oder blieben in ihren verschlossenen Haüsern. Es möchte schwer sein, die Gefühle zu analysiren, mit denen sie die Graüelscenen auf den Strassen und dem Platze betrachteten und auf dem Boden die Leichen der wohlbekannten Führer der liberalen Partei wirr durcheinandergeworfen erblickten. Das Bewusstsein, einer ungeheuern Gefahr entronnen zu sein, war das allüberwältigende, und die Gesinnung der centralistischen Regierung trat in ihrem officiellen Bulletin in den Worten zu Tage: „Ewiger Ruhm dem unbesieglichen Chef General Carrera und den tapfern Truppen unter seinem Commando!“

Am Morgen, in dem Augenblicke unsrer Ankunft, hatte dieser Gegenstand in allen Gemüthern die Oberhand über alles Sonstige; Keiner konnte von etwas Anderm sprechen und Jeder hatte etwas Neues mitzutheilen. Bei unserm ersten Ausgange durch die Stadt ward unsre Aufmerksamkeit auf die Lokalitäten gelenkt und überall gewahrten wir die Spuren des Kampfes. Soldaten, die sich umhertrieben, redeten uns an und bettelten um Medios, und dabei hielten sie ihre Musketen an unsre Köpfe, um uns zu zeigen, auf welche Weise sie den Feind erschössen, und rühmten sich, wie Viele sie getödtet hätten, so dass mir in der Nähe dieser Burschen unheimlich zu Muthe ward. Wenn es aber einen Mann gab, der das seltsamste Gemisch von angenehmen und unangenehmen Gefühlen hatte, so war es mein Freund der Kapitän. Er war für Morazan, hatte La Union verlassen, um seiner Expedition sich anzuschliessen, war von San Salvador abgereist, um ihm in Guatemala einen Besuch abzustatten

und an den Festlichkeiten seines Sieges Theil zu nehmen, und hatte endlich Aguachapa verlassen, weil seine Kisten vorausgegangen waren. Seit seiner Ankunft im Lande war er fortwährend daran gewöhnt worden, von Carrera als Raüber und Mörder sprechen und den Adel Guatemala's durchhecheln zu hören, und befand sich nun auf einmal in einem Hornissenneste. Jetzt hörte er Morazan als einen Tyrannen bezeichnen, seine Officiere als eine Mörderbande, die sich zusammengerottet, um persönliche Feinde zu ermorden, die Kirchen zu berauben und die Priester auszurotten; sie hätten, hiess es, das Schicksal gefunden, das sie verdient, und das allgemeine Gefühl spreche sich dahin aus, dass auf solche Weise alle Feinde Guatemala's umkommen möchten. Der Kapitän war bei Zeiten gewarnt worden. Seine Rede, dass Morazan Figoroa's Leute bis auf den letzten Mann getödtet haben würde, wenn seine Pferde nicht so müde gewesen wären, war bereits im Umlauf; man erachtete sie für sehr parteiisch und stellte Nachforschungen an, wer denn dieser Kapitän wäre. So war er gezwungen, von nun an blos zuzuhören und beizustimmen oder gar nichts zu sagen. Unterwegs war er ein überlauter Sprecher gewesen, wobei ihm zu Statten kam, dass er die Sprache vollkommen redete, und hatte in jeder Ortschaft mit seinen wunderschönen Waffen und seinem prächtig aufgeschirrten Rosse einen lärmvollen, Aufsehen erregenden Einzug gehalten, weshalb ihm das Epitheton *„muy valiente“*, d. i. der sehr Tapfere (oder auch: der Eisenfresser) gegeben ward. Hier dagegen war er ein gar demüthiger Mann, der zwar viel Aufmerksamkeit auf sich zog, aber nichts von jenem Glanz entwickelte, den er unterwegs gezeigt, und der gar wohl merkte, dass er ein Gegenstand des Verdachts und Misstrauens war. Aber er hatte einen Trost, den ihm nichts rauben konnte: er war nicht mit in der Schlacht gewesen, oder, um mich seines eignen Ausdrucks zu bedienen, er konnte jetzt mit dem Gesichte aufwärts auf der Erde liegen.

Den Nachmittag langte wider Erwarten Herr Catherwood an. Er hatte einen Monat in La Antigua zugebracht und war soeben von einem zweiten Besuche in Copan zurückgekehrt, hatte auch ausserdem noch andere Ruinen durchforscht, deren sogleich Erwähnung geschehen soll. In unserer Freude über unser Zusammentreffen stürzten wir einander in die Arme und fassten in demselben Augenblicke den Vorsatz, uns, solange wir in diesem unruhigen Lande noch verweilten, nicht wieder zu trennen.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Die Ruinen von Quirigua. — Besuch derselben. — Los Amates. — Pyramidaler Bau. — Ein colossaler Kopf. — Ein Altar. — Eine Gruppe von Denkmälern. — Statuen. — Charakter der Ruinen. — Eine untergegangene Stadt. — Kauf einer Ruinen-Stadt.

Ich kehre auf einen Augenblick zu Herrn Catherwood zurück, der während meiner Abwesenheit nicht unthätig gewesen war. Als ich das erste Mal von Copan aus nach Guatemala kam, machte ich es zu meiner Aufgabe, insbesondre über Ruinen Erkundigungen einzuziehen. Ich traf auf keinen einzigen Menschen, der die Ruinen von Copan jemals besucht hatte, und nur auf Wenige, die überhaupt an den Alterthümern des Landes irgendwelches Interesse nahmen. Zum Glück machte aber wenige Tage nach meiner Ankunft ein Engländer aus Trinidad, Don Carlos Meany, der seit Langem im Lande wohnte, Besitzer einer grossen Hacienda war und in Minenunternehmungen ausgedehnte Geschäfte machte, einen seiner regelmässigen Geschäftsbesuche in der Hauptstadt. Dieser Mann, der neben einer gründlichen Bekanntschaft mit Allem, was seine eignen unmittelbaren Zwecke anging, viel Kenntniss von dem Lande im Allgemeinen und eine grosse Wissbegierde in Betreff der Alterthümer besass, welche zu befriedigen die Umstände ihm niemals erlaubt hatten, erzählte mir von den Ruinen bei Quirigua am Motagua-Flusse nahe bei Encuentros, dem Orte, wo wir die zweite Nacht nach Uiberschreitung des Micogebirgs geschlafen hatten. Er selbst hatte sie nie gesehen und ich hielt ihre Existenz kaum für möglich, da wir uns an jenem Orte speciell nach den Ruinen von Copan erkundigt, aber von irgendwelchen andern nichts vernommen hatten. Ich überzeugte mich indess, dass Don Carlos ein Mann war, welcher nicht in den Tag hinein sprach. Sie befanden sich auf der Besitzung eines Señor Payes, eines jüngst verstorbenen Edelmanns aus Guatemala. Diesen Señor Payes hatte er von ihnen sprechen hören und an der Sache ein solches Interesse genommen, dass er ihnen sorgfältiger nachforschte und über die einzelen Denkmäler genaue Mittheilungen erhielt. Drei Söhne des Señor Payes hatten sein Besitzthum ererbt und bei diesen machte Don Carlos auf meine Bitte einen Besuch mit mir. Keiner der Söhne hatte die Ruinen jemals gesehen oder auch nur die Besitzung besucht. Sie bildete einen ungeheuern Strich wüstliegenden Landes, das vor vielen Jahren um einen Spottpreis in ihres Vaters Hände gekommen war. Letzterer hatte es nur ein Mal besucht, und die Söhne hatten ihn ebenfalls von diesen Ruinen sprechen hören. Seit Kurzem war der Speculationsgeist in dieses Land gedrungen, und bei seiner Fruchtbarkeit und seiner Lage am Ufer eines schiffbaren, ins Meer ausmündenden Flusses war der Landstrich zum Gegenstande eines Prospectus geworden, um ihn in England in Parcellen zu veraüssern. Der Prospectus hob die grossen natürlichen Vorzüge des Landstrichs und Alles, was den Auswanderer anlocken konnte, hervor, und zwar in Worten und Redensarten, wie sie nur

aus einem neuyorker Laboratorium vor seiner Explosion herauskommen möchten. Die Señores Payes standen im ersten Stadium eines anticipirten Reichthums und sprachen in der wohlbekannten Weise der Städtebauer in unserm Lande. Die Aussicht auf eine indirecte Vermehrung des Werthes ihres Grundes und Bodens setzte sie in Flammen; sie sagten mir, dass Zwei von ihnen soeben Anstalten zu einem Besuch der Länderei träfen, und machten mir gleichzeitig den Vorschlag, sie zu begleiten. Herr Catherwood war auf seiner Reise von Copan mit einem Manne aus Chiquimula zusammengetroffen, der ihm von solchen Ruinen gesagt und hinzugefügt hatte, Oberst Galindo wäre eben jetzt unter ihnen beschäftigt. Da er in der Nähe war, so bekam er einige Lust sie zu besuchen; er unterliess es aber, theils weil er sich von seinen Arbeiten in Copan zu sehr angestrengt fühlte, theils weil er wusste, dass die Geschichte in Betreff des Obersten Galindo unwahr war, indem dieser sich in einem ganz andern Theile des Landes aufhielt, und er dadurch gegen die ganze Erzählung unglaübig ward. Wir hegten zwar einigen Zweifel, ob die Ruinen die Mühe lohnen würden; da Herr Catherwood aber keine Veranlassung hatte, mich nach San Salvador zu begleiten, so kamen wir dahin überein, dass er während meiner Abwesenheit mit den Señores Payes nach Quirigua gehen sollte, was er demgemäss auch that.

Der Leser möge sich nach Encuentros zurückversetzen, dem Orte, wo wir die zweite Nacht nach unsrer Ankunft im Lande schliefen. Von diesem Orte aus fuhren die Reisenden (die Señores Payes und Herr C.) in einer gegen 25 Fuss langen und 4 Fuss breiten, aus einem Mahagonibaumstamme ausgehöhlten Canoa zwei Stunden lang den Fluss hinab und gingen bei Los Amates ans Land, nahe bei El Poso, an der Hauptstrasse von Yzabel nach Guatemala und demjenigen Orte, wo wir am zweiten Morgen nach unsrer Ankunft im Lande frühstückten. Hier mussten die Señores Payes zwei bis drei Tage warten. Der Ort war ein elender Hüttenhaufen und arm an Lebensmitteln, wo die Leute lieber schmutziges Wasser, das vor ihren Hütten stand, tranken als dass sie sich die Mühe gaben, nach dem Flusse zu gehen.

An einem schönen Morgen nach einem heftigen Regen brachen sie nach den Ruinen auf. Nach einem etwa halbstündigen Ritte auf einer abscheulichen Strasse erreichten sie wiederum Los Amates. Das Dorf war angenehm an dem gegen 30 Fuss hohen Ufer des Flusses gelegen. Der Fluss war hier gegen 200 Fuss breit und ausser einigen wenigen tiefen Löchern überall zu durchwaten. Im Ganzen war er nicht über drei Fuss tief und an vielen Stellen erreichte er nicht einmal diese Tiefe; weiter unten aber sollte er für Boote, die nicht über drei Fuss Wasser ziehen, bis zum Meere schiffbar sein. Sie schifften sich in zwei aus Cedernbaümen ausgehöhlten Canoas ein und fuhren ein Paar Meilen weit den Fluss hinab, wo sie einen Neger, Juan Lima mit Namen, und dessen zwei Weiber an Bord nahmen. Dieser schwarze Schurke, wie ihn Herr C. in seinem Notizbuche bezeichnet, sollte ihr Führer sein. Sie fuhren hierauf zwei bis drei Meilen weiter, hielten bei einem Rancho auf der Linken des Flusses an und kamen, nachdem sie durch zwei Maisfelder gegangen, in einen Wald von grossen Cedern- und Mahagonibaümen. Der Weg war

ausserordentlich weich und nass und mit vermodertem Laube bedeckt und die Hitze war sehr arg. In nordöstlicher Richtung durch den Wald schreitend, erreichten sie in dreiviertel Stunden den Fuss eines pyramidalen Baues, denen zu Copan gleich, mit Stufen, die an manchen Stellen vollkommen erhalten waren. Sie stiegen auf seine Spitze, die gegen 25 Fuss hoch war, hinauf und auf der andern Seite auf Stufen herab und stiessen eine kleine Strecke weiterhin auf einen colossalen Kopf, der zwei Ellen im Durchmesser hatte, von einem ungeheuern Baume fast vergraben und mit Moos bedeckt war. Neben ihm stand ein grosser Altar, dergestalt mit Moos bekleidet, dass es unmöglich war, etwas daran zu erkennen. Sie liegen beide innerhalb einer Einfriedigung.

Indem sie wieder zurück über den pyramidalischen Bau und drei- bis vierhundert Schritte nach Norden zu gingen, erreichten sie eine ganze Gruppe von Monumenten, die im Allgemeinen von demselben Charakter wie die zu Copan, aber zwei bis drei Mal so hoch waren.

Das erste Monument ist gegen 20 F. hoch, auf zwei Seiten 5 F. 6 Z. und auf den beiden andern 2 F. 8 Z. breit. Die Frontseite stellt die Figur eines Mannes dar und ist gut erhalten; die Rückseite die einer Frau, ist aber sehr zerstört. Die Seitenflächen sind mit wohlerhaltenen Hieroglyphen in Basrelief bedeckt und zeigen genau denselben Styl wie die zu Copan.

Ein anderes Monument, das man auf Taf. III. Fig. 13 findet, steht 23 F. aus der Erde hervor, hat vorn und hinten männliche Figuren und auf den Seiten Hieroglyphen in Basrelief und ist von einem 15 bis 16 F. vorstehenden Fussgestell umgeben.

In geringer Entfernung davon steht ein Obelisk oder zugehauener Stein 26 F. aus dem Boden und wahrscheinlich 6 bis 8 F. unter demselben, welcher in dem beigegebenen Stiche dargestellt ist. Er weicht 12 F. 2 Z. von der lothrechten Linie ab und scheint dem Fallen nahe, das wahrscheinlich nur durch einen Baum, der an ihm heraufgewachsen ist, und durch die grossen Steine um seinen Fuss verhindert wird. Die der Erde zugeneigte Seite stellt das Bild eines Mannes dar, ist sehr gut erhalten und schön gearbeitet. Die obere Seite schien dasselbe Bild zu enthalten, war aber so vom Pflanzenwuchs vergraben, dass es nicht deutlich zu erkennen war. Die andern zwei Seiten enthalten Hieroglyphen in Basrelief. An Form und künstlerischer Arbeit ist dieser Stein der schönste unter allen.

Eine Statue von 10 F. Höhe und mit Moos und Pflanzen überdeckt lag auf dem Boden und daneben eine andere von fast gleicher Gestalt mit aufwärts gekehrtem Gesicht.

Ferner gab es noch vier andere aufrechtstehende, etwa 12 F. hohe, aber nicht besonders gut erhaltene, sowie verschiedene Altäre, dergestalt vom Pflanzenwuchse bedeckt, dass es schwer war, von ihrer Form sich zu vergewissern. Einer dieser Altäre ist rund und steht auf einer kleinen Erhöhung innerhalb einer kreisrunden Steinmauer. In der Mitte dieses Kreises, wohin man mittelst sehr schmaler Stufen hinabgelangt, steht ein grosser runder Stein, dessen Seitenflächen mit Hieroglyphen geschmückt sind und welcher auf zwei colossalen Köpfen, wie es scheint, ruht.

Diese befinden sich sämmtlich am Fusse einer pyramidalischen Mauer nahe beieinander und in der Nähe eines in den Motagua sich ergiessenden Flüsschens. Ausser ihnen zählten sie noch dreizehn Fragmente und es sind ohne Zweifel noch viele andere zu entdecken.

In einiger Entfernung von ihnen steht ein andres Monument 9 Fuss aus dem Boden hervor und wahrscheinlich 2 bis 3 F. in demselben, vorn und hinten mit einem weiblichen Kopfe und auf beiden Seitenflächen mit reichen Ornamenten, aber nicht mit Hieroglyphen bedeckt.

Am nächsten Tage versprach der Neger Herrn C. eilf viereckige Saülen zu zeigen, die höher als alle bisher von ihm gesehenen sein und in einer Reihe am Fusse eines Berges stehen sollten; aber nachdem er ihn drei Stunden lang durch schlammigen Boden geschleppt, fand Herr C. mittelst des Compasses, dass er seine Richtung beständig änderte; und da der Mann mit Pistolen bewaffnet, allgemein als schlechter Kerl bekannt und wüthend über die Besitzer des Landstrichs war, weil sie hergekommen wären, um nach ihren unberechtigten Ansiedlern zu sehen, so fasste Herr C. Verdacht auf ihn und bestand auf der Umkehr. Da die Payes mit ihren eignen Angelegenheiten zu thun und er Niemand zur Beihilfe hatte, so war Herr C. nicht im Stande, eine gründliche Durchforschung vorzunehmen oder vollständige Zeichnungen aufzunehmen.

Der Charakter dieser Ruinen ist im Allgemeinen derselbe wie an denen in Copan. Die Monumente sind bei Weitem grösser, aber ihre Sculpturen flacher gearbeitet, weniger reich in der Zeichnung und mehr verblichen und abgewaschen und gehören daher vermuthlich einer viel ältern Zeit an.

An Einem lässt sich nicht zweifeln: es stand einst eine grosse Stadt hier; ihr Name ist verloren gegangen, ihre Geschichte unbekannt, und ausser einem aus Herr C.'s Notizbuch entnommenen und von den Señores Payes in eine Zeitung Guatemala's eingerückten Berichte über sie, der seinen Weg auch zu uns und nach Europa fand, ist nie zuvor eine Nachricht von ihrer Existenz zur Oeffentlichkeit gelangt. Seit Jahrhunderten hat sie so vollständig vergraben gelegen, als hätte sie die Lava des Vesuvs bedeckt. Jeder, der von Yzabel nach Guatemala reiste, ist drei Stunden davon vorüberpassirt; uns selbst war es nicht anders gegangen, und noch immer liegt sie da gleich der von Felsen gebauten Stadt Edom, unbesucht, unerforscht und gänzlich unbekannt.

Den Morgen nach Herrn C.'s Rückkehr besuchte ich Señor Payes, den einzigen von den Brüdern, der in Guatemala anwesend war, und eröffnete mit ihm eine Unterhandlung in Betreff des Ankaufs dieser Ruinen, wozu mich veranlassten theils ihre gänzliche Neuheit und ihr unermessliches Interesse als undurchforschtes Feld für antiquarische Untersuchung, theils ihre günstige Lage, da sie nur etwa eine Meile vom Flusse entfernt, der Boden bis zum Ufer eben und der Fluss von da an schiffbar war. Unter diesen Umständen war es möglich, die Stadt körperlich fortzuschaffen und in Neuyork aufzurichten. Ich sagte dabei ausdrücklich (und man wird begreifen, warum ich diess that), dass ich hierin auf meine eigne Rechnung handelte, dass es eine rein persönliche Angelegenheit wäre; Señor Payes aber wollte mich durch-

aus als im Namen meiner Regierung handelnd betrachten und sagte — und ich bin gewiss, dass er es auch meinte — dass, wenn seine Familie noch wäre, was sie früher war, sie stolz darauf sein würde, das Ganze den Vereinigten Staaten als Geschenk anzubieten; während die Denkmäler in seinem Lande nicht gewürdigt würden, würde er sich glücklich schätzen, zur Sache der Wissenschaft in dem unserigen etwas beizutragen; allein sie wären durch die Revolutionen des Landes verarmt worden, und er könnte mir in jedem Falle nicht eher Antwort geben als bis seine Brüder zurückgekehrt wären, die in zwei bis drei Tagen erwartet würden. Zum Unglück, wie ich glaube für uns beide, zog Señor Payes den französischen Generalconsul zu Rathe, der den Ruinen einen übertrieben hohen Werth beilegte und ihn dabei auf die Auslage von mehren hunderttausend Dollars hinwies, welche die französische Regierung zur Transportirung des einen Obelisken von Luxor von Theben nach Paris gemacht hatte. Wahrscheinlich würden die Besitzer, ehe der obenerwähnte speculative Plan zu Tage trat, froh gewesen sein, wenn sie den ganzen, aus mehr als 50,000 Morgen bestehenden Strich mit allem Bekannten und Unbekannten, was er enthält, für einige Tausend Dollars hätten verkaufen können. Es war mein lebhafter Wunsch, die Ruinen selbst zu besuchen und mit grösserer Gewissheit zu erfahren, ob ihre Fortschaffung möglich wäre; allein ich besorgte, die ausschweifende Vorstellung ihres Besitzers von ihrem Werthe noch zu erhöhen. Seine Brüder langten nicht an und einer derselben starb leider unterwegs. Da ich nicht die Regierung zum Zahlmeister hatte und es nöthig werden konnte, den Kauf wegen der grossen Fortschaffungskosten ganz aufzugeben, so liess ich bei Herrn Savage ein Anerbieten zurück, dessen Resultat noch ungewiss ist; ich hoffe indess mit Zuversicht, dass, wenn dieses Buch in die Hände des Lesers kommt, zwei der grössten Monumente auf ihrem Wege nach Neuyork sein werden.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Empfang im Regierungsgebäude. — Der Kapitän in Angst und Noth. — Charakterumschlag. — Anstalten zur Reise nach Palenque. — Verhaftung des Kapitäns. — Seine Freilassung. — Besuch von einem Landsmanne. — Neue Gefahren in Aussicht. — Letzter Gang durch die Vorstadt. — Das Hospital und der Kirchhof von San Juan de Dios. — Furchtbarer Zustand des Landes. — Letzte Zusammenkunft mit Carrera. — Abreise von Guatemala. — Ein Don Quijote. — Ciudad Vieja. — Ebene von La Vieja. — Vulkane, Ebenen und Dörfer. — San Andres Isapa. — Gefährliche Strasse. — Eine Mühle.

Am nächsten Tage machte ich dem Jefe (Chef) des Staats meine Aufwartung. Von einer Uiberreichung von Creditiven war gegenwärtig gar keine Rede und ich ward von ihm und seiner ganzen Umgebung ohne alles Misstrauen und allen Verdacht und mehr wie

Einer, der mit ihnen Gesinnungen und Interessen theilte, denn als ein fremder Agent empfangen. Ich hatte von ihrem Lande mehr gesehen als Irgendeiner der Anwesenden und sprach von seiner ausserordentlichen Schönheit und Fruchtbarkeit, seinen Vulkanen und Bergen, von dem grossen Kanale, der es der ganzen civilisirten Welt aufschliessen würde, und von seinen unermesslichen Hilfsquellen, wenn sie nur das Schwert in die Scheide stecken und unter sich zu Frieden kommen wollten. Man wird vielleicht manche Bemerkungen in diesem Buche für hart und als einen schlechten Dank für die mir erwiesene Güte ansehen. Meine Vorliebe besass allerdings die liberale Partei, theils weil sie die Union vertheidigte, theils weil sie mir eine Möglichkeit bot, eine Regierung zu finden; aber ich hege dabei auch gegen viele der hervorragenden Glieder der Centralpartei ein warmes Gefühl. Spreche ich hart, so gilt diess blos ihrem öffentlichen und politischen Charakter; habe ich damit Anstoss gegeben, so bedaure ich es.

Als ich das Regierungsgebaüde verliess, folgte mir ein Herr, der mich frug, wer jener Kapitän wäre, der mich begleitet hätte, und fügte zu meiner nicht geringen Uiberraschung hinzu, dass die Regierung Nachricht hätte von seiner Reise mit mir von La Union aus, seiner Absicht, sich an Morazans Expedition zu betheiligen, und seiner Sinnesänderung in Folge der unterwegs erfahrenen Niederlage Morazans; er wäre bis jetzt nur darum noch nicht belästigt worden, weil er in meinem Hause wohne. Diese Mittheilung machte mich unruhig. Ich sah mich der Beschuldigung blossgestellt, als benutze ich meinen officiellen Charakter, um einem Parteigänger Schutz zu gewähren. Ich war der einzige Freund, den der Kapitän hatte, und war natürlich entschlossen ihm beizustehen. Aber er war nicht ein blosser Gegenstand des Verdachts, sondern wirklich bekannt; es wurden Männer um weit geringerer Ursachen willen eingekerkert und erschossen; brach ein Aufstand aus, so würde ihm mein Haus keinen Schutz gewähren. Es war daher am Bessten, jede Aufregung zu vermeiden und sofort zu einem Verständniss zu gelangen. In dieser Absicht kehrte ich zum Staatschef zurück und gedachte der Umstände, unter denen wir miteinander gereist wären, mit dem Hinzufügen, dass ich für meine Person es vorgezogen haben würde, mich einem noch weit verdächtigern Reisegefährten anzuschliessen, als allein zu reisen; und was den Kapitän anlange, so würde er, wenn ihn der Zufall an ihre Küste geworfen hätte, höchst wahrscheinlich an einem Feldzuge auf ihrer Seite sich betheiligt haben; auch wäre er, als wir Morazan unterwegs begegnet, nicht im Begriffe gewesen, zu dessen Heere zu stossen. Zugleich versicherte ich ihm auf das Bestimmteste, dass er jetzt die andre Seite der Frage besser zu würdigen verstände und dass ich für sein ruhiges Verhalten einstehen würde. Don Rivera Paz, der, wie ich fest versichert war, die Aufregung in der Stadt lieber zu stillen als aufzustacheln wünschte, nahm meine Mittheilung im bessten Geiste auf und sagte, dass der Kapitän besser thun würde, sich der Regierung persönlich vorzustellen. Ich kehrte nach Hause zurück und fand den Kapitän allein und mit der Wendung seines Schicksals keineswegs zufrieden. Meine Mittheilung gewährte ihm keine Beruhigung, er begleitete mich indess

nach der Regierung. Ich konnte mich kaum überreden, dass er der nämliche Mann noch sei, dessen kühnes, aufsehenerregendes Erscheinen unterwegs die Frauen flüstern liess „*muy valiente*“ und dessen Antwort, sooft man von Gefahr sprach, war, dass der Mensch nur Ein Mal sterben könne. Die Soldaten im Corridor schienen, wie es mir ganz und gar vorkam, zu sagen, dass sie ihn ermittelt hätten; die Herren in der Kanzlei massen ihn vom Kopfe bis zu den Füssen, als nähmen sie seine Kennzeichen zum Behuf eines öffentlichen Signalements auf, und ihre Blicke schienen zu sagen, dass sie ihn kennen würden, wenn sie ihn wiedersähen. Zu Pferde und im freien Felde würde der Kapitän der ganzen Noblesse von Guatemala getrotzt haben; hier aber war er so vollständig eingeschüchtert, dass er nur sprach, wenn er sprechen musste, und dass er mit weniger Keckheit hinausging als ich bei ihm für möglich gehalten hätte.

Gern möchte ich nun den Leser ausruhen und in Guatemala dem behaglichen Genusse sich hingeben lassen; allein ich kann es nicht, der Ort lässt es nicht zu. Ich konnte mir es nicht verhehlen, dass die Bundesregierung aufgelöst war und nicht die geringste Aussicht vorlag, dass sie jemals wiederhergestellt werden oder so bald sich an ihrer Stelle eine andre bilden werde. Unter diesen Umständen hielt ich mich nicht für berechtigt, länger im Lande zu bleiben. Ich war vollkommen nutzlos für alle Zwecke meiner Mission und sandte den Staatsbehörden in Washington die förmliche Erwiederung ein, dass ich „nach sorgfältigem Suchen keine Regierung gefunden hätte.“

So war ich nun wieder mein eigner Herr und es stand mir frei, zu gehen wohin ich wollte und auf meine eigenen Kosten. Wir trafen daher ohne Weiteres Anstalten zu unserer Reise nach Palenque; denn wir hatten keine Zeit zu verlieren, da wir einen Weg von tausend Meilen vor uns hatten und die Regenzeit herannahte, während welcher ein Theil der Strasse nicht passirbar war. In der Stadt war Keiner zu finden, der die Reise je gemacht; der Erzbischof war der einzige Mann, der auf seiner Flucht aus Guatemala vor acht Jahren diese Strasse passirt hatte; wir erfuhren indessen genug, um uns zu überzeugen, dass Palenque von Neuyork aus weniger schwierig zu erreichen sein würde als von Guatemala her. Wir hatten viele Vorbereitungen zu treffen und mussten bei der Unmöglichkeit, verlässliche Diener zu erlangen, alle Einzelheiten selbst besorgen. Der Kapitän wusste selbst noch nicht, was er thun sollte, und sprach von seinem Mitgehen mit uns. Als wir am folgenden Tage Nachmittags nach Hause kamen, bemerkten wir an der Ecke der Strasse eine Reihe Soldaten. Wie gewöhnlich, wichen wir ihnen zur Seite aus und als wir über die Strasse herübergingen, bemerkte ich gegen den Kapitän, dass sie scharf auf uns blickten und miteinander sprächen. Die Linie erstreckte sich von meiner Thür an bis an die Ecke der nächsten Strasse. In der Meinung, dass sie nach General Guzman und andern Officieren Morazans, die man in der Stadt versteckt glaubte, suchten, und überzeugt, dass sie mein Haus nicht verschonen würden, beschloss ich, ihnen keine Schwierigkeiten zu bereiten, sondern sie ruhig suchen zu lassen. Als wir ins Haus traten, sagte uns der Portier in grosser Unruhe, dass die Soldaten dem Kapitän nachtrachteten. Er hatte kaum geendet, als ein Officier hereintrat und den

Kapitän vor den Corregidor vorlud. Der Kapitän kehrte todtenbleich um. Ich will hiermit seinem Muthe keinen Vorwurf machen, denn es wäre jedem andern Manne nicht anders ergangen. Ich war nicht weniger unruhig als er und sagte ihm, er brauche nur ein Wort zu sprechen, so würde ich die Thüren fest verschliessen; er antwortete aber, diess könnte ja nichts nützen, sie würden sie doch einstossen, und es wäre besser, wenn er ruhig mit dem Officiere ginge. Ich folgte ihm bis zur Thür und sagte ihm noch, er solle keinerlei Geständnisse thun und sich nicht compromittiren, in wenigen Minuten würde ich bei ihm sein. Ich sah sogleich, dass die Angelegenheit aus den Händen des Staatschefs vor ein niederes Gericht gekommen war. Herr Catherwood und Herr Savage kamen noch zur rechten Zeit an, um den Kapitän mit seiner Escorte sich die Strasse hinabbewegen zu sehen. Herr Savage, der während meiner Abwesenheit mein Haus unter seiner Obhut gehabt und bei dem Angriffe auf die Stadt die amerikanische Flagge aufgezogen, hatte so lange in diesem Lande gelebt und so viele Graüelscenen mit angesehen, dass er nicht so leicht die Fassung verlor und genau wusste, was zu thun war. Er begleitete mich nach dem Cabildo, wo wir den Kapitän kerzengerad innerhalb des Gitters sitzen sahen, während der Corregidor und sein Gerichtsschreiber mit Feder, Tinte und Papier und in aller ominösen Förmlichkeit ihn verhörten. Sein Gesicht strahlte auf, als er den einzigen Mann in Guatemala, der ein Interesse an seinem Schicksal nahm, erblickte. Zum Glück war der Corregidor ein Bekannter von mir, der an dem Antheil, den ich an dem Schwerte Alvarado's, einem interessanten, in seiner Verwahrung befindlichen Uiberbleibsel, genommen, seine Freude gehabt hatte und einer von den Vielen in diesem Lande war, die stolz darauf waren, einem auswärtigen Agenten Aufmerksamkeiten zu erzeigen. Ich reclamirte den Kapitän als meinen Reisegefährten und sagte, dass wir eine gefahrvolle, schwierige Reise miteinander vorhätten und dass ich ihn nicht gern missen möchte. Der Herr Corregidor begrüsste mich bei meiner Rückkehr nach Guatemala und begriff die Gefahr, die wir müssten ausgestanden haben, als wir dem Tyrannen Morazan auf der Strasse begegnet hätten. Der Kapitän benutzte die Gelegenheit, um sich ohne alle Gewissensbisse von einer so gefährlichen Verbindung frei zu machen, und wir unterhielten uns so lange, bis es zum Schreiben zu dunkel war, wo ich bescheidentlich den Wunsch äusserte, den Kapitän mit mir nach Hause nehmen zu dürfen, da das Alleingehen des Abends gefährlich wäre, und hinzufügte, ich verbürgte mich für sein Wiedererscheinen vor Gericht. Er willigte mit grosser Höflichkeit ein und sagte, der Kapitän möge um 9 Uhr des nächsten Morgens wiederkommen. Der Kapitän fühlte sich unendlich getröstet und beruhigt; aber er hatte sich bereits vorgenommen zu sagen, er wäre in Handelsangelegenheiten nach Guatemala gekommen und um grossen Gebrauch von seinen goldnen Ketten zu machen.

Am nächsten Tage ward das Verhör von Neuem vorgenommen. Der Kapitän compromittirte sich sicherlich durch keine Gesändnisse, wie denn überhaupt die Umwälzung, die seine Ansichten erlitten hatten, ganz ausserordentlich war. Guatemala's Luft war der Parteinahme für Morazan verderblich. Das Verhör lief zwar durch des

Corregidors Gunst befriedigend ab, allein es ward dem Kapitän doch gerathen, die Stadt zu verlassen; denn im Falle einer Volksbewegung würde er in Gefahr kommen; Carrera würde in wenigen Tagen aus Quezaltenango erwartet, und wenn er, was nicht unwahrscheinlich, die Sache in die Hand nähme, dann möchte sie schlimm ablaufen. Es war nicht nöthig, dieß dem Kapitän zweimal zu sagen. Wir hielten Rath, um zu bestimmen, welchen Weg er einschlagen sollte, und entschieden uns für die Strasse nach dem Hafen als die einzige offne. Er hatte ein Pferd und ein Lastmaulthier und bedurfte noch eines zweiten zu seinen Kisten. Da ich in meinem Hofe sieben stehen hatte, so sagte ich ihm, er solle eines nehmen. Und so zog er eines schönen Morgens seinen Uiberrock aus, legte seinen Reiseanzug an, setzte sich auf und reiste nach Balize ab. Ich sah ihm die Strasse hinab nach, bis er mir aus den Augen verschwunden war. Der arme Kapitän, wo ist er jetzt? Ich sah ihn zunächst in meinem eignen Hause in Neuyork wieder. Er war in Balize krank geworden und an Bord einer nach Boston bestimmten Brigg gegangen, befand sich daselbst zur Zeit meiner Ankunft und besuchte mich. Und das letzte Mal, wo ich ihn sah, schiffte er sich eben nach dem Isthmus von Panama ein und wollte über diesen hinweg nach dem stillen Meere gehen. Ich denke, der Kapitän wird seinen Feldzug mit Morazan wohl nicht so bald vergessen.

Ich empfing jetzt einen Besuch von einem Landsmann, den ich bedauerte nicht früher gesehen zu haben. Es war Dr. Weems aus Maryland, der mehre Jahre in La Antigua gewohnt und jüngst von einem Besuche in den Vereinigten Staaten zum Consul ernannt zurückgekehrt war. Er kam, um sich bei mir wegen des Resultats meines Suchens nach einer Regierung zu befragen, da er sie ebenfalls mit seinem Beglaubigungsschreiben auszuspüren sich bemühte. Der Doctor rieth mir, die Reise nach Palenque nicht zu unternehmen. Bei meinem Schnelllauf von Nicaragua aus hatte ich mich mit dem Gedanken getröstet, dass, wenn ich einmal Guatemala erreicht, alle Schwierigkeit vorüber wäre und dass unsre Reise nach Palenque nur von demjenigen Reiseungemach begleitet sein würde, das ein Land ohne alle Bequemlichkeiten natürlich darbieten müsse; leider aber sah der Horizont auch in dieser Richtung düster aus. Die ganze Masse der indianischen Bevölkerung von Los Altos befand sich in einem Zustande der Aufregung und man munkelte von einem allgemeinen Aufstande und einer Niedermetzelung der Weissen. General Prem und dessen Gattin waren auf einer Reise nach der Gränze von Mejico von einer Mörderbande angefallen, er selbst auf dem Boden für todt liegen gelassen, seine Frau ermordet, ihr die Finger abgeschnitten und die Ringe abgezogen worden. Lieutenant Nichols, der Adjutant des Oberst M'Donald, kam von Balize mit der Nachricht an, dass Kapitän Caddy und Herr Walker, die auf dem Flusse Balize nach Palenque gereist, von den Indianern gespiesst worden wären; und es ging das Gerücht von mancher furchtbaren Grausamkeit Carrera's in Quezaltenango, und dass er voll Wuth von diesem Orte zurückeile, um die sämmtlichen Gefangenen auf den Platz herauszuschleppen und zu erschiessen. Jeder Freund in Guatemala und insbesondere Herr Chatfield drang in uns, die Reise nicht zu unternehmen.

Wohl begriffen wir, dass der Augenblick ein höchst ungünstiger sei und waren nahe daran, davon zurückzustehen. Ich trage kein Bedenken es zu sagen, dass es ein Gegenstand unsrer ernstesten Erwägung war, ob wir sie gänzlich aufgeben und nach Hause gehen sollten; aber nein, wir hatten einmal von Hause aus die Absicht gehabt, nach Palenque zu gehen, und konnten doch nun ohne es gesehen zu haben nicht heimkehren.

Unter den kleinen Schwierigkeiten, die wir bei unsrer Reiseausrüstung fanden, will ich unter Anderm erwähnen, dass wir vier eiserne Ketten für unsere Kisten brauchten, aber nur zwei erlangen konnten, weil jeder Schmidt am Orte mit Gefangenenketten zu thun hatte. Acht Tage nach meiner Ankunft in Guatemala war Alles zu unsrer Abreise fertig. Wir versorgten uns mit allen Erleichterungs- und Sicherheitsmitteln, die wir uns verschaffen konnten. Ausser Pässen versah uns die Regierung mit speciellen Empfehlungsbriefen an alle Corregidoren; in der Regierungszeitung „El Tiempo" erschien eine schmeichelhafte Mittheilung, die meine Reisen durch die Provinzen und meine vorhabende Tour erwähnte und mich der Gastfreundschaft empfahl; endlich gab mir in Folge des Briefs des Erzbischofs von Baltimore der ehrwürdige Bisthumsverweser einen Empfehlungsbrief an alle unter seiner Aufsicht stehenden Pfarrer. Das Alles war aber noch nicht genug: — Carrera's Name war mehr als Alles werth. Wir warteten zwei Tage auf seine Rückkehr aus Quezaltenango. Am 6. April frühe am Morgen kam er endlich in der Stadt an. Schon um 9 Uhr sprach ich bei ihm ein, wo mir aber gesagt ward, dass er im Bette liege, da er die ganze Nacht geritten sei, und dass er vor Nachmittag nicht aufstehen werde. Das Gerücht von der in Quezaltenango begangenen Grausamkeit bestätigte sich.

Nach Tische machte ich mit Herrn Savage meine letzte Wanderung durch die Vorstadt Guatemala's. Nie ergriff mich so sehr wie in diesem Augenblicke die ausserordentliche Schönheit seiner Lage und zum dritten Male besuchte ich das Hospital und den Kirchhof San Juan de Dios, wo man bei seiner hohen Lage eine herrliche Aussicht über die grüne Ebene von Guatemala und die Vulkane von La Antigua geniesst. Nach vorn zu lag das Hospital, ein edles Gebaüde, früher ein Kloster, das hauptsächlich durch die Mildthätigkeit Don Mariano Aycinena's erhalten wird. In der Mitte des Hofs war eine schöne Fontäne und jenseits desselben lag der Kirchhof, der zur Zeit der Cholera eingerichtet ward. Den Eingang zu ihm bildete ein breiter Gang mit einer hohen Mauer zu beiden Seiten, der zum Begräbnissplatz der „Ketzer" bestimmt war. Hier war nur ein einziges Grab zu sehen, das die Inschrift trug: *„Teodoro Ashadl de la Religion Reformada, d. 19. Jul. 1837."* Am Ende dieses Ganges war ein Todtenhaus, in welchem auf getrennten Betten die Leichen zweier armer Männer lagen, der eine gänzlich nackt und mit in die Höhe gezogenen Beinen, gleich als hätte kein Freund an seinem Todesbett gestanden, um sie zu strecken, und der andere in Matten eingehüllt. Rechts vom Gange öffnete sich eine Thür in einen viereckigen, von einer Mauer umschlossenen Raum, worin in einiger Höhe über dem Boden Grabgewölbe mit den Namen der reichen Bewohner der Stadt erbaut waren. Links führte eine Thür in einen hinter dem Todtenhause

sich hinziehenden eingeschlossenen Raum, ungefähr 750 Schritte lang und 300 Schritte breit, mit hohen und dicken Mauern, worin die Gräber längs denselben viereckige Vertiefungen bildeten, jede mit einem flachen Steine verschlossen, worauf der Name des darin Ruhenden geschrieben stand. Auch diese waren für die Reichen. Der ganze Platz war mit den Gräbern der gemeinen Leute angefüllt, wo an einer Stelle ein viereckiger Raum frisch geschütteter Erde war, welche die Leichen der vierhundert beim Sturme auf die Stadt Gefallenen überdeckte. Es nahte sich eine Bahre mit der Leiche einer Frau, die ohne Sarg begraben ward. In meiner Nähe war eine ganze Reihe frisch ausgegrabener Gräber, die noch ihrer Bewohner harrten. Man war beim Graben derselben auf Skelette gekommen, daher Haufen von Schädeln und Knochen neben ihnen lagen. Ich kollerte drei Schädel mit meinem Fusse zusammen und wäre durch das Rutschen der Erde beinahe in ein offenes Grab gestürzt. Wäre ich hinabgefallen, wahrlich ich glaube, ich würde aberglaübisch geworden sein und mich gefürchtet haben, zu meiner Reise aufzubrechen. Es war ein melancholischer Abschied von Guatemala.

Ich habe der in der Stadt umlaufenden Gerüchte gedacht, nach denen Carrera in Quezaltenango eine schauderhafte Gewaltthat und Grausamkeit begangen haben sollte. Er war zur Verfolgung Morazans von Guatemala ausgerückt. Bei La Antigua begegnete er einem seiner eignen Soldaten, der ihm berichtete, dass in Quezaltenango ein Aufstand ausgebrochen und die Besatzung zur Niederlegung der Waffen gezwungen worden wäre. Durch diese Kunde bis zur Wuth entflammt, gab er Morazans Verfolgung auf, marschirte, ohne auch nur mit einem Worte von dieser Änderung seines Planes an die Regierung zu berichten, nach Quezaltenango und beging hier neben andern geringern Grausamkeiten die arge Gewaltthat, dass er an achtzehn Glieder der Municipalität, die ersten Männer des Staates, Hand anlegte und sie ohne die geringste Form von Verhör auf dem öffentlichen Platze erschiessen liess. In Guatemala ward der düstere Schrecken, den diese Nachricht in der Stadt verbreitete, noch durch das Carrera voranschreitende Gerücht erhöht, dass er die Absicht habe, sofort bei seiner Ankunft alle Gefangene aus den Kerkern bringen und gleichfalls erschiessen zu lassen. Furchtbar war jetzt die dumpfe Bewegung und Unruhe der Gemüther in der Stadt. Morazans Zurückschlagung hatte zwar der Stadt Rettung aus einer ungeheuren Gefahr, aber keine Freude gebracht, denn schon wieder schien das Schwert an einem Haar zu hängen.

Ich könnte bei dieser Gelegenheit gewisse Dinge von tiefem persönlichem Interesse erwähnen, die deutlicher als ganze Bände den furchtbaren Zustand des Landes erläutern würden; aber ich sehe mich genöthigt, sie gänzlich vorzuenthalten, aus Furcht, dass diese Mittheilungen vielleicht ihren Weg nach Guatemala finden und Einzele blossstellen möchten. Ich hatte auf meiner langen Reise Verkehr mit Männern aller Parteien und unsre Rede war frei und offen, bisweilen vertraulich. Hatten bisher in allen Kriegen und Revolutionen des Landes die Weissen den herrschenden Einfluss gehabt, so waren jetzt die Indianer die dominirende Macht. Im langsamen Verlaufe von Jahrhunderten zum Erwachen gelangt und jetzt mit Waffen

ausgerüstet, hatte sich ihre Zahmheit in Wildheit verwandelt, so dass selbst im Lager der Anhänger Carrera's eine furchtbare Angst vor einem Kastenkriege herrschte und Alle, welche fortziehen konnten, den starken Wunsch hegten, das Land zu verlassen. Ich ward von Männern, welche Haüser- und grosse Grundbesitzer waren, aber nur über zwei- bis dreitausend Dollars in baarem Gelde gebieten konnten, befragt, ob sie wohl im Stande sein würden, von dieser Summe in den Vereinigten Staaten zu leben; und Männer, welche hohe Stellen unter der Centralpartei innehatten, sagten mir, sie hätten ihre Pässe aus Mejico in Händen und wären in jedem Augenblicke zur Flucht bereit. Man schien Grund zu der Furcht zu haben, dass die Stunde vergeltender Gerechtigkeit nahe und unter den Indianern ein Geist erwacht sei, bereit, den Geistern ihrer Väter ein blutiges Opfer zu bringen und ihr ihnen entrissenes Erbe wiederzugewinnen. Carrera war der Zapfen, um den sich Dieses drehte. Man redete von ihm als *el rey de los Indios* — als dem Könige der Indianer. Er hatte sie aller Abgaben enthoben und erhielt, wie es hiess, seine Armee durch Kriegssteuern, die er den Weissen auferlegte. Niemand zweifelte an seiner Macht, durch ein einziges Wort die Niedermetzelung aller Weissen im Lande zu bewerkstelligen. Ihr Schutz und ihre Rettung war nach meiner Meinung, dass er bei der ununterbrochenen Bewegung und Thätigkeit, die seine kurze Laufbahn ausfüllte, nicht Zeit hatte, ausgedehnte Herrschaftspläne zu schmieden, und dass er von dem ungeheuern Lande, das sich von Tejas bis Kap Horn erstreckte und von einer an Hass gegen die Weissen mit ihm sympathisirenden Race bewohnt ward, nichts wusste. Er war ein Fanatiker und stand bis zu einem gewissen Grade unter der Herrschaft der Priester; und sein eigner Scharfblick sagte ihm, dass er mit seinen Indianern im Bunde und unter dem Beistande der Priesterschaft und Aristokratie mächtiger wäre als mit den Indianern allein. Aber Alle wussten, dass er im Augenblicke der Leidenschaft das Bisschen Planmässigkeit oder Politik, das ihn etwa leitete, gänzlich über den Haufen warf; als er daher mit blutgerötheten Händen von Quezaltenango zurückkam und ihm das furchtbare Gerücht voranschritt, dass es seine Absicht sei, zwei- bis dreihundert Gefangene aus ihren Kerkern holen und erschiessen zu lassen, da fühlten die Bürger Guatemala's, dass sie am Rande eines grauenvollen Abgrunds ständen. Ein einflussreiches Mitglied der Regierung, dem ich den Wunsch aussprach, es möchte mich zu einem Besuche bei Carrera begleiten und um einen Pass von seiner Hand für mich bitten, lehnte es ab, damit Carrera nicht etwa denken möchte, die Regierung versuche es, ihn zu leiten. Andere statteten ihm nach seiner Rückkehr förmliche ceremonielle und Gratulationsbesuche ab und collationirten die Bemerkungen über die Art und Weise, wie sie empfangen worden, miteinander. Carrera gab von Dem, was er gethan, keinen officiellen oder mündlichen Bericht, und obgleich Aller Gemüther voll davon waren, so wagte doch Keiner, Fragen darnach an ihn zu stellen oder Beziehung darauf zu nehmen. Vielleicht werden diese Männer mich als einen Verleumder anklagen, aber ich bin, selbst auf die Gefahr hin, ihre Gefühle zu verletzen, nicht im Stande, Das zurückzuhalten, was ich als das wahrhaftige Gemälde des Zustandes des Landes zu jener Zeit ansehe.

Während ich Niemand bewegen konnte, mich zu Carrera zu begleiten, und besorgte, er möchte mich nach so langer Zeit und nach so aufregenden Scenen, in denen er thätig gewesen, nicht wiedererkennen, aber doch begriff, dass es von der höchsten Wichtigkeit für mich sei, keine Fehlbitte an ihn zu thun, so erinnerte ich mich eines Arztes, von dem er bei meiner ersten Zusammenkunft mit ihm mit Wärme gesprochen, weil dieser ihm eine Kugel aus der Seite gezogen hatte. Zu diesem Arzte ging ich, obgleich ich ihn nicht kannte, und bat ihn um seine Begleitung, wozu er sich mit grosser Höflichkeit und auf der Stelle bereit erklärte.

Unter diesen Umständen stattete ich Carrera meinen letzten Besuch ab. Er war jetzt in ein weit grösseres Haus übergesiedelt und seine Wache war regelmässiger und förmlicher. Als ich bei ihm eintrat, stand er hinter einem Tische auf der einen Seite des Zimmers mit seiner Frau, Rivera Paz und einigen Andern und besah einige grosse costaricanische Ketten und hatte gerade eine in Händen, die zu dem Inhalte jener oft erwähnten Kisten meines Freundes des Kapitäns gehört und so manches Mal seinen Hals geschmückt hatte. Ich glaube, der Kapitän wäre in Krämpfe verfallen, wenn er erfahren hätte, dass irgendetwas, was einst seinen Hals umgeben, zwischen Carrera's Fingern sich befunden. Carrera's Frau war eine hübsche, zarte Mestize von nicht mehr als zwanzig Jahren und schien die Frauenvorliebe für Ketten und Gold zu theilen. Carrera selbst betrachtete sie (die Ketten) mit gleichgiltigem Blicke. Mein Gedanke war sogleich, dass die Regierung diese Juwelen als Geschenk für seine Frau übersandt habe, um durch diese (die Frau) ihn zu besänftigen; vielleicht habe ich aber falsch gerathen. Das Gesicht des Rivera Paz drückte Aengstlichkeit aus. Carrera hatte seit ich ihn sah so viele schreckliche Scenen durchgemacht, dass ich fürchtete, er möchte mich vergessen haben; aber er erkannte mich im Augenblicke und machte hinter dem Tische neben sich Platz für mich. Sein Militärrock lag auf dem Tische und er trug dieselbe Jacke wie bei meinem ersten Besuche; sein Gesicht zeigte dieselbe Jugendlichkeit, Lebhaftigkeit und Geistigkeit, seine Stimme hatte dieselbe Sanftheit, sein Betragen denselben Ernst; auch war er wiederum verwundet. Ich bedauerte, Rivera Paz hier zu begegnen, da ich meinte, es müsse kränkend für ihn als Vorstand der Regierung sein, seinen Pass ohne Carrera's Unterschrift nicht als genügenden Schutz betrachtet zu sehen; aber zu Complimenten hatte ich keine Zeit und so benutzte ich die Gelegenheit, als Carrera vom Tische sich entfernte, ihm zu sagen, dass ich im Begriff wäre, auf einer gefährlichen Strasse eine Reise anzutreten, und es für unumgänglich nöthig erachtete, mich mit jedem Sicherheitspfande, das ich nur erlangen könnte, zu versehen; weshalb ich ihn ersuchte, auf den Regierungspass seinen Stempel zu setzen. Er nahm den Pass mir aus der Hand, warf ihn auf den Tisch und sagte, er wolle mir einen neuen ausfertigen lassen und ihn selbsteigen unterzeichnen. Diess war mehr als ich erwartete. Er hiess mich in ruhigem Tone Platz nehmen, schickte seine Frau in ein andres Zimmer nach dem Sekretär und sagte diesem, er solle einen Pass für den „Consul des Nordens“ ausfertigen. Er hatte eine unbestimmte Vorstellung, dass ich ein grosser Mann in meinem Lande

sei; wo aber dieses Land lag, davon hatte er einen sehr unklaren Begriff. Obwohl ich in Betreff meines Titels nicht häkelig war und mir daher der „Consul“ voll genug klang, so gab ich doch, theils weil der Norden ein ziemlich breiter Raum war, theils um Missverständnisse zu vermeiden, dem Sekretär meinen andern Pass hin. Er nahm ihn in ein andres Zimmer und Carrera setzte sich am Tische neben mich. Da er vernommen, dass ich auf Morazan auf seinem Rückzuge gestossen sei, so fragte er nach ihm, wiewohl mit weniger Besorglichkeit als Andere, und redete mehr von der Sache als von der Person; er theilte mir mit, dass er beabsichtige, in einer Woche mit dreitausend Mann auf San Salvador zu marschiren, und bemerkte, dass er, wenn er schweres Geschütz gehabt, Morazan sehr bald vom Platze getrieben haben würde. Ich frug ihn, ob es wahr wäre, dass er und Morazan sich auf den Höhen des Calvarienberges persönlich begegnet hätten; er bejahte es und sagte, es wäre gegen den Ausgang der Schlacht, als Letzterer seinen Rückzug angetreten, geschehen; einer von Morazans Reitern hätte nämlich seine (Carrera's) Holftern losgerissen, Morazan eine Pistole nach ihm (Carr.) abgefeuert, und er (Carr.) mit seinem Schwerte nach Morazan gehauen und ihm den Sattel durchschnitten. Er sagte, Morazan hätte sehr schöne Pistolen gehabt; und auffallend war mir seine Äusserung, dass er dabei gedacht hätte, die Pistolen würden, wenn er ihn tödtete, sein eigen werden. Ich konnte mich des Gedankens an die seltsamen Lagen nicht enthalten, in die ich geworfen ward: wie ich Männern die Hände schüttelte und zur Seite sass, die gegenseitig nach ihrem Blute dürsteten, wie ich von Allen wohl aufgenommen ward, wie ich hörte, was sie voneinander sprachen, und wie sie mir manchmal ihre Pläne und Absichten mittheilten, und zwar so rückhaltslos, als wäre ich ein hin und her reisendes Mitglied beider Kabinette. Nach wenigen Minuten rief der Sekretär Carrera zu und er ging hinaus und brachte den Pass, mit seiner eignen Hand unterzeichnet, mit noch nasser Tinte zurück. Diese Unterschrift hatte ihn länger aufgehalten als das Abschneiden eines Kopfes gethan haben würde, und er schien sich etwas darauf einzubilden. Nachdem ich noch eine Bemerkung über die Trefflichkeit seiner Handschrift gemacht, nahm ich, von seinen guten Wünschen für meine glückliche Ankunft im Norden und meine baldige Rückkehr nach Guatemala begleitet, Abschied von ihm. Ich glaube nicht, dass er, wenn er erführe, was ich von ihm sage, mich herzlich willkommen heissen würde; aber ich halte ihn für einen ehrlichen Mann und glaube, dass er, wenn er nur wüsste, wie er es anzufangen habe, und seine Leidenschaften zügeln könnte, für Centralamerika mehr Gutes thun würde als irgendein andrer Mann im Lande.

So war ich denn nun mit dem allerbesten Schutzbriefe für unsre Reise ausgerüstet. Den Abend verbrachten wir mit Briefschreiben und mit Einpacken der heimzusendenden Sachen (worunter sich auch mein Diplomatenrock befand) und am 7. April erhoben wir uns zur Abreise. Das Erste, was wir thaten, war, dass wir unsre Betten herabnahmen. Jedermann in diesem Lande führt nämlich ein kleines Bettgestell bei sich, *catre* genannt, das zum Aufhängen und Zusammenschlagen eingerichtet und mit Kissen und Bett-

zeug versehen ist und zur Mitnahme auf die Reise in einer Ochsenhaut steckt. Unser Hauptaugenmerk war, leicht zu reisen. Jedes neue Maulthier, jeder neue Diener schaffte uns neue Sorge; mit weniger aber als einem Lastthier auf den Mann konnten wir nicht auskommen. Jeder von uns hatte zwei *petacas* d. i. Reisekoffer aus Ochsenhaut, mit einer dünnen Strohmatte gefüttert und mit einer plumpen eisernen Kette mit grossen Vorlegeschlössern umschnürt, welche Koffer ausser andern Dingen eine Hängematte, eine wollne Decke, ein Paar Betttücher und einen Pfühl enthielten, und dieses alles nebst den Reisetaschen mit den Lebensmitteln bildete eine Ladung. Wir führten für Krankheitsfälle noch einen aparten *catre* bei uns. Von Thieren hatten wir zwei Lastthiere, ein Lastthier als Reserve, das graue Maulthier, auf welchem ich den Vulkan Cartago hinaufgeritten war, meinen Macho für Herrn Catherwood und mich und noch ein Pferd zur Aushilfe, in Allem sechs Stück bei uns, wozu noch zwei *mozos* oder Leute zu allerlei Diensten kamen. Als wir eben im Begriffe waren aufzusteigen, ritt Don Saturnino Tinoca, mein Reisegefährte von Zonzonate aus, in den Hof herein, um uns zwei Tage weit auf unsrer Reise zu begleiten. Wir nahmen Abschied von Herrn Savage, meinem ersten, letzten und bessten Freunde, und in wenigen Minuten zogen wir mit einem gemischten Gefühl des Bedauerns und der Freude zum letzten Male zu Guatemala's Thoren hinaus.

Don Saturnino war uns höchst willkommen. Sein Plan war, zwei Brüder seiner Frau, die er nie gesehen, zu besuchen, welche in Santiago Atitlan, zwei bis drei Tagereisen entfernt, als Pfarrer lebten. Sein Vater war der letzte Gouverneur von Nicaragua unter der königlichen Herrschaft gewesen und hatte eine bedeutende Liegenschaft besessen, die zur Zeit der Revolution einbezogen ward; er selbst besass noch jetzt eine grosse Hacienda daselbst, hatte einen Bestand von Maulthieren gezogen, um sie in San Salvador zu verkaufen, und beabsichtigte den daraus zu ziehenden Gewinn in Gütern in Guatemala anzulegen. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, schlank gewachsen und so mager als ein Mann nur sein kann, dabei aber rührig und energisch, trug eine Jacke und weite Beinkleider von olivengrünem Tuch, grosse Pistolen in den Holftern und einen langen Degen mit einer ledernen Scheide, die an der Spitze abgerieben war, so dass etwa ein Zoll vom Stahle unbedeckt blieb. Er sass auf seinem Maulthiere so steif als hätte er seinen Degen hinuntergeschluckt, hielt die Zügel in der rechten Hand, der linke Arm war vom Ellbogen an gekrümmt und stand nach auswärts gleich einem Pumpenschwengel, während die Hand vom Rist herabfiel und die Bewegungen des Thiers mitmachte. Er ritt auf einem mejicanischen silberplattirten Sattel und hatte hinter sich ein Paar Alforjas mit Brot, Käse und *atole*, Letzteres ein Gemisch aus gebranntem und zerstossenem Korn, Cacao und Zucker mit Wasser vermischt, wovon er beinahe einzig und allein lebte. Sein Mozo war in demselben Grade fett als er mager war und trug einen trichterförmigen Strohhut, ein baumwollnes Hemd und Unterhosen, die bis zu den Knieen reichten. Mit der Ausnahme, dass statt der Rocinante und des Esels der Herr ein Maulthier ritt und der Diener zu Fuss ging, war Jener ein ächter Don Quijote, Dieser ein ächter Sancho Pansa, und wir

legten auch Don Saturnino bald nach gemachter Bekanntschaft den erstern Namen bei.

Unser Weg ging nach Quezaltenango; es war indess unsre Absicht, uns seitwärts zu wenden, um Ruinen zu besuchen, und wir gingen an diesem Tage drei Leguas von der Strasse ab, um unserm Freunde dem Padre Alcantara in Ciudad Vieja Lebewohl zu sagen.

Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir das Kloster, wo ich das Vergnügen hatte, den Padre Alcantara, den Señor Vidaurre und Don Pepe zu finden, dieselbe Gesellschaft, mit welcher ich früher den hier verlebten Tag so angenehm verbracht hatte. Herr Catherwood hatte unterdessen einen ganzen Monat im Kloster geweilt. Padre Alcantara war beim Heranrücken des „Tyrannen" Morazan geflohen; Don Pepe hatte, als er sich von La Antigua zurückzog, einen Schuss auf ihn gethan.

Der nächste Morgen begann mit Besorgnissen. Das graue Maulthier war krank. Don Saturnino liess ihm an beiden Seiten des Halses zur Ader, aber das arme Thier war nicht in der Lage, um geritten zu werden. Kurz darauf hatte Herr Catherwood einen der Mozos bei der Gurgel gefasst, aber es gelang Padre Alcantara, einen nothdürftigen Frieden herzustellen. Da Don Saturnino der Ansicht war, dass Bewegung dem grauen Maulthiere besser bekommen würde, so zogen wir fort und nahmen von unserm gütigen Wirthe zum letzten Male Abschied.

Don Pepe gab uns das Geleite. Nachdem wir die Ebene von La Vieja in der Richtung, in welcher Alvarado sie betreten, überschritten hatten, erstiegen wir einen hohen Hügel, und als wir um dessen Spitze uns gewandt, blickten wir durch eine enge Oeffnung hinab auf eine schöne, gleich einem Garten angebaute Ebene, die, wie wir weiter kamen, nach links sich vor uns öffnete und bis zum See Duenos zwischen den zwei grossen Vulkanen Fuego und Agua sich hinauszog. Als wir zur Ebene herabgestiegen, betraten wir das Dorf San Antonio, das blos von Indianern bewohnt ist. Das Pfarrhaus stand auf einem freien Platze und hatte eine schöne Fontäne vor sich; die Hütten der Indianer waren von Zuckerrohr erbaut. Schon in der frühen Zeit nach der Besetzung Guatemala's wurden die Ländereien rings um die Hauptstadt unter gewisse Canonici vertheilt und den Indianern zur Bebauung übergeben. Jedes Dorf ward nach dem Namen des Kanonikus genannt. Es ward eine Kirche und für den Kanonikus ein schönes Haus gebaut, und durch verständige Leitung wurden die Indianer für die Ansiedelung auf dem Lande, die Künstler und Handwerker für die Stadt gewonnen. Bei der Stille und Ruhe des obigen Dorfes schien es, als ob es die es umgebenden Berge und Vulkane vor dem Getümmel und der Verwüstung des Kriegs geschützt hätten. Nachdem wir dasselbe passirt, begannen wir auf der andern Seite der Ebene einen Berg zu ersteigen. Als wir den halben Weg hinauf waren und nach dem Dorfe und der Ebene zurückblickten, sahen wir eine einzige weisse Linie über den von uns überschrittenen Berg bis Ciudad Vieja sich ziehen und das Auge umfasste die Ebene und den See zu unsern Füssen, die grosse Ebene von Escuintla, die beiden Vulkane Agua und Fuego und erstreckte sich bis zum stillen Ocean hinaus. Unser Weg war sehr

steil und die Maulthiere hatten schwere Arbeit. Auf dem andern Abhange des Bergs führte die Strasse eine Strecke weit zwischen Gestrauch und kleinen Baümen hin, und als wir aus diesen heraustraten, lag eine unermessliche Ebene vor uns, nur durchschnitten von der Linie der directen Strasse von Guatemala, und wir erblickten in weiter Ferne die Thürme der Stadt Chimaltenango. Am Fusse des Bergs erreichten wir das Dorf Paramos. Wir hatten in vierthalb Stunden sechs Meilen gemacht. Don Pepe liess den Alcalden kommen, zeigte Carrera's Pass vor und verlangte einen Führer bis zum nächsten Orte. Der Alcalde rief seine Alguacils herbei und in wenigen Minuten stand ein Führer zu unsrer Verfügung. Don Pepe sagte uns, dass er uns hier in „Europa" verliesse und wir nahmen mit vielem Danke von ihm Abschied.

„Europa" hiess poetisch derjenige Landesstrich, den wir nun betraten und der zur Zeit der Eroberung der bevölkertste, civilisirteste und besstangebaute in Guatemala war und noch jetzt trotz des emporstarrenden Scheitels des gewaltigen Vulkans Agua dem schönsten Theile Englands in grossartigem Massstabe glich. Das Volk, das diesen Strich bewohnte, waren die Nachkömmlinge Jener, die Alvarado hier vorfand, und vielleicht waren ihrer vier Fünftel Indianer von ungemischtem Blute. Seit drei Jahrhunderten waren sie ruhig der Herrschaft der Weissen unterworfen gewesen, bis Carrera's Erhebung in ihrer Seele die Erinnerung an ihre Väter weckte; und man raunte sich zu, dass sie ihre Augen seltsam wild auf die weissen Menschen als die Feinde ihres Stammes würfen. Hier war es, wo wir zum ersten Male Weizenfelder und Pfirsichbaüme zu sehen bekamen.

In der Entfernung von zwei Leguas erreichten wir das Indianerdorf San Andres Isapa, wo Don Saturnino Carrera's Pass prahlend vorwies, mich als „El Ministro de Nueva-York" vorstellte und einen Führer forderte; und es währte nur wenige Minuten, so trabte schon ein Alguacil bis zum nächsten Dorfe vor uns her. In diesem Dorfe, zu welchem wir nun kamen, jagte der Alcalde in Folge derselben peremtorischen Forderung Don Saturnino's nach einem Alguacil umher, konnte aber auf der Stelle keinen finden und wagte es daher, Don Saturnino um einen Augenblick Geduld zu bitten. Allein Letzterer sagte ihm, dann müsse er selbst mit uns gehen, sonst würde ihn Carrera um einen Kopf kürzer machen, denn der „Minister von Neuyork" könne nicht wie ein Narr hier warten. (Don Saturnino hatte, wie so viele andere meiner Freunde in jenem Lande, keine sehr deutlichen Begriffe von Titeln und Aemtern.) Und so ward denn der erste besste Mann, welcher vorüberging, vom Alcalden zum Dienste gepresst und trabte, von Don Saturnino immer zur Eile angetrieben, mit der Halfter des Handpferdes vor uns her. Als wir dem nächsten Dorfe nahten und Carrera's Soldaten, die frisch von der Schlächterei in Quezaltenango kommend nach Guatemala zurückkehrten, erblickten, sagte Don Saturnino dem Führer, er solle den Ort meiden und bis zum nächsten Dorfe mit uns gehen. Der Führer machte bittende Einwendungen; aber Don Saturnino ritt auf ihn los, zog seinen Degen und drohte ihm den Kopf abzuhauen. Und so trabte denn der arme Kerl, das Auge auf das gezückte Schwert

gerichtet, weiter mit uns fort, bis er, eine günstige Gelegenheit erpassend, die Halfter hinwarf, über einen Heckenzaun sprang und nach der Stadt zustürzte, worauf Don Saturnino ganz ruhig die Halfter fasste und, sein Maulthier spornend, weiter eilte. Die Strasse führte über eine prachtvolle hochgelegene Ebene und war hier und da auf weite Strecken von Baümen eingefasst. Jenseits der Ebene bekamen wir heftiges Regenwetter und spät am Nachmittage erreichten wir den Rand eines ungeheuern Abgrundes, in welchem wir in weiter Ferne eine Weizenmühle erblickten, die einem neuengländischen Fabrikgebaüde glich. Der Herabweg war sehr steil und schlammig und wand sich stellenweise dicht an der jähabfallenden Schluchtwand hin. Grosse Vorsicht war mit den Maulthieren nöthig, da sie immer seitwärts hinabklimmen wollten, was sehr gefährlich war; an den steilsten Stellen aber pflegten sie bei straffgehaltenem Kopfe mehre Schritte weit im Schlamm hinabzugleiten, wobei sie, ohne zu fallen, die Füsse fest aneinanderschlossen.

Mit Dunkelwerden erreichten wir nass und beschmutzt und mitten in einem heftigen Regenwetter die gedachte Mühle, deren Mayordomo aus Costa Rica, ein Landsmann Don Saturnino's, war und wo wir zum Glück ein Zimmer für uns hatten, das freilich feucht und kalt war. Hier erfuhren wir, dass Tecpan Guatemala, eine der Ruinenstädte, die wir zu besuchen wünschten, nur drei Leguas entfernt sei, wohin am nächsten Morgen mit uns zu gehen der Mayordomo sich erbot.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Fortsetzung der Reise. — Barrancas. — Tecpan Guatemala. — Eine prachtvolle Kirche. — Ein geheiligter Stein. — Die alte Stadt. — Beschreibung der Ruinen. — Eine Mühle. — Ein Erdbeben. — Patzum. — Eine Schlucht. — Befestigungen. — Los Altos. — Godines. — Verlust eines guten Freundes. — Prachtvolle Landschaft. — Panajachel. — Der See Atitlan.

Mit schönen Pferden vom Mayordomo versehen brachen wir früh bei Zeiten auf. Wir begannen fast unmittelbar die andere Seite der Schlucht, in die wir den Abend zuvor herabgestiegen waren, hinaufzuklimmen und betraten oben die Fortsetzung derselben schönen und ausgedehnten Hochebene. Auf der einen Seite des Wegs zogen sich eine Strecke weit hohe Heckenzaüne hin, in denen Aloes wuchsen, von welchen wir an einer Stelle vier in voller Blüthe sahen. In einer Stunde gelangten wir nach Patzum, einem grossen Indianerdorfe. Hier wandten wir uns rechts von der nach Mejico führenden Hauptstrasse auf einen Nebenweg ab; das Land blieb aber schön und war theilweise gut angebaut. Der Morgen war stärkend und die Temperatur der unserigen im October gleich. Das gewaltig grosse Plateau war an sechs- bis siebentausend Fuss hoch, aber keine die

ser Höhen ist jemals gemessen worden. Wir kamen zur Rechten bei zwei Erdhügeln *(mounds)* vorüber, von der Art, wie wir sie über unser ganzes Land zerstreut sehen; links hatten wir eine ungeheuer tiefe Barranca (Schlucht). Die Ebene lief in gleichem Niveau bis hart an deren Rand fort, wo die Erde plötzlich wie abgestürzt und in die Tiefe versunken zu sein schien. Es war ein schauerlicher Schlund von zwei- bis dreitausend Fuss Tiefe, in den wir hinabblickten; riesenhafte Baüme, die auf dem Thalboden der ungeheuern Kluft wuchsen, sahen nicht grösser als Sträucher aus. Nachdem wir in einiger Entfernung weiterhin bei einer zweiten dieser gewaltigen Barrancas vorbeigekommen, erreichten wir in anderthalb Stunden die indianische Stadt Tecpan Guatemala. Eine Strecke weit vor derselben war die Strasse von Baümen und Sträuchern beschattet, unter denen wir Aloen von dreissig Fuss Höhe bemerkten. Die lange Gasse, die uns empfing, war mit Steinen aus den Ruinen der alten Stadt gepflastert und wimmelte von betrunkenen Indianern. Am Ende dieser Gasse kamen wir auf einen schönen Platz mit einem grossen Cabildo, unter dessen Corridor zwanzig bis dreissig indianische Alguacils in voller Amtstracht — blaues Tuch, weite, an den Knieen aufgeschlitzte Beinkleider, Mäntel mit Kapuze gleich den arabischen Burnussen und Stäbe in den Händen — schweigend dasassen. An diesen Platz gränzte der grosse, mit Steinen gepflasterte Kirchhof und die Kirche selbst war eine der prachtvollsten im Lande. Sie war die zweite nach der Eroberung aufgebaute. Ihre Façade mass zweihundert Fuss, stieg zu kühner Höhe auf, hatte köstlich mit Stuckfiguren verzierte Thürme und Thürmchen und eine hohe Platform, auf welcher Indianer standen, die ersten, die wir in ihrer malerischen Tracht sahen. Alles dieses im Bunde mit der weitausgedehnten Aussicht auf das ganze umliegende Land bot eine Scene wilder Herrlichkeit in Natur und Kunst dar. Wir machten, von dem Anblick übermannt, unwillkürlich Halt und versanken in Bewunderung, während die Indianer mit stummem Staunen uns betrachteten. Mit unserm gewöhnlichen Quartiersucher Don Saturnino an der Spitze ritten wir nach dem Hause des Padre, wo wir in ein kleines Zimmer gewiesen wurden, dessen Fenster verschlossen und das nur von der Thür her einen Lichtstrahl erhielt. Hier sass der Padre in einem grossen Stuhle und hielt ein Schläfchen, und ehe er noch seine Augen ordentlich aufgeschlagen, sagte ihm schon Don Saturnino, dass wir gekommen wären, um die Ruinen der alten Stadt zu besuchen, und dass wir dazu einen Führer brauchten, wobei er ihm Carrera's Pass und den Brief des Bisthumsverwesers in die Hände drückte. Der Padre war ein bejahrter, wohlbeleibter, reicher und hinfälliger Mann, war 35 Jahre Pfarrer in Tecpan Guatemala gewesen und nicht gewohnt, die Sachen im Fluge abzumachen; aber unser Freund, der mit den einzelen Gegenständen unsers Besuchs bekannt war, sagte dem Padre mit grossem Feuer und in aller Hast, der Minister von Neuyork hätte in seinem Lande von einem denkwürdigen Steine gehört und Carrera und der Verweser wünschten angelegentlichst, dass er ihn zu sehen bekommen möchte. Der Padre erwiederte, der Stein befände sich in der Kirche auf dem Hauptaltare; der Abendmahlskelch stände darauf; er wäre überdeckt und sehr heilig. Er selbst

hatte ihn nie gesehen und augenscheinlich auch keine Lust, ihn uns sehen zu lassen, sagte aber doch, er würde sich bemühen, unsern Wunsch zu erfüllen, wenn wir von den Ruinen zurückkämen. Während er nach einem Führer schickte, gingen wir auf den Kirchhof hinaus, wo Herr Catherwood eine Skizze aufzunehmen suchte, ich aber die Stufen hinaufging und in die Kirche blickte. Das Innere der letztern war hoch, geräumig, reich geschmückt mit Stuckfiguren und Gemälden, düster und feierlich; auf dem Hochaltare brannten lange Wachskerzen und Indianer knieten davor nieder. Am Portale hielt mich ein Mann an, welcher mir sagte, ich dürfe nicht mit Degen und Sporen eintreten, ja ich müsste sogar meine Stiefeln ausziehen. Ich würde es gethan haben, bemerkte aber, dass die Indianer es nicht gern sahen, wenn ein Fremder ihre Kirche betrat. Sie waren offenbar des Anblicks von Fremden ganz ungewohnt, denn Herr Catherwood ward von ihnen dergestalt umringt, dass er dadurch belästigt die Zeichnung aufgab. Da ich besorgte, diess möchte bei unsrer Rückkehr noch schlimmer werden, so sagte ich Don Saturnino, wir müssten Alles aufbieten, den Stein sogleich jetzt zu sehen. Wiewohl kein Fanatiker, hatte Don Saturnino doch grossen Respect vor den Priestern und der Kirche und meinte, ein starker religiöser Einfluss wäre für die Indianer heilsam. Trotzdem aber stimmte er mit ein, dass wir den Stein jetzt sehen müssten. Und so zogen wir denn in corpore zurück zum Padre, welchem Don Saturnino eröffnete, es wäre unser Wunsch, dass uns der Stein jetzt gezeigt werde, um bei unsrer Rückkehr keinen Aufenthalt zu haben. So musste sich denn des guten Padre's schwerer Leib in lästige Bewegung setzen. Er bat noch einmal um des Verwesers Brief, überlas ihn, ging dann auf den Corridor hinaus, berieth sich hier mit einem Bruder, der ziemlich ebenso alt und rund war wie er selbst, und sagte uns endlich, wir möchten nur in diesem Zimmer warten und er wolle den Stein bringen. Als er hinausging, hiess er alle Indianer auf dem Kirchhofe, wohl vierzig bis fünfzig an Zahl, nach dem Cabildo gehen und dem Alcalden sagen, dass er einen Führer senden möge. Nach wenigen Minuten trat er wieder ein, schlug mit einigem Zagen die Falten seines weiten Priesterrockes auseinander und brachte den Stein hervor.

Fuentes sagt, indem er von der alten Stadt spricht: „Westlich von der Stadt liegt ein kleiner Berg, der sie beherrscht und auf welchem ein kleines rundes Gebaüde steht, das etwa sechs Fuss Höhe und in seiner Mitte ein Postament hat von einer glänzenden Substanz, die wie Glas aussieht, über deren eigentliche Natur man aber noch keine Gewissheit besitzt. Um dieses Gebaüde sassen die Richter und vernahmen und entschieden die vor sie gebrachten Sachen, und ihre Urtel wurden auf der Stelle vollstreckt. Indess war es nöthig, dass sie zuvor erst noch durch das Orakel bestätigt wurden, zu welchem Ende drei von den Richtern ihre Sitze verliessen und sich in eine tiefe Schlucht begaben, wo eine heilige Stätte sich befand, die einen schwarzen, durchsichtigen Stein enthielt, auf dessen Oberfläche die Gottheit, wie man meinte, das Schicksal des Verbrechers anzeigte. Ward die richterliche Entscheidung gebilligt, so folgte die Vollziehung auf dem Fusse; zeigte sich aber auf dem Steine nichts,

so ward der Angeklagte in Freiheit gesetzt. Dieses Orakel ward auch bei Kriegsangelegenheiten befragt. Als der Bischof Francisco Marroquin Nachricht von diesem Block erhielt, liess er ihn zu einer viereckigen Platte zuhauen und weihte ihn zur Deckplatte des Hochaltars in der Kirche zu Tecpan Guatemala. Es ist ein Stein von einziger Schönheit, der auf jeder Seite etwa anderthalb Elle misst.“ — Der „*Modern Traveller*“ gedenkt seiner als eines „interessanten Probestücks alterthümlicher Kunst“ und schliesst: „Wir wollen hoffen, recht bald über diesen Orakelstein genauere Nachricht zu erhalten.“

Die Welt — womit die zwei Klassen von Subscribenten und Nicht-Subscribenten auf dieses Werk, in welche einstmals ein Schriftsteller die Welt eintheilte, gemeint sind — die Welt, welche diese Blätter liest, hat einige weitere Belehrung über den fraglichen Stein dem Don Saturnino zu verdanken. Der Stein war in ein Stück baumwollnes Zeug straff eingenäht, welches wahrhaftig so alt aussah wie die 35 Jahre, die es unter des Pfarrers Obhut gewesen war, und vermuthlich war es noch dieselbe Hülle, in die es zur Zeit, als der Stein zuerst auf den Altar gelegt ward, gethan worden war. Es wurden ein oder zwei Schnitte in die Mitte gemacht, und vermuthlich würde diess ohne Don Saturnino Alles gewesen sein, was wir zu sehen bekommen hätten; aber Don Saturnino, der in eiligem Kauderwälsch die Worte „seltsam, merkwürdig, heilig, unbegreiflich, des Verwesers Brief, der Minister von Neuyork“ herauspolterte, zog rasch sein Federmesser heraus und der gute alte Padre sank vor Unruhe und durch seine eigne Wucht in seinen Stuhl nieder, hielt aber den Stein noch immer mit beiden Händen fest. Und nunmehr trennte Don Saturnino drauf los, dass er dem guten alten Manne beinahe in die Finger schnitt, zog die heilige Steintafel heraus und liess den Sack in des Padre's Händen. Ausser sich, hilflos, jammernd und sich selbst anklagend — so sass der arme Padre da. Wir traten an das Licht hin und des Padre's Angst und Schrecken erreichten ihren Gipfelpunkt, als hier Don Saturnino mit seinem Messer Kritzel in den heiligen Stein machte. Dieser Orakelstein ist ein flaches Stück gemeiner Schieferstein von vierzehn Zoll Länge, zehn Zoll Breite und etwa von der Dicke der Tafeln unsrer Schulknaben, und ohne alle Schriftzeichen darauf; mehr waren wir bei aller unsrer lebhaften Vorliebe für das Wunderbare und trotz unsers höchst unehrerbietigen Kritzelns nicht im Stande an ihm zu entdecken. Don Saturnino händigte ihn dem Padre wieder ein und sagte ihm, er möchte ihn nur wieder einnähen und an seine Stelle zurücklegen. Und so bildet er wahrscheinlich nun wieder den Deckstein des Hochaltars mit dem Abendmahlskelche darauf und ist den aberglaübischen Indianern ein Gegenstand der Verehrung.

Aber des Padre's heftige Gemüthsbewegung zerstörte alles Komische, was der Auftritt für uns gehabt hatte. Nachdem er sich von seinem Schreck und Zorn erholt, sagte er uns, wir sollten nicht durch die Stadt zurück, sondern auf einem geraden Wege nach der Ruinenstadt gehen; und indem er die steinerne Tafel unter seinem Gewande verbarg, schritt er mit festem Tritt hinaus und rief den Indianern mit starker Stimme zu, sie sollten unsere Pferde herbeibringen, und dem Führer, er solle uns auf den geraden Weg nach der Mühle füh-

ren. Er fürchtete nämlich, die Indianer möchten unsern gotteslästerlichen Streich entdecken, und wie wir ihnen in ihre dummen Gesichter blickten, da überzeugten wir uns selbst, dass es gut sei, von hier fortzukommen, ehe eine Entdeckung möglich wäre, und freuten uns mehr als der Padre, dass wir ohne Berührung der Stadt nach der Mühle zurückkehren konnten.

Wir sassen auf und fort ging der Ritt. In einer Entfernung von anderthalber Meile kamen wir zum Rande einer ungeheuern Schlucht. Wir stiegen sie unter Don Saturnino's Voranritt hinab, bis wir am Fusse der andern Schluchtwand an einem Engweg Halt machten, der blos für ein Maulthier breit genug war. Diess war der Eingang zu der alten Stadt. Es war ein in die Steilwand der Schlucht gehauener Zickzackweg von zwanzig bis dreissig Fuss Tiefe und nicht so breit, dass zwei Reiter nebeneinander hätten reiten können, und zog sich bis hinauf zur Höhe des Plateau's, auf welchem die einstige Stadt Patinamit stand.

Diese Stadt stand unter dem einst mächtigen Königreiche der Kachiquel-Indianer in ihrer Blüthe. Ihr Name bedeutet in ihrer Sprache „die Stadt." Sie hiess auch Tecpan Guatemala, was nach Vasquez bedeutet „das Königshaus von Guatemala," und er schliesst hieraus, dass es die Residenz der Kachiquel-Könige gewesen sei. Fuentes dagegen nimmt an, Tecpan Guatemala sei das Arsenal des Königreichs gewesen und nicht der Königssitz, welche Ehre vielmehr Guatemala zugehört habe, und ersteres sei so genannt worden wegen seiner hohen Lage im Verhältniss zu dem Letztern, denn das Wort „Tecpan" bedeute „oben."

Nach Fuentes lag Patinamit auf einer Anhöhe und war umgeben von einem tiefen Defilé oder natürlichen Graben, dessen senkrechte Tiefe unter dem Niveau der Stadt über hundert Klaftern betrug. Den einzigen Zugang zur Stadt bildete ein schmaler Damm, der in zwei von Kieselstein erbauten Thoren endete, von welchen das eine an der Aussen-, das andere an der Innenmauer der Stadt lag. Die Fläche dieser Anhöhe dehnt sich nordsüdlich gegen drei Meilen in die Länge und ostwestlich gegen zwei Meilen in die Breite aus. Der Boden ist mit einem gegen dreiviertel Elle dicken festen Thonlager bedeckt. Auf einer Seite der Pläne liegen die Trümmer eines prachtvollen Bauwerks, eines vollkommenen Vierecks, von welchem jede Seite hundert Schritte misst und das aus gehauenen, mit der äussersten Sorgfalt aufeinandergelegten Steinen erbaut ist. Vor diesem Gebaü ist ein grosser viereckiger Platz, auf dessen einer Seite die Ruinen eines pompösen Palastes stehen und nahe dabei die Grundmauern verschiedner Haüser. Durch die ganze Stadt laüft von Norden nach Süden ein drei Ellen tiefer Graben mit einer gegen eine Elle hohen gemauerten Brustwehr. Auf der Ostseite dieses Laufgrabens standen die Haüser der Edlen, auf der andern die Haüser der *Maseguales* oder Gemeinen. Die Gassen waren, wie man noch jetzt sehen kann, gerad und breit und durchschnitten einander in rechten Winkeln.

Als wir auf das Plateau heraufkamen, sahen wir eine Strecke hinaus keine Spuren, dass hier jemals eine Stadt gestanden habe. Bald stiessen wir auf einen Indianer, welcher Baüme abbrannte und

ein Stück Land zum Kornanbau urbar machte. Diesen bat Don Saturnino, mit uns zu gehen und uns die Ruinen zu zeigen, was er uns aber abschlug. Bald darauf kamen wir zu einer Hütte, vor welcher eine Frau mit Waschen beschäftigt war, die wir baten uns zu begleiten, die aber statt aller Antwort in die Hütte hineinrannte. Jenseits dieser Hütte trafen wir auf eine Steinmauer, die aber zerfallen und wirr durcheinander lag. Hier banden wir unsere Pferde im Schatten eines Baumes an und begannen unsere Nachforschungen zu Fusse. Der Boden war von Trümmerhaufen überdeckt. An einer Stelle sahen wir die Grundmauern zweier Haüser, deren eines gegen hundert Fuss Länge und gegen fünfzig Fuss Breite hatte. Seit Fuentes von seinem Besuche Nachricht gab, waren 140 Jahre verflossen, und während dieser ganzen Zeit hatten die Indianer auf ihrem Rücken Steine zum Aufbau der neuen Stadt Tecpan Guatemala fortgeschleppt und die zerstörende Hand der Zeit war ebenfalls sehr thätig gewesen. Wir fragten insbesondere nach den in Stein gehauenen Figuren; unser Führer kannte deren zwei, zu denen er uns nach beträchtlich langem Suchen brachte. Sie lagen auf dem Boden, waren gegen drei Fuss lang, aber so verwittert, dass wir nichts an ihnen erkennen konnten, nur dass an einer die Augen und die Nase eines Thieres ersichtlich waren. Die Lage beherrschte eine fast gränzenlose Aussicht und wird von einem gewaltigen Schluchtthal umgeben, welches die von Fuentes gegebene Schilderung rechtfertigt. An manchen Stellen war es wahrhaft schauerlich, in seine Tiefen hinabzublicken. Die Stätte der Stadt ist auf allen Seiten unzugänglich, mit einziger Ausnahme des Hohlwegs, durch den wir herzugekommen waren. Ihre Verödung und Verwüstung fügt dem nur allzureichen Register menschlicher Fehden eine neue Seite hinzu und beweist, dass, wie in der Welt, deren Geschichte wir kennen, so in jener, deren Geschichte uns unbekannt ist, des Menschen Hand sich gegen seinen Mitbruder gekehrt hat. Die einsame Indianerhütte ist Alles, was die Stelle der einstigen Stadt jetzt einnimmt. Am Karfreitag jedes Jahres zieht eine feierliche Procession der ganzen indianischen Bevölkerung von der Stadt Tecpan Guatemala aus hierher, und an diesem Tage hört man, wie unser Führer uns erzählte, unter der Erde Glocken laüten.

Wir stiegen auf demselben Hohlwege wieder hinab und auf der andern Schluchtwand empor, wo unser Führer uns auf die Strasse, welche die Stadt Tecpan Guatemala umging, brachte und wir in Galopp davonsprengten.

Don Saturnino besass im höchsten Grade Milde, Einfachheit, Geradheit, Einsicht und Ausdauer. Seit dem Tage, wo ich mit ihm zusammentraf, hatte er sich mir fortwährend nützlich erwiesen, heute aber übertraf er sich selbst; und auch er war so wohl zufrieden mit uns, dass er erklärte, er würde, wenn er nicht seine Frau in Costa Rica hätte, uns bis Palenque Gesellschaft leisten. Er hatte versprochen, Verwandte von ihm in Santiago Atitlan zu besuchen; jeder Tag, den er mit uns verbrachte, ward diesem Besuche seiner Verwandten entzogen, und wir hatten auf seine angelegentliche Bitte eingewilligt, einen Tag bei ihnen zu verbringen, obwohl der Ort ein wenig ausser unserm Wege lag. Wir erreichten die Mühle zeitig genug, um noch weiter gehen zu können. Hoch oben am Abhange

des Hügels stand ein grosses Gebaüde, worein das Korn geschafft ward, und unterhalb desselben befand sich ein ungeheures Reservoir für Wasser in der trocknen Jahreszeit, das aber seinem beabsichtigten Zwecke nicht entsprach. Die Mühle arbeitete bei Tage und bei Nacht und mahlte in 24 Stunden 70 bis 90 Negases Weizen, ein Negas aber hat 6 Arrobas à 25 Pfund. Die Indianer bringen den Weizen herbei, Jeder nimmt einen Stein in Beschlag und besorgt das Mahlen selbst, für welche Benutzung der Mühle er einen Real ($12\frac{1}{2}$ Cents) für den Negas bezahlt. Mehl wird mit $3\frac{1}{2}$ bis 4 Dollars die Tonne bezahlt.

Don Saturnino war einer der bessten Menschen von der Welt, aber unangekleidet von einer Klapperbeinigkeit, die komisch war, so dass, wie er Abends, seine dünnen Arme um seine dünnen Beine geschlungen, auf dem Bett sass, und wir ihm sein gotteslästerliches Verfahren mit dem heiligen Steine in Tecpan Guatemala vorhielten und er mit seinen kleinen Augen dazu zwinkerte, Herr C. und ich auf eine Weise lachten, wie wir nie zuvor in Centralamerika gelacht hatten.

Aber in diesem Lande folgte ein Extrem dem andern auf dem Fusse. Um Mitternacht wurden wir durch jene Bewegung aus dem Schlafe aufgerüttelt, die, einmal empfunden, nie misskannt werden kann. Das Gebaüde schwankte heftig, unsere Leute im Corridor schrieen „*Temblor!*“, Herr C. und ich im selben Augenblicke „Ein Erdbeben!“ Unsere Betten standen verkehrt; durch die Wellenbewegung der Erde ward Herr C. von der einen Seite seines Betts auf die andre, ich vom Kopfende des meinigen zum Fussende geworfen. Ich sprang auf die Füsse und stürzte nach der Thür, aber in demselben Momente stand die Erde wieder still. Wir setzten uns auf den Rand der Betten, verglichen Bewegungen und Empfindungen, legten uns wieder nieder und schliefen bis zum Morgen.

Wir setzten früh bei Zeiten unsre Reise weiter fort. Leider befand sich das graue Maulthier nicht besser. Möglich, dass es sich in wenigen Tagen wieder erholte, aber zum Warten hatten wir keine Zeit. Auch mein erstes Maulthier, das ich um den Preis, Don Clementino's schöne Schwester noch einmal zu sehen, gekauft und das sich als ein sehr gutes, treues Thier erwiesen hatte, liess den Kopf hängen. Da bot mir Don Saturnino sein eignes, ein starkes, abgehärtetes Thier, für das letztere an, das erstere aber liess ich zurück, um es zurückbringen und auf das Weideland des Padre Alcantara treiben zu lassen. Es gehörte mit zu meinen schwersten Prüfungen in diesem Lande, von solchen erprobten und treuen Reisebegleitern unterwegs mich trennen zu müssen.

Nach Patzum war unser Weg der nämliche wie am Tage zuvor. Ehe wir diesen Ort erreichten, hatten wir mit unserm Gepäcke so viel Mühseligkeit, dass wir unser einziges Feldbett in einer Hütte an der Strasse zurückliessen. Patzum links liegen lassend, führte unser Weg über ein ebnes Hochland und um 10 Uhr kamen wir an den Rand einer dreitausend Fuss tiefen Schlucht, sahen einen bodenlosen Schlund zu unsern Füssen und gegenüber die hohe, steil abstürzende Wand der Schlucht. Unser Weg durchschnitt dieselbe. Gleich anfangs ging es jäh hinab. Dann wand sich der Weg schauerlich am

Rande des Abgrundes hinunter, wo wir an einer schmalen Stelle einer Maulthiercaravane begegneten und kein Raum zum Ausweichen war, so dass wir uns genöthigt sahen, ein Stück zurückzugehen, um sie vorüberzulassen, wobei wir ihnen wohlweislich die Aussenseite des Weges liessen. Wir begegneten ihnen den ganzen Weg hinab und wohl über fünfhundert zogen an uns vorbei, alle mit Weizen und Tuch für Guatemala beladen. Beim Anblicke so vieler mit Waaren beladener Maulthiere verlor sich die unbestimmte Besorgniss, mit welcher wir diese Strasse betreten hatten. Wir wurden von ihnen über eine halbe Stunde aufgehalten und erreichten mit grosser Mühe und Noth den Grund der Schlucht. Unten floss ein Gewässer, in welchem unser Weg eine Strecke weit hinführte und das wir dreissig bis vierzig Male überschritten. Die Wände der Schlucht hatten eine furchtbare Höhe. Einmal ritten wir an einer senkrechten Kalkfelswand hin, die in Folge von Selbstentzündung rauchte.

Um 12 Uhr begann unser Aufsteigen auf der andern Seite der Schlucht. Auf dem halben Wege hinauf kam uns eine zweite Caravane von Maulthieren entgegen, die mit schweren Kisten beladen die steile Strasse hinabtaumelten. Wir trafen so plötzlich auf sie, dass unsere Lastthiere unter ihnen ins Gewirr kamen, herumgedreht und mit hinabwärts getrieben wurden, bis es unsern Leuten gelang sie frei zu machen und wir wieder aufwärts zogen. Hoch über uns, gegen den Rand der Schluchtwand hin, sahen wir rohe Befestigungen, welche unsre mühselige Strasse beherrschten. Es war diess der Gränzposten von Los Altos und die Position, welche General Guzman einnahm, um Carrera's Einfall zurückzuschlagen. Da jeder Truppe, die gegen diesen Punkt vorrückte, der unvermeidliche Tod drohte, so liess Carrera ein Detachement Indianer an einer andern Stelle die Schluchtwand erklimmen und den Posten von hinten angreifen. Die Schanzen wurden niedergerissen und in Brand gesteckt, die Gränzlinien zerstört und Los Altos in Guatemala einverleibt. Hier begegneten wir einem Indianer, welcher bestätigte, was die Maulthiertreiber uns gesagt, dass der Weg bis Santiago Atitlan, dem Wohnorte von Don Saturnino's Verwandten, fünf Leguas betrage und ausserordentlich schlecht sei, weshalb wir, um unsere Gepäckthiere zu schonen, beschlossen, sie im Dorfe Godines, welches etwa eine Meile vor uns lag, zurückzulassen. Genanntes Dorf bestand aus nur drei oder vier Hütten, in deren keiner ein Mensch zu sehen war. Wir waren besorgt, die Thiere mit dem Gepäck unsern Mozos ganz allein zu überlassen, da sie ihnen geraubt werden oder sie selbst sie sich zu Gemüthe führen konnten; wozu noch kam, dass die Thiere nichts zu fressen hatten. Wir waren ziemlich an der Spitze des Sees Atitlan. Da es unmöglich war, Santiago Atitlan, das am linken Ufer des Sees lag, während unsre Strasse am rechten Ufer sich hinzog, mit den Gepäckthieren an diesem Tage zu erreichen, so wurden wir einig, dass Don Saturnino allein nach dem genannten Orte gehen, wir aber auf unserm geraden Wege bis Panajachel, einem Orte am rechten Ufer, Atitlan gegenüber, marschiren und von hier aus über den See setzen und ihn besuchen sollten, da man uns gesagt, dass Canoas zu diesem Zwecke vorhanden wären. Und so schieden wir einstweilen von Don Saturnino

in der zuversichtlichen Hoffnung, ihn am nächsten Tage im Hause seiner Verwandten wiederzusehen; wir sind aber niemals wieder mit ihm zusammengetroffen.

Um 2 Uhr betraten wir das hochgelegene Tafelland, welches den See Atitlan begränzt. Ich habe es im Allgemeinen unterlassen, dem Leser eine Idee von der prachtvollen Landschaft zu geben, von welcher umgeben wir reisten; hier aber würde diese Unterlassung Sünde sein. Von einer Höhe von drei- bis viertausend Fuss blickten wir hinab auf einen Wasserspiegel, der wie eine Fläche geschmolzenen Silbers glitzerte und von Felsen und Gebirgen aller Formationen umschlossen war, manche dürr und kahl, andere mit Grün bekleidet, und von 500 bis zu 5000 Fuss aufsteigend. Uns gegenüber, tief unten am Rande des Sees und scheinbar vom Lande her unzugänglich, lag die Stadt Santiago Atitlan, nach welcher unser Freund seinen Weg einschlug, zwischen zwei gigantischen, 8—10000 Fuss hohen Vulkanen eingekastet. Weiterhin thürmte sich noch ein andrer Vulkan auf und noch weiter wieder einer, der alle übrigen überragte und dessen Scheitel in Wolken begraben war. Es waren keine Erinnerungen mit diesem See verknüpft; hatten wir ihn doch bis jüngst nicht einmal dem Namen nach gekannt; aber wir stimmten Beide zusammen, dass uns noch nie ein grossartigeres und prachtvolleres Schauspiel geboten worden sei. Wir machten Halt und betrachteten die lichten, flockigen Dampfwölkchen, die von unten aufstiegen und sich an den Bergen und an den Seiten der Vulkane hinaufbewegten. Unser Hinabweg war Anfangs bedeutend steil, senkte sich aber dann gegen drei Meilen weit längs der schroffen Uferwand des Sees sanft ab, wobei zu unsrer Rechten die Landstrasse und das Dorf San Andres liegen blieb, bis wir mit einem Male am Rande des zweitausend Fuss hohen Tafellandes standen. An seinem Fusse breitete sich eine reiche Ebene bis zum Wasser aus, während uns gegenüber sich ein andrer ungeheurer jäher Bergabhang in gleicher Höhe mit derjenigen Höhe, auf welcher wir standen, erhob. Inmitten der Ebene lag in dichtem Laube vergraben, aus welchem nur der Kirchthurm hervorschaute, die Stadt Panajachel. Bot schon der erste Anblick des Sees das schönste Schauspiel dar, das wir je gesehen, so wurde er von dieser Ansicht noch übertroffen. Hier waren alle Bedingungen des Erhabenen und Schönen vereinigt: gigantische Berge, ein Thal von romantischer Lieblichkeit, ein See und Vulkane, und von der Höhe, auf welcher wir standen, eilte ein Wasserfall gleich einer Silberlinie den Abhang des Berges hinab. Eine Anzahl indianischer Männer und Frauen bewegten sich im Einzelmarsch vom Fuss des Berges nach der Stadt zu und kamen uns klein wie Kinder vor. Der Abfall unsers Berges war schroff, und als wir die Ebne erreichten, boten diese Bergmauern einen grossartigen, hehren Anblick dar. Weiterhin bildete die Ebene ein Dreieck, dessen Basis am See lag, während die zwei Gebirgszüge in einer Spitze zusammenliefen und durch einen Engweg mit dem Dorfe San Andres jenseits in Verbindung standen.

Durch einen wahren Wald von Frucht- und andern Bäumen zogen wir um 3 Uhr in die Stadt (Panajachel) ein und ritten nach dem Kloster. Der Padre war ein junger Mann, Pfarrer von vier

bis fünf Ortschaften, reich, voll Förmlichkeit und Feinheit; wie aber in der ganzen Welt die Frauen besser als die Männer sind, so wurden wir von seiner Mutter und Schwester mit aller Herzlichkeit empfangen. Sie waren in grosser Betrübniss und Angst wegen der in Quezaltenango verübten Grausamkeit. Carrera's Truppen waren auf ihrer Rückkehr nach Guatemala hier durchpassirt, und sie waren besorgt, dass dasselbe blutige Drama im ganzen Lande aufgeführt werden möchte. Ein Theil von Carrera's Grausamkeiten war gegen die Person eines Pfarrers gerichtet gewesen, und hiermit schien die einzige Fessel, die ihn bisher noch in Zucht und Unterwürfigkeit gehalten hatte, zerrissen zu sein. Leider erfuhren wir hier, dass mit Santiago Atitlan wenig oder keine Verbindung bestände und dass auf dieser Seite des Sees keine Canoa zu finden wäre. Unsere einzige Möglichkeit, Don Saturnino wiederzusehen, war, dass er diesen Umstand in Atitlan erfuhr und, im Fall dort eine Canoa vorhanden war, sie zu uns herübersandte. Nach Tische gingen wir unter Führung eines Dieners des Hauses zu dem See hinab. Der Weg ging durch einen tropischen Garten. Die Luft war hier eine ganz andre als oben auf der Hochebene und Producte, welche dort nicht wachsen wollten, fanden hier ein üppiges Gedeihen. Sapoten, Jocoten, Aguacaten, Manzanas, Ananas, Orangen und Limonen, die schönsten Früchte Centralamerika's, wuchsen hier in verschwenderischer Fülle, und die Aloen wurden 30 bis 35 Fuss hoch und 12 bis 14 Zoll dick, waren reihenweise angepflanzt und wurden zur Bedachung elender Indianerhütten benutzt. An der Stelle, wo wir an den See traten, fanden wir einige heisse Quellen, so nahe am Rande des Wassers, dass die kalten Wellen darüber hinwegschlugen.

Nach Juarros ist „der Atitlan-See einer der merkwürdigsten im Königreiche. Er erstreckt sich 24 Meilen von Ost nach West und 10 Meilen von Nord nach Süd und ist vollständig von Felsen und Bergen umgeben. Seine Tiefe nimmt von seinen Ufern aus nicht gradweise zu und man hat mit einer Leine von 300 Faden keinen Grund gefunden. Er nimmt mehre Flüsse auf, sowie alle von den Gebirgen kommenden Gewässer, aber seine grosse Wassermasse wird durch keinen bekannten Kanal abgeleitet. Die einzigen Fische, die man in ihm fängt, sind Krabben und eine Art kleiner Fische von der Grösse des kleinen Fingers, die sich in solchen zahllosen Myriaden finden, dass die Bewohner der umliegenden zehn Ortschaften einen bedeutenden Fischfang betreiben."

Uiber den Gebirgen und Vulkanen hingen, wie diess, soviel wir hörten, in dieser Zeit des Jahres und zu dieser Tageszeit stets der Fall ist, schwere Wetterwolken und der See ward durch einen heftigen Südwestwind gewaltig aufgeregt. Santiago Atitlan lag beinahe gegenüber in einer Entfernung von sieben bis acht Leguas. Folgten wir dem unregelmässigen und gebirgigen Gestade des Sees von dem Punkte an, wo Saturnino uns verliess, mit den Augen, so zweifelten wir, ob er es noch an diesem Abende erreichen können würde. Es lag viel weiter ab als wir vermuthet hatten, und bei dem heftig bewegten und, wie uns unser Führer sagte, zu allen Zeiten gewaltsamen Windstössen ausgesetzten See empfanden wir nur wenig Lust, in einer Canoa über ihn zu fahren. Es muss ein grossartiges Schau-

spiel sein, hier ein tropisches Gewitter zu erleben, den Donner zwischen den Bergen rollen zu hören und die Blitze in den See herabzücken zu sehen. Wir blieben am Ufer sitzen, bis die Sonne hinter den Gebirgen am äussersten Ende des Sees verschwand. Mit unsern Betrachtungen mischten sich Gedanken an andere und sehr ferne Scenen und wir kehrten im Dunkel nach dem Kloster heim.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Der See Atitlan. — Muthmassungen über seinen Ursprung u. s. w. — Fahrt auf dem See. — Eine gefährliche Lage. — Eine hohe Gebirgskette. — Ersteigung der Gebirge. — Weite Aussicht. — Schöne Ebene. — Eine hochgelegene Stadt. — Ritt am See entlang. — Solola. — Besuch in Santa Cruz del Quiché. — Landschaft unterwegs. — Barrancas. — Santo Tomas. — Schandpfähle. — Ebene von Quiché. — Die Stadt Quiché. — Ruinen von Quiché. — Dessen Geschichte. — Wüste Scene. — Ein lustiger Pfarrer. — Beschreibung der Ruinen — Ihr Plan. — Der Königspalast. — Die Opferstätte. — Eine Statue. — Zwei Köpfe u. s. w. — Zerstörung des neuen Palastes.

Frühe am Morgen gingen wir abermals zum See. Es schwebte jetzt kein Dunst auf dem Wasser und die Scheitel der Vulkane waren wolkenfrei. Wir sahen nach Santiago Atitlan hinüber, gewahrten aber kein Zeichen eines nahenden Bootes. Wir verbrachten unsre Zeit mit Schiessen wilder Enten, konnten aber nur zwei Stück ans Ufer bekommen, die, wie wir später fanden, von köstlichem Geschmack waren. Nach Juarros' Nachrichten ist das Wasser dieses Sees so kalt, dass es schon nach wenigen Minuten die Glieder Aller, die in ihm baden, erstarren macht und anschwellt. Aber es sah so einladend aus, dass wir beschlossen es zu wagen, und siehe da, unsere Glieder erstarrten nicht und schwollen nicht an. Die Umwohner baden beständig darin, wie man uns sagte; und Herr Catherwood blieb, von seinem Schwimmgürtel getragen und ohne alle Körperbewegung, lange Zeit im Wasser und empfand nichts von einer ausserordentlichen Kälte. Bei der gänzlichen Unwissenheit, welche über die geographischen und geologischen Verhältnisse dieses Landes herrscht, kann es wohl sein, dass die Erzählung von der bodenlosen Tiefe des Sees und von dem Mangel jedes Abflusses ebenso unbegründet ist wie die von der Kälte seines Wassers.

Der „Modern Traveller" spricht von dem Mangel an genauer Kenntniss in Betreff der Höhe des Sees und andrer Umstände, aus denen sich ein Schluss über seinen Ursprung und die wahrscheinliche Verbindung seiner Gewässer mit irgendeinem andern Wasserbehälter ziehen liesse, und sagt dann, dass „die Fische, welche er enthält, dieselben sind, die im See Amatitan gefunden werden", woran er die Frage anknüpft: „Kann nicht eine Verbindung zwischen diesen Seen, wenigstens dem unergründlichen, und dem Vulkan Agua be-

stehen?“ Man sagte uns, dass die Mohara, derjenige Fisch, um dessen willen der See Amatitan berühmt im Lande ist, im Atitlan-See gar nicht gefunden werde, so dass mindestens, was diesen Punkt belangt, zur Annahme eines zwischen den beiden Seen bestehenden Zusammenhangs kein Grund vorliegt. Was aber eine Verbindung mit dem Vulkan Agua betrifft, so ward, wenn anders Torquemada's Bericht wahr ist, die Wasserfluth, die von diesem Vulkan stürzte, nicht durch einen vulkanischen Ausbruch veranlasst, sondern durch eine Wasseransammlung in einer Höhlung auf dem Gipfel, und der Vulkan hat folglich keine unterirdische Wasserkraft. Die Höhe des Sees ist niemals gemessen worden, wie denn überhaupt dieser ganze Landesstrich geeignet ist, die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichgebildeten Reisenden zu fesseln.

Während wir nach dem genommenen Bade uns ankleideten, sah Juan, einer unserer Leute, eine Canoa am Ufer entlang fahren. Es war zwar ein ausgehöhltes, plumpes und zerbrechliches Ding und nur für Eine Person bestimmt; indess da der See so glatt dalag, dass ein blosses Bret zu genügen schien, so stiegen wir ein, Juan stiess ab und ruderte uns ins Weite hinaus. Wie wir weiter vom Ufer ab kamen, stiegen die den See umsaümenden Gebirge grossartig vor uns auf; und ich lenkte eben Herrn C.'s Aufmerksamkeit auf eine Cascade, die über uns von einer Höhe von vielleicht drei- bis viertausend Fuss herabkam, als wir von einem jähen Windstoss gepackt wurden, der die Canoa umdrehte und uns hinaus in den See trieb. Die Last der Canoa war zu gross und Juan ein ungeschickter Ruderer. Er ruderte mehre Minuten lang mit angestrengtester Kraft, war aber nur im Stande, das Vordertheil gerad zu erhalten. Herr C. stand im Hintertheil, ich kniete auf dem Boden der Canoa. Der Verlust eines einzigen Ruderstreichs oder eine wankende Bewegung bei Aenderung unserer Plätze konnte das Boot zum Sinken bringen; und hätten wir es laufen lassen wollen, so würde es hinaus in den See getrieben und im glücklichen Falle in einer Entfernung von zwanzig oder dreissig Meilen ans Ufer geworfen worden sein, von wo aus wir über Gebirge hätten zurückklettern müssen. Es drohte uns aber eine noch schlimmere Gefahr als diese, nämlich die, vom Winde, der des Nachmittags stets von der andern Seite kommt, wieder in die Mitte des Sees zurückgetrieben zu werden. Wir sahen, wie die Leute am Ufer nach uns blickten und wie sie mit jedem Augenblicke immer kleiner wurden, aber sie konnten uns nicht helfen. Unter allen unsern schlimmen Reisebegegnissen überfiel uns keines so plötzlich und so unerwartet und erschien uns keines in so drohender Gestalt. Zu unserm grössten Glücke legte sich der Wind; hätte er noch fünf Minuten länger angedauert, so weiss ich nicht, was aus uns geworden wäre. Juans Kraft und Muth ward neu belebt und mit grosser Anstrengung brachte er uns unter den Schutz eines hohen Küstenvorsprungs, jenseits dessen uns der Wind zuerst getroffen hatte, und in wenigen Minuten erreichten wir das Ufer.

Wir hatten des Sees genugsam genossen, und da die Zeit uns kostbar war, so beschlossen wir, nach Tische aufzubrechen und vier Leguas bis Solola zu reiten. Wir nahmen einen andern Mozo an, den der Padre uns als einen *bobon* oder grossen Einfaltspinsel empfahl.

Da nun die ersten Zwei tolle Hitzköpfe waren, so liess sich von einem solchen Trio nicht viel Verträglichkeit erwarten. Gleich beim Beladen der Maulthiere geriethen sie sich in die Haare und Bobon nahm auch seinen Antheil an dem Streit. Bisher hatte dieses Ladungsgeschäft stets Saturnino beaufsichtigt und ohne ihn ging nunmehr Alles verkehrt. Ein Maulthier liess einen Theil seiner Ladung im Hofe herabgleiten, und wir nahmen uns als eine recht traurige Gesellschaft für die lange Reise, die vor uns lag, aus. Von der Stadt führte unser Weg zum See hin, nach der Spitze des gegenüberliegenden Gebirgs, welches die Ebene von Panajachel einschloss. Hier begann das Steigen. Eine Weile beherrschte unser Weg die Stadt und die Ebene; allmälig aber entfernten wir uns davon und nach einstündigem Steigen kamen wir an den See heraus, ritten an seinem hohen Rande eine kurze Strecke weit hin, arbeiteten uns über die Höhe des Katarakts, den ich von der Canoa aus gesehen, und hatten nun eine neue gewaltige Gebirgsmasse vor uns liegen, auf die der Weg im Zickzack führte, der abwechselnd die Aussicht auf die Ebene und auf den See bot. Furchtbar war der Aufweg für beladene Maulthiere; an manchen Stellen waren Stufen in den Felsen eingehauen gleich einer regelmässigen Treppe. Sooft wir hier den See in Sicht bekamen, hatten wir jedesmal eine andere Aussicht. Als wir einmal über die hohen bereits überschrittenen Gebirge zurückschauten, boten sich die grossen Vulkane Agua und Fuego unserm Blicke dar. Sechs Vulkane waren uns auf einmal in Sicht, vier derselben über 10,000, zweie nahe an 15,000 F. hoch. Wie wir auf den See hinabblickten, sahen wir eine Canoa, so klein, dass sie wie ein blosser Fleck auf dem Wasser erschien, die, wie wir meinten, von unserm Freunde Don Saturnino zu uns herübergesandt ward. Vier Tage darnach erhielt ich einen Brief von ihm, addressirt an „El Ministro de Nueva-York", welcher meldete, dass er die Strasse so furchtbar gefunden, dass ihn die Nacht übereilt und er sich gezwungen gesehen hätte, drei Leguas vor Atitlan liegen zu bleiben. An diesem Orte angelangt, hätte er erfahren, dass die Canoa auf seiner Seite des Sees liege; die Bootsleute hätten aber nicht eher hinüberfahren wollen als bis der Nachmittagswind aufspränge. Der Brief war nach der Rückkehr der Canoa geschrieben und durch einen Boten auf einem Wege von zwei Tagereisen abgeschickt worden, und er ersuchte uns darin zurückzukehren und bot mir, um mich zu locken, ein edles Maulthier zum Geschenk an, das nach seiner Versicherung besser als mein Macho sein sollte. Zweimal führte uns der Maulthierpfad ganz dicht an Katarakten vorbei, und als wir zum letzten Male an den See kamen, blickten wir auf eine Ebene hinab, die selbst noch schöner war als die von Panajachel. Gerad unter uns, in unermesslicher Tiefe, aber selbst wieder 1500 bis 2000 F. hoch gelegen, sahen wir ein Dorf, dessen Kirche so deutlich sichtbar war, dass wir meinten, wir könnten einen Stein auf ihr Dach hinabwerfen. Von dem Augenblicke an, wo dieser See sich vor uns aufthat, bis dahin, wo wir ihn verliessen, bot unser Ritt längs demselben eine grössere Verbindung von Schönheiten dar als irgendeine Oertlichkeit, die ich jemals sah. Die letzte Höhe nahm $1\frac{3}{4}$ Stunden in Anspruch. Als alte Reisende würden wir den Weg gern umgan-

gen haben, wenn nur ein andrer dagewesen wäre; nachdem er aber einmal überstanden war, hätten wir ihn um nichts in der Welt missen mögen. Alsbald sahen und erreichten wir Solola. In der Vorstadt standen ein Haufe trunkener Indianer in Linie aufgepflanzt und nahmen ihre *petates* (Strohhüte) mit beiden Händen ab. Es war Sonntag; die Glocken läuteten zur Vesper, Raketen wurden losgebrannt und eine Procession trug eine harlekinartig angeputzte Heiligenfigur in Parade um den Platz. Dem Cabildo gegenüber hielt der Alcalde unter einem Gewühl von Mestizen einen Hahnenkampf ab.

Die Stadt liegt an dem hohen Ufer des Atitlan-Sees und noch hundert Schritte davon ist die ganze Wasserfläche sichtbar. Ich band mein Pferd an den Pranger an und der Alcalde schickte, Dank Carrera's Passe, nach Sacate, liess ein Zimmer im Cabildo ausfegen und erbot sich, uns Abendessen aus seiner eignen Küche zuzusenden. Er war erst ungefähr zehn Tage im Amte, da er nach Carrera's letzter Invasion ernannt worden war. Einst war diese Stadt der Wohnsitz des jüngsten Zweiges des Hauses der Kachiquel-Indianer.

Es war unsre Absicht, hier unser Gepäck auf der Hauptstrasse nach Totonicapan, eine Tagereise weiter vor uns, vorauszusenden, während wir die Ruinen von Santa Cruz del Quiché besuchen wollten. Die Indianer dieses Ortes hatten sich selbst in den ruhigsten Zeiten einen bösen Namen gemacht und wir erschraken über die Berichte, die wir über sie erhielten und die der Art waren, dass es nach ihnen geradezu unmöglich ward sie zu besuchen. Carrera hatte in Solola eine Besatzung zurückgelassen, dessen Commandanten ich einen Besuch machte, einem vornehmen, feinen Manne, der, weil er in dem Verdachte stand, mit Carrera's Regierung missvergnügt zu sein, ebendeshalb Carrera's Passe ganz besondre Achtung zu bezeigen wünschte; daher er sogar versprach, unser Gepäck unter Sicherheitsgeleite an den Corregidor von Totonicapan zu senden und uns einen Brief an seinen Comisionado in Santa Cruz del Quiché mitzugeben.

Bei unsrer Rückkehr nach Hause hörten wir, dass eine Dame nach uns geschickt hatte. Ihr Haus lag an der Ecke des Marktplatzes. Sie war eine Chapetona (aus Alt-Spanien gebürtig) und hatte ihr Vaterland vor dreissig Jahren mit ihrem Gatten um der Kriege willen verlassen. Bei Carrera's letzter Invasion war ihr Sohn Alcalde mayor und floh. Hätte man ihn gefasst, er würde erschossen worden sein. Ihres Sohnes Frau lebte mit bei ihr. Sie hatten nichts wieder von ihm gehört; da er aber gegen Mejico zu geflohen, so vermutheten sie ihn in der Gränzstadt und sprachen gegen uns den Wunsch aus, dass wir Briefe an ihn mitnehmen und ihn von ihrer Lage unterrichten möchten. Ihr Haus war ausgeplündert worden, so dass sie sich in grosser Noth befanden. Es war wieder eines von den uns beständig aufstossenden Beispielen von den Folgen des Bürgerkriegs. Sie bestanden darauf, dass wir jede Nacht in ihrem Hause blieben, welche Einladung wir um so lieber annahmen als es interessante Damen waren. Der Ort lag um mehre tausend Fuss höher als wo wir die vorige Nacht geschlafen hatten und die Temperatur war im Vergleich kalt und winterlich. Hängematten, unsre einzigen Betten, waren hier gar nicht im Gebrauch; im Cabildo waren nicht einmal Träger zum Aufhängen derselben vorhanden.

Unsre Maulthiere waren am nächsten Morgen vor Kälte starr, ihre Haut rauh und mein armes Pferd schauerte dergestalt, dass es sich kaum bewegen konnte. Dieses Pferd hatte bei unserm Einzuge im Orte Aufmerksamkeit erregt und der Alcalde wünschte es zu kaufen. Als er am Morgen kam, sagte er, das an ein heisses Klima gewöhnte Thier könnte die Reise über die Cordilleras nicht aushalten, was auch von verschiedenen dabei nicht interessirten Personen, auf die er sich berief, bestätigt ward. Ich hatte fast den Verdacht auf ihn, dass er dem Pferde ein Leides angethan habe, um auf diese Weise mich zu veranlassen es zurückzulassen. Als ich es indess in der Sonne umhertrieb, wurden seine Glieder wieder geschmeidig und wir schickten es mit den Leuten, dem Gepäcke und unter der versprochenen Escorte zum Corregidor nach Totonicapan fort.

$^3/_4$9 Uhr nahmen wir Abschied von den Damen, unsern gütigen Wirthinnen, und marschirten, mit Brief- und Botschaften für ihren Sohn und Gatten belastet, mit unserm Führer Bobon nach Santa Cruz del Quiché ab. Eine kurze Strecke hinter Solola erstiegen wir wiederum einen neuen Bergrücken, welcher eine Aussicht auf See und Stadt bot, und zwar die letzte und nach unserm Bedünken die reizendste von allen. In der Entfernung einer Legua lenkten wir vom Camino real auf einen schmalen Reitweg ab, betraten alsbald eine wohlangebaute Ebene, passirten hierauf einen Wald, der frei war von Gebüsch und Unterholz gleich einem heimischen Forste, und folgten dem Laufe eines schönen Gewässers. Dann kamen wir wiederum auf eine reiche Ebene heraus, wo uns der öftere Anblick ganzer Partien von vollblühenden Aloen ward. Die Luft war durchsichtig und die Sonne, wie an einem schönen Herbsttage daheim, erquickend und stärkend.

Um 12 Uhr begegneten wir einigen Indianern, die uns sagten, Santo Tomas sei noch drei Leguas entfernt, und fünf Minuten darnach erblickten wir die Stadt so nahe, dass sie scheinbar nicht weiter als eine Meile vor uns lag; allein es lag zwischen ihr und uns eine abermalige ungeheure Barranca, die uns aufhielt. Der Hinabweg in sie ging im Zickzack, war theilweise zu beiden Seiten von hohem Gemaüer eingefasst und so steil, dass wir uns genöthigt sahen abzusteigen und den ganzen Weg zu Fusse zu machen, wobei wir ebenso durch unsern eignen Schuss wie durch die uns nachdrängenden Maulthiere vorwärtsgetrieben wurden. Am Fusse der Schlucht floss ein schönes Gewässer, bei welchem wir, vor Staub und Schweiss erstickend, zum Trinken Halt machten. Wir sassen hier auf, um den Fluss zu durchreiten, stiegen aber fast sofort wieder ab, um die andere Seite der Schlucht zu erklimmen. Dieser Aufweg war sogar noch schwieriger als der Abweg, und als wir die Höhe erreichten, schienen wir gute drei Leguas gegangen zu sein. Wir kamen rechts bei einer andern furchtbaren, die Hochebene durchschneidenden Barranca vorüber, ritten, in einen Schlund von zwei- bis dreitausend Fuss hinabblickend, dicht an ihrem Rande hin und erreichten bald Santo Tomas. Hier waren auf dem Marktplatze eine Menge Indianer versammelt, die in braunes Tuch gekleidet waren, langes schwarzes Haar und keine Hüte trugen. Die gesammte Bevölkerung war indianisch, nicht ein einziger Weisser im Orte und Keiner, der Spa-

nisch sprechen konnte, mit Ausnahme eines alten Mestizen, der des Alcalden Sekretär war. Wir ritten nach dem Cabildo und banden unsre Thiere vor der Gefängnissthür fest, wo Gruppen roher Gesichter an den vergitterten Fenstern zu sehen waren. Wir frugen nach dem Alcalden, zeigten ihm Carrera's Pass und begehrten Sacate für unsre Thiere, Eier und Frejoles für uns und einen Führer nach Quiché. Während diess Alles besorgt ward, setzten sich der Alcalde und so viele Alguacils als Platz finden konnten auf eine von uns eingenommene Bank schweigend nieder. Uns gegenüber war ein neuer Schandpfahl, zu welchem eben ein Mann geführt ward, dem man Füsse und Hände festband, worauf man ihn an einem Stricke, der oben am Pfahle durch ein Loch ging, in die Höhe zog. Sein Rücken war bloss und zu seiner Linken stand ein Alguacil mit einem derben Ochsenziemer. Jeder Streich machte einen blauen Streifen, welcher anschwoll und aus welchem Blut herausdrang und den Rücken hinabfloss. Der arme Mensch schrie als ob er am Spiesse steckte. Nach ihm kam ein Knabe, der auf dieselbe Weise tractirt ward. Nach dem ersten Hiebe riss er mit einem furchtbaren Schrei seine Füsse aus den Stricken heraus und schnellte sich auf die Spitze des Pfahles hinauf als ob er flöge. Er ward aber wieder heruntergeholt, von Neuem festgebunden und so lange gestaüpt, bis der Alcalde genug hatte. Es war diess eine der Reformen, welche die centralistische Regierung in Guatemala eingeführt hatte. Die liberale Partei hatte diesen Uiberrest von Barbarei abgeschafft; während des letztvergangnen Monats aber waren auf den Wunsch der Indianer selbst und gemäss dem allgemeinen Plane, die alten Sitten und Gebraüche wiederherzustellen, in allen Ortschaften neue Staupsaülen aufgerichtet worden. Nicht ein einziges der viehischen Geschöpfe, die uns umgaben, schien das geringste Mitgefühl für die armen Opfer zu haben. Unter den Zuschauern befanden sich verschiedne Verbrecher, die wir in Ketten auf dem Platze hatten gehen sehen, und unter ihnen ein Mann und eine Frau in Lumpen, barhaüptig, mit langem Haar, das ihnen über die Augen niederfloss, an Hand und Fuss aneinandergefesselt, aber durch starke Eisenstangen voneinandergehalten. Sie waren Mann und Frau und hatten dem sittlichen Gefühle der Gemeinde durch ihr Getrenntleben Aergerniss gegeben. Die Strafe war gewiss eine wahrhaft raffinirte Grausamkeit, allein sie war doch, solange sie bestand, ein wirksames Mittel, eine Wiederholung solchen Skandals zu verhüten.

½4 Uhr brachen wir mit einem Alguacil, der uns voranlief, und mit Bobon, der hinter uns hertrabte, wieder auf und kamen über eine sanftgewellte Ebene mit einem fernen, schönbewaldeten, uns anheimelnden Hügel zur Linken, und zu einer abermaligen ungeheuern Barranca mit gewaltigen Baümen, deren Wipfel zweitausend Fuss unter uns waren. Indem wir eine Ortschaft links liegen liessen, kamen wir bei einem kleinen See vorüber, passirten eine Schlucht und stiegen zur Ebene von Quiché empor. Links in der Ferne lagen die Ruinen der alten Stadt Quiché, die einst die grosse und reiche Hauptstadt von Utatlan, die Residenz der eingebornen Könige von Quiché und der prachtvollste Ort war, den die Spanier in diesem Theile Amerika's entdeckten. Sie hatte eine Lage, die des Wohn-

sitzes eines Königsgeschlechts würdig war. Nachdem wir zwischen zwei kleinen Seen hingeritten waren, langten wir im Orte an und zogen wie gewöhnlich nach dem Kloster, das neben der Kirche lag und wo wir am Fusse einer hohen steinernen Treppe Halt machten. Da uns ein alter Indianer auf der Platform des Gebaüdes zurief, wir möchten nur hereinkommen, so spornten wir unsre Maulthiere die Stufen hinauf, ritten durch den Corridor in ein grosses Zimmer und liessen unsre Thiere auf einer zweiten hintern Treppe in den von einer hohen steinernen Mauer eingeschlossenen Hof bringen. Das Kloster war das erste im Lande, und zwar von Dominicanermönchen, errichtete und datirte noch aus Alvarado's Zeit. Es war durchaus von Stein gebaut, mit massiven Mauern, mit Corridoren, mit steinernem Fussboden und mit einem Hofe, der stark genug für eine Festung war. Die meisten Zimmer standen verlassen da oder starrten von Staub und Schmutz; eines diente zum Sacate, ein andres zum Korn, ein drittes war als Schlafstätte für das Geflügel eingerichtet. Der Padre war nach einem andern Ort gegangen und seine Gemächer waren verschlossen, daher wir in ein anstossendes Zimmer gewiesen wurden, das gegen dreissig Fuss gross und fast eben so hoch war, steinernen Fussboden und steinerne Wände hatte und völlig leer war, ausgenommen dass ein hartmitgenommner, verwetterter Kriegsmann in einer Ecke sass, der soeben aus den Feldzügen in Mejico zurückgekommen war. Da wir nichts als unsre Ponchos mit uns brachten und die Nächte in dieser hochgelegnen Gegend sehr kalt waren, so mochten wir es nicht wagen, auf dem steinernen Fussboden zu schlafen, und gingen deshalb in Begleitung des indianischen Dieners des Padre zum Alcalden, der uns auf Carrera's Pass hin ein Audienzzimmer im Cabildo einraümte, das an dem einen Ende eine von einem Geländer eingefasste Estrade mit einem Tische und zwei hochlehnigen Bänken hatte. Unmittelbar daran stiess das Gefängniss, das weiter nichts als ein von vier Steinmauern umschlossener Raum ohne Decke und Dach und eben jetzt mit einer ungewöhnlichen Anzahl von Verbrechern angefüllt war, von denen wir, als wir durch die Vergitterung schauten, einige blos mit wenigen Fetzen bedeckt und vor Kälte klappernd auf dem Boden liegen sahen. Der Alcalde versorgte uns mit Abendessen und versprach uns einen Führer nach den Ruinen zu verschaffen.

Am Morgen brachen wir bei Zeiten in Begleitung eines mit einem langen Schwert bewaffneten Mestizen, der uns rieth, unsre Waffen mitzunehmen, da den Leuten dort nicht zu trauen wäre, nach den Ruinen auf. In geringer Entfernung passirten wir eine abermalige ungeheure Barranca, in deren 1500 Fuss tiefen Abgrund wenige Nächte zuvor ein von Alguacils verfolgter Indianer entweder gestürzt oder hinabgesprungen und zerschmettert worden war. Etwa eine Meile von der Stadt kamen wir zu einer Reihe von Erhöhungen, die sich in weite Ferne hinaus erstreckten, durch einen Graben zusammenhingen und offenbar die Fortificationslinie für die Ruinenstadt gebildet hatten. Sie bestanden aus den Trümmern von steinernen Gebaüden, wahrscheinlich Thürmen, deren Steine gut zugehauen und aneinandergefügt waren und in deren sie umgebenden Schutthaufen wir eine grosse Menge Kieselpfeilspitzen entdeckten. Innerhalb dieser

Linie befand sich eine Erhöhung, die, je näher wir kamen, immer imposanter ward. Sie bildete ein Viereck, war terrassenförmig gebaut, hatte in der Mitte einen Thurm und war in Allem 120 Fuss hoch. Wir stiegen mittelst Stufen zu drei Terrassenreihen empor und kamen oben auf einen freien Platz, der von steinernen Mauern eingeschlossen und mit hartem, an manchen Stellen noch vollkommen wohlerhaltenem Cement bedeckt war. Von da stiegen wir auf steinernen Stufen auf die Spitze des Thurms hinauf, der früher ganz mit Stuck bekleidet gewesen war und am Eingange der grossen Stadt Utatlan, der Hauptstadt des Königreichs der Quiché-Indianer, als Fort gestanden hatte*).

Nach Fuentes, dem Chronisten des Königreichs Guatemala, stammten die Könige von Quiché und Kachiquel von den Toltecas-Indianern ab, die, als sie in dieses Land kamen, es bereits von Menschen verschiedner Nationen bewohnt fanden. Nach dem Manuscripte des Don Juan Torres, des Enkels des letzten Königs der Quiché's, welches im Besitze des von Pedro de Alvarado eingesetzten Lieutenantgenerals sich befand und das Fuentes, wie er sagt, durch den Padre Francisco Vasquez, den Geschichtschreiber des Franciscanerordens, erhielt, waren die Toltecas selbst Abkömmlinge des Hauses Israel, die durch Moses von der Tyrannei des Pharao erlöst wurden und nach dem Zuge durch das Rothe Meer in Götzendienst versanken. Um Moses' Verweisen zu entgehen oder aus Furcht, dass er ihnen eine Strafe auferlegen möchte, trennten sie sich von ihm und seinen Brüdern und zogen unter der Leitung ihres Hauptes Tanub von einem Continent zum andern, bis sie an einen Ort gelangten, den sie „die sieben Höhlen" nannten und der zum Königreiche Mejico gehörte, wo sie die berühmte Stadt Tula gründeten. Von Tanub entsprossen die Familien der Könige von Tula und Quiché und der erste Herrscher der Toltecas. Nimaquiché, der fünfte König dieser Linie, mehr als alle seine Vorgänger geliebt, erhielt durch ein Orakel den Befehl, Tula mit seinem damals stark vermehrten Volke zu verlassen und es aus dem Königreiche Mejico nach dem Königreiche Guatemala zu führen. Auf diesen Auszug verwendeten sie viele Jahre, erlitten ausserordentliches Ungemach und wanderten über einen ungeheuern Landesstrich, bis sie den See Atitlan entdeckten und in seiner Nähe, in einem Lande, das sie Quiché nannten, sich niederzulassen beschlossen.

Nimaquiché ward von seinen drei Brüdern begleitet und sie kamen überein, das neue Land unter sich zu vertheilen. Nimaquiché starb; sein Sohn Axcopil ward Haupt der Quichés, Kachiquels und Zutugils, stand an der Spitze seiner Nation, als sie sich in Quiché ansiedelte, und war der erste Monarch, der in Utatlan herrschte. Unter ihm erhob sich die Monarchie zu einem hohen Grad von Glanz. Um sich die Mühen der Verwaltung etwas zu erleichtern, ernannte er dreizehn Kapitäne oder Gouverneurs und theilte in seinen weitvorgerückten Jahren sein Reich in drei Königreiche, nämlich Quiché, Kachiquel und Zutugil, von denen er das erste für sich behielt, das

*) S. Taf. I. Fig. 14a (Ansicht der Ruinen aus der Ferne) und Fig. 14b (Plan der Ruinen).

zweite seinem ältesten Sohne Jintemal und das dritte seinem jüngsten Sohne Acxicual gab. Diese Theilung geschah an einem Tage, wo drei Sonnen gleichzeitig sichtbar waren, welcher ausserordentliche Umstand — sagt das Manuscript — manche Personen zu dem Glauben veranlasst hat, dass sie am Tage der Geburt unsers Erlösers erfolgt sei. Siebenzehn toltecanische Könige herrschten in Utatlan, der Hauptstadt von Quiché, deren Namen zwar auf die Nachwelt gekommen, aber so schwer zu schreiben sind, dass ich die Bekanntschaft des Lesers mit ihnen als ausgemacht annehmen will.

Ihre Geschichte redet, wie die Geschichte des Menschen in andern Theilen der Welt, nur von Krieg und Blutvergiessen. Vor Axcopils Tode standen seine Söhne miteinander im Kriege, der indess durch seine Vermittlung beigelegt ward, und es herrschte durch zwei Regierungen Friede. Unter der Regierung von Balam Acan, dem nächstfolgenden Könige von Quiché, bestand zwar zwischen diesem und seinem Vetter Zutugilebpop, Könige der Zutugils, das innigste Freundschaftsverhältniss, aber Letzterer missbrauchte seinen Edelmuth und entführte seine Tochter Ixconsocil, und zu gleicher Zeit entführte auch Iloacab, sein Verwandter und Günstling, des Königs Nichte Ecselixpua. Helena's Raub erzeugte nicht mehr Kriege und Blutvergiessen als die Entführung dieser zwei jungen Damen von unaussprechlichen Namen. Balam Acan war von Natur ein mildgesinnter Mann, aber die Entführung seiner Tochter war ihm eine unverzeihliche Beschimpfung. Mit 80,000 Veteranen, er selbst im Mitteltreffen, geschmückt mit drei Diademen und anderm Königsschmucke und auf den Schultern der Edlen seines Hofes in einem mit Gold, Smaragden und andern Edelsteinen glänzend und reich verzierten Prachtstuhle getragen, marschirte er gegen Zutugilebpop, der mit 60,000 Mann unter dem Commando seines Obergenerals und Mitschuldigen Iloacab mit ihm zusammentraf. Es folgte die blutigste Schlacht, die je im Lande gefochten worden war; das Schlachtfeld war dergestalt mit Blut überschwemmt, dass kein Grashalm mehr zu sehen war. Lange blieb der Sieg unentschieden, bis endlich Iloacab fiel und Balam Acan Meister des Schlachtfelds blieb. Aber der Feldzug war hiermit nicht zu Ende. Balam Acan traf mit 30,000 Veteranen unter seinem persönlichen Commando und noch zwei andern Corps, jedes zu 30,000 Mann, abermals mit Zutugilebpop an der Spitze von 40,000 Mann seiner eignen Krieger und von 40,000 Mann Hilfstruppen zusammen. Der Letztere ward geschlagen und entkam bei Nacht und Nebel. Balam Acan verfolgte ihn und holte ihn ein; während aber seine Träger mit ihm ins dichteste Schlachtgewühl eilten, glitten sie aus und liessen ihn zu Boden fallen. In diesem Augenblicke rückte Zutugilebpop mit einem auserlesenen Corps von 10,000 Lanzenträgern heran und Balam Acan ward erschlagen und 14,000 Indianer todt auf dem Schlachtfeld gelassen.

Der Krieg ward von Balams Nachfolger fortgesetzt, und Zutugilebpop erlitt jetzt so schwere Schicksalsschläge, dass er in Melancholie versank und starb. Der Krieg zog sich noch fort bis zur Zeit Kicah Tanubs, der nach einem blutigen Kampfe die Zutugils und Kachiquels zur Unterwerfung unter die Könige von Quiché zwang. In dieser Zeit hatte das Königreich der Quichés seinen höchsten Glanz

erreicht, und diess traf gerade mit jener ereignissvollen Aera in Amerika's Geschichte, der Herrschaft Montezuma's und der Invasion der Spanier, zusammen. Die Könige von Mejico und Quiché anerkannten die Bande der Verwandtschaft, und in einem von den Indianern von San Andres Jecul aufbewahrten Manuscripte von sechszehn Quartblättern wird erzählt, dass, als Montezuma zum Gefangnen gemacht ward, er einen geheimen Gesandten an Kicah Tanub schickte, um ihn zu unterrichten, dass weisse Männer in seinem Staate angekommen wären und ihn mit solchem Ungestüm bekriegten, dass die ganze Stärke seines Volkes nicht im Stande wäre, ihnen Widerstand zu leisten; dass er selbst gefangen und von Wachen umgeben wäre; und da er vernommen, dass es der Feinde Absicht sei, weiter nach dem Königreiche Quiché zu ziehen, so sende er ihm Nachricht von diesem Plane, damit er zum Widerstande sich rüsten könne. Auf Empfang dieser Kunde sandte der König von Quiché nach vier jungen Wahrsagern, denen er zu sagen gebot,. welches der Ausgang dieses feindlichen Einfalls sein werde. Sie verlangten Zeit zu ihren Antworten; sie nahmen ihre Bogen und schossen einige Pfeile gegen einen Fels ab, und als sie sahen, dass sie keinen Eindruck darauf zurückliessen, kehrten sie sehr traurig zurück und sagten dem Könige, es gebe kein Mittel, dem Unglück auszuweichen; die weissen Männer würden sicherlich Sieger werden. Missvergnügt hierüber schickte Kicah nach den Priestern, da er ihre Meinung über diesen wichtigen Gegenstand zu vernehmen wünschte; und auch sie verkündeten, in Folge des ominösen Umstandes, dass ein gewisser, von ihren Vorvätern aus Aegypten gebrachter Stein plötzlich entzweigebrochen sei, den unvermeidlichen Untergang des Königreichs. Er empfing jetzt Nachricht von der Ankunft der Spanier an den Gränzen von Soconusco und ihrer Absicht, in sein Gebiet einzufallen; aber nicht entmuthigt durch die Prophezeiungen der Seher und Priester, rüstete er sich zum Kriege. Es wurden von ihm Boten ausgesandt an die besiegten Könige und die Haüptlinge, die ihm unterthan waren, um sie aufzufordern, an der gemeinsamen Vertheidigung sich zu betheiligen; aber der König von Guatemala, Sinacam, erfreut darüber, eine günstige Gelegenheit zur Rebellion zu finden, erklärte offen, dass er ein Freund der Teules oder Götter, wie die Spanier bei den Indianern hiessen, wäre; und der König der Zutugils gab die hochmüthige Antwort, dass er sein Königreich ganz allein gegen ein zahlreicheres und weniger verhungertes Heer als das auf Quiché anrückende zu vertheidigen im Stande wäre. Zorn, verletzter Stolz, Angst und Anstrengung zogen Tanub eine Krankheit zu, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte.

Sein Sohn Tecum Umam war der Erbe seiner Ehren und seiner Sorgen. In Kurzem langte die Kunde an, dass der Kapitän (Alvarado) und seine Teules zur Belagerung von Xelahuh (jetzt Quezaltenango) aufgebrochen seien, welches nach der Hauptstadt die grösste Stadt von Quiché war. Dieses Xelahuh zählte damals 80,000 Mann innerhalb seiner Mauern; aber so gross war der Ruf der Spanier, dass Tecum Umam beschloss, ihm zu Hilfe zu eilen. Er verliess die Hauptstadt, an deren Eingange wir jetzt standen, in seiner von den Vornehmsten seines Königreichs getragenen Sänfte, voran Musik von

Flöten, Hörnern und Trommeln und mit 70,000 Mann unter dem Commando seines Generals Ahzob, seines Lieutenants Ahzumanche, dem Grossschildträger Ahpocob, andern hohen Officieren mit noch schwerern Namen und einem zahlreichen Gefolge mit Sonnenschirmen und Federfächern zur Kühlung der königlichen Person. Eine unermessliche Zahl indianischer Fuhrleute folgte mit Gepäck und Lebensmitteln. In der volkreichen Stadt Totonicapan ward das Heer mit 90,000 Streitern vermehrt. Bei Quezaltenango stiessen zu ihm zehn weitere Kriegschefs, wohlbewaffnet und versorgt mit Kriegsvorrath, alle glänzenden Insignien ihres Ranges entfaltend und gefolgt von 24,000 Kriegern. An demselben Orte ward er noch verstärkt durch weitere 46,000 Mann, mit buntfarbigen Federn geschmückt und mit Waffen aller Art ausgerüstet und die Führer in Löwen-, Tiger- und Bärenfelle gehüllt, als die unterscheidenden Zeichen ihres Muthes und ihrer kriegerischen Tapferkeit. Tecum Umam stellte auf der Ebene von Tzaccapa unter seinen Bannern 230,000 Krieger auf und befestigte sein Lager mit einer Mauer loser Steine, die in ihrem Umkreis mehre Berge einschloss. Im Lager waren verschiedne Kriegsmaschinen, bestehend aus auf Walzen ruhenden Balken, um von Ort zu Ort geführt zu werden. Nach einer Reihe verzweifelter und blutiger Schlachten schlugen die Spanier diese ungeheure Armee und zogen in der Stadt Xelahuh ein. Die Flüchtigen schaarten sich ausserhalb der Stadt wieder zusammen und machten eine letzte Anstrengung, um die Spanier zu umringen und zu zermalmen. Tecum Umam commandirte in Person, las sich Alvarado zu einem Einzelkampfe aus, griff ihn dreimal Mann gegen Mann an und verwundete sein Streitross; aber das letzte Mal durchbohrte ihn Alvarado mit einer Lanze und tödtete ihn auf der Stelle. Die Wuth der Indianer schwoll zum Wahnsinn an; in ungeheuern Massen stürzten sie sich auf die Spanier, fassten die Schweife der Pferde und suchten mit Gewalt Ross und Reiter zu Boden zu reissen; aber im entscheidenden Augenblicke machten die Spanier einen Angriff in geschlossener Colonne, durchbrachen die festen Massen der Quichés, jagten die ganze Armee in die Flucht, erschlugen dabei eine ungeheure Zahl derselben und wurden endlich vollständig Herren des Schlachtfelds. Nur Wenige von den 70,000, die mit Tecum Umam aus der Hauptstadt ausgerückt, kehrten je zurück; und ohne Hoffnung, länger mit Waffengewalt Widerstand leisten zu können, nahmen sie zum Verrathe ihre Zuflucht. In einem vom Könige Chinanivalut, dem Sohne und Nachfolger von Tecum Umam, in Utatlan zusammenberufenen Kriegsrathe ward beschlossen, an Alvarado eine Gesandtschaft mit einem werthvollen Geschenke in Gold abzusenden, die um Verzeihung bitten, Unterwerfung verheissen und die Spanier nach der Hauptstadt einladen sollte. Nach wenigen Tagen schlug Alvarado mit seiner Armee, die über die Aussicht einer Beendigung dieses blutigen Kriegs frohlockte, sein Lager auf der Ebene auf.

Diess war das erste Mal, dass Fremde in Utatlan erschienen, dieser Hauptstadt des grossen Indianerkönigreichs, deren Trümmer jetzt vor unsern Augen lagen, einst der bevölkertsten und reichsten Stadt nicht nur Quiché's, sondern des ganzen Königreichs Guatemala. Nach Fuentes, der die Stadt in der Absicht besuchte, Nachrichten von

ihr zu sammeln, und der seine Angaben theils aus den vorhandenen Uiberresten, theils aus Manuscripten schöpfte, war sie von einer tiefen Schlucht umgeben, die einen natürlichen Festungsgraben bildete und nur zwei schmale Wege als Eingänge liess, welche beide durch das Kastell Resguardo so gut geschützt waren, dass sie uneinnehmbar ward. Im Centrum der Stadt stand der Königspalast, von den Haüsern des Adels umgeben; die am meisten nach Aussen gelegenen Theile wurden von den Plebejern bewohnt. Von ihrer ungeheuern Bevölkerung kann man sich eine Vorstellung aus dem schon erwähnten Umstande machen, dass der König nicht weniger als 72,000 Streiter aus ihr ziehen und den Spaniern entgegenstellen konnte. Sie enthielt eine Menge sehr prachtvoller Gebaüde, deren kostbarstes eine Erziehungsanstalt war, wo zwischen fünf- und sechstausend Kinder auf Kosten des königlichen Schatzes erzogen wurden. Das Kastell La Atalaya war ein merkwürdiges Bauwerk von vier Stock Höhe und fähig, eine sehr starke Besatzung in sich aufzunehmen. Das Kastell Resguardo war fünf Stockwerke hoch, mass 180 Schritte in der Fronte und 230 in der Tiefe. Der grosse Alcazar oder Palast der Könige von Quiché übertraf alle andern Gebaüde und konnte nach Torquemada's Meinung an Reichthum mit Montezuma's Palaste in Mejico oder dem der Incas in Cuzco wetteifern. Die Frontseite dehnte sich 376 geometrische Schritte (à 5 Fuss) von Osten nach Westen aus und mass 728 Schritte in der Tiefe. Er war aus verschiedenfarbigen gehauenen Steinen erbaut. Er hatte sechs Abtheilungen. Die erste enthielt Quartiere für eine zahlreiche Truppe Lanzenträger, Bogenschützen und andere Truppen, welche zusammen die königliche Leibwache bildeten. Die zweite war den Prinzen und Verwandten des Königs angewiesen; die dritte dem Monarchen selbst und enthielt besondere Zimmerreihen für die Morgen, für die Abende und für die Nächte. Hier stand in einem der Säle der Thron unter vier Baldachinen von Federn. Auch befanden sich in diesem Theile des Palastes der Staatsschatz, die Gerichtshöfe, die Rüstkammer, die Vogelhaüser und die Thierbehältnisse. Die vierte und fünfte Abtheilung wurden von der Königin und den königlichen Concubinen eingenommen, und enthielten auch Gärten, Bäder und Behältnisse zur Zucht von Gänsen, die man um des Federschmuckes willen, den sie lieferten, hielt. Die sechste und letzte Abtheilung war der Wohnsitz der Töchter und anderer Frauen von königlichem Geblüte.

So lauten die Nachrichten, welche die spanischen Geschichtschreiber aus Manuscripten, von einigen Kaziken, die zuerst die Schreibkunst erlernten, verfasst, schöpften. Von Tanub, welcher sie aus dem alten nach dem neuen Continente führte, bis auf Tecum Umam soll eine Reihe von zwanzig Monarchen geherrscht haben.

Alvarado zog auf des Königs Einladung mit seiner Armee in diese Stadt ein. Als man aber die Stärke des Platzes bemerkte, seine tüchtige Umwallung und die tiefe Schlucht, die ihn einschloss und nur zwei Zugänge zu ihm gestattete, deren einer eine Treppe von 25 Stufen, der andre ein Dammweg, beide aüsserst schmal, war, ferner die nur unbedeutende Breite der Strassen und die ansehnliche Höhe der Haüser, die Abwesenheit aller Frauen und Kinder und

endlich die Aufregung, die unter den Indianern zu herrschen schien: — da fingen die Soldaten an misstrauisch zu werden und eine Hinterlist zu wittern. Ihr Verdacht ward bald bestätigt durch indianische Verbündete aus Quezaltenango, die ihnen verriethen, das Volk beabsichtige in dieser Nacht die Hauptstadt anzuzünden, inmitten der wogenden Flammen mit grossen Massen in der Nähe verborgener Mannschaft auf die Spanier loszustürzen und Alles niederzumachen. Diese Zeitungen fand man im Einklange mit den Bewegungen der Utatlaner, und als die Spanier die Haüser durchsuchten, entdeckten sie keine Vorräthe von Lebensmitteln zu ihrer festlichen Bewirthung, die ihnen doch versprochen worden war, sondern überall nur Haufen von leichtem trocknem Holze und andern brennbaren Stoffen. Alvarado rief seine Officiere zusammen und legte ihnen ihre gefährliche Lage, sowie die augenblickliche Nothwendigkeit, sich aus dem Orte zurückzuziehen, vor; und indem er dem Könige und seinen Kaziken vorgab, ihre Reiterei fühle sich im offnen Felde bequemer, sammelte er seine Truppen und führte sie ohne allen Anschein von Unruhe und in guter Ordnung nach der Ebene. Der König gab ihnen mit erheuchelter Höflichkeit das Geleite, ward aber von Alvarado, der die günstige Gelegenheit benutzte, zum Gefangenen gemacht, verhört und nach Ausweis seiner Verrätherei auf der Stelle aufgeknüpft. Aber weder Tecums Tod noch seines Sohnes schmachvolle Hinrichtung vermochten den wilden und stolzen Geist der Quiché's zu bändigen. Die Erbitterung und Wuth machte sich von Neuem Luft: es erfolgte ein allgemeiner Angriff auf die Spanier; aber spanische Tapferkeit und Disciplin wuchsen mit der Gefahr, und nach einer furchtbaren Verheerung durch die Artillerie und Reiterei verliessen die Indianer das Schlachtfeld mit ihren Todten bedeckt, und Utatlan die Hauptstadt fiel mitsammt dem ganzen Königreiche Quiché in die Hände Alvarado's und der Spanier.

Wie wir auf dem zertrümmerten Fort Resguardo standen, lag grossartig und schön die weitausgedehnte, durch den letzten Kampf eines tapfern Volks geweihte Ebene vor uns; all ihre Blutspuren waren weggewaschen und sie lächelte vor Fruchtbarkeit, aber Verödung ruhte auf ihr. Unser Führer, der auf sein Schwert gestützt neben uns stand, war der einzige Mensch, den wir sahen. Es währte indess nicht lange, als Bobon einen Fremden zu uns brachte, der im Gespräch mit ihm und den Blick nach uns gerichtet unter einem rothseidnen Sonnenschirme dahergestapelt kam. Wir erkannten den Pfarrer in ihm und stiegen zu seinem Empfange hinab. Er lachte, wie er uns heruntertappen sah; sein Lachen steckte uns allmälig an und als wir unten zusammentrafen, lachten wir allesammt. Aber im Nu hielt er ein, nahm ein steifes Gesicht an, machte sein Halstuch los, wischte sich den Schweiss vom Gesicht, holte ein Papier mit Cigarren heraus, lachte, steckte sie wieder ein und zog ein anderes Papier mit „Habaneras," wie er sagte, hervor und fragte, was es Neues aus Spanien gäbe. Unseres Freundes Kleidung war nicht weniger ungeistlich als seine Haltung: er trug einen breitkrämpigen schwarzen Glanzhut, einen alten schwarzen, bis zu den Fersen reichenden und vom langen Gebrauche glänzend gewordenen Rock und Pantalons, die diesem ebenbürtig waren; ferner eine gestreifte Jacke,

eine Weste, ein flanellenes und darunter ein baumwollenes Hemd, das wohl vor mehren Wochen, als er sich das letzte Mal barbirte, gewaschen worden sein mochte. Er lachte, dass wir gekommen, um die Ruinen zu sehen, und sagte, er hätte selbst furchtbar gelacht, als er sie zum ersten Male gesehen. Er war aus Alt-Spanien, hatte von der Höhe aus an der Küste die Schlacht von Trafalgar mit angesehen und lachte sooft er ihrer gedachte; die französische Flotte wäre bis in die Wolken hinaufgeflogen und die spanische hätte sie dabei begleitet; Nelson wäre gefallen, blos um des lieben Ruhmes willen, — und hier konnte er sich wieder des Lachens nicht enthalten. Er hätte Spanien verlassen, um nur die ewigen Kriege und Revolutionen loszuwerden — hier lachten wir sammt und sonders auf —; wäre mit zwanzig Dominicanermönchen abgesegelt, von einem französischen Kreuzer beschossen und nach Jamaica gejagt worden — wiederum allgemeines Gelächter, — wäre auf einer englischen Convoy nach Omoa gefahren und hier gerade beim Ausbruch einer Revolution angelangt; und so hätte er sich sein Leben lang unter Revolutionen umhergetrieben und das Allerschönste müsste er nun eben jetzt erleben. Hier brachen wir allesammt in ein unmässiges Gelächter aus. Sein eignes Lachen war so gewaltig und kam aus so vollem Herzen, dass man ihm unmöglich zu widerstehen vermochte. Wir waren übrigens auch gar nicht geneigt, ihm Widerstand zu leisten, und in Zeit von einer halben Stunde waren wir so gute Freunde, als wären wir seit Jahren bekannt gewesen. Die Welt war unsre Zielscheibe und wir lachten über sie auf wahrhaft schmähliche Weise. Die Kirche ausgenommen gab es wenig Dinge, über die der Pfarrer nicht lachte; das Steckenpferd seines Witzes aber war die Politik. Er war zu Gunsten Morazans, Carrera's oder des Teufels, „*vamos adelante*“ — „nur immer vorwärts“ — war sein Motto, und dabei lachte er sie alle aus. Hätten wir uns in diesem Augenblicke von ihm getrennt, so würden wir uns seiner stets als des lachenden Pfarrers erinnert haben; aber bei weiterer Bekanntschaft fanden wir eine so reiche Ader von starkem Gefühl und eine solche Fülle von Wissen in ihm, er war trotz seines eingezogenen Lebens mit dem Lande und allen öffentlichen Männern so genau bekannt, seine Ansichten als die eines blossen Zuschauers waren so richtig, seine Satyre war so scharf, ohne boshaft zu sein, dass wir seinen Spitznamen verbesserten und ihn „den lachenden Philosophen“ nannten.

Nachdem wir unsere Beobachtungen an diesem Orte beendigt und aufgehört hatten, über eine neue uns beifallende vergangene, gegenwärtige oder zukünftige Grösse oder Thorheit der Welt zu lachen, stiegen wir auf einem schmalen Pfade hinab, passirten eine Schlucht und kamen auf die hochgelegene Platte, auf welcher der Palast und der vornehmste Theil der Stadt stand. Herr Catherwood und ich begannen hier mit der genauen Besichtigung und Messung der Ruinen, wobei uns der Padre immerfort schwatzend und lachend folgte; waren wir aber an einer hohen Stelle, wohin er nicht folgen konnte, dann setzte er sich mit Bobon unten nieder und erzählte ihm ein Langes und Breites von Alvarado, von Montezuma, von der Tochter des Königs von Tecpan Guatemala und von Büchern und Manuscripten im Kloster; und Bobon horchte auf alles dieses, ohne

ein Wort davon zu verstehen und ohne einen Muskel zu rühren, sah ihm straff ins Gesicht und beantwortete sein langes gedämpftes Lachen mit einem respectvollen *„Si, señor“* (ja, mein Herr).

Der auf dem Kupferstiche (Taf. I. Fig. 14b) mit *A* bezeichnete Platz stellt die Topographie des Centrums der Stadt dar, das vom Palaste und von andern Gebaüden des Königshauses von Quiché eingenommen ward. Dieser Theil ist von einer gewaltigen Barranca oder Schlucht umgeben und der einzige Zugang zu ihr führt durch denjenigen Theil der Ravine, auf welchem wir sie erreichten, und wird durch das schon erwähnte, auf der Platte mit *B* bezeichnete Fort vertheidigt. Der Pfarrer zeigte uns einen Theil der Schlucht, von dem er sagte, dass er nach alten, früher im Kloster vorhanden gewesenen, jetzt aber fortgeschleppten Manuscripten künstlich wäre und man 40,000 Menschen auf einmal dazu verwendet hätte.

Der ganze Flächenraum ward einst vom Palaste, der Erziehungsanstalt und andern königlichen Gebaüden eingenommen, die jetzt zum grössten Theile in verworrenen und formlosen Trümmerhaufen daliegen. Der Palast, der, wie uns der Pfarrer sagte, einst mit seinen Höfen und Corridoren den ganzen Raum bedeckte, ist vollständig zerstört und die Materialien sind zum Bau der gegenwärtigen Stadt fortgetragen worden. Theilweise ist indess der Fussboden noch unversehrt und hat noch Uiberreste von Scheidewänden, so dass man den Plan der Gemächer deutlich ersehen kann. Dieser Fussboden ist von hartem Mörtel, der, obwohl Jahr für Jahr von den Fluthen der Regenzeit abgewaschen, dennoch hart und dauerhaft wie Stein ist. Die innern Wände waren mit einem Mörtel von feinerer Art beworfen und in Winkeln, die dem Wetter weniger ausgesetzt gewesen waren, sah man noch Uiberreste von Farben; ohne Zweifel war das ganze Innere mit Malereien verziert gewesen. Es machte einen seltsamen Eindruck auf uns, als wir auf dem Fussboden dieses dachlosen Palastes hingingen und jenes Königs gedachten, der ihn an der Spitze von 70,000 Mann verliess, um die Feinde seines Reichs zurückzuschlagen. Jetzt wuchs Mais zwischen den Trümmern und der Boden ward von einer Indianerfamilie benutzt, die von dem Königshause abzustammen behauptet. An einer Stelle stand eine verlassene Hütte, die sie zur Zeit des Pflanzens und Einbringens des Mais bewohnt. An den Palast gränzte ein grosser, ebenfalls mit hartem Mörtel belegter Platz oder Hof an, in dessen Mitte noch die Uiberreste einer Fontäne zu sehen waren.

Der wichtigste Theil der noch vorhandenen Ruinen ist der auf Taf. III. Fig. 15 a. b. c. dargestellte, welcher *El Sacrificatorio* oder der Opferplatz genannt wird. Es ist ein viereckiger Bau von Stein, der auf jeder Seite an der Grundfläche 66 Fuss misst und sich (in seinem gegenwärtigen Zustande) in pyramidaler Form zur Höhe von 33 Fuss erhebt. Auf drei Seiten führt eine Reihe von Stufen in der Mitte hinauf, jede 17 Zoll hoch und nur 8 Zoll breit, wodurch die Treppe so steil wird, dass beim Herabsteigen einige Vorsicht nöthig ist. An den Ecken stehen vier Strebepfeiler von gehauenem Stein, wohl zum Tragen des Baues bestimmt. (S. das Profil des Baues Fig. 15b.). Auf der dem Westen zugekehrten Seite sind keine Stufen, sondern die Oberfläche ist glatt und mit vor Alter grau gewor-

denem Gips beworfen. Als wir an den Ecken ein wenig abbrachen, sahen wir, dass es verschiedene, ohne Zweifel zu verschiedenen Zeiten angeworfene Gipsschichten waren, sowie dass sie sämmtlich gemalte Figuren geschmückt hatten. So entdeckten wir z. B. an einer Stelle den Leib eines Leoparden, schön gezeichnet und gemalt.

Die Spitze des Sacrificatorio ist zerbrochen und in Trümmer verfallen; aber es leidet keinen Zweifel, dass sie einst einen Altar für jene Menschenopfer trug, welche selbst die Spanier mit Schauder erfüllten. Die obere Fläche hat blos Raum für den Altar, die den Dienst verrichtenden Priester und den Götzen, dem das Opfer dargebracht ward. Alles ging vor den Augen des unten stehenden Volks vor sich.

Die barbarischen Priester führten das Opfer ganz nackt hinauf, zeigten dem Volke den Götzen, dem das Opfer galt, damit es ihn anbeten möchte, und streckten dann das Opfer auf dem Altare aus. Letztrer hatte eine convexe Oberfläche, so dass der Leib des Opfers eine gewölbte Lage hatte, indem der Rumpf hervortrat, Kopf und Füsse aber tief lagen. Vier Priester hielten die Beine und Arme, ein andrer den Kopf mit einem hölzernen, die Form einer geringelten Schlange habenden Instrumente fest, so dass das Opfer nicht die kleinste Bewegung machen konnte. Darauf nahte der Oberpriester, schnitt mit einem Messer aus Kiesel eine Oeffnung in die Brust und riss das Herz heraus, das er noch zuckend der Sonne darbrachte und dann zu den Füssen des Götzen warf. War der Götze von riesiger Grösse und hohl, so war es gewöhnlich, ihm das Herz des Opfers mit einem goldnen Löffel in den Mund zu bringen. War das Opfer ein Kriegsgefangner, so ward ihm sofort nach der Opferung der Kopf abgeschnitten, um den Schädel aufzubewahren, und der Körper die Stufen hinabgeworfen, wo er von dem Officier oder Soldaten, dem der Gefangne gehört hatte, aufgehoben und nach Hause getragen ward, um zugerichtet und seinen Freunden als Mahl vorgesetzt zu werden. War er kein Kriegsgefangner, sondern ein zum Behuf des Opfers erkaufter Sklave, so nahm der Besitzer den Körper zu demselben Zwecke mit sich fort. Versetzte man sich zurück zu den graüelvollen Scenen, deren Schauplatz der Ort gewesen war, so erschien das Niederreissen des blutigen Altars und die Ausrottung seiner Priesterzunft als ein gerechter Lohn.

Bei dem aufgeregten Zustande des Landes war es ein Glück für uns, dass wir nicht nöthig hatten, auf die Untersuchung dieser Ruinen viel Zeit zu verwenden. Es war nämlich bereits im J. 1834 unter Aufsicht einer von der Regierung Guatemala's eingesetzten Commission eine vollständige Durchforschung vorgenommen worden. Don Miguel Rivera y Maestre, ein durch seinen Sinn für wissenschaftliche und antiquarische Zwecke ausgezeichneter Mann, war der Regierungscommissar gewesen, der so gütig war, mir eine von ihm selbst gefertigte Abschrift seines handschriftlichen Berichts an die Regierung zu überreichen. Dieser Bericht ist erschöpfend und sorgsam ausgearbeitet und, wie ich nicht zweifle, das Resultat einer gründlichen Forschung, bezieht sich aber auf keine Gegenstände von Interesse ausser den von mir erwähnten. Er war zugleich so gefällig, mir, ohne dass ich darüber einen Wunsch zu äussern wagte, das

Bild zu verschaffen, dessen Vorder- und Seitenansicht Taf. III. Fig. 16 a. b. zeigt. Es ist aus gebranntem, sehr hartem Thone gebildet und die Oberfläche ist so glatt als wäre sie mit Email überkleidet. Sie ist zwölf Zoll hoch und das Innere nebst Armen und Beinen hohl. In seinem Berichte an die Regierung nennt es Don Miguel *Cabuahuil* oder eine der Gottheiten der alten Bewohner von Quiché. Ich weiss zwar nicht, auf welche Autorität hin er ihr diesen Namen gegeben hat, es dünkt mir aber nicht unwahrscheinlich, dass seine Annahme wahr ist und dass man diesem Thongefässe Menschenopfer dargebracht hat.

Die Köpfe auf Taf. III. Fig. 16 c. d. wurden mir vom Pfarrer gegeben. Sie sind von Terra cotta; der untere ist hohl, der obere massiv und hat eine glänzende Oberfläche. Sie sind so hart wie Stein und können sich, was die Arbeit anlangt, den Figuren heutiger Künstler von demselben Material gleichstellen.

Bei unsern antiquarischen Forschungen betrachteten wir diesen Ort um deswillen für wichtig, weil seine Geschichte bekannt und seine Zeit ausgemacht ist. Er stand auf dem Gipfel seines Glanzes, als Alvarado ihn eroberte. Er zeigt uns den Charakter der Bauwerke der Indianer jener Zeit und bestätigt in seinen Ruinen die glanzvolle Schilderung, welche Cortez und seine Begleiter von der in den Bauten Mejico's entwickelten Pracht gegeben hatten. Derjenige Punkt, auf welchen wir unsre Aufmerksamkeit insbesondre richteten, war, eine Aehnlichkeit mit den Ruinen von Copan und Quirigua zu entdecken; aber wir fanden keine Statuen oder mit dem Meissel gearbeitete Figuren oder Hieroglyphen, noch konnten wir erfahren, dass man hier jemals welche gefunden habe. Hätten sich solche Beweise gefunden, so würden wir diese Ueberreste als Werke desselben Volksstamms betrachtet haben; in der Ermangelung derselben aber glaubten wir, dass Copan und Quirigua Städte eines andern Stamms und von viel älterm Datum seien.

Der Padre sagte uns, vor dreissig Jahren, wo er ihn zum ersten Male gesehen, wäre der Palast bis zum Garten noch vollständig gewesen. Er wäre damals frisch von Spaniens Palästen gekommen und es hätte ihm gedünkt, als ob er von Neuem unter ihnen weilte. Kurz nach seiner Ankunft hatte man eine kleine goldne Bildsaüle gefunden und an Seravia, den Präsidenten von Guatemala, eingesandt, welcher darauf eine Commission aus der Hauptstadt zum Aufsuchen verborgner Schätze abgeordnet hätte. Bei diesem Suchen wäre der Palast zerstört worden; die Indianer, aufgebracht über die Verwüstung ihrer alten Hauptstadt, hätten sich empört und gedroht die Arbeiter zu ermorden, wenn sie nicht das Land verliessen; sonst, sagte der Pfarrer, würde man keinen Stein an seinem Orte gelassen haben. Die Indianer von Quiché standen zu allen Zeiten in bösem Rufe; in Guatemala sprach man von der Stadt als einem unsichern Orte; und wie uns der Padre sagte, so sähen sie mit Misstrauen auf jeden Fremden, der ihre Ruinen besuchte; in diesem Augenblicke wären sie in einem Zustande allgemeiner Aufregung; und dicht zu uns herantretend sagte er, dass sie in der Stadt den Mestizen geharnischt gegenüberständen, bereit sie niederzuhauen, und dass er mit allen seinen Anstrengungen nur einen allgemeinen Aufstand und ein allgemeines Blut-

bad abwehren könnte. Selbst diese Mittheilung machte er uns unter Lachen. Wir frugen ihn, ob er denn für sich selbst in Furcht wäre; er antwortete mit Nein; er würde von den Indianern geliebt; er hätte den grössern Theil seines Lebens unter ihnen verbracht; noch wären die Padres sicher, da die Indianer sie fast wie Heilige ansähen. Hierzu lachte er. Carrera wäre auf ihrer (der Padres) Seite; wenn er aber einmal sich gegen sie kehren sollte, dann würde es Zeit zum Fliehen sein. Diess ward mit schallendem Gelächter mitgetheilt und empfangen, und je ernster der Gegenstand war, eine um so heftigere Lache schlugen wir auf. Dabei nahm der Padre fortwährend Bezug auf Bücher und Manuscripte und gab Zeugniss von seinen antiquarischen Studien und seinem gründlichen Wissen.

Unter einem der Gebaüde befand sich eine Oeffnung, welche die Indianer eine Höhle nannten und durch welche man Mejico in einer Stunde erreichen können sollte. Ich kroch darunter und fand eine spitzgewölbte, mit übereinander vorragenden Steinen gebildete Decke, ward aber verhindert, sie genauer zu untersuchen theils aus Mangel an Licht, theils weil der Padre mir zurief, es wäre jetzt die Zeit der Erdbeben, so dass ich in Hast herausstürzte, worüber der Padre in ein ungewöhnliches Lachen ausbrach. Mit einem Male aber hörte er zu lachen auf, griff nach seinen Beinkleidern, hüpfte umher und schrie „eine Schlange, eine Schlange!“ Der Führer und Bobon eilten ihm zu Hilfe, und mittelst eines einfachen Prozesses, aber mit aller ehrerbietigen Rücksicht, waren sie, jeder an einem Beine beschäftigt, auf dem bessten Wege den Eindringling zu packen; aber der Padre vermochte nicht still zu halten, sondern riss sich von ihren Händen los, bis endlich durch sein unruhiges Bewegen und Springen — eine grosse Heuschrecke zu Tage kam. Während Bobon und der Führer, ohne eine Miene zum Lachen zu verziehen, ihn bis auf den letzten Knopf wieder in Ordnung gebracht, schlossen wir mit einem Gelächter, das ebenso beleidigend für das Gedächtniss der dahingeschwundenen Bewohner war, als allem mit den Trümmern einer grossen Stadt verknüpften Gefühle Hohn sprach.

Auf dem Rückwege nach der Stadt zeigte uns der Padre auf der Ebene die Richtung von vier Strassen, die nach Mejico, Tecpan Guatemala, Los Altos und Vera Paz führten und seiner Aussage nach noch immer offen sind.

DREISSIGSTES KAPITEL.

Das Innere eines Klosters. — Der Königsvogel von Quiché. — Indianische Sprachen. — Das Vaterunser in der Quiché-Sprache. — Die Zahlwörter in derselben Sprache. — Die Kirche von Quiché. — Indianischer Aberglaube. — Eine andere verschwundene Stadt. — Tierra de Guerra. — Die Ureingebornen. — Ihre Bekehrung zum Christenthume. — Sie wurden nie besiegt. — Eine lebende Stadt. — Indianische Tradition über diese Stadt. — Sie ist wahrscheinlich nie von den Weissen besucht worden. — Sie bietet ein schönes Feld zu künftiger Forschung dar. — Abreise. — San Pedro. — Wirksamkeit eines Passes. — Ein schwieriger Aufweg. — Gebirgslandschaft. — Totonicapan. — Ein prächtiges Diner. — Ein Land von Aloen. — Der „Blut-Fluss". — Ankunft in Quezaltenango.

Es war spät, als wir nach dem Kloster zurückkehrten. Der gute Padre bedauerte, bei unserer Ankunft nicht zu Hause gewesen zu sein, und sagte, er schlösse allezeit sein Zimmer ab, damit die Weiber nicht Alles durcheinanderwürfen. Als wir eintraten, herrschte Ordnung in seinem Sinne; aber diese Ordnung gehörte einer Art an, die aller Beschreibung spottet. Das Gemach enthielt einen Tisch, Stühle und zwei Kanapees, trotzdem war aber kein Plätzchen zu sehen, wo man sich hätte hinsetzen oder auch nur den Hut hinstellen können, da Alles über und über mit allerlei Gegenständen bedeckt war, darunter z. B. vier Flaschen, ein Senffläschchen, ein Oelkrüglein, Tassen, Teller, Näpfchen, ein grosses Stück Zucker, ein Papier voll Salz, Mineralien und grosse Steine, Muscheln, alte irdene Gefässe, Schädel, Knochen, Käse, Bücher und Manuscripte. Auf einem Gestell über seinem Bette standen zwei ausgestopfte Exemplare des Quetzale, des Königsvogels von Quiché, des schönsten aller fliegenden Thiere, der so stolz auf seinen Schweif ist, dass er sein Nest mit zwei Oeffnungen baut, um ein- und auspassiren zu können, ohne sich wenden zu müssen, und dessen Gefieder Niemand ausser der Königsfamilie gebrauchen durfte.

Inmitten dieses bunten Durcheinanders ward am Tische eine Ecke zum Essen für uns freigemacht. Die Unterhaltung setzte sich von seiner Seite in demselben ununterbrochnen Flusse von Wissen, Forschung, Scharfblick und Satyre fort. Von politischen Gegenständen wurde, wenn Dienstleute im Zimmer waren, leise gesprochen. Ein Lachen war der Commentar zu Allem. Abends waren wir in die Geheimnisse der indianischen Geschichte vertieft.

Neben der von den Pipil-Indianern längs der Küste des stillen Meeres gesprochenen mejicanischen oder aztekischen Sprache giebt es vierundzwanzig Guatemala angehörige Dialekte. Obgleich manche dieser Idiome eine solche Aehnlichkeit untereinander haben, dass die Indianer Eines Stammes sich gegenseitig verstehen können, so verstehen die Padres in der Regel nach jahrelangem Aufenthalte doch nur die Sprache des Stammes zu sprechen, unter welchem sie leben. Diese Sprachenmannichfaltigkeit war mir als ein unüberwindliches Hinderniss zu einer vollständigen Erforschung und Kenntniss indianischer Geschichte und Uiberlieferungen erschienen; allein der Pfarrer, der in

allem auf die Indianer Bezüglichen gründlich unterrichtet war, sagte uns, das Quiché wäre die Stammsprache, und wer mit ihr vertraut wäre, könnte die andern leicht erlernen. Ist diess wahr, so ist damit ein neues und höchst interessantes Feld der Untersuchung geöffnet. Während meiner ganzen Reise, selbst in Guatemala, war ich nicht im Stande gewesen, mir eine Grammatik einer indianischen Sprache oder etwas Handschriftliches zu verschaffen. Ich legte mehre Wörtersammlungen an, die ich mitzutheilen nicht der Mühe werth erachtet habe; aber der Padre besass ein Buch, das einige frühere Padres zu kirchlichem Gebrauche angefertigt hatten und das er für mich abschreiben zu lassen und an einen Freund in Guatemala zu senden versprach. Aus diesem Buche schrieb ich mir das Vaterunser in der Quiché-Sprache ab und theile es hier mit. Es lautet folgendermassen:

Cacahan chicah lae coni Vtzah. Vcahaxtizaxie mayih Bila Chipa ta pa Cani ahauremla Chibantah. Ahuamla Uaxale Chiyala Chiqueeh hauta Vleus quehexi Caban Chicah. Uacamic Chiyala. Chiqueeh hauta. Eihil Caua. Zachala Camac quehexi Cacazachbep qui. Mac Xemocum Chiqueeh: moho Estachcula maxa Copahic Chupamtah Chibal mac xanare Cohcolta la ha Vonohel itgel quehe Chucoe. Amen.

Ich will noch die folgenden Zahlwörter beifügen, die demselben Buche entnommen sind:

1. *Hun.*	11. *Hulahuh.*	21. *Huuinachun.*
2. *Quieb.*	12. *Cablahuh.*	30. *Huuniachlahuh.*
3. *Dxib.*	13. *Dxlahuh.*	40. *Cauinae.*
4. *Quieheb.*	14. *Cahlahuh.*	50. *Lahuh Raxcal.*
5. *Hoob.*	15. *Hoolahuh.*	60. *Oxcal.*
6. *Uacacguil.*	16. *Uaelahuh.*	70. *Lahuh Vhumuch.*
7. *Veuib.*	17. *Velahuh.*	80. *Humuch.*
8. *Uahxalquib.*	18. *Uapxaelahuh.*	90. *Lahuh Rocal.*
9. *Beleheb.*	19. *Belehalahuh.*	100. *Ocal.*
10. *Lahuh.*	20. *Huuinac.*	1000. *Otuc Rox Ocob.*

Ob zwischen dieser Sprache und der Sprache eines unserer Indianerstämme eine Aehnlichkeit stattfinde, vermag ich nicht zu sagen.

Für einen Mann, der noch nicht die Lebensperiode erreicht hat, wo wenige Jahre genügen, um sein Haar zu bleichen, kenne ich keinen Ort, wo er, wenn nur erst das Land zur Ruhe kommt, seine Zeit mit grösserm Interesse verbringen könnte, als in Santa Cruz del Quiché mit der Erforschung des Charakters und der traditionellen Geschichte der Indianer vermittelst ihrer Sprache, weil sie hier noch in vielen Beziehungen ein unverändertes Volk sind, das mit Liebe an den Sitten und Gebraüchen seiner Vorväter hängt; und selbst in der Religion sind sie, wenngleich die Grossartigkeit und Pracht der Kirchen, der Pomp und das Gepränge der religiösen Ceremonien auf ihre rohe Phantasie Eindruck machen, noch immer, wie uns der Padre sagte, im Herzen voll vom alten Aberglauben und noch immer Götzendiener; denn in den Gebirgen und tiefen Schluchten haben sie noch ihre Abgötter und üben dort in der Stille und Abgeschiedenheit die von ihren Vätern überkommenen religiösen Gebraüche aus; wozu der Padre genöthigt war ein Auge zuzudrücken.

Er sähe, sagte er, tagtäglich den Beweis vor Augen: die Kirche von Quiché stehe von Osten nach Westen; sooft nun die Indianer zur Vesper einträten, verbeugten sie sich stets nach Westen, womit sie der untergehenden Sonne ihre Verehrung bezeigten. Auch erzählte er uns — was der Bestätigung bedarf und worüber wir gar so gern mit eignen Augen hätten urtheilen mögen — dass in einer Höhle in der Nähe eines unfernen Orts sich Schädel befänden, die eine ganz übernatürche Grösse hätten und von den Indianern mit aberglaübischer Verehrung betrachtet würden. Er hatte diese Schädel gesehen und bürgte für ihre riesenmässigen Verhältnisse. Einmal legte er ein Stück Geld an die Mündung der Höhle und fand dasselbe ein Jahr darnach noch am nämlichen Orte liegen, während es, sagte er, wenn er es auf seinem Tische hätte liegen lassen, nach dem Hereintreten des ersten Indianers verschwunden gewesen sein würde.

Des Padre's ganzes Wesen hatte sich jetzt geändert; seine scharfe Satyre und sein Lachen hatten dem Ernste Platz gemacht; denn die Indianer boten Interesse genug dar, um den Geist eines Mannes, der sonst über Alles in der Welt lachte, zu beschäftigen und seine Phantasie zu erregen; und wie erst sein Lachen, so war jetzt sein Enthusiasmus ansteckend. Trotz unsrer Eile, Palenque zu erreichen, fühlten wir einen lebhaften Wunsch, den Indianern in die Einsamkeit ihrer Berge und tiefen Schluchten zu folgen und sie hier in der Beobachtung ihrer abgöttischen Gebraüche zu belauschen; allein der Padre sprach kein ermunterndes Wort dazu. Er war überhaupt dagegen, dass wir noch einen Tag länger hier verweilten, ja selbst dass wir die Schädelhöhle besuchten. Nicht etwa dass er uns lossein wollte; im Gegentheil, er lebte in so ununterbrochner Einsamkeit und einer so einförmigen Folge von Beschäftigungen, dass jeder Fremdenbesuch ihm ein höchst erfreuliches Ereigniss war; aber es lag Gefahr in unserm längern Bleiben. Die Indianer, sagte er, wären in einem höchst aufgeregten Zustande; sie fragten und forschten bereits, zu welchem Zwecke wir denn eigentlich hierher gekommen wären, und er könnte nicht für unsre Sicherheit einstehen. Möglich, dass in wenigen Monaten die Aufregung vorüber wäre; dann könnten wir wiederkommen; bei seiner Liebe zu den Gegenständen, an denen wir Interesse nähmen, wolle er dann an allen unsern Ausflügen Theil nehmen und uns mit allem seinem Einflusse behilflich sein.

Des Padre's Kenntniss war nicht auf seine eigne unmittelbare Nähe beschränkt. Er erzählte uns, dass seine erste Pfarre Coban in der Provinz Vera Paz gewesen wäre und dass vier Leguas von diesem Orte ebenfalls eine alte Stadt läge, ebenso gross wie Santa Cruz del Quiché, ebenso verlassen und verödet und fast so wohlerhalten, als ob ihre Bewohner erst fortgezogen wären. Er wäre durch ihre schweigenden Gassen gewandelt und auf ihren gigantischen Gebaüden umhergegangen, und ihr Palast wäre noch so vollständig wie der in Quiché zu jener Zeit, als er ihn zum ersten Mal gesehen, gewesen wäre. Diese Stadt liegt zweihundert Meilen von Guatemala und in einem vom Kriege noch nicht gestörten Landesstriche; und doch hatten wir trotz all unsrer Nachfragen nichts davon gehört. Wir bedauerten es wahrhaft, dass uns diese Nachricht erst jetzt zu Theil ward. Die Reise nach dem fraglichen Orte würde unsre Tour

um 800 Meilen vermehrt haben; unsre Pläne aber waren einmal festgestellt, unsre Zeit war bereits beschränkt, und in diesem wilden Lande und bei seinem ungeordneten Zustande beherrschte uns die aberglaübische Furcht, dass Umkehren Unglück bringen könne. Ich habe indess sehr starken Glauben, dass eine solche Stadt wirklich existire, und spreche den lebhaften Wunsch und die Hoffnung aus, dass ein künftiger Reisender sie besuchen möge und werde. Zwar wird er sogar in Guatemala nichts von ihr hören und man wird vielleicht sagen, dass eine solche gar nicht existire; aber dessenungeachtet suche er sie nur auf; und wenn er sie findet, dann werden Empfindungen sein Lohn sein, wie sie nur selten dem Menschen zu Theil werden.

Aber der Padre erzählte uns noch Weiteres, etwas, was unser lebhaftes Interesse auf den höchsten Grad steigerte. Auf der andern Seite der das Land durchstreichenden Cordilleraskette liegt der Bezirk Vera Paz, der wegen des kriegerischen Charakters seiner Stammbewohner ehedem *Tierra de Guerra* oder das Land des Kriegs genannt ward. Dreimal wurden die Spanier bei ihren Versuchen ihn zu erobern zurückgetrieben. Las Casas, der Vicar des Dominicanerklosters in der Stadt Guatemala, der über das durch die sogenannte Bekehrung der Indianer zum Christenthume verursachte Blutvergiessen trauerte, schrieb eine Abhandlung, um zu beweisen, dass die göttliche Vorsehung die Predigt des Evangeliums als das einzige Mittel der Bekehrung zum christlichen Glauben eingesetzt habe; dass man gegen Diejenigen, die niemals einen Angriff gegen Christen sich erlaubt, nicht mit Recht Krieg führen könne, und dass es die Erreichung jenes schönen Ziels verhindern heisse, wenn man die Indianer martere und ausrotte. Diese Ansicht verkündete er von der Kanzel herab und suchte ihr in Privatkreisen Geltung zu verschaffen. Er ward darob verlacht, verspottet und höhnisch ihm gerathen, er möge seine Theorie doch practisch ausführen. Ungestört durch diesen Spott und Hohn nahm er den Vorschlag an, wählte sich den unbezwinglichen District Tierra de Guerra zum Felde seiner Thätigkeit und bedang sich aus, dass keinem Spanier innerhalb fünf Jahren in diesem Lande zu wohnen gestattet sein solle. Nachdem diess zugestanden worden, fassten die Dominicaner einige Hymnen in der Quiché-Sprache ab, welche die Schöpfung der Welt, Adams Fall, die Erlösung der Menschheit und die vornehmsten Mysterien aus dem Leben, dem Leiden und dem Tode unsers Heilandes besangen. Diese wurden von einigen Indianern, die mit den Quichés in Handelsverkehr standen, gelernt; und ein vornehmer Kazike des Landes, nachher Don Juan genannt, bat, als er sie hatte singen hören, Diejenigen, welche sie vorgetragen hatten, um die genaue Erklärung und Deutung solcher ihm so neuen Dinge. Die Indianer lehnten diess ab, indem sie sagten, sie könnten nur von den Vätern, die sie dieselben gelehrt, erklärt werden. Darauf schickte der Kazike einen seiner Brüder mit vielen Geschenken ab, um sie zu bitten, sie möchten doch kommen und ihn mit dem Inhalte der Lieder der indianischen Handelsleute bekanntmachen. Es erschien mit dem Abgesandten ein einziger Dominicanermönch; und nachdem er den Kaziken die Geheimnisse des neuen Glaubens begreiflich gemacht, verbrannte dieser

seine Götzen und verkündete seinen eignen Unterthanen das Christenthum. Jetzt folgten Las Casas und ein andrer Mitbruder nach und bewirkten, gleich den Aposteln der alten Zeit, was spanische Waffen nicht vermocht, die Gewinnung eines Theils des Kriegslandes für die christliche Lehre. Der übrige Theil des Landes ward niemals erobert, und bis auf den heutigen Tag wird der nordöstliche, von der Kette der Cordilleras und dem Staate Chiapas begränzte District von Candones oder ungetauften Indianern bewohnt, welche nach ihrer Väter Weise leben und keine Unterwerfung unter die Spanier anerkennen und über die auch die centralamerikanische Regierung keine Herrschaft in Anspruch nimmt. Was uns aber am meisten frappirte, war die Behauptung des Padre, dass vier Tagereisen weit an der Strasse nach Mejico, auf der andern Seite der grossen Sierra, eine lebende Stadt liege, die, gross und volkreich und von Indianern bewohnt, sich noch genau in demselben Zustande wie vor der Entdeckung Amerika's befinde. Er hatte vor vielen Jahren in der Stadt Chajul von ihr sprechen hören, wo man ihm gesagt, sie sei von dem höchsten Kamme der Sierra aus deutlich sichtbar. Er war damals jung und klomm mit grosser Anstrengung auf den nackten Scheitel der Sierra hinauf, von wo aus er in einer Höhe von zehn- bis zwölftausend Fuss eine unermessliche, bis nach Yucatan und zu dem mejicanischen Golf sich ausdehnende Ebene überblickte und in tiefer Ferne eine grosse Stadt mit im Sonnenscheine glänzenden weissen Thürmchen über einen weiten Raum sich ausbreiten sah. Die traditionelle Erzählung der Indianer von Chajul lautet dahin, dass kein Weisser jemals zu dieser Stadt gekommen sei, dass die Einwohner die Maya-Sprache reden, unterrichtet seien, dass einst ein Volk von Fremden das ganze Land ringsum erobert habe, jeden Weissen morden, der ihr Gebiet zu betreten wage; dass sie keine Münze oder ein sonstiges Circulationsmittel besitzen, keine Pferde, Rindvieh, Maulesel oder sonstige Hausthiere, ausgenommen Geflügel, haben und die Hähne unter der Erde halten, damit ihr Krähen nicht vernommen werde.

Jeder unsrer Tritte und Schritte in diesem Lande bot uns etwas Wildphantastisches und Neues, etwas, was unsre Phantasie ergriff. Der alte Padre in seinem langen schwarzen Rocke und mit seinem funkelnden Auge in dem dämmerigen, todtenstillen Kloster an unsrer Seite beschwor ein Bild herauf von den kühnen und entschlossenen Priestern, welche die Armeen der Conquistadoren begleiteten; und wie er eine Karte auf dem Tisch ausbreitete, um uns die Sierra, zu deren Höhe er hinaufgeklommen, sowie die Lage der geheimnissvollen Stadt zu zeigen, da erwachte ein Interesse in uns, wie ich nie eins von grösserer Stärke empfunden hatte. Ein einziger Blick auf diese Stadt war zehn Jahre eines Alltagslebens werth. Hat er recht, so giebt es noch einen Ort, wo Indianer und eine indianische Stadt so existiren, wie sie Cortez und Alvarado fanden, giebt es noch Lebende, welche das Geheimniss lösen können, das über Amerika's untergegangenen Städten schwebt, giebt es vielleicht noch Menschen, welche die Inschriften auf Copans Denkmälern zu lesen vermögen. Ich kann mir keinen Gegenstand von grösserer Anregung und höherm Reize denken, und nimmer wird der tiefe Eindruck jener Nacht in meiner Seele sich verwischen.

Ist es denn auch wohl wahr? Jetzt bin ich bei nüchternen Sinnen, glaube aber immer noch aufrichtig, dass man viel Grund habe, des Padre's Aussage für wohlbegründet anzunehmen. Dass der bezügliche Landesstrich die Regierung Guatemala's nicht anerkennt, niemals erforscht worden ist und kein weisser Mann ihn jemals zu betreten sich vermisst, daran habe ich keinen Zweifel. Aus andern Quellen hörten wir, dass von jener Sierra aus eine grosse in Ruinen liegende Stadt sichtbar sei, und man erzählte uns von einer andern Person, die den Gipfel der Sierra erstiegen habe, aber wegen des darauf ruhenden Gewölks nicht im Stande gewesen sei etwas zu sehen. Wie Dem auch sei, der Glaube daran ist in der Stadt Chajul allgemein und es ist eine Wissbegierde erweckt worden, die nach Befriedigung brennt. Wir hatten das heftigste Verlangen, die geheimnissvolle Stadt zu erreichen. Aber kein Mensch, und wenn er auch sein Leben in die Schanze schlagen wollte, könnte das Unternehmen mit irgendwelcher Hoffnung auf Erfolg wagen, wenn er nicht zuvor ein oder zwei Jahre an des Landes Gränzen umherzieht, die Sprache und den Charakter der dortigen Indianer studirt und mit Eingebornen Bekanntschaft macht. Fünfhundert Mann könnten wahrscheinlich ohne Hinderniss auf die Stadt losmarschiren und die Invasion würde mehr zu rechtfertigen sein als irgendeine von den Spaniern ausgeführte; aber die Regierung hat mit ihren eigenen Kriegen vollauf zu thun und die Kenntniss wäre nur um den Preis von Blut zu erlangen. Glücken möchte das Unternehmen zwei jungen Männern von kräftiger Constitution, die es möglich machen könnten, fünf Jahre darauf zu verwenden. Erweist sich der Gegenstand ihres Suchens als ein Phantom, nun dann finden sich in den wilden Scenen eines neuen und undurchforschten Landes genug andere Dinge von Interesse; erweist er sich als wirklich, dann werden sie ausser der freudigen Aufregung und dem grossen Aufsehen ihrer Entdeckung etwas besitzen, worauf sie ihr ganzes Leben lang mit gerechter Freude zurückblicken können. Was die Gefahren anlangt, so werden diese allezeit übertrieben und man entdeckt sie in der Regel zeitig genug, um ihnen zu entgehen. Erfolgt aber jemals eine solche Entdeckung, so wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Padres geschehen. Was uns betrifft, so konnte keine Rede davon sein, den Versuch ganz allein, ohne Kenntniss der Sprache und mit Mozos, von denen wir nichts als beständiges Aergerniss hatten, zu wagen. Das Höchste, woran wir dachten, war ein Ersteigen des Gebirgskamms, um von hier aus einen Blick auf die mysteriöse Stadt zu werfen; aber wir hatten schon auf dem vor uns liegenden Wege mit Schwierigkeiten genug zu kämpfen, um sie mit neuen zu vermehren; wir würden ferner eine Reise, die schon fast bei der blossen Aussicht in Schrecken setzte, um zehn Tage verlängert haben; dann konnte die Sierra Tage lang mit Wolken bedeckt sein; wir konnten durch Zuvielversuchen Alles verlieren, und Palenque war und blieb unser grosser Zielpunkt. Und so beschlossen wir, von der vorgezeichneten Reiselinie nicht abzulenken.

Der nächste Morgen brachte uns einen schmerzlichen Augenblick, den des Abschieds vom Pfarrer. Er war jetzt voll Ruhe und Milde, sein unwiderstehliches Lachen und sein Feuer waren verschwunden. Zum Andenken nöthigte er mir in der Güte seines Herzens einen

seiner schönen Quetzales auf; auch gab er uns, da wir einen Ort zu passiren hatten, wo, wie er sagte, die Indianer „*muy malos*" — sehr böse Menschen — wären, einen Brief an den Justicia (Richter) mit.

Da es die heilige Woche war, so hatten wir grosse Mühe, einen Führer zu bekommen. Keiner von den Indianern hatte Lust, den Ort zu verlassen, so dass der Alcalde endlich einem Alguacil sagte, er solle einen Mann aus dem Gefängnisse holen. Nach einer Besprechung mit den Gefangenen durch das Gitter ward Einer ausgewählt, blieb aber in Verhaft bis zum Augenblicke des Aufbruchs, wo der Alguacil die Thür öffnete und ihn herausliess, unsre Gepäckrolle ihm auf den Rücken gelegt ward und er abmarschirte. Unserm Zuge voran schritt Bobon mit dem Königsvogel von Quiché auf einem Stocke. Nachdem wir die Ebene und Schlucht, auf und an welcher die Stadt steht, passirt, überstiegen wir einen Berg, der uns eine prachtvolle Aussicht über die Ebene von Quiché bot, und erreichten nach zwei Leguas den Pueblo San Pedro. Die Kirche mit einem Strohdache und einem grossen Kreuze vor ihr lag nahe an der Strasse, während die Hütten des Orts ein wenig im Hintergrunde standen. Diess war der Ort, wo die Indianer „*muy malos*" sein sollten, und da wir eben deshalb hier nicht gern anhalten wollten, so suchten wir unsern Führer zu bewegen, noch weiter mit uns zu gehen; aber nein, trotzdem, dass er bei seiner Rückkehr wieder eingesperrt ward, warf er seine Ladung am Fusse des Kreuzes ab und rannte in solcher Hast zurück, dass er seine zerlumpte Chamarra zurückliess. Der Justicia war ein Mestize, der nach dem Alcalden schickte, worauf sogleich dieser würdige Mann mit sechs Alguacils, Alle in Einer Reihe marschirend, mit Stäben in der Hand und in schöne Tuchmäntel, welches ihre Staatstracht für die heilige Woche war, gekleidet, dahergetrabt kam. Nachdem wir ihnen gesagt, dass wir eines Führers bedürften, marschirten alle Sechs ab, um einen aufzusuchen. In etwa zehn Minuten kehrten sie im Gänsemarsche und genau in demselben Trabe wie zuvor zurück und meldeten, dass sie keinen finden könnten, da die ganze Woche Feiertag wäre und Niemand seinen Wohnort verlassen wollte. Ich zeigte ihnen Carrera's Pass und sagte dem Justicia, er müsste entweder selbst mit uns gehen oder einen seiner Alguacils mitsenden; worauf sie abermals zum Aufsuchen eines Führers abmarschirten. Nachdem ich eine kleine Weile gewartet, erstieg ich eine Anhöhe in der Nähe und sah sie sämmtlich an deren Fusse sitzen, wahrscheinlich darauf wartend, dass ich abziehen sollte. Sobald sie mich erblickten, kamen sie in corpore herzugerannt und erklärten, dass sie keinen Führer ausfindig machen könnten. Ich bot ihnen den zwiefachen Preis: sie blieben unbeweglich. Da sprach ich endlich ein Langes und Breites von Carrera's Rache, der sie nicht blos aus dem Amte jagen, sondern auch um einen Kopf kürzer machen würde. Diess half. Nach einer Berathung von wenigen Minuten standen sie alle ruhig auf; einer von ihnen legte Amtsstab und Amtstracht ab, die Uibrigen luden ihm das Gepäck auf seinen blossen Rücken, legten ihm das Tragband über die Stirn, der Mann ging rennend uns voran und wir folgten ihm. Der Justicia bat mich, an Carrera zu schreiben, dass ich nicht durch seine Schuld aufgehalten worden wäre und dass er

selbst meinen Führer gemacht haben würde, wenn ich keinen andern gefunden hätte. In kurzer Entfernung, an einem Kreuzwege, empfing ein andrer Alguacil den erstern und erlöste ihn von seiner Last, und sie stürmten auf der über alle Beschreibung schlechten Strasse uns so schnell voran, dass wir kaum Schritt mit ihnen halten konnten.

Alsbald erreichten wir eine neue gewaltige Schlucht, in die wir hinabstiegen und deren Ersteigen auf der andern Seite uns drei Stunden Zeit wegnahm. Durch Waldöffnungen blickten wir in Abgründe von ein- bis zweitausend Fuss Tiefe, während des Berges Abhang über uns noch höher war. Der ganze Berg war mit üppigem Grün bekleidet, und wenngleich die felsige, wilde Grossartigkeit der Alpennatur fehlte, so war doch der Anblick bei jeder Wendung erhaben. Beim Hinaufsteigen begegneten wir einigen Indianern, die keine andre als ihre eigne Sprache sprechen konnten, und als wir die Höhe erreichten, boten uns zwei nach Gottes Ebenbilde erschaffene Wesen ein jammervolles Schauspiel dar; ein betrunkener Indianer lag auf dem Boden, das Gesicht mit einem Machete zerschnitten und in seinem Blute schwimmend, und ein besoffenes Weib lag kreischend auf ihm. Unsere Indianer hielten still und redeten sie an, wir konnten aber nicht verstehen, was sie sagten. Um 3 Uhr traten wir aus dem Wald heraus und erblickten alsbald Totonicapan, das noch in weiter Ferne und tief unter uns auf einer prachtvollen Ebene lag, mit einem hohen Tafellande dahinter, von welchem eine Kette von Gebirgen sich erhob, alle vom Vulkan Quezaltenango überthürmt. Die Stadt breitete sich über einen weiten Raum aus und die flachen Dächer der Haüser nahmen sich wie ein einziges ungeheures Dach aus, das nur von den Thürmen der Kirche unterbrochen ward. Wir stiegen den Berg hinab zu den Ufern eines schönen Stroms, längs welchem indianische Frauen Wäsche wuschen. Ihm immer folgend zogen wir in die Stadt ein und ritten nach dem Hause des Corregidor Don José Azmitia. Unser Gepäck war wohlbehalten angelangt und unsere Leute kamen zu unserm Empfange heraus.

So viel ich auch von Totonicapan, der bergumgürteten Hauptstadt eines Departements, sagen könnte, so verweile ich doch nur bei der Erinnerung an ein Ereigniss. Auf dem ganzen Wege war unsre Reise in Folge der Briefe an die Corregidoren, des Passes Carrera's und des erzbischöflichen Briefs an alle Pfarrer eine Art Triumphzug gewesen: hier aber an diesem Orte erhielten wir ein förmliches Diner. Der Leser wird sich erinnern, dass ich in Costa Rica versprach, ihm durch Erwähnung eines solchen Umstands nur noch Ein Mal lästig zu fallen. Dieser Fall ist jetzt eingetreten und ich würde mich als einen Undankbaren ansehen, wenn ich die Erwähnung unterlassen wollte. Nachdem wir den ganzen Tag über furchtbare Berge geklettert waren und seit zwölf Stunden nichts genossen hatten, setzten wir uns nach zweistündigem Warten um sechs Uhr auf erfolgte Einladung mit gewaschenen Händen und Gesichtern und in unsern Galakleidern beim Corregidor zu Tische nieder. Die Gerichte kamen in regelmässiger, gehöriger Folge nacheinander; wohlgeschulte Diener warteten uns auf und unser Wirth machte die Honneurs auf eine Weise, als ob er durch alltägliche Uibung daran gewöhnt wäre. Anders aber war der Fall mit uns. Gleich Rittmeister Dugald Dal-

getty assen wir sehr schnell und assen sehr lange, gemäss seinem Grundsatze, dass es Pflicht jedes Festungscommandanten sei, bei allen sich bietenden Gelegenheiten so viel Munition und Lebensmittel hereinzuschaffen, als die Magazine nur immer zu fassen im Stande seien.

Wir befanden uns hier wiederum auf Carrera's Operationslinie; die Stadt war angsterfüllt; die Weissen zitterten für ihr Leben. Ich gab unserm Wirthe den Rath, dem Lande den Rücken zu kehren und nach den Vereinigten Staaten zu kommen.

Nachdem wir am nächsten Morgen mit dem Corregidor gefrühstückt, brachen wir um 11 Uhr, als eben eine Procession sich auf dem Platze bildete, nach Quezaltenango auf. Wir stiegen in eine Schlucht hinab, die bei jedem Schritte eine herrliche Aussicht bot, erklommen dann einen Berg, von welchem wir auf die Stadt und deren Ebene einen Rückblick thaten, und kamen auf der Höhe zu einer prachtvollen Ebene, die mit Korn bebaut war und auf welcher zahlreiche Schafherden, die ersten, die wir im Lande gesehen, weideten. Die Strasse war zu beiden Seiten mit Hecken riesengrosser Aloen *(Agave americana)* eingefasst, deren wir an einer Stelle gegen zweihundert vollblühende zählten. In der Mitte der Ebene, in einer Entfernung von dritthalb Leguas, überschritten wir auf einer rohen Brücke von Baumstämmen einen breiten Fluss, der dadurch merkwürdig ist, dass die in Alvarado's Schlacht mit den Quiché-Indianern Getödteten und Verwundeten hineingeworfen wurden und daher der „Blutfluss" heisst. Nach zwei Leguas bekamen wir Quezaltenango in Sicht. Es liegt am Fusse einer grossen Bergkette und ist von einem zerrissenen, beständig Rauch ausstossenden Vulkan umgeben, vor welchem ein Bergrücken von Lava sich erhebt, die, wenn sie ihren Lauf nach der Stadt zu genommen hätte, diese gleich Herculanum und Pompeji begraben haben würde.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Quezaltenango. — Geschichtliches über die Stadt. — Bekehrung der Einwohner zum Christenthume. — Das Aüssere der Stadt. — Das Kloster. — Aufstand. — Carrera's Marsch gegen Quezaltenango. — Seine Behandlung der Einwohner. — Rüstungen zur heiligen Woche. — Die Kirche. — Eine Procession. — Karfreitag. — Feier der Auferstehung. — Eröffnende Ceremonie. — Die Kreuzigung. — Eine Predigt. — Die Abnahme vom Kreuze. — Grosse Procession. — Die Kirche El Calvario. — Ein Pfarrer in Bekümmerniss. — Die warmen Quellen von Almolonga.

Hier waren wir wieder auf classischem Boden. Wir erinnern den Leser an folgende Data aus der Geschichte von Quezaltenango: Die Stadt steht auf der Stelle des alten Xelahuh, welches nach Utatlan die grösste Stadt in Quiché war, indem das Wort Xelahuh bedeutet „unter der Regierung von Zehn" d. h. sie ward von zehn Grosskapitänen (Kaziken) regiert, deren jeder über 8000 Haüser gesetzt

war, so dass also die Stadt in Allem 80,000 Haüser zählte, die nach Fuentes über 300,000 Bewohner enthielten. Bei Tecum Umams Niederlage durch Alvarado verliessen die Einwohner die Stadt und flohen nach ihren alten Festungen, nämlich dem Vulkan Excansel und Cekxak, einem andern, an ihn angränzenden Berge. Die Spanier zogen in die verlassene Stadt ein, und nach einem alten, in der Stadt San Andres Xecul aufgefundenen Manuscripte nahmen ihre Vedetten die vier gefeierten Kaziken gefangen, deren Namen waren: Calel Kalek, Ahpopgueham, Calelahan und Calelaboy. Wie die spanischen Berichte sagen, fielen diese Kaziken vor Pedro Alvarado auf die Kniee, während ein Priester ihnen das Wesen des christlichen Glaubens darlegte, worauf sie diesen Glauben anzunehmen sich bereit erklärten. Zwei derselben wurden als Geiseln zurückbehalten, die andern aber nach den Festungen gesendet, von wo sie mit solchen Massen zur Taufe bereitwilliger Indianer zurückkamen, dass die Priester endlich vor lauter Ermattung nicht mehr die Arme zur Vollziehung der Ceremonie heben konnten.

Als wir Quezaltenango nahten, zeigten sieben hochgethürmte Kirchen, dass die so eilig angenommene Religion nicht ausgestorben war. Nach wenigen Minuten zogen wir in die Stadt ein. Die Strassen waren schön gepflastert und die Haüser von pittoresker Architektur. Das Rathhaus hatte zwei Stockwerke und einen Corridor. Die Kathedrale mit ihrer reichgeschmückten Façade war grossartig und imponirend. Der Hauptplatz, von welchem eine kleine Ansicht hier beiliegt, war mit Steinen gepflastert, hatte in der Mitte eine schöne Fontäne und gewährte eine herrliche Aussicht auf den Vulkan und die umliegenden Berge. Es war der grüne Donnerstag; die Strassen und der Platz waren gedrängtvoll von Menschen, die in ihren schönsten Feiertagskleidern erschienen, die Indianer in weiten schwarzen Mänteln und breitkrämpigen Filzhüten, die Frauen in weissem Rock, der zugleich den Kopf mit Ausnahme eines ovalen Ausschnitts für das Gesicht verhüllte, einige auch in einer Art Turban von rother, ins Haar geflochtener, dicker Schnur. Den Glocken war Stillschweigen geboten und hölzerne Klappern vertraten ihre Stelle. Wie wir bis zu den Zähnen bewaffnet hindurchritten, machte uns die Menge schweigend Platz. Wir zogen vor dem Portal der Kirche vorüber und ritten zu dem weiten Thor des Klosters ein. Der Pfarrer war im Augenblicke abwesend, aber eine recht respectable Dienerin empfing uns auf eine Weise, die uns auf den freundlichen Willkommen ihres Herrn mit Gewissheit rechnen liess. Es herrschte indess im ganzen Hause ein unruhiges und ängstliches Wesen, und es währte auch nicht lange, als die gute Frau ihr Herz von der Last erleichterte, die es so furchtbar drückte.

Nach eingenommener Chocolade gingen wir zum Corregidor, dem wir unsere Briefe von der Regierung und Carrera's Pass einhändigten. Er gehörte zu Morazans Verbannten und war ein schöner Mann von militärischem Aussehen, aber, wie er uns sagte, kein Militär von Profession. Er war durch einen Zufall im Dienste und konnte es kaum erwarten, sein Commando niederzulegen; und in der That, sein kurzer Dienst war keine Sinecura gewesen. Er stellte uns einem Italiäner aus Genua, Don Juan Lavanigno, vor, der sein Vaterland

wegen einer Revolution hatte verlassen müssen, an deren Spitze der gegenwärtige König (1841) als damaliger Thronerbe stand und die ihn auf den Thron bringen sollte, aus welcher er sich aber feig zurückzog und seinen Anhang seinem Schicksal überliess. Auf welche Weise der Signor seinen Weg nach diesem Orte gefunden haben mochte, erfuhr ich nicht, aber den Frieden hatte er hier nicht gefunden, und wenn ich mich getaüscht habe, so war er wohl ebenso ängstlich besorgt, von hier fortzukommen, wie er es einst gewesen sein mochte, Genua zu verlassen.

Bei unsrer Rückkehr nach dem Kloster trafen wir den Pfarrer an, der uns persönlich den freundlichen Empfang zu Theil werden liess, dessen seine Haushälterin uns schon versichert hatte. Bei ihm war ein Mestize von respectabelm Aussehen, der den imponirenden Titel „Gobernador“ führte, während er ein indianischer Alcalde war. Es war ziemlich seltsam, dass wir eine Stunde nach unsrer Ankunft in Quezaltenango mit den vier überlebenden Opfern von Carrera's Wuth bekannt geworden waren, die sämmtlich mit knapper Noth zur Zeit der Gewaltthat, deren Gerücht zu uns nach Guatemala gelangt war, dem Tode entronnen waren. Noch zitterte die Stadt unter dem Einflusse des entsetzlichen Ereignisses, und wenn wir schon unterwegs vieles Einzele davon vernommen hatten, so konnte in Quezaltenango selbst, mit Ausnahme der betheiligten Parteien, Keiner von etwas Anderm reden.

Gleich bei dem ersten Vorrücken von Morazans Soldaten auf den Hauptplatz in Guatemala ward in einem unglückseligen Augenblicke ein Courier mit der Nachricht von der Einnahme der Stadt nach Quezaltenango abgeschickt. Die Wirkung war eine augenblickliche und entschiedene: das Volk erhob sich gegen die von Carrera zurückgelassene Garnison und forderte sie zur Niederlegung der Waffen auf. Der Corregidor, der auf die Bürger nicht gern schiessen lassen wollte und es doch für unmöglich erkannte, mit seiner kleinen Truppenzahl den Aufstand zu bewältigen, suchte auf den Rath des Pfarrers und Don Juan Lavanigno's, um Blutvergiessen und ein allgemeines Gemetzel zu verhüten, die Soldaten zu bewegen, ihre Waffen niederzulegen und die Stadt zu verlassen. In derselben Nacht ernannte die städtische Behörde ohne sein Wissen Don Juan Lavanigno zum Commandanten. Er verweigerte den Dienst; aber die Stadt war in einem so gewaltsam aufgeregten Zustande, dass man in ihn drang, den Posten nur für diese einzige Nacht zu übernehmen, indem man ihm vorstellte, es würde, wenn er es nicht thäte, die Wuth des Pöbels gegen ihn sich kehren. In derselben Nacht erklärte man sich zu Gunsten Morazans und richtete ein Glückwunschschreiben an ihn, das auf der Stelle durch einen indianischen Eilboten an ihn abgefertigt ward. Man wird sich indess erinnern, dass mittlerweile Morazan aus Guatemala herausgetrieben worden war und Carrera dem Fliehenden auf dem Fusse folgte. In La Antigua begegnete Letzterer einem entwaffneten Sergeanten, der ihn von den Vorgängen in Quezaltenango unterrichtete, worauf er mit Aufgabe der Verfolgung Morazans auf geradestem Wege hierher marschirte. Man empfing bei Zeiten Kenntniss von seinem Anzuge und es wurden der Corregidor, der Pfarrer und Don Juan Lavanigno als Deputation zu seinem Em-

pfange abgesandt. Sie trafen ihn bei Totonicapan. Carrera, der schon unterwegs gehört, wie thätig sie gewesen, um die Soldaten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, begrüsste sie mit der wüthenden Erklärung, dass sie auf dieser Stelle mit ihren Köpfen dafür büssen sollten; auch brach er mit Beiseitesetzung seiner Bigotterie und seiner Achtung vor den Priestern gegen den Pfarrer insbesondre los, den er einen Verwandten Morazans nannte. Der Pfarrer erwiederte, er wäre kein Verwandter, nur ein Landsmann von ihm (was dort bedeutet: aus demselben Orte mit ihm); Carrera aber befahl vier seiner Soldaten, ihn einige Schritte weit wegzuführen und auf der Stelle zu erschiessen. Der Gobernador, der vorhin erwähnte alte Indianer, warf sich auf die Kniee vor ihm nieder und bat um des Pfarrers Leben; aber Carrera zog sein Schwert und hieb den Indianer zweimal über die Schulter, welche Wunden, als ich ihn sah, noch nicht geheilt waren; er stand indessen von seinem Vorhaben, den Pfarrer unmittelbar erschiessen zu lassen, ab und überlieferte ihn den Soldaten. Don Juan Lavanigno ward von Carrera's Sekretär gerettet, welcher im „El Tiempo", der Regierungszeitung von Guatemala, den Auszug aus einem Briefe Don Juans an einen Freund in Guatemala mittheilte, worin er Carrera's Benehmen bei seinem frühern Einzuge in Quezaltenango und die Disciplin und das gute Verhalten seiner Truppen gelobt hatte.

Am nächsten Morgen in der Frühe rückte Carrera mit Don Juan und dem Pfarrer als Gefangenen in Quezaltenango ein. Die Municipalität harrte seiner auf dem Platze. Unglücklicher Weise hatte sich aber der mit dem Briefe an Morazan betraute Indianer anstatt fortzugehen in der Stadt umhergetrieben und übergab besagten Brief in diesem unglückseligen Augenblicke an Carrera. Ehe noch sein Sekretär mit dem Vorlesen fertig war, zog Carrera im Uibermasse seiner Wuth das Schwert, um sie auf der Stelle mit eigner Hand zu tödten, verwundete Molina, den Alcalde mayor, und zwei andere Glieder der Municipalität, bezähmte sich aber doch noch und befahl seinen Soldaten sie festzunehmen. Dann ritt er zum Corregidor, wo er wiederum in Wuth ausbrach und schon sein Schwert gegen ihn zückte, als eine Frau im Zimmer sich vor den Corregidor warf. Carrera hieb mehrmals um sie herum, überwand sich aber endlich doch noch einmal und befahl den Corregidor zu erschiessen, wenn er nicht durch Brandschatzung auf die Stadt 5000 Dollars herbeischaffte. Don Juan und den Pfarrer hatte er in einem Zimmer eingesperrt und ihnen gedroht, sie um 5 Uhr diesen Nachmittag zu erschiessen, wofern sie nicht 1000 D. jeder an ihn und ausserdem noch der Erstere 200 D., der Letztere 100 D. an seinen Sekretär auszahlten. Don Juan war zwar der angesehenste Kaufmann in der Stadt, aber selbst für ihn war es schwer, diese Summe zu erheben. Der arme Pfarrer aber sagte Carrera, dass er ausser seinem Mobiliar und seinen Büchern nicht einen Cent im Vermögen habe. Keinem ward gestattet, ihn zu besuchen, mit Ausnahme seiner alten Haushälterin, die uns die Geschichte zuerst erzählte. Viele seiner Freunde waren geflohen oder hatten sich versteckt, und die alte Haushälterin rannte von Ort zu Ort mit von ihm geschriebenen Handbillets, worin er um fünf Dollars, um zehn Dollars, um irgendeine Summe, die sie

nur erlangen könnte, bat. Eine alte Dame sandte ihm 100 D. Um 4 Uhr hatte sie mit aller ihrer Anstrengung erst 700 D. zusammengebracht, bis endlich, nachdem sie alle Todesangst ausgestanden und der Pfarrer alle Hoffnung aufgegeben hatte, Don Juan, der auf zwei Stunden frei gewesen war, das Fehlende vollmachte und der arme Pfarrer freigelassen ward.

Am nächsten Morgen schickte Carrera an Don Juan mit der Bitte, ihm sein Barbierzeug zu leihen, und Don Juan brachte es selbst. Er hatte stets mit Carrera in gutem Einvernehmen gestanden, und der Letztere fragte ihn, ob er denn seine Angst überwunden hätte, und sprach mit ihm in so vertraulicher Weise, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Kurz darnach sah man ihn noch am Fenster auf einer Guitarre spielen, — und eine Stunde später wurden achtzehn Mitglieder der Municipalität ohne die geringste prozessualische Form, selbst ohne Trommelgericht, auf den Platz geschleppt und erschossen! Sie waren sämmtlich die ersten Männer in der Stadt, und der Alcalde mayor Molina stand an Familie, Stellung und Charakter Keinem in der Republik nach. Seine Frau umschlang Carrera's Kniee und flehte um sein Leben, als er mit einer Rotte Soldaten vorüberzog. Sie schrie ihm zu „Robertito", und er warf ihr einen Blick zu, sprach aber nicht. Unter einem lauten Aufschrei sank sie zusammen und verfiel in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich kam, war ihr Gatte todt. Man schleppte ihn um die Ecke des Hauses, setzte ihn auf einen Stein und fertigte ihn auf der Stelle ab. Die Andern wurden, immer Einer auf einmal, auf dieselbe Stelle gesetzt. Der Stein und die Wand des Hauses waren noch roth von ihrem Blut. Mir ward erzählt, Carrera habe Thränen um die zwei Ersten vergossen, die Andern aber hätten ihn nicht gekümmert. Wenn sich bisher in allen ihren Revolutionen doch noch ein Schein von Achtung vor den Gerichten gezeigt hatte, so kann man sich das Grausen und Entsetzen der Bürger über diesen gesetzlosen Mord an ihren edelsten Bürgern vorstellen. Die Thatsachen waren aller Welt in Quezaltenango bekannt; wir hörten sie mit nur geringer Abweichung in Einzelheiten von mehr als einem Dutzend verschiedner Personen erzählen.

Nachdem Carrera diese abscheuliche That begangen, kehrte er nach Guatemala zurück. Noch immer hatte sich die Stadt von ihrer Bestürzung nicht wieder erholt. Man betrachtete die That als einen gegen die Weissen geführten Schlag und fürchtete alle Graüel eines Kastenkriegs. Ich habe es, wo ich nur konnte, vermieden, von Carrera mit Härte zu sprechen; denn ich betrachte mich als ihm persönlich verpflichtet, da ich ohne seinen Schutz das Land nimmermehr hätte bereisen können. Schwer aber wird es Einem, die Gefühle der Entrüstung gegen die Regierung zu unterdrücken, die, im Bewusstsein der Masslosigkeit seines Handelns und seiner äussersten Verachtung gegen sie, es niemals wagte, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, und jetzt ihm schmeichelt und den Hof macht, indem sie sich durch seine Gunst allein im Besitze der Macht erhält.

Ich kehre zum Pfarrer zurück. Er war ein Mann von etwa 45 Jahren, lang, kräftig und von ungemein feinem Gesichtsausdruck. Er hatte verschiedne Pfarreien unter seiner Obhut uud nach dem Kanonikate war seine Stellung die höchste im Lande; aber sie hatte auch

ihre Mühen; wie er denn eben jetzt mit den Feierlichkeiten der heiligen Woche vollauf zu thun hatte. Wir begleiteten ihn des Abends nach der Kirche, deren Inneres auf einen Blick von der Thür aus einen höchst wundersamen Eindruck auf uns machte. Sie war 250 Fuss lang, geraümig und hoch, reich decorirt mit Gemälden und Sculpturen, von Lichtern strahlend und gedrängtvoll von Indianern. Zu beiden Seiten des Eingangs war ein Gitter, hinter welchem ein Indianer zum Empfang von Opfergaben stand. Der Boden war mit Fichtenblättern bestreut. Links sah man den todten Christus auf einer Bahre, auf welche jede eintretende Frau eine Handvoll Rosen warf, während ein Indianer dabei stand, um Geld in Empfang zu nehmen. Gegenüber, hinter einem Eisengitter, war die Figur des kreuztragenden Christus mit verbundenen Augen und mit grossen, den Armen und andern Körpertheilen angefügten und an den Stäben des Eisengitters befestigten silbernen Ketten. Auch hier war ein Indianer aufgestellt, um Beisteuern anzunehmen. Der Altar war von schönen Formen und reich verziert, indem er aus zwei Reihen übereinandergestellter und vergoldeter ionischer Saülen bestand, mit einer goldnen Glorie darüber und von zehn Fuss hohen Kerzen erleuchtet. Unter der Kanzel stand ein Pianoforte. Nach einem Gange durch die Kirche führte uns der Pfarrer zu den Sitzen unter der Kanzel. Er bat uns um einige Tonstücke unsers Landes, worauf er sich selbst ans Pianoforte niedersetzte und ein Stück spielte. Auf Herrn C.'s Bemerkung, dass diess eine Arie aus einer von Rossini's Opern wäre, sagte er, dass sie dann schwerlich für die Gelegenheit passte, und wählte ein andres Stück.

Gegen 10 Uhr bildete sich die Versammlung in der Kirche zu einer Procession und Herr C. und ich gingen heraus und stellten uns an einer Strassenecke auf, um sie vorüberziehen zu sehen. Sie ward von zwei nebeneinandergehenden Indianern eröffnet, deren jeder eine lange brennende Wachskerze in der Hand trug, wornach, auf den Schultern von vier Männern getragen, die Figur der Judith mit einem blutigen Schwerte in der einen und des Holofernes bluttriefendem Haupte in der andern Hand folgte. Dann, ebenfalls von vier Männern getragen, der Erzengel Gabriel, in rothe Seide gekleidet und mit grossen aufgeblähten Schwingen an den Seiten. Zunächst kamen Männer in wunderlichen Rüstungen aus schwarzem und silberfarbigem Papier, welche Mohren vorstellen sollten und Schild und Speer gleich alten Rittern trugen; hierauf vier kleine, in weisse Seite und Gaze gekleidete Mädchen, die wie kleine Engel aussahen und denen zur Seite Männer mit brennenden Kerzen gingen. Hiernach kam eine grosse Figur des kreuztragenden Christus, von vier Indianern getragen, zu beiden Seiten indianische Knaben mit langen, horizontal gehaltenen Stangen, um das Andrängen der Menge abzuhalten. Hieran schloss sich ein Zug von Bürgern. Bei der Wendung um die Strassenecke, an welcher wir standen, sagte ein dunkelfarbiger Mestize mit einem finstern fanatischen Blicke zu Herrn Catherwood: „Nehmt eure Brille ab und folgt dem Kreuze". Dann kam ein Zug von Frauen mit Kindern auf den Armen, letztere zur Hälfte schlafend und phantastisch aufgeputzt mit silbernen Mützchen und Kopfschmuck. Den Schluss endlich bildete eine grosse Statue der h. Jungfrau in sitzen-

der Stellung und prachtvoll angekleidet, zu beiden Seiten indianische Knaben, welche Stangen mit Kerzen trugen. Das Ganze war mit Musik von Trommeln und Violinen begleitet. Als der lange Zug sich die Strasse hinabbewegte, kehrten wir nach dem Kloster zurück.

Die Nacht war sehr kalt und der Morgen glich einem heimischen Decembermorgen. Es war der Karfreitag und in ganz Guatemala traf man aller Orten Vorbereitungen, um die Auferstehung des Herrn mit den grössten kirchlichen Feierlichkeiten zu begehen. In Quezaltenango war schon in der frühen Stunde des Tages der Platz gedrängtvoll von Indianern vom umliegenden Lande, während die Weissen, entsetzt und betrübt über die Ermordung ihrer bessten Männer, es zum grossen Theile mieden, sich an der Feier zu betheiligen.

Um 9 Uhr machte uns der Corregidor einen Besuch und wir begleiteten ihn zur Eröffnung der Festlichkeiten nach der Kirche. Auf der einen Seite des Schiffs, nahe dem Hochaltare und der Kanzel gegenüber, waren hohe gepolsterte Stühle für den Corregidor und die Mitglieder der Municipalität aufgestellt, auf denen wir mit ihnen Platz nahmen. Die Kirche war übervoll von Indianern, deren Zahl man auf mehr als dreitausend schätzte. Früher wurden zu dieser Feier keine Frauen und Kinder zugelassen; jetzt aber war der Fussboden der Kirche voll von knieenden, mit rothen Schnuren im Haar aufgeputzten Indianerinnen, von denen fast ein Drittel Kinder auf dem Rücken hatte. Ausser uns und dem Padre war kein Weisser in der Kirche, daher Aller Augen auf uns gerichtet waren, die wir die Sitze Jener einnahmen, die sie nur wenige Tage zuvor noch eingenommen hatten, ehe das schreckliche Schicksal sie ereilte.

An den Stufen des Hauptaltars stand ein grosses Kreuz, anscheinend von massivem Silber und reich geschnitzt und verziert, und darüber eine hohe Laube von Fichten- und Cypressenzweigen; und an des Kreuzes Fusse eine Figur der weinenden Maria Magdalena mit einer verschwenderischen Fülle von Löckchen und mit im Nacken tief ausgeschnittenem Rocke, überhaupt ziemlich unanständig angeputzt; ihr zur Rechten die pomphaft angekleidete Figur der h. Jungfrau, und im Schiff der Kirche Johannes der Taüfer, der, wie es schien, blos darum aufgestellt war, weil man seine Figur nun einmal vorräthig hatte. Alsbald erscholl vom andern Ende der Kirche her eine wilde Indianermusik und eine Procession schritt heran, angeführt von Indianern mit breitkrämpigen Filzhüten, dunkeln Mänteln und brennenden Wachskerzen, voranschreitend dem auf einer Bahre von dem Pfarrer und den assistirenden Padres getragenen Leibe des Herrn und gefolgt von Indianern mit langen Wachskerzen. Die Bahre schritt bis an den Fuss des Kreuzes. An dieses wurden hinten Leitern angelegt; der Gobernador in seinem langen schwarzen Mantel und breitkrämpigen Filzhute stieg zur Rechten hinauf und bog sich, einen silbernen Hammer und einen langen silbernen Nagel in der Hand, herüber; ein andrer indianischer Würdenträger stieg auf der andern Seite hinauf, während die Priester die Figur Christi von vorn hinaufhoben. Der Anblick der Figur war grauenvoll: Blut triefelte von den Wangen herab, ihre Arme und Beine waren beweglich und an der Seite war eine klaffende Wunde mit einem langsam ausfliessen-

den Blutstrom zu sehen. Sie ward mit dem Rücken ans Kreuz geschlagen, ihre Arme ausgestreckt, durch die Hände und Füsse Nägel getrieben, die Leitern hinweggenommen, und so hing die Figur Christi nun am Kreuze.

Als diess vorüber war, verliessen wir die Kirche und verbrachten zwei oder drei Stunden mit Besuchen. Die weisse Bevölkerung war gering, aber in Gesinnung allen andern Weissen in der Republik gleich; und es gab kaum eine achtbare Familie, die nicht durch Carrera's grausame That tief bekümmert war. Erst als wir in die Familienkreise eintraten, ersahen wir die Wirkung dieses abscheulichen Streichs. Den Schmerz der Frauen, deren nächste Verwandte und Freunde gemordet oder zur Rettung ihres Lebens zur Flucht genöthigt worden waren und jetzt Gott weiss wo unstät umherirrten — diesen Schmerz können nur Diejenigen voll erfassen, welche die Liebe des weiblichen Herzens zu würdigen wissen.

Man bat mich dringend, Molina's Wittwe zu besuchen. Ihr Gatte war erst 35 Jahre alt und sein Tod würde unter allen Umständen, selbst von politischen Feinden, beklagt worden sein. Wohl fühlte ich eine schmerzliche Theilnahme für eine Frau, die solch ein Ereigniss erlebt hatte, aber dennoch konnte ich nicht umhin, an ihrer Thüre wieder umzukehren, da mir mein Gefühl sagte, dass ein Besuch von einem fremden Manne wie eine unberufene Einmischung in ihren Kummer erscheinen müsste.

Den Nachmittag nahmen wir abermals mit der Municipalität in der Kirche Platz, um die Abnahme vom Kreuze mit anzusehen. Der weite Raum war bis zum Ersticken voll und der Fussboden mit einer dichten Masse knieender Frauen in turbanartigem Kopfschmuck und mit Kindern auf dem Rücken bedeckt und ihre Phantasie ward durch das Anschauen der blutenden Gestalt am Kreuze erhitzt; aber unter ihnen allen bemerkte ich auch nicht ein einziges interessantes Gesicht. Ein Priester bestieg die Kanzel, ein hagerer, todtenbleicher Mann, der mit einer Stimme, die jeden Theil des gewaltigen Gebaü's durchhallte, eine feuerige Passionsrede hielt. Wenige von den Indianern verstanden auch nur die Sprache und manchmal machte das Schreien der Kinder seine Worte unvernehmlich; aber der durchdringende Klang seiner Stimme berührte jede Saite ihrer Herzen; und Mütter sassen, ohne Rücksichtnahme auf ihrer Kinder Schreien, regungslos da und ihren Zügen war ihre hohe und ernste Begeisterung aufgeprägt. In derselben Kirche und möglicherweise von denselben Weibern ward in einem Anfall wahnsinnigen Fanatismus der unglückliche Vicepräsident (Flores) bei den Haaren umhergeschleift und von ihren Händen ermordet. Von Augenblick zu Augenblick wurden die Gemüther der Versammlung tiefer aufgeregt. Der Priester riss seine schwarze Mütze ab, bog sich über die Kanzel, streckte beide Arme vor und hielt in dieser Attitude und voll wahnsinniger Leidenschaft eine Anrede an die blutige Kreuzesgestalt. Ein schauerliches Stöhnen, das das Blut hätte erstarren machen mögen, durchlief die Kirche. In diesem Augenblicke sprangen auf ein Signal vom Pfarrer die Indianer auf die aus Fichtenzweigen erbaute Laube, rissen sie auseinander, balgten sich um den Altar herum um die geweihten Zweige und zerbrachen sie mit einem Lärmen, der dem Knattern eines grossen

Brandes glich, in Stücke, um sie als heilige Reliquien aufzuheben. Zwei Indianer mit breitkrämpigen Hüten erstiegen dann die Leitern zu beiden Seiten des Kreuzes und zogen, ihre Hände mit gesticktem Tuch bedeckt, mittelst grosser silberner Kneipzangen die Nägel aus den Händen der Figur. Die Gefühle der Frauen machten sich Luft in Thränen, Seufzen, Stöhnen und Klagegeschrei, und zwar so laut und tief, dass, je unerwarteter es über uns kam, unsre eignen Gefühle in Verwirrung geriethen und selbst bei Männern von gesunden Sinnen die Vernunft zu wanken begann. Nie hörte ich solch ein Angstgeschrei durch menschliches Leiden hervorgerufen; und als der blutbefleckte Leichnam unter der Kanzel in die Höhe gehalten ward und der Priester, über die Kanzelbrüstung sich legend, ihn in wahnwitziger glühender Inbrunst anredete und die Masse der Frauen mit wild aufgeregter Phantasie auf- und niederwogte gleich einer hochgehenden See, da ward die ganze Scene so erschütternd und so schauerlich-düster und schmerzlich, dass, ohne dass wir wussten warum, Thränen aus unsern Augen hervorbrachen. Vier Jahre vorher hatte ich in Jerusalem, auf dem Golgatha selbst und in Gegenwart der spottenden Muselmanen dieselbe Darstellung der Kreuzesabnahme gesehen; aber die Begeisterung der griechischen Pilger in der heil. Grabeskirche war nichts im Vergleich mit diesem Wirbelwinde von Fanatismus und Raserei. Allgemach legte sich der Sturm, das Knicken der Fichtenzweige hörte auf, die ganze Laube war abgebrochen und vertheilt, und es währte nicht lange, so begannen die Vorbereitungen zu der grossartigen Procession.

Wir gingen mit dem Corregidor und den Municipalbeamten hinaus und nahmen unsern Platz auf dem Balcon des Cabildo. Die Procession ward in einer für uns so ausserordentlichen Weise eröffnet, dass ich auf Knall und Fall eine Notiz aufzuzeichnen suchte, ohne von unten bemerkt zu werden. Der Anführer war ein Mann zu Rosse, *Centurion* genannt, mit Helm und Kürass von mit Blattsilber belegter Pappe, einer schwarzen Kreppmaske, kurzen schwarzsammtnen Beinkleidern, weissen Strümpfen, einer rothen Leibbinde, blauen und rothen Bändern an den Armen, einem Schwerte mit silbernem Gefässe und einer Lanze, mit welcher er von Zeit zu Zeit sich umdrehend der Procession ein Zeichen gab und sie heranwinkte. Dann kam ein Handpferd, das auf seinem Rücken einen alten, reich mit Silber plattirten mejicanischen Sattel hatte. Hierauf zwei Männer in langen blauen Schlepprücken mit runden Kappen, die ihre Köpfe ganz verhüllten und nur Oeffnungen für die Augen hatten; sie führten zwei Maulthiere nebeneinander, mit schwarzen Tuchgewändern überhangen, die ihren ganzen Leib bis zu den Füssen bedeckten und deren lange Schleppen von Männern in gleichem Anzug wie die andern zwei getragen wurden. Hierauf folgte, von vier Männern in langen schwarzen Gewändern getragen, das grosse silberne Kreuz der Kreuzigung mit einem reichverzierten silbernen Piedestal und mit Verzierungen, die von den Armen des Kreuzes herabhingen und wie Laternen aussahen. Zunächt erschien ein Zug von Indianern zu Zweien, in langen schwarzen Mänteln, schwarzen Filzhüten mit sechs bis acht Zoll breiten Krämpen, alle mit brennenden Kerzen in der Hand, und dann vier Indianer in derselben Tracht, aber mit Dornenkronen

auf dem Kopfe, welche einen langen niedrigen Wagen oder eine Bahre schleppten, die mit Fichtenblättern bedeckt und an deren einem Ende ein nackter Schädel aufgestellt war. Ihnen zunächst und in auffälligem Contraste zu diesem Emblem der Sterblichkeit folgte ein auf den Schultern von sechs Männern getragener Engel in der Stellung einer Operntänzerin, in einem weitbauschigen, unten mit Spitzen besetzten purpurnen Atlasgewande, Gaze-Fittichen und einer Wolke von Gaze über dem Haupte, mit einem Paar silbernen Zangen in der Rechten, einem kleinen hölzernen Kreuze in der Linken und mit einer zehn Ellen langen, von hübschen kleinen, phantastisch gekleideten Mädchen getragenen weissen Musselinschleppe hinter sich. Hiernach kam ein abermaliger Zug von Indianern mit brennenden Kerzen; dann eine Gruppe graülich maskirter Teufel. Alsdann ein anderer Engel, wiederum einer Operntänzerin gleichend, in himmelblauem Atlas, mit reich verbrämten Fittichen und Wolken und flatternden Bändern, mit einer Leiter in der rechten, einem silbernen Hammer in der linken Hand, und mit einer wie zuvor getragenen Schleppe; auch, wie wir zu bemerken nicht umhin konnten, mit kurzen schwarzen Sammetbeinkleidern. Nach ihm kam noch ein Engel, gelb gekleidet, in der Rechten ein kleines Kreuz von Holz tragend, in der Linken etwas, was ich nicht bezeichnen kann. Zunächst folgte ein schönes, etwa zehnjähriges Mädchen, vom Kopfe bis zu den Füssen gerüstet, mit Kürass und Helm von Silber, ebenfalls „Centurion" genannt, das nach der Musik in einem langsamen, anmuthigen Tanze sich fortbewegte, sich umdrehte, stehen blieb, auf seinem Schwert ausruhte und eine Gruppe heranwinkte, die einer solchen Führerin würdig war, nämlich zwölf schönen, phantastisch gekleideten Kindern, welche die zwölf Apostel vorstellen sollten; von denen eines in seinen Armen einen silbernen Hahn, das Emblem des heil. Petrus, trug. Hiernächst kam der Hauptgegenstand der Verehrung, die Figur des gekreuzigten Christus auf einer Bahre und in ihrer ganzen Länge in ein Spiegelglasgehäuse eingeschlossen, das innen und aussen mit Rosen bestreut und von einem Trauer-Baldachin überschirmt war, welchen Männer in langen schwarzen Gewändern mit Alles ausser den Augen verhüllenden Kappen trugen. Ihr folgten der Pfarrer und die Priester, barhaupt und in ihren reichsten Gewändern, dann eine gedämpfte Trommel und Soldaten mit umgekehrten Gewehren; und den Schluss der Procession bildete die Jungfrau Maria in einem langen schwarzen Trauerkleide. Die Procession hielt einen Umzug durch die ganze Stadt; wir begegneten ihr zweimal und gingen dann nach der Kirche El Calvario, die auf einer Anhöhe am äussersten Ende einer langen Strasse steht. Ihre Treppe war bereits angefüllt mit Frauen, die vom Kopfe bis zu den Füssen weiss gekleidet waren und nur für das Gesicht einen ovalen Ausschnitt hatten. Es war, als die Procession am jenseitigen Ende der Strasse erschien, schon dunkel, aber bei dem Glanze zahlloser brennender Kerzen trat jeder Gegenstand in um so frappanterer Wildheit hervor und auf den Gesichtern der Indianer schien der Fanatismus mit feurigen Lettern geschrieben zu stehen. Der Centurion machte die Stufen zur Kirche hinauf den Weg frei und die Procession zog unter lautem Gesange in die Kirche hinein. Wir aber gingen von dannen.

Den Abend machten wir mehre Besuche und spät in der Nacht wurden wir von einigen Freunden des Pfarrers zu einer den Pfarrer betreffenden Besprechung gerufen. Seine Angst und Noth waren noch nicht vorüber. Am Tage unsrer Ankunft hatte er von Seiten des Bisthumsverwesers einen gemessenen Befehl erhalten, sich nach Guatemala zu verfügen, nebst der Anzeige, dass „eine geeignete Person" an seiner Stelle ernannt werden würde. Die Worte des Befehls waren für den Pfarrer tiefbetrübend, da sie besagten, dass er keine geeignete Person sei. Ganz Quezaltenango, sagte er, könnte für seine Handlungen einstehen und er könnte vor Gott bürgen, dass seine Beweggründe keine andern waren, als Blutvergiessen zu verhüten. Sein Haus war von unten bis oben in Verwirrung und Bestürzung; er packte seine Bücher und sein Hausgeräth zusammen und traf alle Anstalten, um des Verwesers Befehle nachzukommen. Aber seine Freunde überlegten, dass es doch gefährlich für ihn wäre, nach Guatemala zu gehen; denn dort würde er unter Carrera's Augen sein, der, wenn er ihm in einem bösen Augenblicke begegnete, ihn auf der Strasse niederhauen könnte. Ginge er aber nicht, dann würde der Verweser ihm Soldaten zuschicken, denn solches heischte die rigoröse Strenge der Kirchendisciplin. Sie wünschten nun, er möchte aus dem Lande fliehen, möchte mit uns nach Mejico gehen; aber er konnte doch nicht ohne einen Pass von Guatemala fort, und dieser würde ihm natürlich verweigert werden. Dass sie sich an uns wandten und sich uns aufdeckten, zeigte, wie hilflos seine Lage war. In der Meinung, ich dürfte wohl beim Verweser einigen Einfluss haben, baten sie mich, nach Guatemala zu schreiben und die Umstände so wie sie ganz Quezaltenango bekannt wären, mittheilen. Ich hatte mir zwar fest vorgenommen, keinen Theil an den öffentlichen oder persönlichen Angelegenheiten dieser unglückseligen Revolution zu nehmen; dennoch würde ich mich ohne Bedenken jeder Mühe oder Gefahr unterzogen haben, um dem Pfarrer zu dienen, wenn sich nur irgendwelche Aussicht, dass es ihm nützen könne, dargeboten hätte; aber ich kannte die Empfindlichkeit der Gewalthaber in Guatemala und glaubte, vom Verweser und der Regierung würde meine Einmischung übel aufgenommen werden. Ich that indess den Vorschlag, an einen Freund, der, wie ich wusste, beim Verweser gut angeschrieben stand, zu schreiben und ihn zu bitten, diesem Würdenträger einen Besuch zu machen und die Sachlage als wie von mir kommend mitzutheilen; auch rieth ich, der Pfarrer möchte einen Freund ausdrücklich in der Absicht nach Guatemala senden, um den Verweser in Person zu sprechen. Jetzt, wo ich heimgekehrt bin in ein Land, das Regierung und Gesetze hat, kann ich kaum begreifen, dass ich erst vor Kurzem in einer Sache, in der es sich um die Sicherheit eines Mannes von des Pfarrers Charakter und Stellung handelte, zu Rathe gezogen ward. Und dieser Mann stand so hoch, dass beziehungsweise der achtbarste Geistliche unsers Landes nicht höher steht.

Den nächsten Morgen wurden wir zu der bejahrten Dame, die dem Pfarrer die zuvor erwähnten hundert Dollars zugesendet hatte, zum Frühstück eingeladen und hier die Sache noch einmal besprochen und geordnet, wornach im Laufe des Tages zwei Freunde es auf sich nahmen, zum Bessten des Pfarrers nach Guatemala zu gehen.

Wir beabsichtigten an diesem Tage, den Vulkan Quezaltenango zu ersteigen, sahen uns aber von unserm Führer im Stiche gelassen. Während des Morgens machten wir verschiedne Einkäufe und trafen Vorkehrungen für unsre Weiterreise, und da der Rücken eines unsrer Maulthiere böse aufgerieben war, so ersuchten wir den Gobernador, uns indianische Träger zu verschaffen.

Den Nachmittag ritten wir in Gesellschaft des Corregidor nach den warmen Quellen bei Almolonga. Die Strasse geht über einen Auslaüfer des Vulkans und führt dann jäh hinab in ein tiefes Thal, in welchem in der Entfernung von etwa einer Legua der Ort mit seinen heissen Quellen liegt. Bei letztern findet man ein gutes Badehaus, wo man durchaus keine Zahlung von uns annahm, weil wir als Gäste der Stadt betrachtet wurden. Ausserhalb desselben badeten in einem schönen natürlichen Reservoir indianische Männer, Frauen und Kinder bunt durcheinander.

Wir kehrten auf einem andern Wege durch ein Thal von ausserordentlicher Schönheit zurück, wo das Thema der Unterhaltung das Glück war, das das Land ohne Kriege und Revolutionen geniessen könnte. So schön es war, so wünschte es doch alle Welt zu verlassen und ein Land aufzusuchen, wo das Leben gesichert wäre — Mejico oder El Norte. Gegen Abend, als wir den Auslaufer des Vulkans herabstiegen, begegneten wir mehren hundert Indianern, die von den Feierlichkeiten der heiligen Woche zurückkamen und die alle Musterstückchen von Trunkenheit, die wir bis jetzt gesehen, hinter sich zurückliessen. Einmal taumelten ein Mann und eine Frau, die letztere mit einem Kinde auf dem Rücken, so hart am Rande des Abgrunds hin, dass der Corregidor abstieg, ihnen das Kind nahm und sie vor uns her in die Stadt gehen hiess.

Unter allen von uns besuchten Orten war mit Ausnahme der zerstörten Städte keiner so einzig in seiner Art und so interessant und keiner, der eine so gründliche Erforschung verdiente, als Quezaltenango. Ein Monat mindestens könnte mit dem Besuchen und Prüfen der vielen merkwürdigen Gegenstände in der Umgegend auf befriedigende und nützliche Weise verbracht werden. Für botanische Excursionen ist er die reichste Gegend in ganz Centralamerika. Aber wir hatten nicht einmal Zeit zum Ruhen.

Ich verbrachte den Abend mit Schreiben, mit Verpacken der nach Guatemala zu sendenden Dinge (unter andern meines Quetzals, der indessen dort niemals angelangt ist) und mit Schreiben von Briefen, unter denen einer den Pfarrer betraf, worin ich von der von Carrera verübten grausamen That in nicht gemessenen Ausdrücken sprach, was ich wagen konnte, selbst auf den Fall, dass er in unrechte Hände gerieth, weil ich ja in Kurzem aus dem Lande heraus war.

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Fortsetzung der Reise. — Eine Hochebene. — Verlorne Führer. — Ein kritischer Moment. — Aguas Calientes. — Eine prachtvolle Aussicht. — Golderz. — San Sebastiano. — Gueguetenango. — Sierra Madre. — Ein riesiges Skelett. — Die Ruinen. — Pyramidalische Bauten. — Ein Gewölbe. — Erdhügel. — Ein willkommner Zuwachs. — Das Innere eines Erdhügels. — Vasen. — Ersteigung der Sierra Madre. — Buena Vista. — Der Herabweg. — Todos Santos. — San Martin. — San Andres Petapan. — Ein Waldbrand. — Die Leiden der Maulthiere von Fliegenschwärmen. — San Antonio de Guista.

Frühe am Morgen wurden unsere Maulthiere zur Reise gesattelt. Der Gobernador und ein andrer Freund des Pfarrers kamen, um ihre letzten Instructionen nach Guatemala zu empfangen und dorthin aufzubrechen. Da die für uns gemietheten Indianer nichts von sich sehen liessen und wir doch den Tag zu benutzen wünschten, so beluden wir unsere Maulthiere und sandten Juan und Bobon mit dem Reisegepäck einstweilen voraus. Nach einem Weilchen kamen zwei Weiber und meldeten uns, dass unsere Indianer im Gefängnisse steckten. Ich begleitete sie zu zwei oder drei Alguacils und fand erst nach vieler Mühe und Zeitverlust den Mann auf, der die Obhut über sie hatte und welcher uns sagte, dass er, da er gesehen, dass wir ihnen einen Theil ihrer Löhnung im Voraus bezahlt hätten, und in Sorge gewesen wäre, sie möchten dafür Aguardiente kaufen und ausbleiben, sie während der Nacht eingesperrt hätte, worüber er uns durch eine von des Pfarrers Dienerinnen hätte Meldung thun lassen. Ich ging mit ihm nach dem Gefängniss, bezahlte einen Schilling à Mann für das Nachtquartier und nahm sie zum Kloster hinüber. Die armen Kerle hatten seit ihrer Einsperrung nichts gegessen und wollten wie gewöhnlich nach Hause gehen, um sich Tortillas für die Reise zu holen. Wir liessen sie nicht fort, gaben ihnen aber Geld, damit sie auf dem Markte sich welche kaufen möchten, und behielten die Frau und ihre Mäntel als Unterpfänder für ihre Rückkehr zurück. Aber wir wurden des Wartens müde, so dass Herr Catherwood, um ihres Nachkommens gewiss zu sein, ihre Chamarras über seinen Sattel warf und wir unsern Marsch antraten, und zwar vollständig im centralamerikanischen Style ausstaffirt, indem wir jetzt zu unserer sonstigen Reiseausrüstung auch noch *armas de agua* d. i. Wasserschützer gefügt hatten, welches ungegerbte Ziegenfelle mit rothlederner Verbrämung sind, die vom Sattelbogen herabhängen und dazu bestimmt sind, die Beine gegen Regen zu schützen.

Der Morgen war winterlich kalt. Wir erstiegen und überritten eine Hochebene und stiegen in der Entfernung einer Legua zu einem Dorfe hinab, wo wir erfuhren, dass Juan und Bobon nicht lange zuvor vorübergekommen waren. Jenseits desselben ging es einen hohen und rauhen Berg hinan, auf dessen Höhe wir eine prachtvolle Ebene erreichten. Wir ritten in tüchtigem Trabe, so dass es 1 Uhr ward, ehe unsre eingesperrt gewesenen Indianer uns einholten. Es ward uns jetzt befremdlich, dass wir unsere Leute mit dem Gepäck noch immer nicht erreichten. Unmöglich konnten wir bei ihnen vorüber-

gekommen sein, da es ja nur eine einzige Strasse gab. Nachdem wir seit unserm Abmarsche aus der Stadt nicht Einen Menschen gesehen, trafen wir endlich um 2 Uhr auf einen Mann mit einem beladenen Maulthiere, der von Aguas Calientes, dem Endziele unserer heutigen Reise, kam und unsern Leuten nicht begegnet war. Herr Catherwood ward dadurch beunruhigt, weil er fürchtete, dass sie uns bestohlen hätten und davongelaufen wären. Ich war stets ohne Sorge wegen meines Gepäcks gewesen und hatte nie etwas verloren, daher ich mich auch jetzt nur langsam zu diesem Glauben entschliessen konnte. Nach einer halben Stunde begegneten wir einem andern Manne, welcher uns sagte, dass er sie nicht gesehen und dass es keine andere Strasse gäbe als diejenige, auf welcher er eben daherkäme. Obwohl wir, seit unsere Befürchtungen begonnen, nicht im Stande gewesen waren, irgendwelche Spur zu entdecken, so ritten wir doch noch weiter bis zwei Leguas vor unserm Ruheplatze, wo wir Halt machten und eine der ängstlichsten Berathungen hielten, die auf unsrer ganzen Reise vorgekommen waren. Was unsre Leute anlangt, so wussten wir von ihnen nur wenig, ausser dass Juan tagtäglich bei den kleinen Einkäufen unterwegs uns betrog und sogar die Abscheulichkeit begangen hatte, einen Theil des zum Ankauf von Mais und Sacate von uns erhaltenen Geldes für sich zu behalten und die Maulthiere hungern zu lassen. So war denn der Schluss unsrer unglückseligen Berathung, dass sie die Koffer erbrochen, das Geld herausgenommen, den übrigen Inhalt derselben in eine Schlucht geworfen, die Maulthiere bestiegen hätten und davongeritten wären. Ausser dem Gelde, Betten und Bettzeuge enthielten diese Koffer auch Herrn Catherwoods sämmtliche Zeichnungen, sowie die kostbaren Notizbücher, denen der Leser diese Reisebeschreibung zu verdanken hat. Die Früchte all unsrer Arbeit und Mühe waren dahin. Niemals in allen unsern Schwierigkeiten und Verlegenheiten hatten wir einen kritischern Augenblick erlebt. Wir waren noch zwei Leguas von Aguas Calientes entfernt. Weiterzugehen, den Ort zu alarmiren, frische Pferde zu nehmen und zurückzukehren war unser erster Gedanke; aber wir bedachten, dass wir ja dadurch nur noch weiter von unsern Leuten uns entfernen und auch wohl nicht im Stande sein würden, Pferde zu bekommen. Und so kehrten wir mit schweren Herzen, die nichts von Verzweiflung abhielt als der schwache Hoffnungsschimmer, unsere Leute vielleicht bei der Theilung des Geldes zu ertappen, hier um. Es war 4 Uhr Nachmittags; weder unsere Maulthiere noch wir hatten seit dem frühen Morgen etwas gegessen. Es fiel uns ein, dass die Nacht über uns hereinbrechen würde und dass es noch zweifelhaft wäre, ob unsere Maulthiere aushalten würden. Unsere Indianer sagten, es wäre von uns sehr unklug gewesen, die Leute allein aufbrechen zu lassen, und nahmen es für ausgemacht an, dass sie sich die günstige Gelegenheit uns zu berauben nicht hätten entschlüpfen lassen. Während wir zurückritten, brüteten Herr C. und ich über eine Befürchtung, die wir eine Weile Keiner gegen den Andern erwähnten. Sie betraf nämlich den Brief, den ich in des Pfarrers Angelegenheit nach Guatemala geschrieben hatte. Wir kamen nun wieder in Carrera's Bereich. Fiel der Brief durch Zufall in seine Hände, so würde er über meine vermeintliche Un-

dankbarkeit entrüstet werden und konnte sehr leicht Rache an mir nehmen. Unsere Pläne indessen waren sogleich festgestellt: wir beschlossen, auf alle Fälle nicht nach Guatemala zurückzugehen, noch auch, so sehr wir auch von Glück und Muth verlassen waren, Palenque aufzugeben, sondern wo möglich Geld für die Reise zu erborgen, und wenn wir auch zu Fuss reisen sollten. Aber — o Jubel! — als wir die Höhe eines Bergs erreichten, sahen wir unsere Leute eine tiefe Schlucht heraufklimmen. Wir sagten ihnen kein Wort von unserer gehabten Sorge und Angst, waren aber noch nicht weit zusammen gegangen, als die Indianer ihnen die ganze Geschichte erzählten, ohne dass sie indess davon überrascht oder beleidigt worden wären. Auf welche Weise wir beieinander vorbeigekommen sein mochten, wusste Keiner zu sagen; um aber nicht noch einmal eine solche Todesangst zu erleben, beschlossen wir, von nun an, wie lästig es uns auch sein oder welche Verlockungen sich auch darbieten möchten, immer bei unserm Gepäck zu bleiben.

In der Dämmerung erreichten wir den Gipfel eines hohen Bergs und stiegen von ihm auf einem jener langen, steilen und schwierigen Abhänge, von denen es unmöglich ist dem Leser eine Vorstellung zu geben, zu dem Flecken Aguas Calientes hinab. Er war blos von Indianern bewohnt, die sich auf dem Marktplatze um uns schaarten und beim Scheine von fichtenen Fackeln Carrera's Pass besahen. Keiner konnte ihn lesen, aber es war schon genug, den Namen auszusprechen, und es ward der ganze Ort in Requisition gesetzt, um uns mit Essen zu versorgen. Der Alcalde vertheilte das Geld, das wir ihm zum Ankauf gaben, und so brachte dann Einer Eier, ein Andrer Bohnen, ein Dritter Tortillas, ein Vierter Speck, ein Fünfter Lichte und ein Dutzend Menschen oder mehr noch Sacate; aber nicht Einer wollte eher etwas bringen als bis er das Geld in Händen hatte. Nun ward ein Feuer auf dem Platze angemacht und unser Abendessen zubereitet. Unser gewohntes Souper von gebratenen Eiern, Bohnen, Tortillas und Chocolade, von denen jedes für sich hinreichte, die Verdauung im Zustande der Ruhe zu stören, machte mich in Folge der Aufregung und des Aergers über unsern vermeintlichen Verlust krank. Der Cabildo, in dem wir übernachteten, war ein elender Schuppen voller Flöhe, mit einer zolldicken Staubschicht, um den harten Erdboden damit weicher zu machen. Zum Schlafen im Freien war es zu kalt und zum Aufhängen von Hängematten fehlte es an Pflöcken, da in diesem Landesstriche Hängematten gar nicht im Gebrauch waren. Wir liessen umherfragen, ob wir von den vornehmen Einwohnern Bettstellen für die Nacht ermiethen könnten, aber es gab im ganzen Orte nicht eine; Alle schliefen der Mutter Erde im Schoosse, und so theilten auch wir das allgemeine Bett. Zum Glück indess befanden sich die Maulthiere ganz wohl, und diess war für uns das Wichtigste.

Am frühen Morgen setzten wir unsere Reise weiter fort. Es sind hier in der Nähe warme Quellen, aber wir lenkten nicht von unserm Wege zu ihnen ab. In kurzer Entfernung hinter dem Dorfe setzten wir über einen Fluss und begannen dann einen Berg zu ersteigen. Auf seiner Höhe kamen wir auf ein schmales Plateau mit prachtvoller Waldung auf beiden Seiten tief unter uns. Der Wind

sauste über diese luftige Höhe mit solcher Gewalt, dass wir mit unsern Ponchos, die der Kälte wegen nöthig waren, Mühe hatten uns im Sattel zu halten. Die Strasse war rauh und steinig und die Wegespur kaum sichtbar. Gegen 10 Uhr ward die ganze Fläche des Bergs ein nackter Kalksteinrücken, von welchem die Sonne mit versengender Hitze zurückprallte und dessen Weisse die Augen blendete uud schmerzte. Unter uns zog sich zu beiden Seiten noch immer ein Wald gigantischer Fichten hin. Die Strasse war vollkommen öde; wir begegneten keinen Reisenden. Nach vier Stunden sahen wir zur Linken und in weiter Ferne unter uns eine einzele Hacienda von einer angebauten Waldblösse umgeben, die aussah, als wäre sie zu einer köstlichen Einsiedelei und Zufluchtsstätte vor den Revolutionen und Kämpfen eines wildzerrissenen Landes ausgewählt worden. Der Bergrücken war durch tief ausgehöhlte Wildwasserbetten und Schluchten durchschnitten, über deren eine als Brücke zwei ungeheure Fichtenstämme gelegt waren. Mein Macho zog rückwärts, als ich ihn darüber zu führen versuchte; ich blieb daher auf ihm sitzen und ward fest und sicher hinübergetragen. Aber am andern Ende der Schlucht wurden wir durch ein Gepolter hinter uns in Schreck gesetzt. Es war nämlich unser besstes Lastthier gestürzt, hatte sich überschlagen und hing nun mit den Beinen in der Luft am Rande des Abgrunds, nur durch einige Büsche, in die es sich verwickelt, vom Sturz in die Tiefe zurückgehalten. Im Nu kletterten wir zu ihm hinab, kehrten es mit dem Kopfe aufwärts und hoben es mittelst starker Stricke herauf. Leider war es aber gequetscht und gelähmt und vermochte unter seiner Ladung nur noch hinkend und taumelnd sich fortzubewegen. Nachdem wir immerfort auf dem von wilden Windstössen bestrichenen Rücken hingezogen, stiegen wir wieder zu einem Flusse hinab, ritten eine Strecke weit an seinem Ufer entlang und kamen dann rechts an einer Wegspur vorbei, die den Abhang eines Bergs hinaufführte und so steil war, dass es mir nicht beifallen konnte, sie für unsere Strasse zu halten, und bei ihr vorüberritt, aber zurückgerufen ward. Es war der schroffste Aufweg, der uns bis jetzt im Lande vorgekommen war. Es war grausam, meinen wackern Macho hier hinaufzutreiben, aber ich war den ganzen Tag mit so heftigem Kopfweh geplagt gewesen, dass ich zu gehen nicht im Stande war. Und so galoppirte ich denn hinauf, lavirte auf die besstmögliche Weise und machte bei jeder Wendung Halt. Oben auf der Höhe angelangt, wurden wir von einer jener grossartigen und prachtvollen Aussichten überrascht, die uns stets für unsere Anstrengung entschädigten. Es war das höchstgelegene Land, auf dem wir bis jetzt gestanden hatten. Rings um uns lag ein Meer von Bergen und über sie, aber so klein, dass sie unsrer eignen gewaltigen Höhe die volle Wirkung liessen, schauten die konischen Spitzen von zwei neuen Vulkanen hinweg. Die Oberfläche bestand aus Kalksteinfelsen in ungeheuern Schichten, mit Quarz durchstrichen, worin wir einmal ein Aederchen Gold entdeckten. Auch hier wieder, in dieser weiten Bergeswildniss, tief im Schoosse der Erde, sind die Lagerstätten jener kostbaren Erze, um deretwillen Millionen und Millionen durch die ganze Welt sich Tag für Tag abmühen, feilschen, gieren und betrügen.

Auf diesem Rücken fortziehend kamen wir auf einen Auslaüfer des Gebirgs, der eine Aussicht über ein angebautes Thal tief unter uns und auf den Flecken San Sebastiano bot. Wir stiegen zu diesem Thal hinab, liessen den Ort zu unsrer Rechten, überschritten den Auslaüfer und erblickten das Endziel unsrer Tagereise, die Stadt Gueguetenango, auf einer ausgedehnten Ebene gelegen, mit einem milden Klima, überreich an tropischen Producten und umringt von ungeheuern Bergen; und vor uns lag Centralamerika's natürliches Bollwerk, die grosse Sierra Madre (Muttergebirg), deren grossartiger und herrlicher Anblick nur durch den traurigen Gedanken, dass wir sie zu überschreiten hätten, getrübt ward. Mein Macho, der auf den Ebenen Costa Rica's gross geworden war, schien sich längst den Kopf zerbrochen zu haben, um zu erfahren, nach welchen Bergen unser Weg uns führte; hätte er sprechen können, er würde in Angst ausgerufen haben: „Hügel schauen über Hügel, Alpen thürmen sich auf Alpen."

Unsre Tagereise betrug nur 27 Meilen, aber sie war für Mann und Thier anstrengender gewesen als irgendwelche 60 Meilen, seit wir von Guatemala ausgezogen waren. Wir ritten endlich zu den Thoren Gueguetenango's ein, dieser Hauptstadt des letzten Districts von Centralamerika und des alten Königreichs Quiché. Sie war wohlgebaut, hatte eine ansehnliche Kirche auf dem öffentliche Platze, wo wieder Schaaren von Mestizen an ihrer Lieblingsunterhaltung, den Hahnenkämpfen, sich ergötzten. Als wir über den Platz hinwegritten, läuteten die Glocken zur *oracion* oder dem Vespergebet. Das Volk fiel auf die Kniee und wir zogen unsere Hüte. Wir machten Halt am Hause des Don Joaquin Mon, eines Alt-Spaniers von hohem Ansehen, von dem wir gastfreundlich aufgenommen wurden und dem, obgleich er Centralist war, wegen einer gewissen Affäre seiner Söhne sein Haus von Carrera's Soldaten geplündert worden war, wobei seine Töchter in der Kirche eine Zuflucht zu suchen genöthigt und von seiner Hacienda vierzig bis fünfzig Maulthiere fortgetrieben worden waren. Es währte nicht lange, so bekamen wir Besuch vom Corregidor, der unsre vorhabende Reise in der Regierungszeitung angekündigt gelesen hatte, und behandelte uns mit jener Rücksicht, die man von der Regierung speciell empfohlenen Personen schuldig ist.

Wir erreichten Gueguetenango übel zugerichtet: unsere Lastthiere waren auf dem Rücken so aufgerieben, dass es uns jammerte, uns ihrer zu bedienen; und nicht besser war das Sattelpferd daran; und Bobon hatte sich, weil er auf der steinigen Strasse barfuss gegangen war, den Ballen des einen Fusses dergestalt verwundet, dass er zum Gehen unfähig war; wozu noch kam, dass ihm an diesem Abende das enorme Abendgericht Juans den Magen verdorben hatte. Er war ein furchtbarer Esser und unterwegs nichts Essbares vor ihm sicher. Wir hatten einen Groll gegen ihn, weil er uns unser Brot mauste und uns zu Tortillas zwang, daher wir gar nicht traurig waren, ihn einmal auf der Nase liegen zu sehen. Aber er wälzte sich auf dem Boden des Corridors herum und schrie aus Leibeskräften „*Voy á murir! voy á murir!*" (ich sterbe! ich sterbe!), so dass er das ganze Haus in Alarm versetzte. Es war auf den Kerl mit Medicin schwer einzuwirken; indess wir gingen ihm derb zu Leibe und entleerten ihn.

Ausser unsern unmittelbaren Schwierigkeiten hörten wir auch noch von in Aussicht stehenden sprechen. In Folge des Andrangs von Auswanderern aus Guatemala nach Mejico ward Keiner in letzteres eingelassen, der nicht einen Pass von Ciudad Real, der Hauptstadt von Chiapas, vier oder fünf Tagereisen von der Gränze, vorzeigen konnte. Die Gränze war eine lange Flusslinie inmitten einer Wildniss und es gab zwei Strassen, von denen die eine wegen der Schwierigkeit über die Flüsse zu kommen, die aber eben jetzt passirbar waren, nur wenig bereist ward. Da es indess unser Plan war, an diesem Orte auf alle Fälle Halt zu machen, um die Ruinen zu besuchen, so setzten wir unsre Entscheidung bis zum nächsten Tage aus.

Am folgenden Morgen erzählte uns Don Joaquin von einem in der Nähe aufgefundenen Skelette eines colossalen Thiers, eines Mastodon, wie man meinte. Da man einige Knochen nach der Stadt gebracht hatte, so besahen wir sie und liessen uns dann durch einen Führer zu dem Orte, wo man sie entdeckt, an den Ufern des Rio Chinaca in etwa halbmeiliger Entfernung bringen. Der Fluss war gegenwärtig seicht; aber im vorigen Jahre hatte er, durch die ungeheuern Fluthen der Regenzeit angeschwollen, seine Schranken durchbrochen, sein linkes Ufer mit fortgerissen und dabei die eine Seite des Skeletts blossgelegt. Die Uferwand war senkrecht, gegen 30 F. hoch und das Thier war in stehender Stellung darin begraben gewesen. Ausser den Knochen, die man in die Stadt mitgenommen, waren auch einige von dem Strome mit fortgerissen worden, noch andere in der Erde eingebettet geblieben; aber der Eindruck des ganzen Thieres in seiner Länge von 25 bis 30 F. war deutlich sichtbar. Man erzählte uns, etwa acht Leguas höher hinauf, am Ufer desselben Flusses, wäre das Skelett eines viel grössern Thiers entdeckt worden.

Nachmittags ritten wir nach den Ruinen, die man in der Stadt *las cuevas* d. i. die Höhlen nennt. Sie liegen gegen eine halbe Legua entfernt auf einer herrlichen Ebene, die in der Ferne von hohen Gebirgen, unter denen sich die grosse Sierra Madre hervorhebt, begränzt wird.

Die Position der alten Stadt hatte man, gleichwie bei Patinamit und Santa Cruz del Quiché, wegen ihrer Sicherheit gegen Feinde ausgewählt, da sie rings von einer Schlucht umgeben war. Der allgemeine Charakter der Ruinen ist derselbe wie zu Quiché, schwerer aber als diese hat sie die Hand der Zerstörung getroffen. Das Ganze bildet einen verworrenen Haufen von grasüberwachsenen Trümmern. Die bedeutendsten Uiberreste sind zwei pyramidalische Bauten von dieser Form:

Die eine derselben misst an der Grundfläche 102 F.; die Stufen sind 4 F. hoch und 7 F. breit, die ganze Höhe misst 28 F. Sie sind nicht von gehauenem Steine wie in Copan, sondern von rohen, mit Kalk verkitteten Blöcken und das ganze war früher mit Stuck

bekleidet und gemalt. Obendarauf ist eine kleine viereckige Platform und am Fusse liegt eine lange rohe Steinplatte, die anscheinend von oben herabgestürzt ist und vielleicht der Altar war, auf welchem die Menschenopfer ausgestreckt wurden.

Der Besitzer des Grundes und Bodens, ein Mestize, dessen Haus in der Nähe lag und der uns nach den Ruinen begleitete, sagte uns, er hätte das Land von Indianern erkauft und wäre einige Zeit nach seinem Kaufe durch ihre regelmässig wiederkehrenden Besuche, bei denen sie einige ihrer alten heiligen Gebraüche auf der Höhe dieses Bauwerks begangen hätten, belästigt worden, und diess hätte so lange fortgedauert, bis er eines Tags ein Paar von den Haupttheilnehmern durchgepeitscht und fortgejagt hätte.

Am Fusse des Baues war ein mit gehauenem Stein eingefasstes Gewölbe, worin man eine Anzahl Knochen und Vasen von Terra Cotta fand. Das Gewölbe war für den Körper eines ausgestreckten Mannes nicht lang genug, daher man die Knochen von dem Skelette losgetrennt haben muss, ehe man sie hierher legte.

Der Besitzer hegte den Glauben, diese Bauten enthielten innere Gemächer mit geheimen Schätzen; dasselbe glaubte er zuversichtlich von verschiednen Erdhügeln, die hier zu sehen waren und für Gräber der alten Bewohner gehalten wurden. Die Lage des Ortes war herrlich. Da sich uns noch nie eine so gute Gelegenheit zur Arbeit dargeboten hatte, so wurden wir mit ihm Eins, dass wir am nächsten Tage wiederkommen und Ausgrabungen vornehmen wollten, wobei ich ihm alle Schätze, die sich finden würden, zusprach und mir blos die Schädel, Vasen und andere Raritäten vorbehielt.

Am nächsten Morgen ward, noch ehe wir aufgestanden waren, unsre Thür aufgestossen und wir zu unserer Uiberraschung auf Englisch begrüsst. Der Fremde trug die Landestracht; sein Bart war lang und er sah darnach aus, als hätte er schon einen anstrengenden Morgenritt gemacht. Zu meiner grossen Uiberraschung und Freude erkannte ich Pawling in ihm, den ich, wie der Leser sich wohl noch erinnern wird, als Inspector einer Cochenillepflanzung zu Amatitan besucht hatte. Von unsrer vorhabenden Reise nach Mejico unterrichtet, hatte er, seiner Beschäftigung und des Landes überdrüssig, sein Pferd bestiegen, sein ganzes Hab und Gut hinter seinen Sattel geschnallt und war uns nachgeeilt. Unterwegs hatte er ein schönes Maulthier gekauft und uns nach einem viertägigen tüchtigen Ritte auf immer gewechselten Thieren eingeholt. Er war wegen eines Passes in Verlegenheit und wünschte den meinigen mit benutzen zu dürfen, um nur aus dem Lande herauszukommen, weshalb er sich erbot, sich in irgendeiner zu diesem Zwecke nöthigen Eigenschaft mir anzuschliessen. Zum Glück war mein Pass breit genug, um auch seinen Namen noch aufnehmen zu können, und ich machte ihn auf der Stelle zum Generalgeschäftsführer der Expedition.

Um 9 Uhr waren wir in Begleitung von drei Männern und einem Knaben mit Machetes — mehr hatten wir in der kurzen Zeit nicht zusammentreiben können — schon wieder unter den Ruinen. Wir waren nicht zahlreich genug, um eine Pyramide abzutragen, und verloren den Morgen damit, dass wir an einer ihrer Seiten eine Oeffnung zu machen uns anstrengten, ohne dass sie uns irgendetwas Bemerkenswerthes darbot.

Den Nachmittag öffneten wir einen der Erdhügel, dessen Inneres mit Steinen und Kalk roh ausgekleidet war und worin wir nach einstündigem Graben auf Knochentheile und die zwei kleinern Gefässe, die auf Tafel III. Fig. 17 a. b. c. d. abgebildet sind, trafen. Die erste der beiden Vasen war ganz, als wir sie entdeckten, leider aber zerbrach sie beim Herausziehen, obwohl wir die sämmtlichen Scherben zusammenbrachten. Sie ist von anmuthiger Form, die Oberfläche geglättet und die Arbeit sehr gut. Die zweite war bereits zerbrochen; sie war complicirter, die Oberfläche nicht geglättet. Der Dreifuss (17 a.) ist eine Copie der zuvor erwähnten, im Grabe gefundenen Vase, die ich mir vom Besitzer des Grundes und Bodens verschaffte. Sie hat zwölf Zoll im Durchmesser und die Oberfläche ist polirt. Von einem Schatze entdeckten wir nichts, aber unsre Tagesarbeit war uns höchst interessant gewesen und nur zu bedauern, dass wir keine Zeit zu gründlicherer Durchforschung hatten.

Mittlerweile hatte Don Joaquin die nöthigen Arrangements für uns getroffen und wir setzten unsre Reise am nächsten Morgen weiter fort. Wir liessen ein Maulthier, ein Pferd und Bobon zurück, wurden aber dafür verstärkt durch Pawling, welcher gut beritten und mit ein paar Pistolen und einer kurzen, doppellaüfigen, an den Sattelbogen gehangenen Flinte bewaffnet war, und durch Santiago, einen flüchtigen Soldaten aus Mejico. Juan sass als Invalid auf einem Maulthiere und der ganze Zug stand unter dem Geleit eines respectabeln alten Arriero, welcher mit leeren Maulthieren reiste, um eine Ladung Zucker zurückzubringen.

In kurzer Entfernung von der Stadt begannen wir die Sierra Madre zu ersteigen. Die erste Gebirgsterrasse war steinig und auf ihrer Höhe kamen wir auf eine angebaute Fläche, jenseits welcher eine zweite, mit dickem Eichenwald bedeckte Terrasse aufstieg. Auf der Höhe der letztern stand ein Kreuz. Dieser Punkt hiess Buena Vista, d. i. schöne Aussicht, und bot dem Blicke ein prachtvolles Panorama dar von Gebirgen und Ebenen, von fünf Seen und zwei Vulkanen, von welchen letztern der eine, Tujamulco genannt, nach unsers Führers Aussage ein Wasservulkan war. Jenseits dieser erhob sich eine dritte Terrasse. Eine Strecke aufwärts kamen wir zu einem indianischen Rancho, wo ein kleiner Knabe sein hübsches Gesicht durch einen Gebüschzaun steckte und Jeden von uns beim Vorbeigehen mit einem „*á Dios*“ begrüsste. Weiterhin sahen wir einen andern Knaben, dem wir Einer nach dem Andern ein „*á Dios*“ zuriefen, ohne dass der kleine Trotzkopf darauf antworten wollte. Auf der Schneide dieser Gebirgskette standen wir beinahe in gleicher Höhe mit den Spitzen der Vulkane. Die Temperatur ward allmälig kälter, so dass wir gezwungen waren, unsre Ponchos umzuthun. $^1/_2$3 Uhr erreichten wir den Gipfel der Sierra Madre, der Gränzscheide der Flussgebiete, und hatten nun auf unsern Kreuz- und Querzügen jetzt die Sierra zum zweiten Male überschritten. Der Rücken des Gebirgs war eine gegen eine halbe Meile breite Hochplatte mit wilden, schroffen Abhängen, die zur Rechten zu einem furchtbaren Pik sich aufthürmten. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde auf dieser Platte zur Seite eines klaren und kalten Gewässers, das dem stillen Meer zuströmte, geritten waren, kamen wir

zu einem elenden Rancho, vor welchem der Arriero unsern Lagerplatz zu nehmen vorschlug, weil es unmöglich sein würde, die nächste Ortschaft zu erreichen. In der Ferne freilich dünkte es uns ein prachtvoller Gedanke, auf dem Kamme der Sierra Madre zu schlafen, und die Scene war wild genug für die romantischste Phantasie; da wir aber gegen die Kälte nur ärmlich versorgt waren, so hätten wir doch den Ort mit Freuden gegen ein Indianerdorf vertauscht.

Die Bewohner der Hütte waren ein Mann und eine Frau, die hier miethfrei wohnten. Dem Adler gleich hatten sie ihre Behausung da aufgeschlagen, wo sie nicht leicht gestört zu werden zu befürchten hatten. Während die Leute das Gepäck abluden, bat Juan der Invalide um die Erlaubniss, seinen kolossalen Leib vor dem Feuer ausstrecken zu dürfen; die Frau wies ihn aber hinaus vor die Thür, wo mehr Platz wäre. Es gelang mir indessen doch, ihm im Innern ein Plätzchen zu verschaffen. Wir brauchten eine Stunde Zeit, um über den Kamm des Gebirgs zu ziehen. Er gehörte unserm Freunde Don Joaquin Mon und war ein hübsches Stück festen Besitzthums. Bei jedem Schritte zeigte sich eine neue Oeffnung mit immer neuen Ansichten der grossartigen und prachtvollen Landschaft. An vielen Stellen breiteten sich zwischen schroffen Felsenwänden freie Strecken schönen Bodens aus und in der Entfernung von etwa einer halben Meile war ein *potrero* oder Weidegrund für Zuchtstuten, wohin wir gingen, um etwas Korn für unsre Maulthiere zu kaufen.

An die bewohnte Hütte gränzte eine andre an, die gegen zehn Quadratfuss gross, auf kleinen aufrechtstehenden Pfählen erbaut, mit Cypressenzweigen überdeckt und auf allen Seiten dem Winde zugänglich war. Wir lasen eine Menge Holz zusammen, zündeten in der Mitte der Hütte ein Feuer an, setzten uns zum Essen nieder und verbrachten einen recht geselligen Abend. Die Arrieros hatten sich ausserhalb ein grosses Feuer angemacht und sich mit ihren Packsätteln und Ladungen eine schützende Mauer gegen den Wind errichtet. Die Phantasie zauberte ein fernes Bild herauf: einen trauten Freundeskreis daheim, der vielleicht in diesem Augenblicke unser dachte. Die Wahrheit zu sagen, wir wünschten bei ihnen zu sein, und als wir zumal auf unsre Schlafstätten blickten, da gedachten wir der heimischen Behaglichkeiten. Trotzdem aber verfielen wir gar bald in Schlaf. Gegen Morgen wurden wir sehr nachdrucksvoll an unsre hohe Region gemahnt; denn die Erde war mit Rauchfrost überdeckt und das Wasser einen Viertelzoll dick gefroren. Unser Führer sagte uns, diess geschehe bei hellem Himmel regelmässig jede Nacht im Jahre. Es war das erste Eis, das wir im Lande gesehen. Die Leute sassen schauernd um ein grosses Feuer, und sobald es hell genug war, gingen sie heraus, um nach den Maulthieren zu sehen, von denen eines fortgelaufen war. Während sie es aufsuchten, hatten wir unterdessen gefrühstückt und kamen nicht vor $^3/_4$8 Uhr von dannen. Unser Weg ging über den Rücken der Sierra hinweg, der zwei Leguas weit eine tafelförmige Fläche bildete und zum grossen Theile aus ungeheuern vertikalen Lagern rothen Schiefers und blauen Kalksteins oder Kreidefelsens bestand. Um 10 Uhr begannen wir hinabzusteigen und die Kälte war noch immer streng. Der Hinab-

weg übertraf an Grossartigkeit und Herrlichkeit Alles, was wir bis jetzt gesehen. Es war ein breiter Weg mit senkrecht abstürzenden Bergmauern, die sich zu wilden und furchtbaren Piks erhoben und immer höher und höher wurden, je tiefer wir kamen, und aus denen gigantische Cypressen mit abgestorbenen Stämmen und Aesten hervorwuchsen. Vor uns, zwischen diesen ungeheuern Wänden, bot sich uns eine schmale Fernsicht, die bis über San Andres, in vierundzwanzigmeiliger Entfernung, hinausreichte. Ein Gewässer stürzte über Felsen und Steine hin und eilte dem atlantischen Meere zu; wir überschritten es wohl fünfzig Mal auf Brücken, die so wild und roh waren wie das Gewässer selbst und die Berge, zwischen denen es dahintobte. Als wir tiefer kamen, ward die Temperatur milder. Um 12 Uhr weitete sich die ungeheure Schlucht zu einem reichen, eine Meile breiten Thale aus und in einer halben Stunde erreichten wir den Flecken Todos Santos. Zur Rechten, tief unter uns, lag eine herrliche, mit Korn angebaute Ebene, die vom Abhange der grossen Sierra begränzt ward. Wir hatten nun wieder die *tierras templadas* (gemässigte Region) erreicht, und der elende unbekannte Ort bot, von blüthen- und früchtebeladenen Äpfel- und Pfirsichbaümen umgeben, einen Anblick von solcher Schönheit dar, dass er in Europa oder Nordamerika von Dichtern besungen werden würde.

Als wir hineinritten, hielt uns gleich vorn an der Strasse ein trunkener Indianer auf, der von zwei selbst auch wankelmüthigen Männern gehalten ward. Wir meinten erst, sie schleppten ihn ins Gefängniss; aber nein, sie taumelten vor uns hin, versperrten uns den Weg und schrien „*Pasaporte!*“ (den Pass!) Pawling hatte, das Ding schon ahnend und um seinem neuen Charakter zu entsprechen, seine Jacke bei den Ärmeln um den Leib gebunden und zerrte eines der Maulthiere am Stricke hinter sich her. Keiner der drei Kerle vermochte den Pass zu lesen, daher sie nach dem Sekretär schickten, einem barhaüptigen, blos in ein zerlumptes baumwollnes Hemd gekleideten Indianer, der ihn sehr genau prüfte und mit lauter Stimme Rafael Carrera's Namen las, der vermuthlich Alles war, was er zu entziffern versuchte. Obwohl wir weder sentimentale, noch philosophische, noch moralisirende Reisende waren, so war uns doch der Gedanke peinlich, dass solch ein prachtvolles Land im Besitze solcher Menschen war.

Nachdem wir bei der Kirche und dem Kloster vorübergekommen waren, erhoben wir uns zu einem Bergrücken, stiegen dann in eine gewaltige Schlucht hinab, durchzogen wiederum ein herrliches Thal und erreichten endlich das indianische Dorf San Martin, das, von ebenso lieblicher als grossartiger Natur rings umgeben, um seiner unübertrefflich schönen Lage willen mochte ausgewählt worden sein. Wir ritten zum Cabildo und dann zur Hütte des Alcalden. Die Leute waren lauter Indianer; der Sekretär war ein barfüssiger Bursche, der zwar jedes Wort im Passe zu entziffern wusste, nur aber unsere Namen nicht; es genügte indess, um für uns ein Abendessen, für die Maulthiere Futter zu bekommen.

Am andern Morgen bei Zeiten ging unsere Reise weiter. Eine Strecke ritten wir auf einem hohen Bergrücken hin, der zu beiden Seiten ein jäh abfallendes Schluchtthal hatte und einmal so schmal war, dass man, wie unser Arriero uns sagte, bei starkem Winde Ge-

fahr liefe hinabgeblasen zu werden. Unser Weg ging immer tiefer abwärts und 1/4 1 Uhr erreichten wir San Andres Petapan, das mit blühenden Orangen, Sapotes und andern Fruchtbaümen überschüttet war. Eine kleine Strecke jenseits wurden wir von einem Waldbrande aufgehalten. Wir gingen zurück und versuchten auf einem andern Wege vorbeizukommen, waren es aber nicht im Stande. Ehe wir wieder zu der Stelle, die wir verlassen, kamen, hatte das Feuer sie schon erreicht und es wuchs mit solcher Schnelligkeit, dass wir Besorgnisse wegen unsrer Gepäckmaulthiere hegten und sie mit den Leuten nach dem Dorfe zurücktrieben. Die Flammen kamen kriechend und prasselnd auf uns zugelaufen, bald von Windstössen aufwärts gejagt und wirbelnd umhergetrieben, bald, von dürren und brennbaren Stoffen genährt, aufprasselnd und am Boden hinschiessend gleich gestreutem Laufpulver. Wir wichen zurück und hielten uns der Feuerlinie so nahe als wir konnten, indem die Strasse am Abhange eines Bergs hinzog, während das Feuer aus der Tiefe einer Schlucht kam, die Strasse überschritt und sich aufwärts bewegte. Die Rauch- und Aschenwolken, das Rauschen und Wogen des Sturmes und der Flammen, das Knattern der brennenden Aste, die von Flammen umwickelten Baüme und die reissende Fortbewegung des verheerenden Elements — Alles zusammen bot ein so wildes und grauenvolles Schauspiel, dass wir uns nicht davon losreissen konnten. Endlich sahen wir die Flammen die Seite der Schlucht heraufstürzen und den Weg vor uns versperren. Rasch trieben wir unsere Pferde an und schossen vorbei und im Nu war Alles ein Flammenmeer. Das Feuer breitete sich jetzt so reissendschnell aus, dass uns ängstlich zu Muthe ward und wir eilends nach der Kirche zurückwichen, die, auf einer Anhöhe gegen den gewaltigen Berg im Hintergrunde sich scharf abschneidend, als Zufluchtsort vor uns lag. Jetzt wurden die Bewohner des Dorfs alarmirt und Männer und Weiber eilten auf die Höhe, um den Fortschritt der Flammen zu überwachen. Das Dorf schwebte in Gefahr verzehrt zu werden. Wir jagten hinab zu unsern Maulthieren, und da wir es unmöglich fanden, sie beladen hinaufzutreiben, so beschlossen wir, das Gepäck in der Kirche niederzulegen und die Thiere leer hinaufzujagen. Es war wiederun eine jener wilden Scenen, deren Wirkung in Worten nicht wiederzugeben ist. Wir machten Halt am obern Rande des Hügels vor der Kirche, und während wir von hier das Feuer beobachteten, wälzten sich die schwarzen Rauchwolken und Flammenmassen an der Seite des Bergs hinauf und verschonten das Dorf. Von Besorgniss erlöst setzten wir uns vor der Kirche unter einem Baume zum ruhigen Genusse des furchtbaren Schauspiels und eines kalten Geflügels hin. Kohlen und Asche fielen ringsumher nieder und das verwüstende Element sürzte weiter und verschonte das Dorf vor uns, um vielleicht ein andres in Asche zu legen.

Wir sahen uns genöthigt, zwei ganze Stunden zu warten. Vom Fusse des Hügels an, auf welchem das Dorf stand, war der Boden heiss und mit einer leichten Aschenschicht überdeckt; das Gebüsch und Unterholz waren verbrannt; an manchen Stellen lagen Baüme, in glühende Kohlenmassen verwandelt, und andere standen mit ihren Stämmen und sämmtlichen Ästen noch im vollen Feuer. An einer Stelle kamen wir bei einem viereckigen Flecke weisser Asche vor-

über: es waren die Uiberreste einer elenden Indianerhütte. Unsere Gesichter und Hände waren versengt und unsere ganzen Körper erhitzt, als wir aus dem heissen Walde heraustraten. Auf einige Augenblicke war uns die freie Luft ein wahres Labsal; kaum aber waren wir aus der einen Noth heraus, als wir schon wieder in eine neue geriethen. Schwärme ungemein grosser Fliegen, die das Feuer wohl aus dem Walde getrieben haben mochte und die um den Rand des niedergebrannten Waldstrichs umherschwirrten, fielen über unsere Maulthiere her. Jeder ihrer Bisse war blutig und die Quälgeister hingen sich so fest an die leidenden Thiere an, dass wir sie mit Reisern abkehren mussten. Eine ganze Stunde lang hatten wir unsre Noth mit ihnen und sie konnten weder Kopf noch Hals frei halten. Die armen Thiere waren ganz ausser sich und trotz aller unserer Anstrengung bluteten ihnen der Hals, die Innenseite der Beine, die Schnauze, die Ohren, die Nüstern und alle zartern Theile der Haut. Rasch vorwärtseilend erblickten wir nach drei Stunden die Kirche von San Antonio de Guista und langten in wenigen Minuten in dem Orte an, der schön auf einem ebenen Vorsprunge eines Gebirgsabhanges gelegen in eine ungeheure Bergesöffnung blickte und nach allen Seiten einer grossartigen Aussicht genoss. Jetzt hatten wir nun den Schauplatz des Krieges hinter uns und waren frei von aller Besorgniss. Mit Pawlings Pistolen und doppellaüfiger Flinte, einem treuen Arriero, Santiago und Juan, der wieder auf den Beinen war, fühlten wir uns so stark, dass wir hätten ein Indianerdorf erstürmen und einen widerspänstigen Alcalden in seinem eigenen Cabildo einsperren können. Wir nahmen Besitz von San Antonio de Guista und theilten uns zwischen dem Cabildo und dem Kloster, schickten nach dem Alcalden (selbst an den Gränzen Centralamerika's war Carrera's Name noch allmächtig) und sagten ihm, er solle hier bleiben und auf uns warten oder einen Alguacil senden. Das Kloster gränzte an die Kirche, lag auf einer hohen freien Fläche, von wo aus man vor sich eine Aussicht in ein herrliches, von gewaltigen Bergen eingekastetes Thal, zur Linken aber eine Durchsicht zwischen zwei wilden, schroffen, hoch in die Wolken aufstrebenden Bergzügen hatte. Vor der Thür des Klosters stand ein grosses Kreuz auf einem hohen steinernen Fussgestell von morscher Oberfläche und mit wilden Blumen bedeckt. Das Kloster war von einem Gebüschzaun umschlossen, der keine Oeffnung hatte, bis wir uns eine machten. Der Padre war nicht zu Hause, was sein Glück war, denn es würde für uns alle an Raum gebrochen haben. Uiberhaupt schien Alles ganz wie für uns bestimmt zu sein: es waren drei Betten vorhanden, gerade so viele, als wir bequem einnehmen konnten. Diese Betten waren übrigens von ganz neuer Form, indem sie aus langen, etwa zolldicken Reisern bestanden, die oben und unten mit Baumrinde zusammengebunden waren, und auf gegen zwei Fuss hohen, in den Erdboden eingetriebenen Stützen ruhten.

Der Alcalde und sein Sekretär hatten den ganzen Ort in Trab gesetzt. Nach wenigen Augenblicken ward, statt dass wir sonst die ärgerliche Antwort *„no hay“* (es ist nichts da) bekommen hatten, ein Vorrath an Lebensmitteln für uns herbeigeschafft, der beinahe den Verheissungen des türkischen Paradieses gleichkam. Zwanzig bis dreis-

sig Weiber erschienen im Kloster auf einmal mit Körben voll Mais, Tortillas, Dulces, Pisangs, Jocotes, Sapotes und allerlei andern Früchten, jede mit einem Vorrathe von drei Cents an Werth. Unter den Tortillas war eine besondere Art, dünn und hart gebacken, gegen zwölf Zoll im Durchmesser, 120 Stück für sechs Cents, wovon wir, da sie nicht viel Raum einnahmen, eine grosse Quantität ankauften.

An diesem Orte musste unser Maulthiertreiber uns verlassen. Da wir nur ein einziges zum Dienste geeignetes Lastthier hatten, so wandten wir uns an den Alcalden wegen zweier Träger, die über die Gränze bis Comitan mit uns gehen sollten. Er ging hinaus, um, wie er sagte, mit den Leuten sich zu berathen, und sagte dann, sie verlangten à Mann sechs Dollars. Nachdem wir ihm aber viel von „unserm Freunde" Carrera vorgeredet, fand eine zweite Berathung statt, in welcher die Forderung auf zwei Drittel reducirt ward. Wir mussten für Provision auf drei Tage sorgen und selbst Mais für die Maulthiere mitnehmen; und Juan und Santiago hatten eine geschäftige Nacht mit dem Kochen von Geflügel und Eiern.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Behagliche Wohnung. — Fortgesetzte Reise. — Eine steinige Strasse. — Ein schöner Fluss. — Eine Hängebrücke. — Der Fluss Dolores. — Der Fluss Lagertero. — Abgekühlter Enthusiasmus. — Eine zweite Brücke. — Eintritt in Mejico. — Ein Bad. — Eine einsame Kirche. — Wüste Gegend. — Zapolouta. — Comitan. — Wieder ein Landsmann. — Weitere Verlegenheiten. — Officielle Höflichkeit. — Comitans Handel. — Schmuggel. — Mangel an Seife.

Den nächsten Morgen fanden wir das Kloster so wohnlich und behaglich, die Beköstigung war, da der Alcalde oder sein Sekretär mit dem Stabe in der Hand beständig darauf Acht hatte, so reichlich und die Lage so köstlich, dass wir uns mit unsrer Weiterreise gar nicht beeilten; der Alcalde aber sagte uns, dass Alles fertig wäre. Wir sahen nichts von unsern Packträgern und entdeckten jetzt, dass er selbst und sein Sekretär die Leute gewesen waren, mit denen er berathen hatte. Die zwei Dollars à Mann konnten sie sich unmöglich entgehen lassen, und so legten sie Amtsstab und Würde ab, entblössten ihre Rücken, legten die Riemen über die Stirn, sackten die Ladung auf und trabten davon.

Wir brachen fünf Minuten vor 8 Uhr auf. Das Wetter war schön, aber nebelig. Wir stiegen sogleich einen Hügel hinab zu einer ausgedehnten, steinigen Ebene und erreichten nach etwa einer Legua den Rand eines Abgrunds, von wo aus wir in ein reiches, zwei- bis dreitausend Fuss tiefes Thal von oblonger Form hinabblickten, das rings von Bergmauern eingesargt war und einem bodenlosen Grabe glich. Am andern Ende des Thals lag ein Dorf mit einer zerfallenen Kirche und die Strasse führte einen steilen

Abhang hinauf zu einer Ebene, die im gleichen Niveau mit derjenigen, auf welcher wir standen, lag und sich undulirend und endlos wie das Meer vor uns ausbreitete. Wir stiegen auf einem der schroffsten und steinigsten Pfade, die wir noch im Lande gefunden, hinab, der immer im Zickzack an der Seite der Höhe hinunterführte und dadurch wohl anderthalb Meilen lang ward. Alsbald erreichten wir das Ufer eines schönen Flusses, der das Thal in seiner Länge durchströmte und zu beiden Seiten von gewaltigen Baümen besaümt war, deren Zweige quer herüberreichten und deren Wurzeln vom Wasser bespült wurden; und während die Ebene jenseits dürr und verbrannt dalag, war hier Alles in üppiges Grün gekleidet. Indem wir längs dem Flusse hinritten, kamen wir zu einer Hängebrücke von der primitivsten Form und Construction, die bei den Eingebornen *La Hamaca* (die Hängematte) hiess und seit undenklicher Zeit hier existirt hatte. Sie bestand aus zu Seilen geflochtenen, gegen drei Fuss auseinanderliegenden, mit einem Rankengewirr überdeckten und über den Fluss gespannten Weidenruthen, deren Enden an die Stämme von zwei sich gegenüberstehenden Baümen befestigt waren, hing gegen 25 F. hoch über dem Flusse, der hier einige 80 F. breit war, und ward an verschiednen Stellen durch an die Äste der Baüme gebundene Ranken gehalten. Der Zugang geschah auf einer rohen Leiter zu einer Platform in der Gabel des Baums. Auf dem Boden der Hamaca lagen zwei oder drei Breter, um darauf zu gehen. Die Brücke schwankte, wenn der Wind ging, und war ein wankelmüthiges und ziemlich unsicheres Transportmittel. Von der Mitte aus bot sich nach beiden Seiten hin eine schöne Perspective unter dem gewölbten Laubdache der Baüme den Fluss hinauf und hinab dar und die Hamaca selbst nahm sich von allen Seiten höchst pittoresk aus. Wir zogen weiter nach dem Dorfe, wo wir beim Alcalden bei einer Cigarre einen kurzen Halt machten, ritten dann bis zum aüssersten Ende des Thales und erreichten auf einem steilen und steinigen Aufwege 20 Minuten nach 12 Uhr oben die Ebene. Hier stiegen wir ab, streiften unsern Maulthieren die Zaüme ab und setzten uns, um auf unsere indianischen Träger zu warten, nieder, vor uns in das tiefe umschlossene Thal, hinter uns nach der grossartigen Kette der Cordilleras blickend, aus denen die Sierra Madre wie ein weltentrennender Bergwall aufstieg.

Frei von aller Besorgniss konnten wir nunmehr das wilde Land und die wilde Reiseweise in vollen Zügen geniessen. Anders aber mochte es wohl unsern armen Indianern zu Muthe sein. Zwar ist die gewöhnliche Ladung drei bis vier Arrobas oder 75 bis 100 Pfund, während unsere Leute nicht mehr als 50 trugen; aber dennoch rollte ihnen der Schweiss in Strömen über ihre nackten Leiber und alle Glieder zitterten ihnen. Nach einer kurzen Rast brachen sie wieder auf. Der Tag war heiss und schwül, der Boden dürr, verbrannt und steinig. Nach zweimaligem beschwerlichen Herabsteigen kamen wir zum Flusse Dolores. Er war auf beiden Seiten von grossen Baümen eingefasst, deren tiefen Schatten wir nach unserm versengenden Ritte wonnig fanden. Der Fluss mass gegen 300 F. in der Breite. In der Regenzeit ist er unpassirbar, während der trocknen Zeit aber nicht mehr als drei bis vier Fuss tief, ist sehr klar und von

graulich-grüner Farbe, wahrscheinlich vom Reflex der Baüme. Da wir seit der Hängebrücke kein Wasser gehabt hatten, so waren Maulthiere und Menschen unmässig in seinem Genusse.

Wir verweilten hier eine halbe Stunde. Es machten uns jetzt Besorgnisse viel zu schaffen, die schon auf dem ganzen Wege mehr oder weniger auf uns gewirkt hatten, nämlich wegen der sehr nahen Gränze Mejico's. Diese Strasse war so wenig bereist, dass es, wie man uns sagte, keine regelmässige Gränzwache hier gab, sondern Pickets die ganze Gränzlinie durchstreiften, um Schmuggel zu verhüten; und diese konnten uns leicht für verdächtiges Volk ansehen. Unsere Pässe waren zwar gut, um aus Centralamerika herauszugehen; zum Eintritt in Mejico aber war der Pass der mejicanischen Behörden in Ciudad Real, vier Tagereisen rückwärts, nöthig. „Umkehren" aber stand nicht in unserm Wörterbuche. Es konnte nun kommen, dass wir genöthigt waren, in der Wildniss so lange liegenzubleiben, bis wir Jemand nach einem solchen Passe schicken konnten.

In einer halben Stunde erreichten wir den Rio Lagertero, die Gränzlinie zwischen Guatemala und Mejico, mit einer Umgebung von wilder und unvergleichlicher Schönheit; des Flusses Ufer beschatteten die edelsten Baüme der tropischen Wälder, sein Wasser war klar wie Krystall und fusslange Fische spielten in ihm so ruhig als ob es keine Angeln gäbe. Von Soldaten war nichts zu sehen; Alles war so öde und verlassen, als ob nie zuvor ein menschliches Wesen die Gränze überschritten hätte. Wir hielten einen augenblicklichen Rath, auf welcher Seite wir uns lagern wollten, und entschieden uns für die mejicanische. Ich sass auf Pawlings Rosse und spornte es in meinem Feuereifer, der Erste zu sein, der auf mejicanischen Boden trat, ins Wasser. Plumps sanken seine Vorderfüsse hinunter, ohne Grund zu finden, und meine Beine steckten im Wasser; ich war einen Augenblick unschlüssig; als aber das Wasser bis zu meinen Pistolenholftern stieg, da sank mein Enthusiasmus und ich schwenkte mich rasch nach Centralamerika zurück. Wie wir nachher fanden, war hier das Wasser zehn bis zwölf Fuss tief.

Wir warteten auf die Indianer und waren in einigem Zweifel, ob es wohl möglich sein würde, mit Sack und Pack hinüberzukommen. Wir gingen ein kleines Stück weiter hinauf zu einem Felsenriff, das hier eine Stromschnelle bildete, über welche früher eine Brücke mit einem hölzernen Bogen und steinernen Widerlagern geführt hatte, welche letztere noch standen, während die Brücke selbst sieben Jahre zuvor vom Hochwasser mit fortgerissen worden war. Da wir am Schlusse der trocknen Jahreszeit standen, so lagen die Felsen theilweise trocken, das Wasser ergoss sich in Kanälen zu beiden Seiten herab und über den Raum zwischen ihnen und den Widerlagern war ein Baumstamm gelegt. Wir nahmen den Maulthieren Sättel und Zaüme ab und trugen vorsichtig jedes Stück in der Hand hinüber, während wir die Maulthiere darnach hinüberschwimmen liessen, mit welcher ganzen Operation wir eine volle Stunde verbrachten. Und so kamen wir denn sammt und sonders unversehrt in Mejico ans Land. Ein einnächtiger Regen in den Gebirgen würde diese Stelle unpassirbar gemacht haben.

Am Ufer, gegenüber der Stelle, wo ich hindurchzureiten versucht,

war eine halbkreisförmige Lichtung, deren einzige Oeffnung der Weg war, der in die mejicanischen Provinzen führte. Diesen Weg verrammelten wir und liessen dann unsere Maulthiere frei umherlaufen, hingen das Geschirr an den Baümen auf und nahmen unser Bivouak in der Mitte des Platzes. Die Leute machten ein Feuer, und während sie das Abendessen bereiteten, nahmen wir ein Bad im Flusse. Die Stromschnelle lag oberhalb unsrer Badestelle. Die Wildheit der Umgebung, die Abgeschiedenheit und Einsamkeit des Ortes, die Klarheit des Wassers, das Bewusstsein, einen bedeutenden Theil unsrer Reise vollendet zu haben — Alles wirkte anregend und kräftigend auf unser physisches und geistiges Sein. Frische Wäsche, die wir anlegten, setzte dem Bade die Krone auf. Waren unsere Verdauungsorgane seit mehren Tagen in Unordnung gewesen, so fühlten sie sich jetzt, wo wir uns zum Abendessen niedersetzten, so gekräftigt, dass sie sich an das Riemenzeug der Maulthiere hätten wagen können; und was meinen braven Macho belangt, so war es ein wahres Vergnügen, ihn seinen Mais schnorpsen zu hören. Wir waren aus Centralamerika heraus, waren geborgen vor den Gefahren der Revolution und standen an Mejico's wilden Gränzen in guter Gesundheit, mit gutem Appetit und gutem Lebensmittelvorrath. Wohl lag noch eine furchtbare Reise vor uns, aber sie erschien uns wie ein Nichts. Wir schritten auf dem kleinen abgeholzten Raume so stolz wie die Eroberer Mejico's einher und in unserm Uibermuthe beschlossen wir, uns ein Fischgericht zum Frühstück zu verschaffen. Zwar hatten wir keine Angeln, auch nicht eine Stecknadel in unserm ganzen Reisegeräth, wohl aber Nähnadeln und Zwirn. Pawling, dem die Erfahrung eines siebenjährigen Herumtummelns zur Seite stand, wusste Mittel und Wege; er hielt eine Nähnadel ins Feuer und benahm ihr ihre Stahlhärte, so dass sie sich zu einem Haken biegen liess. Ruthen bot uns jeder Baum dar. So stellten wir uns nun mit unsern Stegreif-Angelruthen auf die Lauer und brauchten weiter nichts als dass die dummen Dinger die Maüler aufsperrten und sich an die Nadel hakten; das aber eben wollten sie nicht thun und aus diesem Grunde allein fingen wir nichts. Wir kehrten zurück. Unsre Leute schnitten einige Stangen zu, legten sie in die Gabel eines Baums und überdeckten sie mit Zweigen; darunter breiteten wir unsre Matten aus und unser Dach und unsre Betten waren fertig und unser Schlaf gesund und prächtig.

Mit Tagesanbruch waren wir schon wieder im Wasser. Unser Bad war jetzt selbst noch köstlicher als den Abend zuvor; und als ich aufsass, fühlte ich mich im Stande, durch ganz Mejico und Tejas bis vor die Thür meines Hauses zu reiten. Ist man wieder zurückgekehrt zu den Dampfbooten und Eisenbahnen, o wie matt und schal erscheinen Einem dann all ihre Behaglichkeiten.

Wir brachen $^1/_2$ 8 Uhr auf. In sehr kurzer Entfernung liefen drei wilde Bären über unsern Weg, alle innerhalb Schussweite; aber die Flinten wurden von unsern Leuten getragen und in einem Augenblicke war es zu spät. Es währte nicht lange, so traten wir aus dem den Fluss begränzenden Walde auf eine freie Ebene heraus. $^1/_2$ 9 Uhr überschritten wir einen niedern steinigen Hügel und kamen zu dem trocknen Bette eines Flusses. Sein Grund war flach und

fest gebacken, die Uferwände glatt und regelmässig wie bei einem Kanale. In der Entfernung einer halben Legua zeigte sich Wasser darin und ½ 10 Uhr ward er zu einem ansehnlichen Strome. Wir betraten wiederum einen Wald, den wir auf einem schmalen Pfade durchritten, und bekamen bald, gerad vor uns und den Weg versperrend, die Seite einer grossen Kirche zu sehen. Als wir herauskamen, zeigte sich uns das gewaltige Gebaüde in seiner ganzen Grösse, ohne dass wir eine Wohnung oder auch nur die Spur von einer solchen erblickten. Der Weg führte über die zerfallene Kirchhofsmauer hinweg. Wir stiegen in ihrem tiefen Schatten ab. Die Façade war reich und vollkommen unversehrt. Die Kirche hatte 60 F. Fronte und 250 F. Tiefe, war aber ohne Dach und aus dem Innern wuchsen Baüme über die Mauern herauf. Bei der Todtenstille und tiefen Einsamkeit, die um sie herrschten, schwebte um diese dachlose, an gänzlich unbekannter Stelle stehende Kirche ein wunderbarer Reiz. Santiago sagte uns, sie hiesse Conata und es ginge die Sage, sie sei einst so reich gewesen, dass die Bewohner ihre Wasserkrüge an seidnen Stricken getragen hätten. Indem wir unsere Maulthiere Santiago übergaben, traten wir in die offne Pforte der Kirche ein. Der Altar war zusammengestürzt, das Dach lag in Trümmermassen auf dem Boden und der ganze innere Raum war ein Wald von Baümen. An die Kirche stiess ein mit ihr zusammenhängendes Kloster an, das zwar kein Dach mehr hatte, dessen Gemächer aber so vollständig erhalten waren, dass es uns war, als müsste ein guter Padre zu unsrer Bewillkommung erscheinen. An der Fronte der Kirche führte eine Treppe zu einem Glockenthurme in der Mitte der Façade. Wir stiegen bis zur Spitze hinauf. Die Glocken, die einst zum Morgen- und Abendgebete gerufen hatten, waren verschwunden, der Querbalken abgebrochen. Der Stein des Glockenthurms bestand aus festen Massen von versteinerten Muscheln, Würmern, Blättern und Insecten. Auf der einen Seite blickten wir hinab in die dachlose Kirche, auf der andern über eine wüste Gegend hin. Wir fanden hier den Namen eines Reisenden angeschrieben: *Joaquin Rodriguez, Conata, Mayo 1. 1836* und schrieben die unsrigen darunter, worauf wir hinabstiegen und weiter ritten.

Wir kamen über ein steiniges, wüstes Land, überschritten einen Fluss und sahen eine Hügel- und weiterhin eine Bergkette vor uns. Dann betraten wir eine traurige, steinige wassergleiche Fläche, und als wir fünfthalb Stunden geritten, sahen wir die Strasse über einen kahlen Berg zu unsrer Rechten laufen und machten, aus Besorgniss, dass wir den Weg verloren haben möchten, unter dem niedrigen weiten Dache eines Baumes Halt, um auf unsere Leute zu warten, währenddessen wir die Maulthiere frei umherlaufen liessen. Nachdem wir einige Zeit gewartet, schickten wir Santiago ab, um nach den Leuten zu sehen. Der Wind fegte über die Ebene hin, und während Herr Catherwood Holz fällte, stiegen Pawling und ich in ein Wildbachbett hinab, um, der Eine aufwärts, der Andre abwärts, nach Wasser zu suchen. Das Bett war aber gänzlich ausgetrocknet. Pawling fand in einer Felsenhöhlung schlammiges Wasser, das indess selbst für durstige Leute nicht verlockend war. Als wir zurückkamen, sass Herr Catherwood bei einem Feuer von drei oder vier

übereinandergelegten Baümen und wärmte sich. Der Wind war jetzt zum rasenden Sturm geworden. Die Nacht war nahe und wir hatten seit dem Morgen noch nichts gegessen; und da unser kleiner Reisevorrath in unsichern Händen war, so fingen wir an zu fürchten, dass am Ende unsere Leute sammt ihm ganz ausbleiben möchten. Unsere Maulthiere waren ebenso schlimm daran; denn die Weide war so armselig, dass sie, um etwas für sich zu finden, weit umherstreifen mussten, und wir liessen denn auch allen freien Lauf, mit Ausnahme meines armen Macho, den wir genöthigt waren, an einen Baum zu binden, weil ihm noch aus der Zeit, ehe er in meinen Besitz kam, gewisse Gelüste zum Vagabundiren eigen waren. Es war indess einige Zeit nach eingetretener Dunkelheit, als Santiago mit den Provisionsalforjas auf dem Rücken anlangte. Er war bereits sechs Meilen zurückgegangen, als er den Eindruck von Juans Fusse, dem vierschrötigsten aller Menschenfüsse, entdeckte und ihn bis zu einer elenden Hütte im Walde verfolgte, in welcher wir eigentlich hatten halten wollen. Wir hatten nichts verloren, dass wir daselbst nicht Halt gemacht, denn Alles in Allem, was sie dort hatten erlangen und mit fortnehmen können, waren vier Eier. Wir assen, bauten unsere Koffer zum Schutze gegen den Wind auf, breiteten unsere Matten aus, legten uns nieder, schauten noch einige Augenblicke nach den Sternen und versanken in Schlaf. Während der Nacht schlug der Wind um und wir wurden beinahe von ihm fortgeblasen.

Am nächsten Morgen machten wir, weil wir wieder einmal in bewohnte Gegenden kommen sollten, unsre Toilette, das heisst, wir hingen einen Spiegel am Aste eines Baums auf und barbierten den Stutz- und ein Stückchen Kinnbart. $^1/_4$8 Uhr setzten wir uns wieder in Marsch, nachdem wir unsern letzten Rest aufgegessen hatten. Seit Guista hatten wir kein menschliches Wesen zu sehen bekommen; auch hier noch lag das Land verödet und traurig da; kein Lüftchen regte sich; alle Hügel, Berge und Ebenen waren kahl und steinig; und doch gaben, als die Sonne über den Horizont heraufkam, ihre Strahlen selbst dieser Wüste ein freundliches Aussehen. Zwei Stunden lang erstiegen wir einen dürren, steinigen Berg. Selbst ehe wir zu diesem Berge kamen, war uns das öde Gränzland als eine fast uneinnehmbare Schutzwehr erschienen; und doch hatte Alvarado sie überschritten, um in ein unbekanntes, von Feinden wimmelndes Land einzudringen, und zweimal ist die mejicanische Armee in Centralamerika eingefallen.

$^1/_2$11 Uhr erreichten wir die Höhe des Bergs und in gerader Linie vor uns erblickten wir die Kirche von Zapolouta, dem ersten mejicanischen Orte. Hier erwachten wegen Mangels eines Passes unsere Besorgnisse von Neuem. Unser Hauptzweck war, Comitan zu erreichen und dort den ersten Stoss auszuhalten. Wir suchten daher so unbemerkt wie möglich durch Zapolouta zu kommen. Als wir dem Orte nahe kamen, vermieden wir die Strasse, die über den Marktplatz führte, liessen das Gepäck hindurchgehen so gut es konnte, jagten durch die Vorstadt, wo wir einige Weiber und Kinder in Schrecken setzten, und waren zur Stadt hinaus, ehe noch unsere Ankunft im Cabildo bekannt geworden war. Nun ging es noch eine Meile weit in raschem Trabe vorwärts, dann aber machten wir Halt,

um zu verschnaufen. So war denn unsern Gemüthern eine ungeheure Last entnommen und wir hiessen einander Willkommen in Mejico. Von der wüsten Gränze kommend, that es sich vor uns auf gleichwie ein altes, festgeordnetes, civilisirtes, ruhiges und gut verwaltetes Land.

Ein vierstündiger Ritt über eine dürre, sandige Ebene brachte uns nach Comitan, wo Santiago, der aus der mejicanischen Armee desertirt war und gefasst zu werden fürchtete, uns verliess und durch die von uns passirte Wildniss einsam zurückkehrte. Wir ritten auf den Marktplatz. Hier wohnte in einem der grössten Haüser ein Amerikaner. Einen Theil der Vorderseite nahm ein Laden ein, in welchem hinter dem Ladentische ein Mann stand, dessen Züge in mir die Erinnerung an meine Heimath erweckten. Ich frug ihn auf Englisch, ob sein Name M'Kinney wäre, und er antwortete „*Sí, señor*". Ich richtete noch mehre andere Fragen auf Englisch an ihn, die er alle auf Spanisch erwiederte. Die Klänge waren ihm wohl bekannt, aber es bedurfte einiger Zeit, ehe er es völlig begreifen konnte, dass er seine Muttersprache hörte; dann aber und als er verstand, dass ich ein Landsmann von ihm sei, erwachten Gefühle in ihm, denen er längst entfremdet war, und er nahm uns wie ein Mann auf, in dem die Abwesenheit und Ferne die Bande, die ihn an seine Heimath fesselten, nur noch verstärkt hatten.

Dr. James M'Kinney, dessen anspruchsloser Name sich in Comitan in den imponirenden Don Santiago Maquini verwandelt hatte, war aus Westmoreland in Virginien gebürtig und ging nach Tabasco, um daselbst zur Stärkung seiner Gesundheit einen Winter zuzubringen und als Arzt zu practiciren. Umstände veranlassten ihn, eine Reise ins Innere zu machen, und er liess sich in Ciudad Real nieder. Zur Zeit des Herrschens der Cholera in Centralamerika ging er nach Quezaltenango, wo er von der Regierung verwendet ward und zwei Jahre lang auf vertrautem Fusse mit dem unglücklichen General Guzman stand, den er als einen der feinsten, liebenswürdigsten, geistvollsten und bessten Männer im Lande schilderte. Er kehrte später nach Comitan zurück und heirathete eine Dame aus einer einst reichen und mächtigen Familie, die aber durch eine Revolution nur erst zwei Jahre zuvor eines Theils ihres Reichthums beraubt worden war. Bei der Theilung des noch vorhandenen Vermögens fiel das Haus am Marktplatze zu Comitan ihm zu; und da ihm seine ärztliche Praxis nicht zusagte, so gab er sie auf und fing Waarenhandel an. Gleich jedem andern Fremden im Lande war er in Folge der ewigen Kriege und Revolutionen furchtsam und ängstlich geworden.

Bis hierher waren wir auf der Strasse nach Mejico zusammengereist; hier musste sich Pawling von uns trennen, weil er nach der Hauptstadt wollte; Palenque aber lag uns zur Rechten, nach der atlantischen Küste zu. Die Strasse nach letzterm Orte schilderte Dr. M'Kinney als furchtbarer denn irgendeine, die wir bis jetzt bereist. Und dazu gesellten sich noch andere Schwierigkeiten: wir kamen nämlich wiederum in den Bereich des Kriegs, da, während das ganze übrige Mejico ruhig war, in Tabasco und Yucatan, den zwei Zielpunkten unsrer Reise, ein revolutionärer Zustand herrschte. Diess allein schon hätte uns sehr stören können, wenn nicht noch eine

neue Schwierigkeit hinzugetreten wäre. Es war nothwendig, persönlich in Ciudad Real, das drei Tagereisen von unsrer Strasse ablag, zu erscheinen, um einen Pass zu erlangen, ohne welchen wir in keinem Theile der mejicanischen Republik reisen konnten. So bedenklich aber auch alle diese Dinge waren, so gingen sie doch in einem Dritten gänzlich unter, nämlich dem peremtorischen Befehle der mejicanischen Regierung, dass kein Fremder die Ruinen von Palenque besuchen dürfe. Dr. M'Kinney theilte uns aus seiner eignen Erfahrung mit, dass drei Belgier, die, von der belgischen Regierung auf eine wissenschaftliche Reise ausgesandt, nach Ciudad Real ausdrücklich in der Absicht, um um die Erlaubniss zum Besuch der Ruinen nachzusuchen, gegangen, daselbst abgewiesen worden wären. Diese Mittheilungen dämpften nun freilich in etwas die Freude über unsre Ankunft in Comitan.

Auf Dr. M'Kinneys Rath stellten wir uns sofort dem Commandanten vor, der eine kleine Garnison von etwa dreissig Mann befehligte, die gut uniformirt und equippirt waren und im Vergleich mit den Soldaten Centralamerika's mir eine hohe Meinung von der mejicanischen Armee beibrachten. Ich zeigte ihm meinen Pass, sowie ein Exemplar der Regierungszeitung von Guatemala, worin zum Glück besagt war, dass ich beabsichtige, nach Campeche zu gehen und dort mich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Mit grosser Höflichkeit entband er uns sogleich der Nothwendigkeit, in Ciudad Real in Person zu erscheinen, und erbot sich, wegen eines Passes einen Courier an den Gouverneur zu schicken. Diess war für uns von grosser Wichtigkeit, wenngleich noch immer Aufenthalt damit verbunden war. Auf des Commandanten Rath warteten wir auch dem Präfecten auf, der uns mit gleicher Höflichkeit empfing, aber bedauerte, dass er sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, uns in unsern Bewegungen zu beschränken; der Befehl der Regierung, den er uns zeigte, laute aber kategorisch und gestatte keine Ausnahme zu Gunsten vertrauter Specialagenten. Er war indessen wahrhaft ängstlich besorgt uns zu dienen, erklärte sich für bereit, einige Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, und wollte sich mit dem Commandanten berathen. Wir verliessen ihn mit einer warmen Lobrede auf die Höflichkeit und Gefälligkeit der mejicanischen Beamten und mit der Uiberzeugung, dass sie, welches auch immer der Erfolg sein möchte, den guten Willen hätten, ihren nordischen Nachbarn grosse Rücksicht und Achtung zu bezeigen. Den nächsten Morgen sandte der Präfect den Pass zurück mit der höflichen Meldung, dass sie mich in demselben Lichte betrachteten, als ob ich bei ihrer eigenen Regierung accreditirt angekommen wäre, dass sie sich glücklich schätzen würden, mir jede in ihrer Macht stehende Erleichterung zu gewähren, und dass Mejico mir nach jeder beliebigen Richtung offen stände. So war denn eine grosse Schwierigkeit gehoben. Ich empfehle Allen, welche reisen wollen, sich eine Bestallung von Washington zu erwirken.

Was die Revolution anlangt, so liessen wir uns, nachdem wir das wilde Toben einer centralamerikanischen durchgemacht, von einer mejicanischen nicht zurücktreiben. Nicht so leicht wurden wir mit dem Befehle fertig, der den Besuch der Ruinen von Palenque ver-

bot. Stellten wir die Bitte um die Erlaubniss zu diesem Besuch, so waren wir zwar von der guten Gesinnung und dem guten Willen der Lokalbehörden überzeugt; wenn sie aber nicht die Macht besassen, nach freiem Ermessen zu handeln, sondern durch bestimmte Befehle gebunden und abschlägig zu bescheiden genöthigt waren, so war es doch unhöflich und unschicklich, den Versuch zu machen. Zu gleicher Zeit aber flösste uns Dr. M'Kinney's gegebene Mittheilung nicht den Muth dazu ein, die Reise ohne Erlaubniss zu wagen. Schrecklich hätte es aber für uns sein müssen, um der Erlangung einer Erlaubniss willen die lange Reise nach der Hauptstadt zu machen. Wir erfuhren indess, dass die Ruinen fern von aller menschlichen Wohnung lägen; wir konnten nicht glauben, dass die Regierung inmitten einer furchtbaren Revolution Soldaten übrighaben würde, um sie als Wache dort zu postiren; nach Dem, was wir von andern Ruinen wussten, hatten wir Grund zu glauben, dass der Ort ganz öde und einsam sei; so konnten wir denn an Ort und Stelle sein, ehe ein Mensch erführe, dass wir nur in der dortigen Nähe seien; und wurde diess ruchtbar, so richteten wir uns nach den Umständen und blieben entweder oder zogen ab; es war schon der Gefahr werth, wenn wir auch nur auf einen einzigen Tag im ruhigen Besitze waren. Mit dieser ungewissen Aussicht begannen wir ohne Verzug die Vorbereitungen zu unserer Reise zu treffen.

Es ist kaum möglich, das behagliche Gefühl zu fassen, sich an einem so fernen Orte im Hause eines Landsmanns zu wissen. In der Kleidung, im Aüssern, im Benehmen, in den Gewohnheiten und Gefühlen war der Doctor so ganz Amerikaner, wie er es nur hätte sein können, wenn ich ihm in der Heimath begegnet wäre. Der einzige Unterschied war seine Sprache, die er nicht zusammenhängend sprechen konnte, sondern mit spanischen Ausdrücken durchspickte. Er bewegte sich unter dem Volke, war aber Keiner von diesem Volke, und das einzige Band, das ihn hier fesselte, war eine schwarzaügige spanische Schönheit, eine jener Wenigen, die ich im Lande sah, um deretwillen ein Mann Verwandte und Heimath vergessen könnte. Er hatte den grössten Wunsch, das Land zu verlassen, sah sich aber durch ein seiner Schwiegermutter gegebenes Wort, es während ihres Lebens nicht zu thun, daran gehindert. Er lebte indessen in einer solchen beständigen Angst hin, dass er hoffte, sie würde ihn noch seines Versprechens entbinden.

Comitan, die Gränzstadt von Chiapas, enthält eine Bevölkerung von etwa 10,000 Seelen. Es hat eine prächtige Kirche und ein zahlreich bewohntes Dominicanerkloster. Die vornehmern Klassen haben wie in Centralamerika Wohnhaüser in der Stadt und besuchen ihre Haciendas, von deren Erträgnissen sie leben, nur von Zeit zu Zeit. Es ist ein ansehnlicher Handelsort, wozu es schlechte Gesetze gemacht haben, indem in Folge der schweren Zölle auf regelmässige Importationen in den mejicanischen Eingangshäfen die meisten in diesem Landesstriche verbrauchten europäischen Artikel von Balize und Guatemala her eingeschmuggelt werden. Die Procente an den Confiscationen und die Nebeneinkünfte der Beamten bilden ein so bedeutendes Einkommen, dass diese Zollbeamten sich sehr wachsam beweisen; wie denn den Tag vor unsrer Ankunft zwanzig oder

dreissig Maulthierladungen, die man weggenommen hatte, nach Comitan gebracht wurden; allein die dabei zu mächenden Gewinne sind so gross, dass das Schmuggeln ein regelmässiges Geschäft ist, indem die Gefahr der Beschlagnahme in keinem Verhältniss zu den zu machenden Gewinnen steht. Die ganze Stadt, die Zollbeamten nicht ausgenommen, betheiligt sich dabei und kläglich ist der Einfluss auf die öffentliche Moralität. Wir fanden indess die Märkte nur dürftig mit Waaren versehen. So war, als wir nach einer Wäscherin schickten, in der ganzen Stadt keine Seife aufzutreiben; als wir unsere Maulthiere beschlagen lassen wollten, fand sich blos Eisen genug für Ein Thier vor; ebenso fehlte es an Knöpfen zu Pantalons. Der ebenerwähnte Mangel an Seife war ein beklagenswerther Umstand. Schon seit mehren Tagen hatten wir der angenehmen Erwartung nachgehangen, unsere Betttücher gewaschen zu bekommen. Der Leser mag uns vielleicht für eigensinnige Leute halten, da es erst drei Wochen her waren, seit wir Guatemala verliessen; aber er möge bedenken, dass wir in elenden Cabildos und auf der blossen Erde geschlafen und dass sie daher eine sehr zweifelhafte Farbe angenommen hatten. Dr. M'Kinney war uns indess ein Helfer in der Stunde der Noth und versah uns mit Seife, und so wurden denn unsere Betttücher gereinigt.

Da ich oben des Beschlagens unsrer Thiere gedacht, so will ich hier den merkwürdigen, seit unsrer Ankunft im Lande bemerkten Umstand erwähnen, dass man hier Pferde und Maulthiere niemals beschlägt, ausgenommen vielleicht einige Luxuspferde, die man zu Spazierritten in Guatemala gebraucht. Unterwegs indess rieth man uns, die unsrigen doch lieber beschlagen zu lassen; es unterblieb aber, weil wir keinen guten Schmidt entdeckten, ausgenommen in Quezaltenango, der aber, weil gerade Fiesta war, nicht arbeiten wollte. Dennoch hatte auf unsern vielen und langen Märschen über steinige Gebirge nicht eines derselben gelitten, mit einziger Ausnahme von Herrn Catherwoods Reitmaulthiere, dessen Hufen bis aufs Fleisch abgelaufen waren.

Pawling hatte nun den schwersten Theil seiner Reise überstanden, denn vor ihm lag die glatte Strasse nach Mejico. Schon hatte ich ihm seinen besondern Pass ausgewirkt und unsre Trennung war nahe, als mit einem Male sein Interesse erweckt, ihm der Gedanke uns zu verlassen zuwider ward und er sich nach langem Hin- und Herüberlegen entschloss, mit uns nach Palenque zu ziehen.

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Abreise. — Sotaná. — Ein Millionär. — Ocosingo. — Ruinen. — Beginn der Regenzeit. — Eine Führerin. — Ankunft bei den Ruinen. — Steinerne Figuren. — Pyramidalische Bauten. — Ein Gewölbebogen. — Eine Stuckverzierung. — Eine hölzerne Schwelle. — Eine merkwürdige Höhle. — Gebaüde u. s. w. — Ein Dammweg. — Fernere Ruinen. — Reise nach Palenque. — Der Rio Grande. — Cascaden. — Reihe von Ortschaften. — Ein Wahnsinniger. — Der Fluss Yahalon. — Tumbala. — Ein wildromantischer Ort. — Eine grossartige Landschaft. — Indianische Träger. — Ein steiler Berg. — San Pedro.

Am 1. Mai (1840) bewegten wir uns mit einem Lärmen und einer Unordnung, die denen am ersten Maitage daheim glichen, aus Dr. M'Kinneys Hause heraus, stiegen auf und nahmen von unserm gastlichen Wirthe Abschied. Ohne Zweifel ist sein tägliches Leben und Treiben durch den Besuch eines Landsmanns nicht gestört worden, und die Communication ist so schwierig, dass er nie etwas von seiner Heimath hört. Er beauftragte uns mit Botschaften an seinen Freund Dr. Coleman, den Consul der Vereinigten Staaten in Tabasco, der aber damals todt war. Der Leser wird ihn wohl bedauern, wenn ich ihm sage, dass ein Exemplar dieses Werks, das ich ihm zuzusenden in Absicht habe, wahrscheinlich nie in seine Hände kommen wird.

Die nächste Station unsrer Reise ging durch eine weniger bergige, aber nicht weniger einsame Gegend als die bereits durchwanderte. Den ersten Nachmittag machten wir in der Hacienda Sotaná Halt, die einem Schwager Dr. M'Kinneys gehörte, in einem sanften und lieblichen Thale lag und eine Kapelle hatte, deren Glöcklein des Abends die indianischen Arbeiter, Frauen und Kinder zum Vespergebet zusammenrief. Den folgenden Tag machten wir Mittag in der schönen Hacienda des Padre Solis, eines alten, reichen, kurzen und dicken Pfarrers, und assen hier von massiven silbernen Tellern, tranken aus silbernen Tassen und wuschen uns in einem silbernen Becken. Er hatte in Palenque gelebt und erzählte uns von den Candones oder ungetauften Indianern. Da ihm mein Macho in die Augen stach, so wünschte er ihn zu kaufen und versprach, ihn zeitlebens zu behalten; ich gab ihn aber nicht hin, und das Einzige, was mich tröstet, wenn ich mir darüber Vorwürfe mache, dass ich dem guten Thiere des Padre's prächtiges Weideland vorenthalten habe, ist der Gedanke an des Padre's Wucht.

Um 4 Uhr des dritten Tages erreichten wir Ocosingo, das ebenfalls schön gelegen, von Bergen umschlossen war und eine grosse Kirche hatte, in deren Hofmauer wir zwei ausgehauene Figuren aus den Ruinen, die wir zu besuchen beabsichtigten, bemerkten, ziemlich in demselben Style wie die zu Copan. In der Mitte des Vorplatzes stand ein prächtiger Ceibabaum. Wir ritten zum Hause des Präfecten Don Manuel Pasada, das wir ganz allein mit einer alten Dienerin theilten, da die Familie auf ihrer Hacienda war. Das Haus war ein langes, rings umschlossenes Gebaüde mit einem Schuppen davor und ver-

sehen mit Bettstellen, die aus zerspaltenem Rohr gemacht waren und auf im Boden steckenden Hölzern ruhten.

Der Alcalde des Orts war ein Mestize, ein sehr zuvorkommender Mann, der erfreut war uns zu sehen und von den nahen Ruinen in den excentrischsten Ausdrücken sprach, aber sagte, sie wären so ganz und gar in El Monte (im Walde) vergraben, dass eine Menge Leute auf zwei bis drei Tage nöthig sein würden, um nur einen Weg zu ihnen freizumachen. Besondern Nachdruck legte er auf eine Höhle, deren Oeffnung vollständig von Steinen versperrt wäre und welche durch einen unterirdischen Gang mit der alten, gegen 150 Meilen entfernten Stadt Palenque in Verbindung stände. Er fügte noch hinzu, dass, wenn wir einige wenige Tage warten wollten, um Vorbereitungen zu treffen, er und der ganze Ort uns begleiten und eine gründliche Durchforschung vornehmen wollten. Wir sagten ihm aber, dass wir erst vorläufige Beobachtungen anzustellen wünschten, und er versprach uns einen Führer für den nächsten Morgen.

In dieser Nacht trat plötzlich das die Regenzeit eröffnende Sturmwetter ein. Das Krachen eines betaübenden Donners widerhallte von den Bergen, Blitze erleuchteten mit grauenvollen Feuermassen das Dunkel der Nacht, der Regen stürzte gleich einer Sündfluth auf unser Strohdach nieder und wir hatten die schlimmsten Gebirge auf der ganzen Strasse noch zu überschreiten. So waren all unsre Anstrengungen der Regenzeit zuvorzukommen fruchtlos gewesen.

Am Morgen verdüsterte noch immer schwarzes Gewölk den Himmel, es zog sich aber zurück und verkroch sich vor den Strahlen der aufsteigenden Sonne. Das Gras und die Baüme, durch eine sechsmonatliche Dürre versengt und verschmachtet, nahmen plötzlich ein tieferes Grün an und die Hügel und Berge schienen sich zu freuen. Der Alcalde war, ich glaube aus Ärger darüber, dass wir nicht Willens waren, die Untersuchung der Ruinen zu einer sofortigen Angelegenheit zu machen, auf den ganzen Tag ausgegangen, ohne uns einen Führer zu schicken, und hatte uns sagen lassen, die sämmtlichen Leute wären mit der Reparatur der Kirche beschäftigt. Wir suchten einen derselben hinwegzulocken, aber ohne Erfolg. Bei unserer Nachhausekunft sahen wir unsern Corridor in die Schule des Dorfs verwandelt; denn ein halbes Dutzend Kinder sassen hier auf einer Bank, welche der halbbetrunkene Schulmeister unterrichtete d. h. sie die formellen Theile des Kirchendienstes auswendiglernen liess. Wir baten ihn uns behilflich zu sein, worauf er uns erwiederte, dass wir dann einen oder zwei Tage warten müssten, da hier zu Lande nichts mit Hitze zu erlangen wäre. Die Aussicht einen Tag zu verlieren war uns im höchsten Grade unangenehm; in dem Augenblicke aber, als wir dachten, es bliebe uns nichts weiter übrig als uns darein zu ergeben, kam ein kleines Mädchen, um uns zu sagen, dass eine Frau, auf deren Hacienda die Ruinen gelegen wären, soeben im Begriffe stände, die Hacienda zu besuchen, und sich erböte, uns zu geleiten. Ihr Pferd stand schon vor ihrer Thür, und ehe noch unsere Maulthiere bereit waren, kam sie herübergeritten, um uns abzuholen. Wir begrüssten sie, gaben ihr eine gute Cigarre, brannten selbst auch sämmtlich welche an und setzten uns in Marsch. Die Frau war eine angenehme Mestize und hatte einen Sohn mit sich,

einen schönen Burschen von etwa fünfzehn Jahren. Es war ½10 Uhr, als wir fortritten und 20 Minuten nach 11 Uhr erreichten wir nach einem heissen und schwülen Ritte ihren Rancho. Er war eine blosse Hütte aus Pfählen und mit Lehm beworfen, aber seine Lage von der Art, dass er uns für das Landleben begeisterte. Unsere gütige Führerin gab uns ihren Sohn und einen Indianer mit seinem Machete mit und in Zeit von einer halben Stunde waren wir bei den Ruinen.

Bald nachdem wir den Rancho verlassen, etwa in der Entfernung einer Meile, erblickten wir auf einer bedeutenden Anhöhe durch Oeffnungen der auf ihr wachsenden Bäume eines der Gebäude von „Tonila," welches in dieser Gegend der indianische Name für steinerne Haüser ist. Als wir ihr nahe kamen, passirten wir, noch in der Ebene, vor zwei steinernen Figuren vorbei, die mit den Gesichtern aufwärts am Boden lagen; sie waren brav gemeisselt, aber ihre Züge hatten durch die lange Einwirkung der Elemente ein wenig gelitten, wiewohl sie noch immer deutlich waren. Von ihnen ritten wir am Fusse eines hohen Bauwerks, wahrscheinlich einer Festung, hin, das sich in pyramidalischer Form mit fünf geraümigen Terrassen erhob. (S. Taf. IV. Fig. 18 c. b.) Diese Terrassen waren sämmtlich mit Stein belegt und mit Stuckarbeit geziert, waren aber an vielen Stellen zerbrochen und von Gras und Gestraüch überwachsen. Einen der zerfallenen Theile benutzend ritten wir den ersten Absatz hinauf, folgten dessen Planie und stiegen mittelst einer andern zertrümmerten Stelle zum zweiten und ebenso zum dritten hinauf. Hier banden wir unsere Pferde an und klommen vollends zu Fusse hinauf. Ganz oben stand ein pyramidalischer, von Baümen überwachsener Bau, welcher das Gebaüde trug, das wir von der Ebene aus gesehen hatten. Unter den Baümen gab es mehre wilde Limonien mit Früchten von sehr feinem Geschmack beladen, die, wenn sie nicht von den Spaniern eingeführt worden sind, ursprünglich einheimisch sein müssen. Das Gebaüde misst 50 F. in der Fronte, 35 F. in der Tiefe und ist von Stein und Kalk gebaut; die ganze Vorderseite war einst mit Stuckarbeit bedeckt, wovon ein Theil am Karniess und Simswerk noch übrig ist. Den Eingang bildet ein 10 F. weites Portal, welches in eine Art Vorzimmer führt, zu dessen beiden Seiten eine kleinere Thür zu einem 10 Quadratfuss grossen Gemach führt. Die Wände dieser Gemächer waren einst mit Stuck bekleidet, welcher jetzt abgefallen war. Auch ein Theil des Daches war zusammengesunken und daher der Boden mit Trümmern bedeckt. In einem dieser Trümmer fanden wir dieselbe pechartige Substanz vor, die wir schon in dem Grabe zu Copan bemerkt hatten. Die Decken bestanden aus Steinen, die auf die gewöhnliche Weise gegeneinander vortraten und dem Gewölbebogen der Baumeister der alten Welt sehr nahe kamen. (Taf. IV. Fig. 18a. giebt den Grundriss des alten Gebaüdes.)

In der hintern Wand des Mittelzimmers war eine Thür von derselben Grösse wie die an der Vorderseite, die zu einem Gemach ohne Scheidewände führte, in dessen Mitte sich aber ein eingeschlossener, 18 F. langer und 11 F. breiter oblonger Raum befand, der augenscheinlich zu dem wichtigsten Theile des Gebaüdes bestimmt gewesen war. Die Thür war, bis auf wenige Fuss oberhalb, mit Trümmern

verstopft, über ihr aber und längs der ganzen Fronte des Gebaüdes lief eine grosse Stuckverzierung hin, die uns auf den ersten Blick durch ihre auffallende Aehnlichkeit unwillkürlich an die beflügelte Erdkugel über den Portalen der ägyptischen Tempel erinnerte. Ein Theil dieser Verzierung war abgefallen und über den Schutthaufen hinweg bis über die Eingangsthür herausgerutscht. Wir suchten dieselbe zurückzuschieben, um sie wieder an ihrem Platze aufzustellen, aber sie war für die Kraft von vier Männern und einem Knaben zu schwer. Der noch vorhandene Theil ist auf Taf. III. 18 d. dargestellt und unterscheidet sich im Einzelen von der beflügelten Erdkugel. Die Schwingen sind umgekehrt; es sind noch Uiberbleibsel von einer kreisrunden Verzierung zu sehen, die eine Erdkugel mag vorgestellt haben sollen, aber von sie umwindenden Schlangen ist keine Spur mehr übrig.

An dieser Thür war noch etwas Auffallendes zu bemerken: die Schwelle war von Holz; von welcher Art Holz, wussten wir nicht; nach des Führers Aussage vom Sappadillbaum. Es war von solcher Härte, dass es beim Aufschlagen wie Metall klang, und vollkommen gesund, ohne ein Wurmloch oder ein sonstiges Zeichen von Zerstörung. Seine Oberfläche war eben und glatt und bei sehr genauer Untersuchung wurden wir der Meinung, dass es mit einem metallnen Instrumente müsse bearbeitet worden sein.

Unter dieser Thür war eine Oeffnung, die nach des Alcalden Aussage der Eingang zu der nach Palenque führen sollenden Höhle war und von welcher er — um diess nebenbei zu erwähnen — gesagt hatte, dass sie so ganz und gar im Walde vergraben läge, dass es eines zweitägigen Grabens und Lichtens bedürfen würde, um zu ihr zu gelangen. Der Führer lachte über die im Dorfe herrschende Unwissenheit in Betreff der Schwierigkeit sie zu erreichen, behauptete aber steif und fest die Geschichte, dass sie bis nach Palenque führe. Wir konnten ihn nicht bewegen hineinzugehen. Ein kurzer Weg nach Palenque war aber gerade was wir brauchten. Ich machte daher selbst einen Versuch, zog meinen Rock aus, legte mich auf die Brust und begann hineinzukriechen. Als ich aber etwa mit dem halben Leibe hinein war, hörte ich ein abscheuliches zischendes Geraüsch und sah zurückfahrend ein Paar kleine Augen, die im Dunkeln wie Feuerkugeln leuchteten. Ich habe wohl nicht zu erwähnen, wie viel Zeit ich brauchte, um wieder herauszukommen. Meine Reisegefährten hatten das Geraüsch ebenfalls gehört und nach des Führers Behauptung war das Thier ein Tiger. Ich hielt es für eine wilde Katze; aber was es auch sein mochte, so beschlossen wir, es mit einem Schusse zu bedienen. Im Nu waren unsre Flinten und Pistolen, Schwerter und Machetes bereit und wir nahmen unsre Stellungen. Pawling, dicht und fest an der Wand stehend, stiess mit einem langen Pfahl hinunter — und mit furchtbarem Lärmen flatterte ein gewaltiger brasilianischer Geier heraus, bewegte sich mit schwerem Flügelschlage durch das Gebaüde und suchte in einem andern Gemache eine Zuflucht.

Als diese Gefahr vorüber war, erneuerte ich meinen Versuch und entdeckte mit einem vor mich gehaltenen Lichte mit Einem Blick den ganzen Umfang der vermeintlich nach Palenque führenden Höhle.

Es war eine Kammer, die mit den gegebenen Dimensionen der zu Tage stehenden Mauern zusammenstimmte. Der Boden war zwei bis drei Fuss hoch mit Schutt bedeckt, die Wände mit Stuckfiguren geschmückt, unter denen die Gestalt eines Affen deutlich zu erkennen war, und an der hintern Mauer sah man mitten unter merkwürdigen und interessanten Verzierungen zwei Männergestalten im Profil, mit den Gesichtern gegeneinandergekehrt, von guter Zeichnung und in Lebensgrösse, mit den Füssen aber unter dem Schutt am Boden vergraben. Herr Catherwood kroch hinein, um eine Zeichnung davon zu machen, aber in Folge des Qualmens der Lichter und der entsetzlichen Hitze in dem engen Raume war es ihm unmöglich, lange genug darin zu bleiben. Im Allgemeinen waren sie in Zeichnung und Charakter ganz die nämlichen, die wir später in Palenque in Stein gehauen sahen.

Ich kletterte mittelst eines dicht an der Mauer dieses Gebäudes wachsenden Baumes auf dessen Dach und erblickte von hier aus ein anderes Gebäude ganz nahe dabei, das auf einem noch höhern Bauwerk ruhte. Wir klommen zu diesem hinauf und fanden es nach demselben allgemeinen Plane gebaut, aber in einem zerfallenern Zustande. Beim Herabsteigen kamen wir zwischen zwei andern auf pyramidalischen Erhöhungen ruhenden Gebäuden hindurch und dann auf einen freien und ebenen Raum, auf welchem wahrscheinlich einstmals die Stadt gestanden hatte. Er war auf allen Seiten von denselben hohen Terrassen umgeben und geschützt, die in weite Ferne das ganze Land ringsum überblickten und es einem Feinde unmöglich machten, von irgendeiner Seite her sich unbemerkt zu nähern. Diese Fläche durchzog ein hoher und schmaler Dammweg, welcher zum Theil natürlich, zum Theil künstlich zu sein schien und auf welchem in einiger Entfernung ein künstlicher Hügel stand mit den Grundmauern eines Gebäudes, das wahrscheinlich ein Thurm gewesen war. Jenseits des letztern zog sich der Damm noch weiter fort, bis er einen Bergzug erreichte. Aus den wenigen mir zugänglichen spanischen Werken bin ich nicht im Stande gewesen, irgendetwas über die Geschichte dieses Ortes zu erfahren, ob er zur Zeit der Eroberung existirte oder nicht. Ich bin indess geneigt zu glauben, dass es der Fall war und dass desselben bei einigen spanischen Autoren Erwähnung geschieht. Sei dem wie ihm wolle, so gab es unter allen von uns gesehenen Orten keinen, welcher uns eine solche Vorstellung von der gewaltigen Grösse der von den ureingebornen Bewohnern errichteten Werke verschaffte. So sehr uns die Zeit bedrängte, so beschlossen wir doch, länger hier zu weilen und eine ganz gründliche Nachforschung anzustellen.

Es war beinahe dunkel, als wir zum Dorfe zurückkamen. Wir gingen auf der Stelle zum Alcalden, fanden aber sogleich auf seiner Schwelle Aufenthalt und Verzögerung. Er wiederholte des Schulmeisters Erinnerung, dass mit Hitze nichts zu erreichen sei. Es würde zwei Tage wegnehmen, um nur Leute zusammenzubringen und Werkzeuge herbeizuschaffen, und von diesen letztern wären solche, wie sie nothwendig sein müssten, überhaupt gar nicht zu haben. Es gäbe nicht Eine Brechstange im Orte; doch meinte der Alcalde, es könnte eine gemacht werden, knüpfte aber in Einem Athem die Bemerkung an, dass gar kein Eisen vorhanden wäre; es gäbe zwar einen halb-

gelernten Schmidt hier, aber kein Eisen wäre näher zu bekommen als aus der acht bis zehn Tagereisen entfernten Stadt Tabasco. Während wir noch bei ihm waren, zog ein abermaliges furchtbares Wetter herauf. Wir eilten inmitten desselben nach Hause und beschlossen hier, ohne Verzug nach Palenque abzureisen. Ich habe den festen Glauben, dass hier an diesem Orte des künftigen Reisenden noch ein reicher Lohn harrt. Man sagte uns, es lägen noch andere Ruinen in einer Entfernung von etwa zehn Leguas entlang der nämlichen Bergkette; und der Ort gewinnt in unsern Augen dadurch ein vermehrtes Interesse, dass er der beste Punkt sein würde, von wo aus man die Auffindung der von der Höhe der Cordilleras gesehenen geheimnissvollen Stadt versuchen könnte.

Zu Ocosingo befanden wir uns auf der Reiselinie des Kapitän Dupaix, dessen grosses Werk über mejicanische Alterthümer, in Paris 1834—35 erschienen, die Aufmerksamkeit der Gelehrten Europa's erweckte. Seine Forschungsreise nach Palenque geschah im J. 1807. Er erreichte diesen Ort von Mejico aus, unter Vollmacht der Regierung und in Begleitung eines Zeichners, eines Sekretärs und unter Escorte eines Theiles von einem Dragonerregiment. „Palenque", sagt er, „ist acht Tagemärsche von Ocosingo entfernt. Die Reise ist sehr anstrengend. Die Strassen, wenn man sie so nennen kann, sind blosse schmale und schwierige Pfade, die sich über Gebirge und durch Abgründe winden und die man bald auf Maulthieren, bald zu Fuss, bald auf den Schultern von Indianern und bald in Hamacas bereisen muss. Manchmal muss man Brücken oder vielmehr wankende Baumstämme passiren, über waldbedeckte, öde und menschenleere Striche ziehen und, wenn man die sehr wenigen sich findenden Ortschaften und Hütten ausnimmt, unter Gottes freiem Himmel schlafen." — „Wir hatten dreissig bis vierzig kräftige Indianer bei uns, um unser Gepäck und unsre Hängematten zu tragen. Nachdem wir auf dieser langen und mühevollen Reise Anstrengungen und Unbequemlichkeiten aller Art ausgestanden, dankten wir Gott, als wir endlich in der Stadt Palenque anlangten."

So sah die jetzt vor uns liegende Reise aus, und nach der festgestellten Ordnung unsrer Tagemärsche mussten wir sie, um das Schlafen im Freien bei Nacht zu vermeiden, in fünf statt in acht Tagen zurücklegen. Die furchtbaren Regen der zwei vorhergehenden Nächte hatten uns fast mit Schrecken erfüllt und Pawling war in seinem Vorsatze, noch länger bei uns zu bleiben, vollkommen erschüttert worden, zumal da die Leute im Dorfe ihm gesagt hatten, dass, wenn die Regenzeit erst ordentlich eingetreten wäre, eine Rückkehr unmöglich sein würde; und so fasste er am Morgen, wenn auch mit Widerstreben, den jähen Entschluss, uns zu verlassen und zurückzugehen. Wir trennten uns sehr ungern von ihm, konnten ihm aber freilich unter den bewandten Umständen nicht zureden, die Reise mit uns weiter fortzusetzen. Unser Gepäck und das Pferdezeug, das wir gemeinsam gebraucht, ward getrennt; schon hatte Herr Catherwood ihm Lebewohl gesagt und ritt davon; schon waren er und ich aufgestiegen und schüttelten uns zum Abschiede die Hände, als ich ihm einen Vorschlag machte, der ihn veranlasste, seinen Vorsatz wieder zu ändern, freilich auf die Gefahr hin, bis zum Ende der

Regenzeit jenseits der Gebirge bleiben zu müssen. In wenigen Minuten holten wir Herrn C. ein.

Der wahre Grund, weshalb wir Pawling bei uns zu behalten wünschten, waren unsre Besorgnisse vor der bösen Beschaffenheit der Strassen. Unser Weg ging durch ein Indianerland, wo in manchen Strichen die Indianer von notorisch schlechtem Charakter waren. Wir hatten keine Dragoner wie Dupaix, unser Gefolge war sehr klein und es stand uns im Grunde nicht ein einziger Mann zu Gebote, auf den wir uns verlassen konnten; und bei diesem Zustande der Dinge waren Pawlings Pistolen und doppellaüfige Flinte ein Gegenstand von einiger Bedeutung für uns.

Wir verliessen Ocosingo $^1/_4$9 Uhr. Von unsern Reisebegleitern hatten Alle so wenig Eindruck auf mich gemacht, dass ich sie sammt und sonders in Grund und Boden vergessen habe; wie diess überhaupt von der ganzen Reise gilt. In andern Ländern war unser Begleiter ein griechischer Maulthiertreiber, ein arabischer Bootsmann, ein beduinischer Führer; hier aber hatten die Menschen gar keine Eigenthümlichkeit, gar nichts, woran man irgendwelches Interesse hätte nehmen können, ihre Rücken ausgenommen. Jeder Indianer trug ausser seiner Ladung noch einen gestrickten Sack, der seinen Mundvorrath für die Reise enthielt, d. h. einige Tortillas und grosse Kugeln mit zerstossenem Mais, in Blätter gewickelt. Manchmal trug er noch auf dem Kopfe ein Trinkgefäss, welches ein halber Flaschenkürbiss war. Dieses Gefäss füllte er bei jedem fliessenden Wasser voll, rührte etwas von seinem Mais hinein und bereitete sich so eine Art kalter Mehlsuppe; und dieses Gericht macht für den Indianer sein tagtägliches Brot auf der Reise aus. Nach einer halben Stunde kamen wir in einiger Entfernung zu unsrer Rechten bei grossen künstlichen Anhöhen vorüber, die einstmals zur alten Stadt gehörige Bauten gewesen waren. Um 9 Uhr überschritten wir den Rio Grande oder Huacachahoul, gingen eine Strecke weit an seinem Ufer hin und kamen bei drei wunderschönen Cascaden vorüber, welche die ganze Breite seines Felsenbetts einnahmen und deren es wahrscheinlich noch viele andere unbemerkte und unbekannte von gleicher Schönheit in der tiefen Wildniss, die er durchströmt, giebt. Als wir uns einen schroffen Berg hinaufwandten, verloren wir den Fluss aus den Augen. Die Strasse war gebrochen und bergig und wir begegneten keiner menschlichen Seele auf ihr. Um 3 Uhr, wo unser Weg eine nordnordwestliche Richtung nahm, kamen wir in das Dorf Huacachahoul, das in einer freien, von Bergen umringten Ebene lag und durchaus nur von Indianern bewohnt war, die roher und wilder waren als alle bis jetzt von uns gesehenen. Die Männer trugen keine Hüte und ihr langes schwarzes Haar reichte bis auf die Schultern herab; und die alten Männer und Frauen boten mit ihren harten und hässlichen Zügen und ihren schwarzen, rollenden Augen einen abstossenden Anblick dar. Sie würdigten uns keines Grusses und bei ihrem wilden, aber festen und durchdringenden Blicke ward es uns fast unheimlich zu Muthe. Ein Haufen nackter Buben und Mädchen riefen Herrn Catherwood mit „Tata“ an, indem sie ihn für einen Padre hielten. Manche Besorgniss stieg in uns auf, als wir das Dorf hinter uns hatten und uns nun vom Lande der wilden Indianer rings um-

schlossen sahen. Wir hielten eine Stunde lang bei einem Gewässer an und langten $^1/_2$7 Uhr in Chillon an, wo wir zu unsrer Uiberraschung und Freude einen Unterpräfecten fanden, einen Weissen und verständigen Mann, der bis San Salvador gereist war und General Morazan kannte. Er war begierig zu erfahren, ob in Ciudad Real eine Revolution ausgebrochen wäre, da er mit einer eines Beamten würdigen Schmiegsamkeit der neuen Regierung seine Ergebenheit zu bezeugen wünschte.

Am nächsten Morgen $^3/_4$7 Uhr brachen wir mit einem neuen Trupp von Indianern wieder auf. Die Strasse war bis Yahalon gut, welches wir um 10 Uhr erreichten. Vor diesem Orte begegneten wir einem jungen Indianermädchen mit ihrem Vater, die von ausserordentlicher Schönheit war und zwar die Landestracht trug, aber durch den Ausdruck von Sittsamkeit uns allen den Beweis gab, dass sie ganz unschuldig war und gar nicht ahnte, dass an ihrer Erscheinung etwas nicht recht war. Yahalon hatte, wie jedes Dorf, durch das wir kamen, eine höchst pittoreske Lage und eine höchst imponirende Kirche.

Wir waren hier genöthigt, wieder neue Indianer zu nehmen, und würden vielleicht den Tag verloren haben, wenn nicht der Padre einige Leute von der Arbeit an der Kirche, mit deren Reparatur man beschäftigt war, abgerufen hätte. $^1/_4$12 Uhr ging die Reise weiter; $^3/_4$1 Uhr machten wir zu einem Imbiss an einem Gewässer Halt. Hier traf ein junger Indianer mit einem sehr klugen Gesicht zu uns, der sich neben mich setzte und in einem ausgezeichnet guten Spanisch sagte, dass wir uns vor den Indianern in Acht nehmen möchten. Ich reichte ihm einige Tortillas; er brach ein kleines Stück ab, sah mich, während er es zwischen den Fingern hielt, an und sagte sehr entschieden, er hätte genug gegessen; das Essen nützte zu nichts; er ässe Alles, was ihm vor den Mund käme, und würde doch nicht fett; seht nur, wie hager ich bin. Und mit diesen Worten hielt er sein bleiches Gesicht hart an das meinige. Sein Gesicht war zwar ruhig, dennoch verrieth mir ihn ein zufälliger Ausdruck als einen Wahnsinnigen; und als ich jetzt auch noch weisse Aussatzflecke in seinem Gesicht und an seinem ganzen Körper gewahrte, prallte ich von ihm zurück. Ich suchte ihn zur Rückkehr ins Dorf zu bereden, er sagte aber, es wäre gleich, ob er nach dem Dorfe zurückginge oder nicht; er brauche und begehre ein Heilmittel gegen seine Magerkeit.

Bald darnach kamen wir zu den Ufern des Flusses Yahalon, wo wir Halt machten und, da es entsetzlich heiss und der Fluss so rein war wie Wasser nur sein kann, ein köstliches Bad nahmen. Dann ging es einen steilen Berg hinauf, und als wir schon hoch oben waren, sahen wir den armen geistesschwachen jungen Indianer noch an derselben Stelle am Ufer des Flusses stehen. $^1/_2$6 Uhr erreichten wir nach einem mühevollen Erklimmen die Höhe des Bergs, ritten am Rande eines mehre tausend Fuss hohen Plateaus hin, von wo aus wir in ein bodenloses Thal blickten, wandten uns dann links um die Ecke des Waldes und betraten die Vorstadt von Tumbala. Die Hütten lagen zerstreut zwischen hohen, schroffen und malerischen Felsen, die das Aussehn hatten, als hätten sie einst den Krater eines

Vulkans gebildet. Trunkene Indianer lagen im Wege, so dass wir, um sie nicht zu treten, ihnen ausweichen mussten. Durch einen engen Weg zwischen diesen hohen Felsen reitend, gelangten wir zum Saum der senkrecht abfallenden, mehre tausend Fuss hohen Hochplatte, auf welcher das Städtchen Tumbala stand. Gleich vorn lagen Kirche und Kloster; der Marktplatz war angefüllt mit wildblickenden Indianern, die sich zu einer Fiesta vorbereiteten; gerade am Rande des Abgrunds erhob sich ein hoher konischer Hügel, den die Trümmer einer Kirche krönten. Es war der wildeste und ausserordentlichste Ort, den wir bis jetzt gesehen, und wenn er auch nicht durch Erinnerungen geheiligt war, so war er doch seit unbekannten Jahrhunderten die Stätte einer Indianerstadt gewesen.

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten unsrer Reise in diesem Lande, dass jeder Tag und jede Stunde etwas Neues brachte. Denn da wir uns von der Lage und Beschaffenheit jedweden Ortes, dem wir nahten, niemals vorher eine Vorstellung gebildet hatten, so folgte natürlich immer eine Ueberraschung auf die andre. Das Gemeindehaus nahm eine Ecke des Plateau's ein. Der Justicia war der Bruder unsers Freundes, des Padre Solis mit den silbernen Tellern, und so arm und thätig als der Padre reich und träge. Im letzten Dorfe hatte man uns gesagt, dass es uns wegen des Festes unmöglich fallen würde, uns Indianer für den nächsten Tag zu verschaffen, und wir hatten uns daher zum Bleiben schon vorbereitet; allein die Briefe von den mejicanischen Behörden waren von solcher Wirkung, dass der Justicia auf Knall und Fall mit vierzig bis fünfzig Indianern sich besprach und unsre Reise nach Palenque rasch geordnet war. Obgleich es uns bei dem wilden Charakter der Indianer hier etwas unbehaglich zu Muthe ward, so bedauerten wir doch beinahe diese unerwartete Raschheit; aber der Justicia sagte uns, wir wären zu einem glücklichen Augenblicke gekommen, da viele Indianer aus San Pedro anwesend wären, die zwar als ein böser Menschenschlag berüchtigt wären, aus denen er aber Diejenigen, die er kennte, auswählen würde; auch wolle er noch einen seiner eignen Alguacils auf dem ganzen Wege mit uns senden. Da er kein einladendes Wort vom Bleiben sprach, im Gegentheil begierig schien, uns rasch von hier fortzubringen, so machten wir keine Einwendungen; auch hegten wir bei unserm lebhaften Wunsche, das Endziel unsrer Reise zu erreichen, eine aberglaübische Furcht vor den Folgen eines freiwilligen Verzugs.

In der wenigen Zeit bis zum Eintritt der Dämmerung führte uns der Justicia auf demselben Wege, den Jahrhunderte zuvor die Indianer betreten hatten, auf die Spitze des vorhin erwähnten, am Rande des Plateau's sich erhebenden Kegels, von wo aus wir auf der einen Seite hinab in einen ungeheuern, 2000 F. tiefen Schlund blickten, auf der andern über eine grosse Gebirgskette hinweg den Ort San Pedro, unsrer nächsten Tagereise Endziel, liegen sahen, und noch darüber hinaus, jenseits des Gebirgszugs von Palenque, den See Terminos und den mejicanischen Golf entdeckten. Es war eine der grossartigsten, wildesten und erhabensten Aussichten, die mir vorgekommen waren. Auf dem Gipfel des Kegelbergs lagen die Ruinen einer Kirche und eines Thurms, der wahrscheinlich einst als Warte

gedient, und nahe dabei waren dreizehn Kreuze zu sehen, die man vor hundert Jahren über den Leichen von Indianern errichtet, als diese ihren Pfarrer mit gebundenen Händen und Füssen in den Abgrund geworfen hatten und dafür mit dem Leben bestraft und an Ort und Stelle begraben wurden. Alljährlich werden die Kreuze neu aufgerichtet, um in den Gemüthern der Indianer das Schicksal der Mörder lebendig zu erhalten. Uiberall, auf fast unzugänglichen Bergeshöhen und in den tiefsten Schluchtthälern, haben die Indianer ihre *milpas* oder Maisfleckchen und leben beinahe noch ebenso wie damals, als die Spanier in ihr Land hereinbrachen; und der Justicia wies mit dem Finger nach einer Gegend hin, die noch von den „ungetauften" Indianern bewohnt werde, jenem seltsamen Volke, dessen geheimnissvollen Ursprung Niemand kennt und von dessen künftigem Geschick kein Mensch etwas zu sagen weiss. Unter all den wildromantischen Bildern, die unsre eilige Reise uns bot, hat keines einen so frappanten Eindruck auf meine Seele gemacht wie dieses. Mit Dunkelwerden kehrten wir nach dem Cabildo zurück, der wegen des Festes mit Immergrün geschmückt war und an dessen einem Ende ein Tisch mit einer phantastisch angekleideten und unter einer Fichtenlaube sitzenden Figur der h. Jungfrau stand.

Abends besuchten wir den Padre, den Delegaten des Padre Solis, einen feingebildeten jungen Mann aus Ciudad Real, der in dieser Pfarre ebenso fett ward und ebenso reich zu werden versprach wie Padre Solis selbst. Er und der Justicia waren die einzigen Weissen im Orte. Wir kehrten nach dem Cabildo zurück, die Indianer kamen herein, um dem Justicia eine gute Nacht zu wünschen, wobei sie ihm den Rücken seiner Hand küssten, und wir wurden uns selbst überlassen.

Noch vor Tagesanbruch wurden wir durch die indianischen Träger aus dem Schlafe geweckt, die mit brennenden Fackeln hereinstürzten und, während wir noch im Bett lagen, unsere Koffer fortzuschaffen begannen. Mit den mechanischen Künsten stand es hier armseliger als irgendwo anders wo wir gewesen, denn es gab im ganzen Orte keinen einzigen Strick und die Umschnürung der Koffer und die Gurte, womit diese getragen wurden, waren alle von Baumrinde. Wer hier über die Gebirge gehen will, bedient sich in der Regel dazu der *hamacas* oder der *sillas*. Die *hamaca* ist ein gepolsterter Stuhl mit einer langen Stange an jedem Ende, an denen sie von vier Indianern vorn und hinten getragen wird, wobei der Reisende seitwärts sitzt; die *silla* aber ist ein Armsessel, der auf dem Rücken eines Indianers getragen wird. Des ersten Reisemittels pflegen sich, wie uns der Justicia sagte, nur sehr schwere und unbeholfene Männer, namentlich die Padres zu bedienen; dem zweiten Beförderungsmittel aber waren wir abgeneigt, weil, wenn ein Indianer mit einem Manne auf seinem Rücken die Gebirge erklimmen kann, wir es ebensogut allein im Stande waren; und so reisten wir ohne silla und hamaca ab.

Unmittelbar hinter dem Dorfe begann die Strasse, welche weiter nichts als eine Oeffnung durch die Baüme war, abwärts zu gehen und bald kamen wir zu einem Knüppelwege, der einer Treppe glich und so steil ging, dass es ein gefährlich Ding war, ihn hinab-

zureiten. Ohne diese Knüppel würde in der Regenzeit die Strasse völlig ungangbar sein. Beständig abwärts steigend erreichten wir kurz nach 12 Uhr ein Flüsschen, wo die Indianer ihre schweisstriefenden Leiber wuschen.

Von den Ufern dieses Flusses begann das Ansteigen des steilsten Berges, der mir je vorgekommen. Da vom Reiten gar keine Rede sein konnte, so führten wir unsere Maulthiere; indem aber unsere Schwerter und Sporen uns im Wege waren und die Maulthiere bald rückwärts zerrten, bald auf uns lossprangen, so war die Anstrengung ganz ausserordentlich. Immer waren wir nach wenigen Minuten genöthigt stehen zu bleiben und uns an einen Baum zu lehnen oder niederzusetzen. Da die Indianer kein Wort aus einer andern Sprache als der ihrigen sprachen und verstanden, so war jedwede Mittheilung unsrerseits unmöglich und wir konnten daher nicht erfahren, wie weit wir noch zur Höhe des Berges hätten. Endlich erblickten wir oberhalb eines vor uns liegenden abschüssigen Absatzes ein rohes Kreuz, dessen Standort wir als den Rücken des Berges begrüssten. Er war es auch. Wir klommen zu ihm hinauf, ruhten oben eine Weile aus und bestiegen dann wieder unsere Maulthiere, waren aber nicht hundert Schritte weit geritten, als es nun abwärts ging und wir wiederum abzusteigen genöthigt waren. Und dieser Hinabweg war noch steiler als der Aufweg, wo es schwerer war sich zu stämmen als sich gehen zu lassen. Unsere Maulthiere kamen taumelnd hinter uns her gestürzt. Nachdem wir den erhitzenden und ermüdenden Weg reissendschnell zurückgelegt, erreichten wir einen mit Blättern und Insecten bedeckten Fluss. Hier verliessen uns zwei von unsern Indianern, um noch diesen Abend nach Tumbala zurückzukehren! Wenn schon unsere Anstrengung bei Tage ganz entsetzlich gewesen war, wie gross musste erst die ihrige in der Finsterniss sein! Indess litten sie vermuthlich weniger als wir, theils weil sie von ihrer Kindheit an an das Lasttragen gewöhnt, theils weil ihre Glieder unbedeckt waren und frei sich bewegen konnten, während wir bei unsern anliegenden und von Schweiss durchnässten Kleidern von Hitze und Ungemächlichkeit zu leiden hatten. Es war der heisseste Tag, den wir im Lande bis jetzt verlebt hatten. Nachdem wir einen abermaligen gewaltig angreifenden Abschuss durch einen Wald von fast undurchdringlicher Dichtigkeit zurückgelegt, gelangten wir $^3/_4$4 Uhr nach San Pedro. Rückwärts blickend über das soeben überschrittene Gebirge, sahen wir Tumbala und den dominirenden Punkt, auf den wir den Abend zuvor gestanden, liegen, das in gerader Linie nur wenige Meilen, aber auf dem zurückgelegten Wege 27 Meilen entfernt war.

Bei dem bösen Leumund, in welchem San Pedro steht, vor dessen Indianern uns Alle, denen wir von der Hacienda des Padre Solis bis nach Tumbala begegnet, gewarnt hatten, war es ein wahres Glück, dass fast der ganze Ort zum Feste nach Tumbala gezogen war. Nicht einmal der Alcalde, noch die Alguacils waren anwesend; nur einige wenige Indianer lagen in puris naturalibus umher. Wenn wir einen Blick in die Hütten warfen, rannten die Weiber davon, wahrscheinlich vor Schrecken darüber, Männer in Pantalons zu sehen. Den Cabildo nahm eine Reisegesellschaft mit Zuckerla-

dungen für Tabasco ein. Die Anführer derselben und Eigner der Ladungen waren zwei Mestizen, die tüchtig bewaffnete Diener bei sich hatten und mit denen wir Bekanntschaft anknüpften und ein stillschweigendes Bündniss eingingen. Da wir eines der bessten Haüser leer fanden, indem sein Besitzer mit seiner Familie zum Feste nach Tumbala gegangen war und all seinen Hausrath mit sich genommen, die Bettstellen von Rohrschilf aber zum Glück zurückgelassen hatte, so nahmen wir Besitz davon und stapelten unser Gepäck im Innern auf.

Ohne uns nur ein Sterbenswort davon zu sagen, hatten unsere Leute uns verlassen, um nach Tumbala zurückzukehren, und so waren wir nun allein gelassen und konnten, da wir die Sprache nicht zu sprechen vermochten, weder für die Maulthiere noch für uns selbst etwas zu essen bekommen. Wir erfuhren indess durch den Anführer der besagten Reisegesellschaft, dass am nächsten Morgen neue Leute erscheinen und uns weiterbringen würden. Da ich mir durch die Hitze und Strapaze ein heftiges Kopfweh zugezogen hatte und da das uns den folgenden Tag bevorstehende Gebirge noch schlimmer war und ich mich vor der neuen Anstrengung und vor der Gefahr unterwegs liegen zu bleiben fürchtete, so hatten Herr C. und Pawling sich bemüht, eine Hamaca oder Silla herbeizuschaffen, die denn auch für den Morgen versprochen ward.

FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Ein wildes Land. — Ersteigung eines Gebirgs. — Reise in einer Silla. — Eine kitzelige Situation. — Der Hinabweg. — Der Rancho Nopa. — Angriffe von Mosquitos. — Wir nahen Palenque. — Weideland. — Die Stadt Palenque. — Ein murrköpfischer Beamter. — Eine höfliche Aufnahme. — Mangel an Lebensmitteln. — Ein Sonntag. — Die Cholera. — Wieder ein Landsmann. — Die Bekehrung, der Abfall und die Wiedergewinnung der Indianer. — Der Fluss Chacamal. — Die Caraïben. — Die Ruinen von Palenque.

Den nächsten Morgen bei Zeiten brach die Reisegesellschaft im Cabildo auf und 5 Minuten vor 7 Uhr folgten wir ihr mit Silla und Mannschaft, welche letztere in Allem zu zwanzig Indianern anschwoll.

Das Land, durch welches wir jetzt reisten, lag noch in demselben wilden Zustande da wie vor der spanischen Eroberung und bis Palenque trafen wir auf keine Wohnung. Der Weg führte durch einen Wald, der bis zur Undurchdringbarkeit mit Gebüsch und Unterholz durchwachsen und dessen Gezweig nur so hoch gestutzt war, dass nur ein Wanderer zu Fuss darunter hingehen konnte, daher wir auf unsern Maulthieren beständig genöthigt waren, uns zu bücken und selbst abzusteigen. An manchen Stellen schien in einem weiten Umkreise der Wald von der Hitze wie erstorben, das Laub war welk, die Blätter verdorrt und kraus, als wären sie von der Sonne verbrannt; auch hatte ein Orkan das Land durchsaust, dessen in der Zeitung von San Pedro gar nicht gedacht worden war.

Wir begegneten drei Indianern, welche Keulen in der Hand trugen und bis auf ein kleines Stück Zeug um die Lenden, das zwischen den Beinen hindurchging, nackt waren; der eine derselben, ein junger, hochgewachsener Mann von wunderbar symmetrischen Formen, sah aus wie der freigeborne Herr der Wälder. Kurz darnach kamen wir bei einem Fluss vorüber, wo nackte Indianer rohe Fischnetze auswarfen, so wild und urzuständlich, wie in der barbarischen Urzeit.

Zwanzig Minuten nach 10 Uhr bei grosser Hitze begann das Ersteigen des Gebirgs. Ich bin nicht im Stande, eine Idee von der Anstrengung zu geben, welche die Bereisung dieser Gebirge erfordert. Unsere Maulthiere konnten nur mit ihren Sätteln hinaufklettern. Wir entledigten uns unsrer Schwerter, Sporen und alles unnützen Zubehörs bis auf Hemd und Hosen, so dass wir der primitiven Kleidung der Indianer sehr nahe kamen. In Broadway würde unser Aufzug ein wahres Schauspiel gewesen sein. Voran schritten vier Indianer, jeder eine rohe, mit Ochsenhaut überzogene, von einer eisernen Kette umschlungene und mit einem Vorlegeschloss versehene Kiste auf dem Rücken tragend; hierauf folgte Juan, blos im Hute und mit dünnen baumwollnen weiten Hosen, der zwei dürre Maulthiere vor sich hertrieb und auf seinen nackten Schultern eine doppellaüfige Flinte trug; dann kamen wir, jeder sein Maulthier vor sich hertreibend oder es führend; hiernach ein Indianer, der die Silla trug, dann Reserveträger und mehre Knaben mit kleinen Säcken voll Lebensmittel. Der Indianer mit der Silla war sehr verwundert, dass wir uns ihrer trotz Contract und bezahltem Lohne nicht bedienten; es kam uns aber wie entwürdigend vor, uns auf den Schultern eines Mannes tragen zu lassen, und wir hatten die Silla blos aus Vorsicht mitgenommen, für den Fall, dass wir, wie wir mit Zuversicht erwarteten, von ihr Gebrauch zu machen genöthigt sein würden. Dieser Fall trat jetzt ein. Schon den Abend zuvor in San Pedro hatte ich mich ohne etwas genossen zu haben niedergelegt, was bei uns immer ein sicheres Zeichen von schlechtem Befinden war; dieser Zustand hatte sich durch die übermässige Anstrengung bedeutend verschlimmert, so dass mir beim blossen Denken ans Steigen der Kopf beinahe zerspringen wollte. Und so nahm ich zum ersten Male zur Silla meine Zuflucht. Es war ein grosser, plumper, von Holznägeln und Bast zusammengehaltener Lehnstuhl. Der Indianer, der mich tragen sollte, war, wie die andern Indianer, klein von Gestalt, nicht mehr als fünf Fuss sieben Zoll gross, sehr schmächtig, aber symmetrisch gebaut. Es ward um die Arme des Stuhls ein Bastgurt gebunden, worauf der Mann sich mit dem Rücken gegen die Lehne des Stuhls niedersetzte, den Gurt zurechtmachte und ihn mit einem kleinen Polster zur Milderung des Drucks glatt über die Stirn hinweg legte. Mit Hilfe zweier Indianer hob er sich auf seine Füsse, stand einen Augenblick still, rückte mich ein oder zwei Mal auf seinen Schultern zurecht und der Marsch ging, mit einem Mann an jeder Seite, fort. Es war mir eine grosse Erleichterung, aber ich fühlte doch jede Bewegung, selbst das Heben seines Brustkastens. Der Aufweg war einer der steilsten auf der ganzen Strasse. Nach wenigen Minuten blieb der Träger stehen und stiess, wie es die indianischen Träger immer thun, einen Laut

aus, der die Mitte zwischen Pfeifen und Blasen hielt und meinen Ohren jederzeit, jetzt aber mehr als jemals peinlich und unangenehm klang. Mein Gesicht war von ihm abgekehrt und ich konnte daher nicht sehen, wo er ging, bemerkte aber, dass er nach links herüberwankte. Um die Anstrengung des Tragens nicht zu vermehren, sass ich so still wie möglich. Als ich aber nach einigen Minuten über meine Schulter blickte, sah ich, dass wir dem Rande eines Absturzes von mehr als tausend Fuss Tiefe nahe waren. Hier wollte ich durchaus absteigen; aber ich vermochte mich nicht verständlich auszudrücken und die Indianer konnten oder wollten meine Zeichen nicht verstehen. Mein Führer bewegte sich behutsam weiter, fühlte erst, ehe er den andern Fuss hob, mit dem linken Fusse, ob der Stein, auf welchen er ihn niedersetzte, fest und sicher war, hob dann den andern Fuss und brachte so allmälig und immer mit der äussersten Vorsicht die Füsse in die Höhe, bis er auf einen halben Schritt dem Rande des Abgrundes nahe war. Hier blieb er stehen und stiess einen furchtbaren pfeifenden und blasenden Ton aus. Ich hob mich und sank mit jedem Athemzuge und fühlte seinen Leib unter mir erzittern; es war als ob seine Kniee zusammenbrächen. Der Absturz war grauenvoll und die geringste ungewöhnliche Bewegung von meiner Seite hätte uns beide zusammen in die Tiefe stürzen können. Gern würde ich ihn für den Rest der Reise von aller Qual erlöst haben und von seinem Rücken herabgestiegen sein; aber er ging von Neuem vorwärts und that mit derselben Vorsicht einige weitere Schritte, und zwar so dicht am Rande, dass es Einem selbst auf dem Rücken eines Maulthiers sehr unbehaglich zu Muthe geworden sein würde. Ich fühlte die schrecklichste Angst, dass er niederstürzen oder straucheln möchte. Zu meinem grössten Troste nahm der Weg eine andere Richtung; kaum aber hatte ich mir Glück gewünscht, der Gefahr entronnen zu sein, als der Mann einige Schritte abwärts that. Diess war bei Weitem schlimmer noch als das Aufwärtssteigen; fiel er, so konnte mich nichts vom Uiberstürzen retten; ich hielt aber aus, bis er mich endlich freiwillig niedersetzte. Der arme Mensch troff von Schweiss und zitterte an allen Gliedern. Schon stand ein Andrer bereit, um mich aufzuhocken; allein ich hatte genug. Auch Pawling versuchte das Ding, aber nur für eine kleine Strecke. Es war schon schlimm genug, einen Indianer mit einer todten Wucht auf seinem Rücken sich abarbeiten zu sehen; aber sein Zittern unter sich zu fühlen, seinen schweren Athem zu hören, den Schweiss an seinem Leibe herabströmen zu sehen und dabei die Unsicherheit seiner eignen Lage zu empfinden, machte diess zu einer Reiseart, die nur natürliche Faulheit und Gefühllosigkeit ertragen können. Gehend oder vielmehr kletternd, sehr oft zum Ausruhen anhaltend, und reitend sooft es überhaupt möglich war, erreichten wir einen überdachten Schuppen, wo wir die Nacht zu bleiben wünschten; leider aber war kein Wasser da.

Wir konnten nicht erfahren, wie weit es bis Nopa, unserm beabsichtigten Halteplatze, wäre, das nach unsrer Annahme auf der Höhe des Gebirgs lag. Auf jede Frage antworteten die Indianer *„una legua."* In der Meinung, dass es bis dahin nicht mehr weit sein könne, setzten wir den Marsch fort. Wiederum hatten wir eine

ganze Stunde lang einen sehr schroffen Aufweg, worauf es furchtbar abwärts ging. Die Sonne war jetzt verschwunden; finstere Wolken hingen über dem Walde und ein schwerer Donner rollte auf dem Gebirge. Als wir uns abwärts bewegten, durchbrauste ein Sturmwind den Wald; die Luft war mit dürren Blättern angefüllt; Zweige und Aeste wurden abgerissen und zerknickt, Baüme niedergebeugt und es hatte ganz das Ansehen, als wolle er sich zu einem gewaltigen Orkan anlassen. Zu Fusse hinabzueilen war bei unsrer Erschöpftheit rein unmöglich; aber unsre Besorgniss, dass uns auf dem Berge ein Orkan und eine Regenfluth erwischen möchte, war so gross, dass wir so schnell wir konnten unsere Thiere den steinigen, sehr steil abfallenden und keine Ruhe gewährenden Abhang hinabspornten. Sehr oft wollten die Maulthiere vor Angst nicht weiter, und einmal stürzten die zwei leeren lieber in das Walddickicht hinein, um nur nicht vorwärts zu müssen. Es war diess unser letzter Berg und zugleich der schlimmste, der mir jemals in diesem oder in irgendeinem andern Lande vorgekommen ist, und bei der Angst vor dem Unwetter, die uns hinabtrieb, wage ich zu behaupten, dass nie ein Reisender ihn in weniger Zeit herabgestiegen ist. $^3/_4 5$ Uhr erreichten wir die Ebne. Der Berg war in Wolken gehüllt und der Sturm raste jetzt über uns. Wir überschritten einen Fluss, zogen längs demselben in einem dichten Walde fort und langten in dem Rancho Nopa an.

Der Rancho lag in einem kreisrunden Aushau von etwa 100 F. im Durchmesser, nahe dem Flusse und rings von einem durch Gebüsch und Unterholz so dichten Wald umgeben, dass die Maulthiere nicht hineindringen konnten und er keine weitere Oeffnung hatte als den Weg der durch ihn führte. Der Rancho war blos ein mit Palmblättern bedecktes, von vier Baumstämmen getragenes Dach. Ringsum lagen ganze Haufen von Schneckenhaüsern und der Boden des Rancho war mehre Zoll hoch mit Asche bedeckt, dem Rückstande der zum Kochen der Schnecken gemachten Feuer. Kaum hatten wir uns zu unsrer Ankunft an einem so schönen Plätzchen Glück gewünscht, als wir einen solchen Sturmangriff von Mosquitos aushalten mussten, wie wir noch nie einen ähnlichen erlebt. Wir machten ein Feuer an und setzten uns ins Gras nieder, um mit einem durch eine harte Tagesarbeit verstärkten Appetite ein Huhn aus San Pedro zu verschmausen; kaum aber hatten wir begonnen, als wir uns genöthigt sahen, wieder aufzustehen und, während wir in der einen Hand das Essen hielten, mit der andern die Quälgeister abzustreifen. Wir sahen bald, dass uns eine schlechte Nacht bevorstand, weshalb wir rings um den Rancho Feuer anzündeten und unmässig schmauchten. Auch beeilten wir uns nicht mit dem Niederlegen, sondern sassen bis zur späten Stunde auf, uns mit dem Gedanken tröstend, dass ohne die Mosquitos unsre Freude und Zufriedenheit die Schranken des Masses überschreiten würde. Der finstre Saum der Waldblösse ward von Feuerfliegen von ungemeiner Grösse und ausserordentlichem Glanze erleuchtet, die zwischen den Baümen hindurchschossen und deren Licht nicht momentan aufblitzte und verschwand, sondern stätig leuchtete, so dass sie Sternschnuppen glichen, nur dass ihr Lauf geschlängelt war. Manchmal schwebten ihrer zwei stillstehend nebeneinander und strahlten ein mattes, aber schönes Licht aus, gleich

zwei rivalisirenden Schönen auf einem Lever. Die feurigen Scheiben schossen von Einer zur Andern, und wenn Einer, kühner als die Uibrigen, zu nahe herankam, zog die Kokette ihr Licht zurück und der Flatterer eilte davon. Eine aber schaarte sie alle um sich und wir zählten ihrer sieben auf einmal, die sie umschwebten.

Endlich trafen wir unsere Anstalten zum Schlafengehen. Da uns Hängematten den schonungslosen Angriffen der Mosquitos von allen Seiten preisgegeben sein liessen, so breiteten wir unsere Matten auf dem Boden aus; auch entkleideten wir uns nicht. Pawling stutzte seine Betttücher mit grosser Mühe zu einem Mosquitonetz zu, aber es war so heiss darunter, dass er nicht athmen konnte, und so trieb er sich beinahe die ganze Nacht unstät umher oder steckte im Flusse. Die Indianer, die sich damit beschäftigt hatten, Schnecken zu fangen und zum Abendessen zu kochen, legten sich am Flussufer zum Schlafen nieder; als aber um Mitternacht der Regen unter gewaltigem Blitzen und Donnern in eine Sündfluth sich verwandelte, kamen sie allesammt unter den Schuppen geeilt, legten sich hier vollkommen nackend hin und schlugen sich mechanisch und scheinbar ohne sich dadurch im Schlaf zu stören ihre Leiber mit den Händen. Das ununterbrochene Gesumse und Beissen der Insecten hielten uns in einem beständigen Zustande des Wachens und der Gereiztheit. Unsere Leiber konnten wir schützen, aber mit einer Decke über dem Gesicht war die Hitze unerträglich. Vor Tagesanbruch ging ich nach dem Flusse, der breit und seicht war, und streckte mich auf seinem sandigen Grunde aus, wo das Wasser blos so tief war, dass es über meinen Körper hinweglief. Es war der erste behagliche Augenblick, den ich genoss. Mein erhitzter und von den Stichen entflammter Leib ward abgekühlt und ich lag hier bis zum Tagesanbruch. Als ich mich erhob, um mich anzukleiden, überfielen mich die Ungethüme mit einem Appetite, den der Geist der Rache noch verschärfte. War unser Tagewerk furchtbar beschwerlich gewesen, so erwies sich die Nacht noch schlimmer. Indess war die Morgenluft frisch, und als der Tag heraufdämmerte, verschwanden unsere Peiniger. Herr Catherwood hatte am Wenigsten gelitten, aber bei seiner Unruhe einen kostbaren Smaragdring von seinem Finger verloren, den er seit vielen Jahren getragen und als Andenken sehr hoch hielt. Nachdem wir einige Zeit nach ihm umhergesucht, stiegen wir endlich auf und traten unsern letzten Tagesmarsch nach Palenque an. Die Strasse war eben, aber der Wald noch ebenso dicht wie auf dem Gebirge. $^3/_4$11 Uhr gelangten wir auf einen Weg, der zu den Ruinen oder anderswohin führte. Wir hatten die Absicht, auf geradem Wege nach den letzteren zu gehen, aufgegeben, theils um unseres zerrissenen Zustandes willen, theils weil wir mit unsern Indianern gar nichts sprechen konnten und diese vermuthlich auch gar nicht wussten, wo die Ruinen lägen. Endlich kamen wir auf eine freie Ebene heraus und blickten zurück nach der überstiegenen Gebirgskette, die nach Peten und dem Lande der ungetauften Indianer sich verlief.

Weiterhin kamen wir in eine Gegend mit schönen Triften, auf denen wir Viehherden weiden sahen. Das Gras bezeugte die Wirkung der ersten Regen und das pittoreske Aussehen des Landes erinnerte mich an manche heimische Partie. Besonders fiel mir ein

Baum von einziger Schönheit auf, der mir fremd war, einen hohen, nackten Stamm und eine weitausgebreitete Krone mit Blättern von einem lebhaften Grün hatte und mit gelben Blumen überschüttet war. Indem wir sorglos und heitergestimmt immer weiter zogen und von Zeit zu Zeit stehen blieben, um uns an der freundlichen Aussicht ringsum zu laben und uns recht lebhaft daran zu erinnern, dass wir den hinter uns liegenden finstern Gebirgen entflohen seien, erhoben wir uns zu einem unbedeutenden Plateau und erblickten vor uns Palenque, das wir alsbald erreichten. Das Städtlein bestand aus einer mit Gras überwachsenen Strasse mit wenigen zerstreuten weissen Haüsern zu beiden Seiten, an deren jenseitigem Ende auf einer kleinen Anhöhe die strohbedachte Kirche mit einem rohen Kreuz und einem Glockenthurm davor stand. Ein Knabe konnte sich von der Kirchthür bis zur Stadt heraus im Grase wälzen. Es war in der That der todteste Ort, den ich jemals sah; da wir aber aus von wilden Indianern wimmelnden Ortschaften kamen, so war uns seine Stille sehr wohlthuend. In der Vorstadt lagen indianische Hütten zerstreut umher. In der Strasse angelangt, kamen acht bis zehn Weisse, Männer und Weiber, aus den Haüsern heraus, mehr als wir seit Comitan gesehen, und die Haüser hatten ein behäbiges und recht leidliches Aussehen. Wir gingen zum Alcalden, einem Weissen von etwa sechszig Jahren, in weiten weissen baumwollnen Hosen mit einem Hemd darüber, zwar ein Bisschen buckelig, aber doch ein Mann von respectabeler Erscheinung, der uns indessen ein sehr zweideutiges Gesicht schnitt. Ich reichte ihm meinen Pass hin, als dasjenige Mittelchen, womit ich ihn am Ersten zu gewinnen meinte; aber wir hatten ihn unglücklicher Weise in seiner Siesta gestört und er war mit der unrechten Seite zuerst aufgestanden. Er sah mir lange und fest ins Gesicht und frug mich dann, was ihn denn mein Pass anginge; worauf ich freilich nichts antworten konnte. Er erklärte dann von Neuem, er hätte nichts damit zu schaffen und begehrte es auch nicht; wir müssten damit zum Präfecten gehen. Hiernach drehte er sich ein oder zwei Mal in einem Kreise herum, um zu zeigen, dass es ihn gar nicht kümmerte, was wir von ihm dächten; und als ob er wüsste, was in unsrer Seele vorging, setzte er aus freien Stücken hinzu, man hätte schon Klagen wider ihn erhoben, aber sie nützten nichts; sie sollten ihn doch nicht fortbringen, und bewirkten sie ja etwas, so mache er sich nichts daraus.

Dieser Willkommen am Ende einer schweren Tagereise war allerdings nicht erbaulich; es war uns aber von Wichtigkeit, uns mit diesem Murrkopf nicht zu überwerfen; und in unserm Bemühen, einen verwundbaren Punkt an ihm aufzufinden, sagten wir ihm, wir wünschten einige Tage hier zu bleiben und auszuruhen und würden da genöthigt sein, Mancherlei zu kaufen. Wir fragten ihn, ob es Brot im Orte gäbe, worauf er mit einem „*no hay*“ (das giebt es nicht) antwortete. Korn? „*no hay.*“ Kaffee? „*no hay.*“ Chocolade? „*no hay.*“ Seine innerliche Freude schien sich zu vermehren, solange er noch im Stande war zu antworten „*no hay.*“ Aber unsre unglückseligen Fragen nach Brot hatten seinen Zorn erweckt. In aller Unschuld und ohne damit eine Beleidigung zu beabsichtigen, verriethen wir unsre getaüschte Erwartung und unsern Aerger; und Juan sagte für

sich hin: „so können wir keine Tortillas essen.“ Diess griff er auf, wiederholte es zu verschiednen Malen für sich und rief auch jedem Neueintretenden mit besonderm Nachdruck zu, sie könnten keine Tortillas essen. Daran anknüpfend sagte er weiter, einen Backofen gäbe es wohl, aber kein Mehl, und der Bäcker wäre vor sieben Jahren fortgezogen; die Leute hier könnten auch ohne Brot bestehen. Um von diesem Gegenstande abzukommen und entschlossen nicht zu klagen, warf ich die versöhnende Bemerkung hin, dass wir auf alle Fälle froh wären, dem Regen auf den Gebirgen entkommen zu sein, worauf er fragend erwiederte, ob wir denn in Palenque etwas Besseres erwarteten? und wiederholte mit grosser Befriedigung einen im Munde der Palenqueaner gewöhnlichen Ausdruck: „*tres meses de agua, tres meses de aguaceros y seis meses de nortes*“ d. i. „drei Monate Wasser, drei Monate heftige Platzregen und sechs Monate Nordwinde“, welche letztern in diesem Lande Kälte und Regen bringen.

Da ich es für unmöglich fand, am Alcalden einen schwachen Punkt zu entdecken, ritt ich, während die Leute das Gepäck aufstapelten, zum Präfecten, dessen Empfang in diesem kritischen Momente sehr tröstend und erfreulich war. Mit zur Gewohnheit gewordner Höflichkeit bot er mir einen Stuhl und eine Cigarre an und sagte, sobald er meinen Pass gesehen, er hätte mich schon seit einiger Zeit erwartet. Diess überraschte mich. Er fügte noch hinzu, Don Patricio hätte ihm von meinem Kommen gesagt, was mich noch mehr überraschte, da ich mich keines befreundeten Mannes dieses Namens erinnerte, bis ich gleich darnach erfuhr, dass mit diesem prächtig klingenden Zunamen mein Freund Herr Patrick Walker aus Balize gemeint war. Diess war seit der Zeit, wo Lieutenant Nicols die Nachricht nach Guatemala brachte, Herr Walker und Kapitän Caddy wären beide von den Indianern gespiesst worden, die erste Mittheilung, die ich über Beide empfing. Sie hatten Palenque auf dem Flusse Balize und über den See Peten ohne irgendwelche andere Schwierigkeiten, als die ihnen die Schlechtigkeit der Wege verursachte, erreicht, waren zwei Wochen in den Ruinen geblieben und dann nach La Laguna und Yucatan gereist. Diess war eine höchst erfreuliche Nachricht, erstens weil sie mir über ihre Sicherheit Gewissheit gab, und zweitens weil ich daraus den Schluss zog, dass unserm Besuche der Ruinen nichts hindernd entgegentreten werde. Die Besorgniss, am Ende unsrer mühseligen Reise entschieden abgewiesen zu werden, hatte uns beständig mehr oder weniger Unruhe gemacht und manchmal wie Blei auf uns gelastet. Wir hatten beschlossen, der Ruinen nicht eher Erwähnung zu thun als bis wir festen Grund und Boden gewonnen hätten, und so wusste ich bis zu diesem Augenblicke weiter nichts als dass all unsre Anstrengung ziellos war. Um meine Freude noch zu erhöhen, sagte der Präfect, der Ort wäre vollkommen ruhig; er läge in einem abgeschiednen Winkel, wohin die Revolutionen und politischen Erschütterungen niemals drängen. Er hatte seine Stelle seit zwanzig Jahren inne und währenddem ebensoviele verschiedne Regierungen anerkannt.

Ich kehrte zurück, um Bericht zu erstatten, und war in Betreff des alten Alcalden entschlossen, nichts zu fordern als was mir mit Recht gebührte, und mich nichts Ungebührlichem zu unterwerfen. In

diesem Sinne stellten wir keck die Forderung von etwas Korn. Des Alcalden „*no hay*“ war aber nur zu wahr; die Kornernte war missrathen und es herrschte daher eine wirkliche Hungersnoth am Orte. Die Indianer hatten mit ihrer gewohnten Sorglosigkeit um die Zukunft blos so viel ausgesäet als sie zur Zeit brauchten, und sahen sich nun in Folge der Missernte auf Früchte, Pisangs und Wurzeln anstatt der Tortillas beschränkt. Jede weisse Familie hatte nur etwa so viel als sie zu eignem Gebrauche bedurfte und konnte nichts ablassen. Die Knappheit der Kornernte erzeugte gleichzeitig in allem Uibrigen Mangel, weil die Leute genöthigt waren, ihr Geflügel und ihre Schweine aus Mangel an allem Futter zu schlachten. Der Alcalde, welcher ausser seinen andern Fehlern auch noch reich war, war der einzige Mann im Orte, der etwas zu erübrigen hatte, hielt aber für eine grössere Klemme damit zurück. In Tumbala hatten wir gutes dreissigähriges Korn für Sixpence gekauft; hier vermochten wir mit grosser Mühe den Alcalden, uns eine Kleinigkeit achtähriges zu einem Schilling abzulassen, und dieses war so dumpfig und von Würmern zerfressen, dass die Maulthiere es kaum berühren wollten. Auf den ersten Blick kam es uns befremdend vor, dass sich kein unternehmender Kapitalist fand, der Getreide im Werthe von mehren Dollars aus Tumbala einführte; als wir aber die Sache genauer erwogen, fanden wir, dass die Transportkosten nicht viel Gewinn übriglassen würden; wozu noch kam, dass der Wechselcours gegen Palenque war. Wenige Rückenladungen würden den Markt überführt haben; denn da jede weisse Familie bis zur Einbringung der nächsten Ernte versorgt war, so waren die Indianer die einzigen Personen, welche zu kaufen wünschten, und diesen fehlte es zum Kaufen an Geld. Der Schlag der Hungersnoth traf uns und insbesondre unsre armen Maulthiere. Zum Glück indessen fand sich gute Weide, und zwar nicht weitab — auf der Gasse. Wir nahmen ihnen an der Thür die Zügel ab und liessen sie dort frei umherstreifen. Nachdem sie aber die Runde gemacht, kamen sie in corpore zurückgetrabt, steckten die Köpfe zur Thür herein und baten mit flehendem Blick um Mais.

Unsre Aussichten waren sonach nicht brillant; wir hatten indessen doch Palenque erreicht, und als gegen Abend Sturm und Unwetter unter schrecklichem Blitzen und Donnern herangezogen kamen, da fühlten wir uns überglücklich, dass unsre Reise überstanden war. Das uns vom Alcalden angewiesene Haus stiess an das seinige an und war sein Eigenthum. Es war an dasselbe eine Küche angebaut und von zwei indianischen Weibern bewohnt, die ohne des Alcalden Erlaubniss uns nicht anzusehen wagten. Seine Flur war die blosse Erde; es hatte drei Betten von Schilfrohr und ein Strohdach, das zwar sehr gut war, nur dass es über zweien der Betten einen Leck hatte. Unter dem zugespitzten Dache bildeten quer über die Lehmmauern gelegte Stangen eine Tenne, die als Speicher für des Alcalden schimmeliges Korn diente und von betriebsamen Maüsen bewohnt war, welche die ganze Nacht hindurch über unsern Köpfen scharrten und gnabberten und quiekten und Staubwölkchen auf uns warfen. Indess — wir hatten ja nun Palenque erreicht und schliefen daher gut.

Der nächste Tag war ein Sonntag und wir begrüssten ihn als einen Tag der Ruhe. Hatte ich ihn vormals auf allen meinen Reisen als solchen gehalten, so fand ich es in diesem Lande ganz unmöglich. Palenque war so friedlich und still, dass, als der alte Alcalde an unsrer Thür vorüberging, wir ihm einen guten Morgen zu wünschen wagten; aber er war wiederum verkehrt aufgestanden, und ohne unsern Gruss zu erwiedern, blieb er stehen, um uns zu sagen, dass unsre Maulthiere vermisst würden, und fügte, als uns diess in unsrer Ruhe noch nicht genug zu stören schien, hinzu, sie wären wahrscheinlich gestohlen; und erst als er uns völlig aus dem Bett herausgetrieben hatte und wir eben im Begriffe waren auszugehen und nach ihnen zu suchen, sagte er, es wäre keine Gefahr, sie wären blos zur Tränke gegangen und würden schon von selbst zurückkommen.

Die Stadt Palenque war, wie wir vom Präfecten hörten, in früherer Zeit ein Ort von ziemlicher Bedeutung, indem alle eingeführten und für Guatemala bestimmten Güter sie passirten; aber Balize hatte diesen Speditionshandel an sich gezogen und Palenque's Verkehr gestört, und erst wenige Jahre zuvor war mehr als die Hälfte der Bevölkerung von der Cholera hingerafft worden, so dass ganze Familien ausgestorben waren und deren Haüser nun verlassen standen und zerfielen. Die Kirche lag am obersten Ende der Strasse in der Mitte eines grasbewachsenen Platzes. Auf jeder Seite dieses Platzes standen Haüser, an die unmittelbar der Wald angränzte. Das grösste darunter war verlassen und eingestürzt. Ein Dutzend Haüser waren von weissen Familien bewohnt, mit denen ich auf meinem einstündigen Gange durch die Stadt Bekanntschaft machte. Ich brauchte nur vor der Thür stehen zu bleiben, so erhielt ich sogleich die freundliche Einladung „*Pase adelante, capitan*" — „Treten Sie herein, Kapitän", welchen Titel ich dem Adler auf meinem Hute zu verdanken hatte. Jede Familie hatte ihre Hacienda in der Nähe. In Zeit von einer Stunde wusste ich Alles, was in Palenque vor sich ging, d. h. ich wusste, dass nichts vor sich ging.

Am obern Ende des Platzes lag das Haus eines Amerikaners, Namens William Brown. Es war ein seltsamer Ort als Aufenthalt für einen Amerikaner, zumal für einen solchen Brausekopf, wie Herr Brown war. Es war ihm in der grossen Lebenslotterie ein palenqueanisches Weibchen zugefallen, das ihn wahrscheinlich davor behütete, dass er nicht an diesem stillen Oertchen vor Langweile starb. Was ihn eigentlich nach dem Lande führte, weiss ich nicht; er besass aber das ausschliessliche Privilegium, den Fluss Tabasco mit Dampf zu beschiffen, und würde auch sein Glück dabei gefunden haben, wenn nicht sein Dampfboot sogleich auf der zweiten Fahrt gescheitert wäre. Er fing dann an, Campecheholz nach einem neuen Plane zu fällen, und war schon nahe daran, ein zweites Glück zu machen, als irgendetwas dabei fehlging. Zur Zeit unsers Besuchs war er beschäftigt, zum Behufe der Verbindung zweier Flüsse nahe bei seiner Hacienda einen kurzen Einschnitt bis zum Meere zu kanalisiren. Zum Erstaunen der Palenqueaner war er allezeit rührig, während er doch im Sommer ruhig auf seiner Hacienda hätte leben und den Winter in der Stadt verbringen können. Zu meinem grossen Bedauern war er gerade nicht in der Stadt anwesend. Es würde uns interessant

gewesen sein, mit einem Landsmanne von seinem Gepräge in diesem stillen Winkel der Welt zusammenzutreffen.

Nach den Mittheilungen des in der Geschichte von Palenque wohlbewanderten Präfecten verblieb der Ort, der in der Provinz Tzendales liegt, noch ein ganzes Jahrhundert nach der Eroberung von Chiapas im Besitze der Indianer. Vor zwei Jahrhunderten richtete Lorenzo Mugil, der auf geradem Wege von Rom als Missionar kam, die Fahne des Kreuzes unter ihnen auf. Die Indianer bewahren noch immer sein Gewand als eine heilige Reliquie auf; ich konnte es aber nicht zu sehen bekommen, weil sie eifersüchtig sind, es Fremden zu zeigen. Auch die Glocke auf der Kirche ward aus der heiligen Stadt zugesendet. Die Indianer blieben der Herrschaft der Spanier bis zum J. 1700 unterworfen, wo die ganze Provinz sich empörte und in Chillon, Tumbala und Palenque Alle vom Christenthum abfielen, die Priester ermordeten, die Kirchen schändeten, einem indianischen Weibe gottlose Anbetung erwiesen, die weissen Männer niedermetzelten und die weissen Frauen zu ihren Weibern nahmen. Sobald aber die Kunde hiervon Guatemala erreichte, ward eine starke Streitmacht wider sie gesandt, die empörten Städte bewältigt und dem katholischen Glauben zurückgegeben und die Ruhe wiederhergestellt. Das Besitzrecht der Indianer an dem Grund und Boden ward indessen noch immer anerkannt und bis zur Zeit der mejicanischen Unabhängigkeitserklärung erhielten sie Grundzins in den Städten und Milpas (kleine Maisfelder) auf dem Lande.

Nicht weit von Palenque trennt die Provinz der Fluss Chacamal vom Lande der ungetauften Indianer, welche hier Caraiben heissen. Vor fünfzig Jahren geschah es, dass der Padre Calderon, ein Onkel von des Präfecten Gattin, in Begleitung seines Sacristans, eines Indianers, im Flusse badete, als der Letztere aufschrie, dass einige Caraiben nach ihnen sähen, und vor Angst zu fliehen versuchte, während dagegen der Padre seinen Stock nahm und zu ihnen hinging. Und siehe da, die Caraiben fielen vor ihm nieder, geleiteten ihn zu ihren Hütten und luden ihn zur Wiederkehr und zu einem Besuche an einem bestimmten Tage ein. Der Padre ging mit seinem Messner am festgesetzten Tage hin und fand eine Versammlung von Caraiben und ein grosses Festmahl für ihn bereitet. Er blieb einige Zeit bei ihnen und lud sie seinerseits nach Palenque zum Tage des Festes des heil. Dominicus ein. Es erschien eine grosse Anzahl dieser wilden Indianer, welche Tigerfleisch, Affenfleisch und Cacao als Geschenke mit sich brachten. Sie hörten die Messe und sahen all die kirchlichen Ceremonien mit an, worauf sie den Padre aufforderten, in ihre Mitte zu kommen und sie zu belehren, und sie errichteten an der Stelle, wo sie ihn zum ersten Mal gesehen, eine Hütte, welche er zur Kirche weihte. Seinen Sacristan aber lehrte er ihnen allsonntäglich Messe lesen. Wahrscheinlich würden, meinte der Präfect, Viele von ihnen getauft worden sein, wenn der Padre am Leben geblieben wäre; leider aber wäre er gestorben; die Caraiben hätten sich in die Wildniss zurückgezogen und nicht Einer von ihnen hätte sich seitdem in Palenque wieder sehen lassen.

Die Ruinen liegen gegen acht Meilen von der Stadt entfernt und in vollkommner Oede. Die Strasse zu ihnen war von so schlechter

Beschaffenheit, dass wir, um die Reise auszuführen, in der Stadt bleiben und uns vorerst den nöthigen Vorrath verschaffen mussten. Es gab drei kleine Läden am Orte, deren ganzes Lager zusammengenommen nicht 75 Dollars werth war; nur in einem derselben fanden wir anderthalb Pfund Kaffee, den wir auf der Stelle kauften. Juan brachte die erfreuliche Nachricht, dass am nächsten Morgen ein Schwein geschlachtet werden sollte und dass er einen Theil des Specks sich ausbedungen hätte; wie nicht minder, dass sich eine Kuh mit einem Kalbe vorgefunden hätte und dass es sich wohl würde einrichten lassen, dass sie für uns gemolken würde. Diess ward sofort abgemacht und alles Nöthige geordnet, um den nächsten Tag die Ruinen besuchen zu können. Die Indianer kannten zwar alle den Weg nach den Ruinen, aber es fand sich nur ein einziger Mann in der Stadt, der im Stande war, uns als Führer an Ort und Stelle zu dienen. Diesem lag aber gerade das Geschäft des Schlachtens und Verkaufs des Schweins ob, aus welchem Grunde er nicht sogleich mit uns aufbrechen konnte, aber uns zu folgen versprach.

Gegen Abend ward die Stille des Orts durch einen krachenden Lärmen unterbrochen, und beim Heraustreten sahen wir, dass ein Haus zusammengestürzt war. Eine Wolke von Staub stieg von ihm auf und die Trümmer liegen vermuthlich noch so wie sie fielen. Die Cholera hatte seine Bewohner dahingerafft und das Haus seit mehren Jahren verödet gestanden.

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Anstalten zum Besuch der Ruinen. — Unser Abmarsch. — Die Strasse. — Die Flüsse Micol und Otula. — Ankunft bei den Ruinen. — Der Palast. — Ein Freudenfeuer. — Unsere Quartiere im Palaste. — Inschriften von frühern Reisenden. — Das Schicksal Beanhams. — Die Entdeckung der Ruinen von Palenque. — Ihr Besuch von Seiten des Kapitäns Del Rio. — Dupaix' Reise zu ihnen. — Die Zeichnungen des gegenwärtigen Werks. — Erstes Mittagsmahl in den Ruinen. — Kolossale Feuerfliegen. — Unsere Schlafgemächer. — Umfang der Ruinen. — Hindernisse ihrer Erforschung. — Leiden von den Mosquitos.

Am nächsten Morgen in der Frühe rüsteten wir uns zu unserm Marsche nach den Ruinen. Wir mussten Vorkehrung treffen zu einem Haushalt in grossartigem Massstabe; unser Küchengeräth war rohes Töpferzeug und unsere Tassen bildeten einige harte runde Fruchtschalen; — Alles in Allem vielleicht einen Dollar werth. Einen Wasserkrug konnten wir uns am Orte nicht verschaffen, aber der Alcalde lieh uns einen unentgeldlich, — den Fall ausgenommen, dass er zerbräche; da er nun aber bereits einen Sprung hatte, so betrachtete er ihn wahrscheinlich als verkauft. Nebenbei gesagt, erzwangen wir uns des Alcalden Zuneigung dadurch, dass wir unser Geld in seinem sichern Verwahrsam zurückliessen. Wir thaten diess mit grosser Oeffentlichkeit, aus dem Grunde, damit es im Orte bekannt wer-

den möchte, dass in den Ruinen keine „plata“ (Geld) zu finden wäre; der Alcalde aber sah es als Zeichen ganz besondern Vertrauens an. Und allerdings hätten wir ihm kein grösseres beweisen können. Er war ein argwöhnischer alter Knicker, der sein Geld in einem Koffer in einem innern Zimmer hatte und nie das Haus verliess, ohne die Strassenthür abzuschliessen und den Schlüssel mit sich zu nehmen. Er liess sich Alles was wir brauchten pränumerando zahlen und würde uns unter allen Umständen keinen halben Dollar anvertraut haben.

Da wir Alles, was zu unsrer Gemächlichkeit beitragen konnte, aus der Stadt mitnehmen mussten, so hatten wir grosse Noth, eine Frau, die uns nöthig war, aufzutreiben, da keine sich allein uns anvertrauen wollte. Es war diess für uns eine grosse Entbehrung; denn eine Frau war durchaus wünschenswerth, nicht etwa, wie der Leser vielleicht denken mag, zur Verschönerung unsers Lebens, sondern — zum Backen der Tortillas. Sollen diese allenfalls geniessbar sein, so müssen sie frisch von der Pfanne weg gegessen werden. So sahen wir uns denn genöthigt, mit dem Alcalden ein Uibereinkommen dahin zu treffen, sie täglich mit dem Ertrag unsrer Kuh herauszuschicken.

Unser Abmarsch glich allen andern unsrer Reise. Ein Indianer schritt voran mit einem von einem Bastriemen gehaltenen Kuhhautkoffer auf dem Rücken, von dem an jeder Seite ein in Pisangblätter eingeschlagenes Huhn, von welchem blos Kopf und Schwanz zu sehen waren, herabhing. Ein Andrer hatte oben auf seinem Koffer einen lebendigen Truthahn mit festgebundenen Beinen und ausgespannten Flügeln, dass er einem gespreizten Adler glich. Wieder ein Andrer hatte zu beiden Seiten seiner Ladung eine Reihe Eier hängen, jedes Ei sorgfältig in eine Maishülse eingewickelt und alle wie Zwiebeln an einem Bastriemen festgemacht. Die Kochgeräthschaften und der Wasserkrug wurden andern Indianern aufgehockt und enthielten Reis, Bohnen, Zucker, Chocolade u. s. w.; ihnen zur Seite hingen Streifen von Schweinefleisch und Bündel Pisangs herab; und Juan endlich trug unsre dünne blecherne Reise-Kaffeebüchse unterm Arme, nicht mit Kaffee, sondern mit Speck angefüllt, der in diesem Lande allezeit in flüssigem Zustande ist.

$^1/_2$8 Uhr verliessen wir Palenque. Eine kleine Strecke war die Strasse frei, gar bald aber kamen wir in den Wald, der sich ununterbrochen bis zu den Ruinen fortzog und wahrscheinlich noch viele Meilen weiter. Die Strasse war weiter nichts als ein indianischer Fusspfad, auf welchen die Aeste und Zweige der Bäume, vom Regen niedergedrückt und belastet, so tief herabhingen, dass wir beständig uns zu bücken genöthigt waren und in Kurzem unsere Hüte und Röcke vollkommen nass waren. Bei der Dichtigkeit des Laubes vermochte die Morgensonne die Regenfluthen der vorigen Nacht nicht aufzutrocknen. Der Boden war sehr kothig, von Gewässern, die die ersten Regen angeschwollen hatten, durchschnitten und voller Schlammlöcher, in welche die Maulthiere versanken und fest stecken blieben und über die an manchen Stellen sehr schwer zu kommen war. Unter allen Zertrümmerungen von Reichen spricht wohl nichts mit solcher Gewalt von den Wandelungen der Welt als dieser un-

geheure Wald, der eine einstige grosse Stadt in sich birgt. Vor alter Zeit war dieser Wald eine grosse Hauptstrasse gewesen, vollgedrängt von Menschen, die von den gleichen Leidenschaften, die jetzt das menschliche Thun regieren, getrieben wurden. Sie sind Alle dahin, ihre Wohnungen vergraben und keine Spuren von ihnen zurückgeblieben.

Nach zwei Stunden erreichten wir den Fluss Micol und nach einer weitern halben Stunde den Otula, der tief im Schatten des Waldes lag und schön über ein steiniges Bett dahintobte. Nachdem wir diesen durchritten, trafen wir bald auf Haufen von Steinen und dann auf einen runden, mit Sculpturen versehenen Stein. Wir spornten unsere Maulthiere einen steilen, von ihnen kaum zu erklimmenden Abhang eines Trümmerhaufens hinauf zu einer Terrasse, die, gleich der ganzen Strasse, dergestalt von Baümen überdeckt war, dass es uns unmöglich ward, ihre Form zu bestimmen. Auf dieser Terrasse fortreitend machten wir am Fusse einer zweiten Halt, wo unsere Führer uns zuriefen *„el palacio!“*, — „der Palast;“ und als wir durch die Baüme sahen, erblickten wir die Fronte eines grossen Gebaüdes, an den Pilastern reich verziert mit ebenso sorgfältig als zierlich gearbeiteten Stuckfiguren, und dicht von Baümen umwachsen, deren Aeste in die Thüren eindrangen: in Styl und Effect einzig, ausserordentlich und melancholisch-schön. Wir banden unsere Maulthiere an die Baüme, stiegen eine Reihe steinerner, von den Baümen mit Gewalt bei Seite geschobener und herabgestürzter Stufen hinan, traten in den Palast ein, gingen rasch den Corridor entlang und in den Hof, um nur die erste feurige Neugier zu befriedigen, und kehrten dann zum Eingang zurück, wo wir ein Freudenfeuer, Jeder mit vier Schüssen, abfeuerten, die letzte Ladung unserer Feuerwaffen. Zwar hätten wir statt dieses Mittels, unsrer Freude Ausdruck zu geben, das Gewölbe des altersgrauen Palastes lieber von einem Hurrah widerhallen lassen sollen; allein es war zugleich unsre Absicht, damit auf die Indianer Eindruck zu machen, die wahrscheinlich nie zuvor in ihrem Leben eine solche Kanonade gehört und gleich ihren Altvordern zu Cortez' Zeit unsere Waffen als blitzspeiende Werkzeuge betrachten mochten und daher, wie sich denken liess, in der Stadt eine solche Erzählung davon machen würden, um damit jeden ihrer respectabeln Freunde von einem nächtlichen Besuche bei uns abzuhalten.

So hatten wir denn erreicht das Ende unsrer langen und mühevollen Reise und sogleich der erste Blick gewährte uns Entschädigung für unsere ausgestandenen Mühseligkeiten. Zum ersten Male betraten wir ein von den ureingebornen Bewohnern des Landes errichtetes Gebaüde, welches stand, ehe die Europäer von dem Dasein dieses Continentes etwas wussten. Wir trafen Anstalten, unter seinem Dache unsere Wohnung aufzuschlagen, und wählten den vordern Corridor dazu. Den Truthahn und die Hühner liessen wir im Hofe, welcher dergestalt von Baümen überwachsen war, dass wir kaum quer über ihn hinwegsehen konnten, frei umherlaufen; und da für die Maulthiere ausser den Blättern der Baüme kein Futter vorhanden war und wir sie doch nicht in den Wald laufen lassen konnten, so brachten wir sie die Treppe herauf und durch den Palast in den Hof, wo wir ihnen nun ebenfalls freien Lauf vergönnten. An dem einen Ende

des Corridors erbaute Juan eine Küche, welche Operation darin bestand, dass er drei Steine mit den Ecken aneinanderlegte, deren innerer Raum zur Feuerstätte diente. Unser Gepäck ward bei Seite aufgestapelt oder auch an Stangen, die quer über den Corridor reichten, aufgehangen. Pawling hob zur Herrichtung eines Tisches einen Stein von etwa vier Fuss Länge auf steinerne Beine, und zum Behuf unserer Betten schnitt er mit den Indianern eine Anzahl Stangen zu, die sie mit Bast zusammenbanden und mit beiden Enden auf Steine legten. Nachdem wir die in den Palast eindringenden Aeste und Zweige abgeschnitten und auf der Terrasse eine Anzahl Baüme gefällt hatten, überblickten wir von der Flur des Palastes aus einen unermesslichen Wald, der sich weithin bis zum Golf von Mejico erstreckte.

Da eine aberglaübische Furcht die Indianer nicht zur Nachtzeit in den Ruinen bleiben liess, so waren wir des Nachts die einzigen Bewohner dieses Palastes unbekannter Könige. Sie, die ihn erbauten, dachten wohl nicht daran, dass in wenigen Jahren ihr Königsgeschlecht ausgestorben, ihr Volksstamm ausgerottet, ihre Stadt ein Trümmerhaufe und Herr Catherwood, Pawling, ich und Juan ihre einzigen Bewohner sein würden. Auch andere Fremdlinge waren hier gewesen, wissbegierige Leute gleich uns. Ihre Namen waren an die Mauern geschrieben mit Gedichten und Figuren; und auch hier verriethen sich jene gemeinen, niedrigen Seelen, die an Entweihung heiliger Orte ihre Lust finden. Unter den Namen, aber nicht etwa aus der letztern Klasse, lasen wir die uns bekannten des Kapitän Caddy und Herrn Walkers, und den eines Landsmanns Noah O. Platt aus Neuyork. Letzterer war als Supercargo eines Schiffs nach Tabasco gekommen, war einen der Flüsse hinaufgefahren, um Campecheholz einzunehmen, und hatte während der Befrachtung seines Fahrzeugs die Ruinen besucht. Seine Erzählung von ihnen hatte lange zuvor, ehe sich mir die Gelegenheit dazu darbot, den lebhaftesten Wunsch in mir erweckt, sie zu besuchen.

Hoch oben an einer Seite des Corridors stand der Name William Beanham und darunter eine mit Bleistift geschriebene Strophe. Mittelst eines Baums mit eingeschnittenen Kerben klomm ich hinauf und las die Zeilen. Der Reim war fehlerhaft und die Orthographie schlecht, aber sie athmeten ein tiefes Gefühl für das Erhabene, das diese unbekannten Ruinen durchschwebt. Der Verfasser schien mir auch bekannt zu sein. Ich hatte seine Geschichte in der Stadt erzählen hören. Er war ein junger Irländer, der von einem Kaufmann in Tabasco um des Kleinhandels willen ins Innere geschickt ward und einige Zeit in Palenque und dessen Nähe verbracht hatte. Von einem lebhaften Interesse für die Indianer getrieben, fasste er, nachdem er eine Zeit lang mit dem Gegenstande sich beschäftigt, den Entschluss, ins Land der Caraiben vorzudringen. Seine Freunde bemühten sich, ihn davon abzubringen, und der Präfect sagte zu ihm: „Sie haben rothes Haar, eine blühende Gesichtsfarbe und weisse Haut, und so werden diese Menschen entweder einen Gott aus Ihnen machen und Sie bei sich behalten oder sie werden Sie schlachten und verzehren.“ Vergebens. Er reiste ganz allein und zu Fusse fort, überschritt den Fluss Chacamal und kehrte nach fast einjähriger Abwesenheit unversehrt zurück, freilich aber matt und abgemagert, mit

langem Haar und langen Nägeln, nachdem er acht Tage lang mit einem einzigen Caraiben an den Ufern eines wilden Flusses nach einer Furt umhergesucht und von Wurzeln und Gräsern gelebt hatte. Er baute eine Hütte am Chacamal, lebte hier mit einem caraibischen Diener und bereitete sich zu einer zweiten und länger und weiter ausgedehnten Reise unter den Caraiben vor, als eines Tages einige Bootsleute, die um mit ihm zu handeln kamen, ihn mit zerspaltenem Schädel todt in seiner Hängematte liegend fanden. Er war den Gefahren einer Reise entkommen, wie sie kein Mann in diesem Lande zu unternehmen wagte, um in einem Augenblicke getraümter Sicherheit durch eines Meuchlers Hand zu sterben. Sein Arm hing nach Aussen und auf dem Boden lag ein Buch; wahrscheinlich war er im Lesen erschlagen worden. Die Mörder, von denen einer sein Diener war, wurden ergriffen und sassen eben jetzt in Tabasco im Gefängniss. Es ist zu bedauern, dass man in Palenque ausser der ausserordentlichen Thatsache seines Besuchs bei den Caraiben und seiner glücklichen Rückkehr an allem Sonstigen nur wenig Interesse genommen hat. So ist es gekommen, dass alle seine Papiere und seine Sammlung von Merkwürdigkeiten verzettelt und vernichtet worden und alle Früchte seiner Mühen mit ihm verloren gegangen sind. Lebte er noch, er würde vor allen Andern der Mann sein, auf die Entdeckung jener geheimnissvollen Stadt, die unsre Phantasie so viel beschäftigt hatte, auszugehen und sie durchzuführen.

Da die Ruinen von Palenque die ersten sind, welche die Aufmerksamkeit auf das Dasein alter und unbekannter Städte in Amerika hinlenkten und vielleicht ebendarum ein grösseres Interesse für das Publikum haben, so dürfte es nicht unpassend sein, die Umstände, die mit ihrer ersten Entdeckung verbunden waren, hier mitzutheilen.

Die Erzählung lautet dahin, dass im J. 1750 eine Gesellschaft von Spaniern, die das Innere von Mejico bereisten, in die Länder, welche nordwärts vom District Carmen in der Provinz Chiapas liegen, vordrangen, wo sie ganz unerwartet inmitten einer weiten Einöde alte steinerne Gebaüde entdeckten, welche die Uiberreste einer Stadt waren, noch immer 18 bis 24 Meilen an Umfang einnahmen und den Indianern unter dem Namen *Casas de Piedras* — steinerne Gebaüde — bekannt waren. Soweit ich das Land kenne, kann ich mir nicht recht denken, warum eine Gesellschaft von Spaniern in diesem Walde gereist sein sollte, noch auch, wie sie es auszuführen im Stande gewesen sein mag. Ich bin eher zu glauben geneigt, dass das Dasein der Ruinen von den Indianern, die in verschiedenen Theilen des Waldes für ihre Maisfelder urbar gemachte Stücke Landes besassen, entdeckt ward oder ihnen vielleicht seit undenklicher Zeit bekannt war und dass auf ihre Erzählung hin die Bewohner des Landes sie zu besuchen veranlasst wurden.

Die Existenz einer solchen Stadt war vollständig unbekannt; es geschieht ihrer in keinem Buche Erwähnung und es giebt keine Tradition, welche erzählt, dass sie einst bestanden habe. Bis auf den heutigen Tag weiss man nicht, mit welchem Namen sie benannt ward, und um ihr nur einen Namen zu geben, hat man sie nach der Stadt, in deren Nähe die Ruinen liegen, Palenque geheissen.

Die Nachricht von ihrer Entdeckung ging von Munde zu Munde,

verbreitete sich in manchen Städten der Provinz und erreichte den Regierungssitz. Die Regierung schenkte aber der Sache wenig Aufmerksamkeit und that, sei es aus Unwissenheit oder aus Trägheit oder aus der wirklichen Unmöglichkeit, sich ausser den öffentlichen Angelegenheiten mit etwas Anderm zu beschäftigen, keine Schritte in Bezug auf die Erforschung der Ruinen; und nicht eher als im J. 1786, dreissig Jahre nach der geschehenen Auffinduug, geschah es, dass der König von Spanien eine Untersuchung anbefahl. Darauf hin langte am 3. Mai 1787 im Auftrage der Regierung von Guatemala der Kapitän Antonio del Rio in der Stadt Palenque an und begab sich am 5ten nach der Stelle der Ruinenstadt. In seinem officiellen Berichte sagt er, bei seinem ersten Versuche wäre in Folge des dicken Waldes und eines Nebels von solcher Dichtheit, dass die Leute in der Entfernung von fünf Schritten sich unmöglich hätten erkennen können, das Hauptgebaüde dem Blicke vollständig verborgen gewesen.

Er kehrte nach der Stadt zurück und erliess, nachdem er mit dem Statthalter des Districts die nöthigen Massregeln besprochen, einen Befehl an die Einwohner von Tumbala, welcher zweihundert Indianer mit Äxten und Hacken verlangte. Am 17ten langten 79 Mann an, mit 28 Äxten versehen, wornach noch weitere 20 Leute aus Palenque hinzukamen, und mit diesen zog er nach den Ruinen zurück und begann sofort mit dem Fällen und dann mit dem allgemeinen Abbrennen der Baüme.

Der Bericht des Kapitän Del Rio nebst dem Commentar des Doctor Pablo Feliz Cabrera aus Neuguatemala, welcher dem Volke einen ägyptischen Ursprung anwies, ward durch die Saumseligkeit oder die Eifersucht der spanischen Regierung in den Archiven Guatemala's verschlossen und blieb hier bis zur Zeit der Revolution, wo in Folge der herrschend werdenden liberalen Grundsätze die Originalmanuscripte in die Hände eines Engländers, der seit Langem im Lande gewohnt hatte, gelangten und 1822 in London eine englische Uibersetzung erschien. Diess war die erste nach Europa gelangte Kunde von der Auffindung dieser Ruinen; statt aber allgemein zu elektrisiren, ward die Sache, sei es aus Mangel an Interesse an dem Gegenstande oder aus Misstrauen oder aus einem andern Grunde, so wenig beachtet, dass im J. 1831 die „Literary Gazette," ein in London vielgelesenes Blatt, sie als eine neue Entdeckung des Obersten Galindo, dessen unglückliches Schicksal früher von uns erwähnt worden ist, ankündigte. Wäre eine gleiche Entdeckung in Italien, in Griechenland, in Ägypten oder in Asien, überhaupt innerhalb des Bereichs der europäischen Reisen, gemacht worden, sie hätte kein geringeres Interesse erweckt als jene von Herculanum und Pompeji oder der Ruinen von Pästum.

Während Del Rio's Bericht und Zeichnungen in den Archiven Guatemala's schliefen, ward von Karl IV. von Spanien eine neue Forschungsreise angeordnet, mit Kapitän Dupaix an der Spitze und in Begleitung eines Sekretärs und Zeichners und unter der Escorte eines Detachements Dragoner. Seine Reisen fielen in die Jahre 1805, 1806 und 1807, von denen die letztere nach Palenque ging.

Dupaix' Manuscripte und die Zeichnungen seines Künstlers Castenada sollten eben nach Madrid, das damals von der französischen

Armee besetzt gehalten ward, geschickt werden, als in Mejico die Revolution ausbrach, wornach sie ein Gegenstand von untergeordneter Bedeutung wurden und während der Unabhängigkeitskriege unter der Aufsicht Castenada's verblieben, der sie in dem Naturhistorischen Cabinet in Mejico niederlegte. Hier zog sie Herr Baradere im J. 1828 aus den Mappen des Museums ans Tageslicht hervor, ohne welchen Zufall sie vielleicht unberührt liegen geblieben wären und die Kenntniss von der Existenz dieser Stadt wiederum verlorengegangen sein würde. Der mejicanische Congress nahm jetzt ein Gesetz an, welches jedem nicht förmlich dazu autorisirten Fremden verbot, Nachsuchungen im Lande anzustellen und Kunstgegenstände ausser Landes zu schaffen; trotz dieses Verbots aber erhielt Herr Baradere die Ermächtigung, im Innern der Republik antiquarische Reisen zu machen, mit der Bewilligung, dass, nachdem er alles Gesammelte nach Mejico eingesandt haben würde, die Hälfte davon ihm ausgehändigt und ihr Transport nach Europa gestattet werden sollte. Später erhielt er durch Austausch Castenada's Originalzeichnungen und es ward ihm eine authentische Abschrift von Kapitän Dupaix' Reisetagebuche und Schilderungen in drei Monaten versprochen. In Folge mannichfacher Umstände gelangte diese Copie erst lange nach Herrn Baradere's Rückkehr nach Frankreich in seine Hände und Dupaix' Werk erschien erst 1834 und 35, also 28 Jahre nach der unternommenen Reise, in der Oeffentlichkeit, und zwar in Paris in vier Foliobänden und zu dem Preise von 800 Fr., mit Noten und Commentarien von den Herren Alexandre Lenoir, Warden, Charles Farcy, Baradere und de St. Priest.

Lord Kingsborough's dickleibige Bände sind, was Palenque betrifft, ein blosser Wiederabdruck von Dupaix und kosten 400 Dollars das Exemplar. Oberst Galindo's Mittheilungen an die Geographische Gesellschaft in Paris sind in Dupaix' Werke mit erschienen. Nach ihm hat Herr Waldeck, mit Geldern von einer Gesellschaft in Mejico unterstützt, zwei Jahre unter den Ruinen zugebracht. Seine Zeichnungen wurden ihm, wie er in einem andern Werke sagt, von der mejicanischen Regierung weggenommen; indess hatte er Copien zurückbehalten und noch vor unsrer Abreise ward sein Werk über Palenque in Paris angekündigt, ist aber niemals erschienen, und so bleibt einstweilen Dupaix' Werk unser Leitfaden.

Ich habe letzterm Werke zwei Vorwürfe zu machen, die nicht den Kapitän Dupaix, der, da seine Reise vor 34 Jahren statthatte, doch schwerlich, auch wenn er noch lebt, davon berührt werden kann, sondern seine Pariser Herausgeber angehen. Der erste Vorwurf betrifft den sehr geringschätzigen Ton, mit welchem des Werkes seines Vorgängers Del Rio Erwähnung geschieht; der zweite folgenden Paragraph in der Einleitung: *„Man muss bedenken, dass solche Unternehmungen nur eine Regierung auszuführen vermag. Ein auf seine eignen Hilfsmittel angewiesener Reisender kann, welches auch seine Unerschrockenheit sein möge, nicht hoffen, in diese gefährlichen Einöden vorzudringen und gar daselbst zu leben; und einmal angenommen, es gelinge ihm, so geht es über die Kräfte des gelehrtesten und geschicktesten Mannes, die Ruinen einer ungeheuren Stadt allein zu durchforschen, deren noch existirende Gebaüde er nicht blos messen und zeichnen, sondern deren Umfang*

er auch bestimmen, deren Uiberreste er prüfen und deren Boden er zur Untersuchung des Grundbaus aufgraben muss. Herr Baradere brannte vor Sehnsucht nach Palenque zu gelangen; aber was konnte ein einzeler Mann mit seinen Privat- und andern Hilfsmitteln und ohne moralische Kraft oder Erfahrung gegen ein noch halbwildes Volk, gegen Schlangen und andere gefährliche Thiere ausrichten, die nach Dupaix diese Ruinen heimsuchen, und auch gegen die vegetative Kraft einer reichen und gewaltigen Natur, die in wenigen Jahren alle Monumente von Neuem überdeckt und alle Zugänge zu ihnen verrammelt?" Eine solche Sprache nimmt allem individuellen Unternehmungsgeiste den Muth und ist noch obendrein nicht wahrheitgemäss. Alle Erzählungen, die auf obiger Darstellung fussen, stellen einen Besuch bei den Ruinen als von ungeheurer Schwierigkeit und Gefahr begleitet dar, und zwar in einem solchen Umfange, dass uns selbst vor ihnen bangte. Diejenigen aber, welche von Europa oder den Vereinigten Staaten aus nach Palenque kommen, finden keine Schwierigkeit irgendwelcher Art. Unsere grössten Beschwerden, selbst auf unsrer langen Reise durch das Innere, waren eine Folge des revolutionären Zustandes der bereisten Länder und des Mangels an Zeit; und was das Weilen unter den Ruinen anlangt, so möchten, wenn man nur Zeit hat, sich eine Hütte zu erbauen oder im Palaste ein Gemach herzurichten und sich Lebensmittelvorräthe von der See her zu verschaffen, so möchten, sage ich, „diese gefährlichen Einöden" eher alles Andere als unangenehm sein.

Und um zu zeigen, was Einzele erreichen können, theile ich mit, dass Herr Catherwoods Zeichnungen alle in Dupaix' Werke dargestellten Gegenstände umfassen, und ausserdem noch andere, die in diesem Werke gar nicht zu finden und nie zuvor öffentlich mitgetheilt worden sind, darunter z. B. das Titelblatt dieses Werkes und die grossen Hieroglyphentafeln, die merkwürdigsten und interessantesten Sculpturen in Palenque. Ich füge noch hinzu, im Vollbewusstsein, dass, wenn ich Unrecht habe, künftige Reisende mir widersprechen werden, dass Herrn C.'s sämmtliche Zeichnungen correcter in den Proportionen und in der Zeichnung und ausgearbeiteter sind und der Speculation und dem Studium mehr wahrhaftes Material bieten als die Dupaix'schen. Ich würde hiervon nicht so viel gesprochen haben, wenn ich nicht dem Leser, der geneigt sein möchte, diese interessanten Uiberreste zur Sache seiner Untersuchungen und seines Studiums zu machen, Vertrauen einzuflössen wünschte. Uiber die meisten der von uns besuchten Orte wird er nirgendswo Materialien finden ausser den im vorliegenden Werke dargebotenen. In Betreff Palenque's steht ihm zwar ein prachtvolles Werk zu Gebote, dessen Materialien unter der Sanction einer Regierungscommission zusammengebracht wurden und mit Erklärungen und Commentarien der gelehrten Männer von Paris ans Tageslicht traten, neben welchem mein Buch zur Unbedeutendheit zusammenschrumpft; aber ich behaupte, dass die Zeichnungen meines Werks sich denen jener kostbaren Foliobände und jedes andern jemals über diese Ruinen erschienenen Buchs zur Seite stellen können. Mein Zweck war nicht, ein Prachtwerk zu schaffen, sondern die Zeichnungen in einer so wenig kostspieligen Form zu geben, dass sie dadurch der grossen Masse unsrer Lesewelt zugänglich werden möchten.

Ich kehre hiernach zu uns in den Palast zurück. Während wir unsere Beobachtungen anstellten, war Juan in ein Geschäft vertieft, das seine Seele liebte. Wie bei allen jungen Burschen dieses Landes, war es sein Stolz und Ehrgeiz, Handdienst zu thun. Während er über die männliche Beschäftigung eines Maulthiertreibers spöttelte, war sein Sinn auf häusliche Arbeit gerichtet. Er wäre zwar herzlich gern in der Stadt zurückgeblieben und konnte sich nicht mit dem Gedanken, in den Ruinen längere Zeit zu weilen, befreunden; aber er söhnte sich damit aus, als ihm gestattet ward, sich ausschliesslich der Küche zu widmen. Um 4 Uhr setzten wir uns zum ersten Mittagsmahle nieder. Das Tischtuch waren zwei breite Blätter, jedes gegen zwei Fuss lang, die wir von einem Baume auf der Terrasse vor der Thüre abgepflückt hatten. Unser Salzgefäss stand gleich einer Pyramide da; es war aus der Länge nach zusammengestellten Maiskolben gebildet und hielt vier bis fünf Pfund, in Stücken von der Grösse einer Erbse bis zu der eines Hühnereies. Juan fühlte sich so selig, als hätte er das Essen ganz allein für seinen eigenen Magen zubereitet, und es ging so lustig her wie auf einem Hochzeitsschmause. Mit einem Male aber überzog sich der Himmel und ein heftiger Donnerschlag kündigte den Nachmittagssturm an. Von der Höhe der Terrasse aus blickten wir hinaus über des Waldes Wipfel und konnten sehen, wie die Bäume von des Sturmes Gewalt niedergebeugt wurden; nicht lange, so sauste ein grimmiger Windstoss durch die offnen Thüren, dem augenblicklich ein schwerer Regen folgte. Unser Tisch ward vom Winde aufgeräumt und war, ehe wir noch zu flüchten im Stande waren, schon vom Regen überschwemmt. Wir rissen unsere Schüsseln hinweg und endeten unser Mahl so gut wir konnten.

Der Regen hielt, von schwerem Gewitter begleitet, den ganzen Nachmittag an. Bei der absoluten Nothwendigkeit, unsre Wohnung in den Ruinen aufzuschlagen, hatten wir kaum daran gedacht, dass wir hier den Elementen preisgegeben wären, bis der Gedanke daran uns aufgenöthigt ward. Des Nachts konnten wir kein Licht brennen, dafür ward aber der finstere Palast von Feuerfliegen von ausserordentlicher Grösse und ungemeinem Glanze erhellt, die theils durch die Corridore schossen, theils stätig an den Mauern schwebten und ein schönes und wundersames Schauspiel boten. Sie waren von gleicher Art mit jenen, die wir zu Nopa sahen. Bekannt unter dem Namen der Leuchtkäfer, werden sie schon von den frühen Spaniern unter den Wundern einer Welt, wo Alles neu war, erwähnt „als die da zeigen den Weg Denen, welche reisen zur Nachtzeit.“ Der Geschichtschreiber schildert sie „als etwas kleiner denn Spaze, welche zwei Sterne haben dicht bei ihren Augen und zwei weitere unter ihren Flügeln, als welche ein so grosses Licht verbreiteten, dass die Leute dabei spinnen, weben, schreiben und malen konnten; und wenn die Spanier bei Nacht auf die Jagd der Utios oder kleinen Kaninchen jenes Landes und auf den Fischfang gingen, führten sie jene Thierchen an die grosse Zehe oder den Daumen gebunden mit sich; und sie nannten sie Locuyos und bedienten sich ihrer auch, um sich vor den Mücken zu schützen, die allda sehr beschwerlich sind. Des Nachts lockten sie sie mittelst Feuerbränden heran, dieweil sie nach

dem Lichte gehen, und kamen herbei, wann sie bei ihrem Namen gerufen wurden; und sie sind so unbeholfen, dass sie wenn sie fallen nicht wieder aufstehen können; und wenn die Leute mit einer gewissen Feuchtigkeit, die sie in jenen Sternen bei sich tragen, sich Gesicht und Hände bestrichen, sah es aus wie wenn sie brenneten."

Es war uns immer ein grosser Genuss, wenn wir die romantischen und anscheinend halb fabelhaften Erzählungen der Chronisten der Conquista in der Wirklichkeit erlebten. Gar oft fanden wir ihre artigen Schilderungen so lebendig und treu, dass sie uns den Geist einflössten, der durch ihre Schriften weht. So fingen wir denn auch verschiedene jener Leuchtkäfer, freilich nicht durch Rufen bei ihrem Namen, sondern mit dem Hute, wie daheim die Schulknaben die Feuerfliegen oder, wie sie dort minder poetisch heissen, die Leuchtwanzen zu fangen pflegen. Sie sind über einen halben Zoll lang und haben ein spitziges und bewegliches Fühlhorn am Kopfe; werden sie auf den Rücken gelegt, so können sie sich nur dadurch wieder aufhelfen, dass sie dieses Fühlhorn gegen ein Haütchen auf der Stirn drücken. Hinter den Augen sind zwei runde durchscheinende Haütchen voll leuchtender Substanz, etwa von der Grösse einer Stecknadelkuppe, und darunter befindet sich eine grössere Membrane mit derselben Leuchtsubstanz. Vier dieser Thierchen zusammen strahlten auf mehre Ellen im Umkreise ein glänzendes Licht aus und bei dem Lichte eines einzigen konnten wir den feinen Druck einer amerikanischen Zeitung deutlich lesen. Diese Zeitung war angefüllt mit Congressdebatten; und es kam mir seltsamer als irgendein Erlebniss meiner Reise vor, dass ich beim Scheine von Leuchtkäfern und in den Palasttrümmern von Palenque die Reden und Thaten der grossen Männer meiner Heimath las. Als mir nun aber gar Herr Catherwood ein Omnibusbillet von Broadway, das er beim Ausleeren der geraümigen Tasche einer Jagdjacke gefunden, einhändigte, da erwachten die Erinnerungen an das Heimathsland in aller Lebhaftigkeit, und zu diesen vertrauten Bildern gehörten auch die guten Betten, in welche unsre Freunde eben jetzt sich legten. Die unsrigen waren im hintern Corridor, der den Hof entlang lief, aufgeschlagen. Dieser Corridor bestand abwechselnd aus offnen Thüren und Pilastern. Der Wind sauste hindurch und der Regen schlug hinein und zum Unglück standen unsre Betten nicht ausser dem Bereich des letztern. Sie waren mit einiger Mühe auf übereinandergelegten Steinen errichtet worden, und wir waren im Augenblicke nicht im Stande, ihre Stelle zu ändern. Wir hatten keine überflüssigen Gegenstände, die wir als Schutz hätten aufstellen können; zum Glück aber waren zwei Regenschirme, mit Messruthen zusammengebunden und von einem Stück Matte umwickelt, der Zerstörung auf den wilden Gebirgsstrassen entgangen, und diese machten Herr C. und ich am Kopfende unsrer Betten fest. Pawling lag so hoch in einer Hängematte im Corridor, dass er vom Regen nur am Fuss bestreift ward. Und so brachten wir unsre erste Nacht in Palenque hin. Am Morgen zeigte sich, dass Regenschirme, Betttücher, Kleidungsstücke und Hängematten durch und durch nass waren und dass es keine trockne Stelle gab, wohin man hätte treten können. Wir betrachteten uns schon mit Sicherheit als dem Rheumatismus verfallen. So brachte

uns diese Nacht eine recht unerquickliche Enttaüschung, da wir in Palenque das Ende aller Beschwerden und Fülle von Behaglichkeit und Genuss zu finden erwartet hatten. Alles was wir thun konnten, war, unsre Betten nach Orten zu schaffen, die einen bessern Schutz für die nächste Nacht versprachen.

Ein gutes Frühstück würde zur Wiederherstellung unsers Gleichmuths viel beigetragen haben; zum Unglück aber fanden wir, dass die Tortillas, welche wir den Tag zuvor mit herausgebracht, theils in Folge des halbvermoderten Korns, das man vermuthlich dazu genommen hatte, theils in Folge der ausserordentlichen Feuchtigkeit zusammengekleistert, sauer und verdorben waren. Wir verzehrten unsre Bohnen, Eier und Chocolade der Reihe nach ohne Brot und ohne ein Surrogat, und wie oft zuvor in Zeiten der Noth brachte uns eine Cigarre wieder Gleichmuth und Zufriedenheit zuwege. Gesegnet sei der Mann, welcher den Tabak erfand, diesen Besänftiger und Beruhiger eines bekümmerten Gemüths, diesen Mässiger der Leidenschaft des Zorns, diesen Tröster beim Verluste eines Frühstücks, diesen Begleiter des Einödendurchwanderers, des einsamen Wallers durchs Leben, dem er „Weib, Kinder und Freunde ersetzt."

Gegen 10 Uhr kamen die Indianer mit frischen Tortillas und Milch an. Auch unser Führer, der mit dem Zerhauen und Verkaufen des Schweins fertig war, kam mit ihnen. Es war derselbe Mann, der von Herrn Waldeck, wie auch von Herrn Walker und Kapitän Caddy in Dienst genommen worden war, und er ward mir vom Präfecten als der einzige Mann, der die Ruinen kenne, empfohlen. Von ihm geleitet brachen wir zu einer vorlaüfigen Besichtigung auf. Uns selbst überlassen würden wir, wenn wir den Palast in irgendeiner Richtung verlassen hätten, nicht gewusst haben, welcher Weg unsre Schritte leiten müsse.

Zuerst ein Wort über den Umfang dieser Ruinen. Selbst in diesem practischen Jahrhunderte hat die Phantasie des Menschen an Wundern ihre Lust. Die Indianer und die Einwohner von Palenque sagen, die Ruinen bedecken einen Raum von sechszig Meilen; in einer Reihe wohlgeschriebener Artikel in unserm eignen Lande sind sie als zehnmal grösser denn Neuyork angenommen worden, und jüngst las ich einen Zeitungsartikel über unsre Reise, welcher sagte, diese, von uns „entdeckte", Stadt sei dreimal so gross wie London gewesen! Es liegt nicht in meiner Natur, eine Wundergeschichte in Misscredit zu bringen. Ich bin ein langsamer Unglaübiger und würde lieber all solche Dichtungen in Schutz nehmen; aber es ist mein unglückliches Loos gewesen, Wunder zerfliessen zu sehen, sobald ich ihnen ins Gesicht sah; verlor doch selbst das Todte Meer seinen geheimnissvollen Zauber; und übrigens weiss ich ja als Reisender und Schriftsteller, dass Diejenigen, die nach mir kommen, nicht verfehlen werden, mich, wenn ich Unrecht habe, zu berichtigen. Unter diesen Erwägungen bin ich genöthigt zu sagen, dass die Indianer und die Einwohner von Palenque in der That gar keine persönliche Kenntniss von den Ruinen besitzen, und dass die andern Nachrichten auf keinem genügenden Grunde ruhen. Das ganze Land meilenweit umher ist von einem dichten Walde gigantischer Baüme bedeckt, mit einem Wuchs von Gebüsch und Unterholz, wie er in den Waldeswildnissen

unsers Landes unbekannt ist, und nach allen Richtungen hin undurchdringlich, wenn man sich nicht mittelst des Machete einen Weg bahnt. Was in diesem Walde begraben liegt, ist mir aus eigner Kenntniss unmöglich zu sagen; ohne einen Führer hätten wir bei all den Gebaüden in der Nähe von hundert Fuss vorübergehen können, ohne eines derselben zu entdecken.

Kapitän Del Rio, der erste Erforscher, dem Menschen und Mittel dabei zu Gebote standen, sagt in seinem Berichte, dass er bei Ausführung des ihm gewordenen Befehls den ganzen Wald gefällt und niedergebrannt habe; er sagt zwar nicht wie weit, wenn man aber nach den im Innern der Gebaüde gemachten Breschen und Ausgrabungen urtheilen soll, wahrscheinlich meilenweit umher. Kapitän Dupaix, der in königlichem Auftrage handelte und mit all den Hilfsmitteln, die ein solcher Auftrag zu gewähren pflegt, ausgestattet war, entdeckte keine weitern Gebaüde als die von Del Rio erwähnten; und auch wir sahen nur die nämlichen; da wir aber den Vortheil genossen, die genannten Männer zu Führern zu haben (wenigstens Del Rio, während wir von Dupaix' Werke damals noch gar nichts gesehen hatten), so sahen wir natürlich Dinge, die ihrer Beobachtung entgingen, gerade wie Diejenigen, die nach uns kommen, das uns Entgangene sehen werden. Dieser Ort bildete das hauptsächlichste Ziel unsrer Reise und es war unser Wunsch und unsre Absicht, eine ganz gründliche Nachforschung hier anzustellen. Respect vor meinem officiellen Charakter, der specielle Inhalt meines Passes und Schreiben von mejicanischen Behörden gewährten mir jedwede Erleichterung. Der Präfect nahm an, dass ich von meiner Regierung ausdrücklich zu dem Zwecke der Durchforschung der Ruinen hergesandt sei, und Jedermann in Palenque, mit Ausnahme unsers Freundes des Alcalden, und selbst dieser insoweit es die Launenhaftigkeit seines Gemüths erlauben wollte, war geneigt uns behilflich zu sein. Aber es traten zufällige Schwierigkeiten ein, die unüberwindlich waren. Erstens standen wir in der Regenzeit, welche die Sache unter allen Umständen schwierig gemacht haben würde; da aber die Regen nicht eher als des Nachmittags um 3 oder 4 Uhr beginnen und des Morgens das Wetter allezeit hell war, so würden sie allein nicht genügt haben, uns an unserm Vorhaben zu hindern; wohl aber gab es noch andere Beschwerlichkeiten, die uns vom Anfang an umgaben und während unsers ganzen Aufenthalts unter den Ruinen andauerten. Es gab keine Axt und keinen Spaten am Orte und das einzige Instrument war, wie gewöhnlich, der Machete, der hier einem kurzen und breiten Schwerte glich; ferner war die Schwierigkeit, uns Indianer zur Arbeit zu verschaffen, hier grösser als an irgendeinem andern Orte, den wir besucht; denn es war die Zeit des Maispflanzens und die Indianer, von unmittelbarer Hungersnoth bedrängt, waren alle auf ihren Milpas beschäftigt. Der Preis eines indianischen Arbeiters war 18 Cents auf den Tag; aber der Alcalde, der die Leitung dieses Geschäftszweigs auf sich hatte, wollte mich nicht höher als auf 25 Cents gehen lassen, und die grösste Zahl der von ihm für mich gedungenen Leute betrug vier bis sechs auf den Tag. Diese Leute wollten nicht in den Ruinen schlafen, kamen spät und gingen frühzeitig wieder fort; manchmal erschienen ihrer nur Zwei oder Drei

und selten kamen dieselben Leute zweimal wieder, so dass während unsers Aufenthalts die gesammten Indianer der Stadt die Runde bei uns gemacht hatten. Diess vermehrte unsre Arbeit und Mühe gar sehr, weil es nöthig war, beständig bei ihnen zu stehen und ihre Arbeit zu leiten und zu beaufsichtigen, und weil wir, wenn eine Riege von Leuten zu begreifen anfing, was und wie wir es wünschten, genöthigt waren, wieder Andere Dasselbige zu lehren. Dabei will ich noch bemerken, dass ihre Arbeit, obgleich dem Namen nach billig, doch im Verhältniss zu ihren Leistungen theuer war.

Trotz dieser geschilderten Schwierigkeiten ist es mein Wunsch, Andere nicht zu entmuthigen. Indem ich zuvor bemerke, dass die öffentlich gegebenen Mittheilungen über die ungeheure Mühe und die Unkosten, die mit der Erforschung dieser Ruinen verknüpft sein sollen, übertrieben und unwahr sind, füge ich bei, dass, wenn man mit Beginn der trocknen Jahreszeit mit acht bis zehn jungen und energischen amerikanischen Arbeitern hier anlangt, die Ruinen sammt und sonders in weniger als sechs Monaten blossgelegt werden können. Jeder, der einmal hundert Acker Landes abgeholzt und urbar gemacht hat, ist im Stande, die Sache zu unternehmen, und die Zeit und das Geld, das ein Einziger unsrer jungen Männer in einem „Winter in Paris“ verbringt, würde genügen, um ausser allen Zweifel zu setzen, ob die Stadt wirklich jemals den ungeheuern Raum eingenommen habe, den man ihr zugeschrieben hat.

Ich kehre nun wieder zu unserm Tagewerk zurück. Unter der Leitung unsers Führers hatten wir einen zwar anstrengenden, aber höchst interessanten Tag. Was wir hier sahen, bedarf keiner Uibertreibung. Es erweckte unsre Bewunderung, unser Staunen. Den Nachmittag kam das regelmässige Wetter herauf. Wir hatten indess unsre Betten längs den Corridoren und unter dem Schutze der äussern Mauer aufgestellt, und waren zwar nunmehr besser geschirmt, hatten aber furchtbar von den Mosquitos zu leiden, deren Sumsen und deren Stiche den Schlaf verjagten. Mitten in der Nacht nahm ich meine Matte, um diesen Ruhemördern zu entfliehen. Der Regen hatte aufgehört und der Mond, durch die schweren Wolken brechend, goss ein bleiches Licht in den verfallenen Corridor. Ich kletterte über einen Steinhaufen an dem einen Ende, wo die Mauer eingestürzt war, hinweg, stolperte an der Aussenseite des Palastes hin, trat in ein Seitengebäude am Fusse des Thurms ein, tappte einen niedrigen, feuchten Gang entlang und breitete meine Matte vor einer niedrigen Thür am innersten Ende desselben aus. Zwar flatterten und schwirrten Fledermäuse lärmend und schauerig durch den Gang, aber die hässlichen Geschöpfe trieben doch die Mosquitos fort. Die dumpfige Feuchtigkeit war kühlend und erfrischend, und trotz einiger unbehaglichen, besorglichen Gedanken an Schlangen und garstiges Gewürm, Eidechsen und Skorpione, welche in diesen Ruinen hausen, schlief ich ein.

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Vorkehrungen gegen die Angriffe der Mosquitos. — Unsre Lebensweise in Palenque. — Schilderung des Palastes. — Pfeiler. — Hieroglyphen. — Figuren. — Eingänge. — Corridore. — Höfe. — Ein Uiberbleibsel von Holz. — Steinerne Stufen. — Thürme. — Tafeln. — Stuckverzierungen u. s. w. — Die Königskapelle. — Nachforschungen. — Eine Wasserleitung. — Ein nächtlicher Schreck. — Insecten. — Wirkung der Insectenstiche. — Rückkehr nach der Stadt Palenque.

Mit Tagesanbruch kehrte ich von meiner dumpfigen Schlafstätte zurück und fand Herrn C. und Pawling halb angekleidet und verdriesslich auf den Steinen sitzen. Sie hatten die Nacht schlechter als ich verbracht. Unsre Lage und unsre Aussichten waren sehr trübe. Der Regen, die schwere Arbeit, das schlechte Essen — das Alles war nichts, aber ohne Schlaf, ohne Schlaf konnten wir nicht länger bestehen. In der folgenden Nacht war es mit den Mosquitos nicht auszuhalten; der kleinste Theil am Körper, die Spitze eines Fingers, ward, wenn er unbedeckt war, von ihnen gestochen. Bedeckten wir den Kopf, so war die Hitze zum Ersticken, und des Morgens waren unsere Gesichter ganz voller Hitzbläschen. Fanden wir kein Gegenmittel, so waren wir verloren. Bei solchen Gelegenheiten wie diese entfaltet sich die schöpferische Macht des Genius. Unsere Betten bestanden, wie man sich erinnern wird, aus nebeneinandergelegten und auf vier Unterlagen von aufgeschichteten Steinen ruhenden Stangen. Uiber diese legten wir unsere *pellones* und *armas de aguas* oder ledernen Schutzschienen gegen den Regen, und auf diese unsere Strohmatten. Diess verhinderte, dass unsere Feinde uns von unten, durch die Zwischenraüme der Stangen angriffen. Unsere Betttücher waren bereits zu Säcken zusammengenäht. Nun trennten wir die eine Seite auf, schnitten Ruthen ab und krümmten sie zu Bogen, die etwa zwei Fuss Höhe über der Bettunterlage hatten. Uiber diese gekrümmten Ruthen wurden die Betttücher gespannt und diese, mit Ausnahme eines kleinen Stücks am Kopfe, welches offen blieb, ringsum zugenäht, so dass sie so ziemlich wie Todtenladen aussahen. In diese Säcke krochen wir des Nachts hinein. Schon lauerten die Feindesschaaren drinnen auf diesen Augenblick. Wir aber hielten vor die offnen Stellen den Stumpf von einem brennenden Lichte, lockten sie damit heraus, machten Jagd auf sie, schlugen wacker darauf los und legten uns dann mit trotziger Herausforderung zum Schlafen nieder. Es war diess eine neue Art unter den Decken zu schlafen; aber abgesehen davon, dass sie uns den Sieg über die Mosquitos verschaffte, hatte sie auch noch einen andern Vortheil; die Hitze war nämlich so arg, dass wir angekleidet nicht schlafen konnten; es war ferner unmöglich, unsere Betten so zu stellen, dass der Regen gar nicht auf sie hereinschlug; und so ward theils durch die einen oder zwei Fuss hohe Spannung der Decke, theils dadurch, dass sie nass gehalten ward, die erhitzte Luft inwendig abgekühlt.

Auf solche Weise lebten wir hier. Dabei kamen die Indianer täglich des Morgens mit Provisionen heraus, freilich aber selten eher als nach genossenem Frühstück, weil die Tortillas in des Alcalden eigner Küche gebacken wurden und seine Hausordnung nicht gestört werden durfte.

Mittlerweile ging unsre Arbeit vorwärts. Wie zu Copan, so war es auch hier mein Geschäft, die verschiedenen Gegenstände für Herrn Catherwood zum Zeichnen vorher zurechtzumachen. Viele von den Steinen mussten abgekratzt und gereinigt werden, und da es unser Zweck war, in den Zeichnungen die höchstmögliche Genauigkeit zu erreichen, so waren an vielen Stellen Gerüste aufzurichten, um die Camera lucida darauf zu stellen. Pawling nahm mir einen grossen Theil dieser Arbeit ab.

Damit der Leser den Charakter der uns interessirenden Gegen stände kennen lerne, so verschreite ich zu einer Schilderung desjenigen Gebaüdes, in welchem wir wohnten, des sogenannten „Palastes."

In dem beigegebenen Stiche ist eine Frontansicht desselben dargestellt. Es konnte freilich nicht mit derselben Genauigkeit wiedergegeben werden wie die andern Zeichnungen, weil die Vorderseite in einem zerfallenern Zustande sich befand. Es steht auf einer künstlichen Erhöhung von oblonger Form, welche 40 Fuss Höhe, 310 Fuss Länge vorn und hinten und 260 Fuss auf jeder der Seiten hat. Diese Erhöhung war ehedem mit Stein bekleidet, den aber der Baumwuchs herabgeworfen hat, so dass ihre Gestalt kaum noch zu erkennen ist.

Das Gebaüde ist mit der Fronte nach Osten gerichtet und misst 228 F. in der Länge und 180 F. in der Tiefe. Seine Höhe beträgt nur 25 F. und es lief ringsum ein breites vorstehendes Steinkarniess. Die Fronte enthielt vierzehn Eingänge, jeder gegen 9 F. breit, und die zwischen ihnen stehenden Pfeiler haben eine Breite von 6 bis 7 F. Auf der linken Seite (wenn man auf den Palast zugeht) sind acht von den Pfeilern niedergestürzt, wie es auch die Ecke zur Rechten ist, und die Terrasse darunter ist mit den Trümmerhaufen ganz überdeckt. Sechs Pfeiler aber sind noch unversehrt und der übrige Theil der Fronte liegt offen.

Der beiliegende Stich stellt den Grundriss des ganzen Bauwerks dar. Die schwarzen Linien bedeuten die noch stehenden Mauern, die matten Linien bezeichnen die noch vorhandenen Trümmerreste, die aber im Allgemeinen so deutlich markirt waren, dass es keine Schwierigkeit hatte, sie miteinander zu verbinden.

Das Gebaüde war von Stein gebaut und dieser durch einen Mörtel von Kalk und Sand verbunden und die ganze Fronte mit Stuck bekleidet und gemalt. Die Pfeiler waren durch geistvolle Figuren in Basrelief verziert. Eine derselben ist auf beistehendem Stiche dargestellt. Uiber derselben waren drei Hieroglyphen in den Stuck eingefügt. Unten war sie von einem reichverzierten, gegen 10 F. hohen und 6 F. breiten Rande umgeben, wovon nur noch ein Theil übrig ist. Die Hauptperson ist in aufrechter Stellung und im Profil dargestellt und zeigt den auffallenden Gesichtswinkel von ungefähr 45 Grad. Der obere Theil des Kopfes scheint eingedrückt und verlängt gewesen zu sein, vielleicht nach demselben bei den

Köpfen der Choctaws und den plattköpfigen Indianern unsers Landes gewöhnlichen Verfahren. Der Kopf gehört einer Menschenspecies an, die von jeder in diesem Landesstriche gegenwärtig existirenden abweicht; und angenommen, die Statuen seien Bilder lebender Personen oder Schöpfungen der Künstler nach ihren Idealen, so verrathen sie einen Volksstamm, der jetzt untergegangen und unbekannt ist. Der Kopfschmuck ist offenbar ein Federstrauss. Uiber den Schultern liegt eine kurze, mit Nägelköpfchen verzierte Decke und ein Brustharnisch; ein Theil des Gürtelschmucks ist abgebrochen; die Tunica ist wahrscheinlich ein Leopardenfell, und die ganze Kleidung zeigt ohne Zweifel das Kostüm dieses unbekannten Volks. Er hält in der Hand einen Stab oder ein Scepter und seinen Händen gegenüber sind Spuren von drei Hieroglyphen zu sehen, die verwittert oder abgebrochen sind. Zu seinen Füssen sitzen zwei nackte Figuren mit untergeschlagenen Beinen und wie es scheint in flehender Stellung. Eine fruchtbare Phantasie möchte wohl vielerlei Erklärungen für diese seltsamen Gestalten auffinden können, mir aber bietet sich keine genügende dar. Die Hieroglyphen erzählen ohne Zweifel die Geschichte der Hauptperson. Der Stuck ist von wunderbarer Consistenz und hart wie Stein. Er war bemalt und wir entdeckten an verschiedenen Stellen daran Spuren von Roth, Blau, Gelb, Schwarz und Weiss.

Die noch stehenden Pfeiler enthielten Figuren von demselben allgemeinen Charakter, die aber leider in einem verstümmelten Zustande sind; auch war es bei der Abschüssigkeit der Terrasse schwierig, zu ihrer Zeichnung die Camera lucida in die rechte Stellung zu bringen. Die gestürzten Pfeiler waren jedenfalls mit denselben Ornamenten geschmückt. Jedes der Bilder hatte eine specielle Bedeutung und das Ganze stellte wahrscheinlich eine Allegorie oder Geschichte dar; ihr Effect muss, als sie noch vollkommen waren und in Farben prangten, beim Ersteigen der Terrasse schön und imposant gewesen sein.

Der Haupteingang zeichnet sich weder durch seine Grösse noch durch hervorstechende Verzierungen aus, sondern wird blos durch eine Reihe breiter steinerner Stufen, die auf der Terrasse zu ihm hinaufführen, angekündigt. Die Eingänge haben keine Thüren, auch sind keine Spuren davon zu sehen. Innen sind zu beiden Seiten drei, gegen 8 bis 10 Quadratzoll grosse Vertiefungen in der Mauer und in sie ein cylindrischer Stein von etwa 2 Zoll Durchmesser aufrecht eingefügt, durch den vielleicht eine Thür verwahrt ward. Längs dem Karniess an der Aussenseite, der gegen 1 F. über die Fronte herausstand, waren in Zwischenraümen Löcher durch den Stein gebohrt, die uns zu der Meinung brachten, dass ein ungeheures Stück Zeug, das an dem Gebaüde in seiner ganzen Länge hinlief und vielleicht in ähnlicher Weise wie die Ornamente bemalt war, an diesem Karniesse festgemacht war und gleich einem Theatervorhange aufgezogen und niedergelassen werden konnte, je nachdem es Sonnenschein oder Regen erforderten. Ein solcher Vorhang ist noch jetzt in Yucatan vor den Corridoren mancher Haciendas gebraüchlich.

Die Giebel der Eingänge waren sämmtlich abgestürzt. Sie waren offenbar viereckig gewesen und über jedem befanden sich auf jeder

Seite grosse Eintiefungen in der Mauer, in denen die Oberschwellen gelegen hatten. Diese Schwellen waren alle niedergefallen und die darüber liegenden Steine bildeten abgebrochene natürliche Gewölbe. Darunter lagen zwar Haufen von Schutt, aber Uiberreste von Schwellen waren nicht zu sehen. Wären es Steinschwellen gewesen, so hätten einige derselben noch sichtbar sein und aus dem Schutt hervorragen müssen; wir entschieden uns daher für hölzerne Schwellen. Eine Autorität dafür hatten wir freilich nicht, denn weder Del Rio noch Kapitän Dupaix deuten darauf hin, und wir würden den Schluss wohl auch nicht gewagt haben ohne die hölzerne Schwelle, die wir über dem Eingange in Ocosingo gesehen hatten; unsre Ansicht ward aber ausser allen Zweifel gesetzt durch Das, was wir später in Yucatan sahen. Ich meine indessen nicht, dass diess einen bündigen Schluss über das Alter der Gebaüde zulässt. War das Holz solches, wie wir es an andern Orten sahen, so möchte es allerdings von grosser Dauerhaftigkeit gewesen sein; es muss aüsserst langsam verwittert und Jahrhunderte mögen vergangen sein bis dahin wo es gänzlich zerstört und verschwunden war.

Das Gebaüde hat zwei parallele Corridore (deren vorderer auf Taf. IV. Fig. 19. dargestellt ist), die der Länge nach auf allen seinen vier Seiten verlaufen. An der Vorderseite desselben sind diese Corridore gegen 9 F. breit und ziehen sich in der ganzen Länge des Gebaüdes über 200 F. hin. In der langen Mauer, welche die zwei Corridore scheidet, ist nur Eine Thür, welche der Haupteingangsthür gegenüberliegt und auf der andern Seite eine ihr entsprechende hat, die in einen Hof hinter dem Gebaüde führt. Die Fussböden sind von Cement, der so hart ist wie der besste, den man in den Uiberresten römischer Bäder und Cisternen gefunden hat. Die Wände sind gegen 10 F. hoch, berappt und auf jeder Seite des Haupteingangs mit Medaillons geschmückt, von denen nur noch die Ränder übrig sind; vielleicht enthielten sie die Büsten der königlichen Familie. Die Scheidemauer hatte etwa einen Fuss grosse Oeffnungen, die wohl zu Zwecken der Ventilation gedient haben mögen. Einige hatten diese Form ✠, andere diese ⊤, die man das griechische Kreuz und das ägyptische Tau genannt und zum Gegenstande sehr gelehrter Hypothesen gemacht hat.

Das Deckengetäfel jedes Corridors hatte diese Form ⌂. Die Erbauer wussten offenbar nichts von der Lehre vom Gewölbe und der Widerhalt geschah dadurch, dass die Steine aufsteigend gegeneinander hervortraten, wie zu Ocosingo und an den cyklopischen Uiberresten Griechenlands und Italiens zu sehen ist. Oben lief eine Lage flacher Stein hin und die begypsten Seiten boten eine glatte Oberfläche dar. Die langen, nicht unterbrochenen Corridore vor dem Palaste waren vermuthlich für wartende Grosse und Edle bestimmt; oder bei der prächtigen Lage, die, ehe der Wald heraufwuchs, eine ausgedehnte Aussicht über eine angebaute und bevölkerte Ebene beherrscht haben muss, sass vielleicht der König selbst darin, um die Berichte seiner Beamten entgegenzunehmen und Recht zu sprechen. Jetzt, wo wir hier herrschten, benutzte Juan den Frontcorridor als Küche und der andere war unser Schlafgemach.

Von der Mittelthür dieses Corridors führt eine Reihe 30 F.

langer steinerner Stufen zu einem rechtwinkeligen, 80 F. langen und 70 F. breiten Hofe. Auf jeder Seite der Stufen sind grimmig aussehende gigantische, 9 bis 10 F. hohe Figuren in Stein und in Basrelief, in einer ein wenig rückwärts von den obersten Stufen nach der Flur des Corridors zu geneigten Stellung eingehauen. Der beigegebene Stich stellt diese Seite des Hofs dar und Taf. IV. Fig. 20 a. b. zeigt die Figuren allein in grösserm Massstabe. Sie sind verziert mit reichem Kopfschmuck und Halsschnuren, ihre Stellung aber verräth Schmerz und Unruhe. Die Zeichnung und die anatomischen Verhältnisse der Figuren sind fehlerhaft, aber sie haben eine Kraft des Ausdrucks, welche die Tüchtigkeit und die Conception des Künstlers beweist. Als wir Besitz vom Palaste nahmen, war dieser Hof von Baümen überwachsen, so dass wir kaum über ihn hinwegsehen konnten, und so mit Schutt angefüllt, dass wir genöthigt waren, denselben erst mehre Fuss tief bei Seite zu schaffen, ehe diese Figuren gezeichnet werden konnten.

Auf jeder Seite des Hofs war der Palast in Gemächer abgetheilt, wahrscheinlich zum Schlafen bestimmt. Rechts sind die Pfeiler alle zusammengestürzt. Zur Linken stehen sie noch und sind mit Stuckfiguren verziert. Im Mittelzimmer, in einem der vorhinerwähnten Löcher des Gewölbes, steckten die Uiberreste einer etwa 1 F. langen hölzernen Stange, die einst quer herüberlief, wovon aber alles Uibrige zerstört war. Es war das einzige Stück Holz, das wir in Palenque fanden, und wir entdeckten es erst, nachdem wir uns für die Holzschwellen über den Thüren entschieden hatten. Es war sehr wurmstichig und wahrscheinlich wird nach wenigen Jahren keine Spur mehr davon übrig sein.

Auf der hintern Seite des Hofs war eine andre Flucht steinerner Treppen, entsprechend den vordern, zu deren beiden Seiten Figuren eingehauen und auf der glatten Fläche zwischen ihnen Kartuschen von Hieroglyphen waren. Die beigegebene Platte stellt diese Seite dar.

Der ganze Hof war mit Baümen überwachsen und mehre Fuss hoch mit Getrümmer bedeckt, so dass die genaue architektonische Anlage nicht gesehen werden konnte. Da wir unsre Betten im anstossenden Corridor aufgeschlagen hatten, so lag der Hof des Abends, wenn wir unsre Tagesarbeit beendet, und des Morgens, wenn wir aufwachten, vor unsern Augen. Sooft wir die Stufen hinabstiegen, starrten uns die grimmigen und geheimnissvollen Figuren ins Gesicht und es ward uns dieser Theil einer der interessantesten Theile der Ruinen. Es war unser grösster Wunsch, Nachgrabungen anstellen, die Schuttmasse hinwegschaffen und den ganzen Hofraum freilegen zu können; aber die Sache zeigte sich als unmöglich. Wahrscheinlich ist der Boden des Hofs mit Stein belegt oder mit Mörtel beworfen, und bei der verschwenderischen Fülle von Ornamenten an andern Theilen ist Grund zu glauben, dass hier viele merkwürdige und interessante Kunstgebilde zu Tage gefördert werden könnten. Diese angenehme Arbeit ist dem künftigen Reisenden vorbehalten, der besser versehen mit Menschen und Materialien und mit vollständigerer Kenntniss Dessen, was er dort zu finden hat, hingehen möge; und sollte er auch nichts Neues entdecken, so wird ihn, wie ich

meine, der blosse Anblick des vollständigen Hofs für die Mühe und Kosten seiner Reinigung lohnen.

Derjenige Theil des Gebaüdes, welcher den Hintergrund des Hofs bildet und mit ihm durch Stufen in Verbindung steht, enthält zwei Corridore, die ganz den vordern gleichen und gepflastert, begypst und mit Stuckarbeiten geschmückt sind. Der Boden des dem Hofe zugekehrten Corridors klang hohl und es war eine Oeffnung darin gemacht worden, die in eine unterirdische Kammer zu führen schien; als wir aber an einem mit Einschnitten versehenen Baume und mit Licht hinabstiegen, fanden wir, dass es eine blosse Grube in der Erde ohne gemauerte Einfassung war.

In dem entferntern Corridor war die Mauer an einigen Stellen abgebrochen und hatte mehre gesonderte Gyps- und Farbenschichten. Wir zählten an einer Stelle sechs solcher Schichten und auf jeder waren noch Reste von Farben zu sehen. Anderswo glaubten wir eine Zeile mit schwarzer Tinte geschriebener Schriftzeichen zu sehen. Wir bemühten uns zu ihnen zu gelangen; als wir aber eine dünne Oberschicht zu entfernen suchten, fielen sie mitsammt ihr herunter und wir standen davon ab.

Dieser Corridor öffnete sich auf einen zweiten Hof von 80 F. Länge und nur 30 F. Breite. Der Boden des Corridors lag 10 F. über dem Niveau des Hofs; an der Mauer unterhalb waren viereckige Steine mit eingegrabenen Hieroglyphen. An den Pfeilern waren Stuckfiguren, aber in einem sehr beschädigten Zustande.

Auf der andern Seite des Hofs liefen zwei Corridore hin, welche das Gebaüde in dieser Richtung begränzten. Der erste derselben ist in drei Gemächer abgetheilt, mit Thüren, die sich an den äussersten Enden auf den westlichen Corridor öffnen. Alle Pfeiler stehen noch mit Ausnahme desjenigen an der nordwestlichen Ecke. Alle sind mit Stuckverzierungen bedeckt und einer mit Hieroglyphen. Die übrigen enthalten Bilder in Basrelief, von denen drei und zwar die am wenigsten zerstörten auf den beigelegten Stichen dargestellt sind.

Das erste Bild war von einem unten sehr breiten, zum Theil zerstörten Rande eingerahmt. Der Gegenstand besteht aus zwei Figuren mit Gesichtswinkeln, die denen auf der vorigen Platte gleich sind, mit Federstützen und andern Zierrathen als Kopfschmuck, mit Halsbändern, Gürteln und Sandalen; jede hält auch denselben merkwürdigen Stab, wovon ein Theil zerbrochen ist, in der Hand, und ihren Händen gegenüber sieht man Hieroglyphen, die wahrscheinlich die Geschichte dieser räthselhaften Personen erzählen. Die andern sind beschädigter und man hat keinen Versuch gemacht sie wiederherzustellen. Eine kniet nieder als sollte sie eine Ehre, und die andre als sollte sie einen Schlag empfangen.

So weit ist der Plan des Palastes einfach und leicht verständlich; aber zur Linken liegen verschiedne abgesonderte und unabhängige Gebaüde, wie man auf dem Grundrisse sehen wird, deren detaillirte Schilderung ich nicht für nöthig erachte. Das vornehmste unter diesen Bauwerken ist der Thurm am Südende des zweiten Hofs. Er dringt sich sogleich durch seine Höhe und seine Proportionen den Augen auf; prüft man ihn aber genauer, so findet man ihn unbefriedigend und uninteressant. Die Basis hält 30 Quadratfuss

und er hat drei Stockwerke. Als wir über einen Schutthaufen an seinem Fusse in ihn eintraten, fanden wir im Innern einen zweiten, von dem äussern gesonderten Thurm und eine steinerne Treppe von solcher Schmalheit, dass ein starker Mann nicht im Stande wäre hinaufzugehen. Diese Treppe läuft auf eine steinerne getäfelte Wand aus, die jedem weitern Vorwärtsdringen ein Ende macht und von welcher die letzte Stufe nur 6 bis 8 Zoll abliegt. Wozu eine Treppe, die so zwecklos endet, angelegt ward, vermochten wir nicht zu errathen. Der ganze Thurm war ein kerniger Bau von Stein, in seinen Einrichtungen und Zwecken aber ebenso räthselhaft wie die Sculpturen-Tafeln.

Ostwärts vom Thurme liegt ein andres Gebaüde mit zwei Corridoren, von denen der eine reich mit Stuckgemälden geschmückt war und in der Mitte die auf Taf. V. Fig. 21 a. dargestellte elliptische Tafel enthielt. Letztere ist 4 F. lang und 3 F. breit, von hartem, in die Mauer gefügtem Steine und die Sculptur in Basrelief. Um dieselbe laufen die Reste eines Rahmens mit reicher Stuckarbeit. Die Hauptfigur sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Ruhebett, das mit zwei Leopardenköpfen geschmückt ist; die Stellung ist bequem, die Physiognomie gleicht derjenigen der andern Personen und ihr Ausdruck ist ruhig und wohlwollend. Um den Hals trägt sie eine Perlenschnur, woran ein kleines Medaillon mit einem Gesicht hängt, das vielleicht ein Bild der Sonne sein sollte. Gleich allen andern Sculpturen, die wir im Lande gesehen, trug die Person Ohrringe, Armbänder am Handgelenke und einen Gürtel um die Lenden. Der Kopfschmuck unterscheidet sich von den meisten andern in Palenque dadurch, dass ihm der Federbusch fehlt. Nahe dem Kopfe befinden sich drei Hieroglyphen.

Die andre Figur auf der elliptischen Tafel, die eine weibliche zu sein scheint, sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, ist reich gekleidet und scheinbar im Begriffe ein Opfer zu bringen. In dieser muthmasslichen Opfergabe sieht man einen Strauss von Federn, woran es dem Kopfschmucke der Hauptperson fehlt. Uiber dem Kopfe der sitzenden Person sind vier Hieroplyphen. Diess ist der einzige mit Sculpturen versehene Stein am Palaste mit Ausnahme derer im Hofe. Darunter befand sich ehedem eine Tafel, deren Eindruck in der Mauer noch sichtbar ist und die auf Taf. V. Fig. 21 b. nach dem Vorbild anderer an andern Orten noch existirender Tafeln in schwachen Linien dargestellt ist.

Am äussersten Ende dieses Corridors ist in dem steinernen Fussboden eine Oeffnung, die mittelst einer Anzahl Stufen zu einer Platform führt; von dieser aus geht eine Thür, die eine Stuckverzierung über sich hat, mittelst einer zweiten Treppenflucht in einen schmalen, dunkeln Gang, der in andre quer verlaufende Corridore auslaüft. Diese Corridore heissen unterirdische Zimmer; aber sie haben oben Fenster und sind überhaupt ein blosses, unter dem Fussboden der Corridore liegendes Erdgeschoss. Sie sind indess zu ihrem grössten Theile so dunkel, dass man sie mit Lichtern besuchen muss. Es sind in ihnen keine Basreliefs oder Stuckverzierungen zu sehen, und die einzigen Gegenstände, die uns unser Führer zeigte oder welche unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen, waren verschiedne Stein-

tafeln, von denen eine quer über den Corridor hinwegging und ihn verrammelte und gegen 8 F. lang, 4 F. breit und 3 F. hoch war. Einer dieser untern Corridore hatte eine Thür, die auf den hintern Theil der Terrasse sich öffnete und die wir sämmtlich mit einem Lichte passirten, um zu den andern Gebaüden zu gelangen. An zwei andern Stellen führten Treppen zu den obern Corridoren. Wahrscheinlich waren es Schlafzimmer.

In dem auf dem Grundrisse mit „Zimmer 1“ bezeichneten Zimmer waren die Wände reicher mit Stuckarbeiten verziert als in irgendeinem andern des Palastes; sie waren aber leider sehr beschädigt. An jeder Seite des Eingangs befand sich eine Figur in Stuck, deren bessterhaltene auf Taf. VII. Fig. 22. dargestellt ist. Nahe dabei ist ein Gemach mit der Bezeichnung „Ein kleiner Altar.“ Es war reich verziert und aus dem Aussehen seiner hintern Wand vermutheten wir, dass sie mit steinernen Tafeln belegt gewesen war. Bei unsrer gänzlichen Unwissenheit in Betreff der Sitten und Gewohnheiten des Volks, das einst dieses Gebaüde bewohnte, war es unmöglich, Muthmassungen darüber aufzustellen, zu welchen Zwecken diese verschiednen Gemächer gedient haben mochten; haben wir aber Recht, wenn wir es einen Palast nennen — ein Name, den die Indianer ihm geben — so erscheint es als wahrscheinlich, dass der die Hofraüme umgebende Theil zu öffentlichen und glanzvollen Gelegenheiten bestimmt war und der übrige Theil zur Residenz der königlichen Familie diente. Das Zimmer mit dem kleinen Altar mochte vielleicht Das sein, was wir jetzt eine königliche Kapelle nennen.

Mit Hilfe dieser Angaben und des Grundplans wird der Leser nun im Stande sein, durch die Palastruine von Palenque seinen Weg zu finden; er wird sich eine Vorstellung machen können von der verschwenderischen Fülle ihrer Ornamente, von ihrem einzigen und frappanten Charakter und ihrem melancholischen Eindruck in dem düstern Waldesdunkel; und vielleicht wird seine Phantasie sie sich vergegenwärtigen, wie sie damals war, als noch nicht die Hand der Zerstörung über sie gekommen war, als Königspalast in seinen vollständigen grossartigen Verhältnissen, in seinem reichen Schmucke und bewohnt von einem unbekannten Volke, dessen Porträts und Figuren jetzt seine Wände schmücken.

Der Leser wird nicht überrascht sein, wenn wir, mit solchen Gegenständen beschäftigt, manche Unannehmlichkeiten unsrer fürstlichen Residenz nicht beachteten. Wir hatten hier von Wild zu leben erwartet, sahen uns aber getaüscht. Wilden Truthahn konnten wir zwar zu jeder Zeit vom Portale des Palastes aus schiessen; nachdem wir es aber mit einem versucht, wagten wir es nicht, unsere Zähne an einem zweiten zu verderben. Ausser diesem gab es nichts als Papageien, Affen und Eidechsen, durchweg ein recht gutes Mahl, das wir aber für Zeiten dringender Noth in Reserve hielten. Uibrigens würden die Dichtigkeit des Waldes und die schweren Regen das Jagen unmöglich gemacht haben.

Einmal ging ich ganz allein auf eine Durchforschung aus. Von der Thür des Palastes aus, fast in gleicher Linie mit der Fronte, erhob sich ein hoher steiler Berg, von dem wir meinten, er müsse einen Uiberblick über die alte Stadt in ihrem ganzen Umfange ge-

währen und vielleicht selbst auch Ruinen enthalten. Von dem hintern Theile des letztgenannten Gebaüdes liess ich, mit meinem Compasse in der Hand und mit einem Indianer mit seinem Machete vor mir her, eine gerade Linie in ostnordöstlicher Richtung zum Gipfel hinauf aushauen. Der Aufweg war so steil, dass ich genöthigt war, mich an den Zweigen hinaufzuziehen. Auf der Spitze des Berges traf ich auf einen hohen Steinhügel nebst einer noch vorhandenen Grundmauer. Vermuthlich hatte ein Thurm oder Tempel hier gestanden; aber der Wald war so dicht wie unten und daher von der Ruinenstadt gar nichts, nicht einmal der Palast zu sehen. Ich kletterte auf einen der Baüme, die auf der Spitze des Steinhügels hervorgewachsen waren, konnte aber auch von hier aus weder den Palast noch irgendein andres Gebaüde gewahren. Hinter uns, nach dem Berge zu, war nichts als Wald, vor uns blickten wir durch eine Oeffnung der Baüme auf eine grosse bewaldete Ebene, die sich bis Tabasco und bis zum Golf von Mejico ausdehnte. Der Indianer stand am Fusse des Baumes, und wie er durch die Zweige guckte, wandte er plötzlich sein freudestrahlendes Gesicht zu mir herauf, zeigte mir ein Fleckchen auf der Ebene, das ihm die Welt war, und rief: *„allí está el pueblo“* — „dort liegt mein Pueblo (Palenque).“ Diess war die einzige Gelegenheit, wo ich auf Entdeckung ausging, weil ich nur dieses eine Mal einen bestimmten Zielpunkt vor mir hatte.

Ich muss jedoch die Untersuchung einer Wasserleitung, die Pawling und ich gemeinsam versuchten, ausnehmen. Sie wird von einem Wildwasser gespeist, welches am Fusse der Terrasse, auf welcher der Palast steht, hinläuft. Als wir bei den Ruinen anlangten, ging das ganze Gewässer durch diesen Aquäduct. Jetzt war es angeschwollen und strömte oberhalb desselben und zur Seite in seiner ganzen Länge hin. An der Oeffnung des Aquäducts hatten wir grosse Mühe, dem wilden Wasser zu wehren. Inwendig war es vollkommen finster und wir konnten ohne Licht nicht vorwärts. Die Wandungen waren von glattem Stein und gegen 4 F. hoch und die Decke bestand aus übereinander vorragenden Steinen, wie in den Corridoren der Gebaüde. Eine kurze Strecke vom Eingange wandte sich der Gang zur Linken und in einer Entfernung von 160 F. war er durch die Trümmer der eingestürzten Decke vollständig versperrt, so dass es uns unmöglich ward, seine fernere Richtung zu bestimmen; indessen ging er sicherlich nicht unter dem Palaste hinweg, wie man vermuthet hat.

Ausser den gewaltigen Blitzen und dem krachenden Donner hatten wir einmal Nachts einen Schreck. Wir hörten nämlich ein Geraüsch, welches klang wie das Knicken eines trocknen Zweigs unter einem festen Tritte, das uns alle auf einmal aufjagte. Ich hielt den Tritt für den eines wilden Thieres; Herr Catherwood aber, dessen Bett näher stand, meinte, es müsse der Tritt eines Mannes sein. Wir kletterten auf einen hohen Haufen herabgefallener Steine am Ende dieses Corridors, aber es war Alles dichte Finsterniss. Pawling that zwei Schüsse, um zu zeigen, dass wir wach wären, und wir legten Stangen quer über den Corridor als Falle, so dass selbst ein Indianer von dieser Seite nicht hereindringen konnte, ohne mit bedeutendem Lärmen zu stürzen und Schaden zu nehmen.

Ausser Mosquitos und Garrapatas (Zecken) hatten wir auch noch

von einem andern schlimmern Insect, *nigua* von den Eingebornen genannt, zu leiden. Diese *niguas* sollen eine grosse Plage für die Spanier bei ihrer ersten Ankunft im Lande gewesen sein. Der spanische Geschichtschreiber sagt von ihnen, „dass sie sich unter den Nägeln der Zehen einfrassen, daselbst unter der Haut ihre Eier legten und sich in solcher Weise vermehrten, dass man ihrer nicht anders loswerden konnte, als durch Ätzmittel, wodurch Manche ihre Zehen, Manche gar ihre Füsse verloren, während sie gleich anfangs hätten herausgezogen werden sollen; da sie aber mit dem Uibel noch unbekannt waren, so wussten sie das rechte Mittel nicht anzuwenden."

Diese Schilderung ist bis zum letzten Satze wahr. Wir waren diesen Niguas bis zu unsrer Ankunft in Palenque glücklich entgangen, und da wir mit dem Uibel unbekannt, so wussten auch wir nicht das rechte Mittel anzuwenden. Ich trug mehre Tage lang eine in meinem Fusse, und fühlte wohl, dass mir etwas fehlte, ohne aber zu wissen was, bis die Eier gelegt waren und sich vermehrt hatten. Pawling machte sich daran, sie mit einem Federmesser herauszuholen, wornach ein grosses Loch im Fleische blieb, und theils dadurch, theils durch die Stiche verschiedner andrer Insecten ward mein Fuss dermassen entzündet, dass ich keinen Schuh und keinen Strumpf anziehen konnte und ich genöthigt war, zu ruhen und einen ganzen Tag lang meinen Fuss in horizontaler Lage zu halten, der, da er unbedeckt war, von kleinen schwarzen Fliegen angegriffen ward, deren Bisse ich zwar im Augenblicke wo sie erfolgten nicht fühlte, die aber Spuren gleich Stichen von hundert Nadeln zurückliessen. Die Entzündung war so bedeutend und die Anschwellung nahm in solchem Grade zu, dass ich besorgt ward und nach der Stadt zurückzukehren beschloss. Diess auszuführen war keine leichte Sache. Der Fuss war viel zu dick, um in einen Steigbügel zu gehen, und wenn ich ihn nur einige wenige Augenblicke in hängender Lage hielt, war es mir, als ob das Blut die Haut zersprengen wollte, und der Gedanke, damit gegen einen Busch anzustreifen, machte mich und macht mich selbst jetzt noch schaudern. Es war indess unumgänglich nöthig den Ort zu verlassen. Ich schickte in die Stadt nach einem Maulthier und am zehnten Tage nach meiner Ankunft in den Ruinen hinkte ich die Terrasse hinab und stieg auf, wobei mein unglückliches Glied auf einem über den Sattelbogen gelegten Kissen ruhte. Diess gewährte mir aber auf dieser schlammigen Strasse einen sehr unsichern Sitz. Zwar ritt ein Mann vor mir her, der die Zweige abschnitt, aber dennoch ward mir der Hut drei oder vier Male abgeworfen und zwei Male war ich abzusteigen genöthigt; zu meinem grossen Troste kamen wir noch zur rechten Zeit aus dem Wald heraus. Das plötzliche Heraustreten aus dem dichten, eingeschlossenen Walde in freies Land belebte jeden Pulsschlag.

Als ich zu dem Plateau, auf welchem die Stadt liegt, hinaufstieg, bemerkte ich eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und eine Menge Menschen in der grasüberwachsenen Strasse, wohl fünfzehn bis zwanzig an Zahl, die bei meinem Anblick in Bewegung gesetzt zu werden schienen, worauf sogleich drei oder vier Männer auf mich zugeritten kamen. Nachdem ich schon so mancherlei verschiedene Charaktere in diesem Lande getragen, ward ich diessmal mit meinen Gefährten

irrthümlich für drei Padres genommen, die an diesem Morgen aus Tumbala erwartet wurden. Hätte das Missverständniss länger fortgedauert, so würde ich ein Mahl, das für mindestens sechs Personen ausgereicht hätte, für mich gehabt haben; leider aber ward der Irrthum bald entdeckt und so ritt ich weiter zu unserm alten Hause. Auf der Stelle zeigte sich der Alcalde mit den Schlüsseln in der Hand und im vollständigen Kostüm d. h. sein Hemd war in den Hosen; und ich war glücklich, als ich sah, dass er über das Kommen der Padres in üblerer Laune war als über unsre Ankunft; ja es schien sogar, als hätte er jetzt ein Bisschen Neigung zu mir als Einem, der in seinem Ärger über die Dummheit, um dieser Padres willen einen solchen Rumor zu machen, mit ihm sympathisiren könnte. Als er nun gar noch meinen Fuss sah, legte er wirklich einiges Mitleiden an den Tag und war bemüht, mir es so bequem wie möglich zu machen. Die Anschwellung hatte bedeutend zugenommen. Aber durch vollkommen ruhiges Liegen, durch Medicin aus unserer Arzeneikiste, durch Hungerkur und Entfernung aller erregenden Ursachen verminderte ich in zwei Tagen und zwei Nächten die Entzündung in sehr merklichem Grade.

ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Eine Stimme aus den Ruinen. — Brotkauf. — Ankunft der Padres. — Der Pfarrer von Palenque. — Kartenspiel. — Ein Sonntag. — Messe. — Eine Tischgesellschaft. — Heimathliche Erinnerungen. — Tischgebräuche. — Rückkehr nach den Ruinen. — Auffallende Veränderung hier. — Furchtbares Gewitter. — Ein Wirbelwind. — Eine Scene voll Erhabenheit und Schrecken.

Am dritten Tage vernahm ich eine Klagestimme aus den Ruinen. Juan hatte den (flüssigen) Speck umgeworfen und dieser war dabei bis auf den letzten Tropfen herausgeflossen. Der jammernde Brief, den ich darüber empfing, erregte meine ganze Theilnahme, und in dem drängenden Falle Alles bei Seite setzend eilte ich zum Alcalden und sagte ihm, es müsse ein Schwein sterben. Der Alcalde machte Schwierigkeiten und ich kann es mir bis diesen Tag nicht erklären, warum er vor mir einen Umstand geheimhielt, den er doch gewusst haben muss, nämlich dass in dieser selben Nacht ein Ferkel geschlachtet worden war. Am nächsten Morgen ganz bei Zeiten sah ich einen Knaben mit einigen Streifen frischen Schweinefleischs vorübergehen, dem ich zurief und der mich zu einer Hütte in der Vorstadt geleitete, die noch gestern die Wohnung des unglücklichen Vierfüsslers gewesen war. Ich erkaufte mir hier einen Theil, der eigentlich für einen ehrlichen Palenqueaner bestimmt war, und eilte damit nach Hause, glücklich in dem Bewusstsein, Andere glücklich zu machen. Dieser Tag zeichnete sich auch noch durch ein anderes gutes Glück aus; es langte nämlich ein Courier aus Ciudad Real mit Depeschen für Tabasco und einer Rückenladung Brot auf Privatrechnung an. So-

bald ich hiervon Nachricht erhielt, schickte ich einen Boten ab, der wegen des gesammten Vorraths unterhandeln sollte. Leider war das Brot versüsst und zu Rauten, Ringeln und andern phantastischen Formen gebacken, um zur Chocolade genossen zu werden, wozu noch kam, dass der abscheuliche Speck aus der Kruste hervordrang. Indess, es war doch Brot; und nachdem ich es sorgfältig auf einen Tisch gelegt und noch einen frischen Käse, das Product unsrer Kuh, hinzugethan, legte ich mich des Abends mit dem Gedanken an die Freude nieder, die der Morgen über die Ruinen von Palenque ausschütten würde. Aber ach! alle menschlichen Berechnungen sind eitel. In meinem ersten Schlafe ward ich von einem heftigen Donnerschlage aufgeweckt und entdeckte bei dieser Gelegenheit auf dem Tische eine ungeheuer grosse Katze. Zwar schleuderte ich meinen Stiefel wider sie, aber sie war mit einem Satze auf der Mauer und verschwand unter dem Dachvorsprunge. Ich schlief wieder ein; die Katze kehrte zurück und — traurig waren die Folgen.

Die Padres rückten langsam vorwärts; nachdem sie seit drei Tagen die Stadt in Aufregung erhalten, hielten sie endlich diesen Morgen ihren Triumpheinzug, von Bürgern escortirt und mit einem Gefolge von mehr als hundert Indianern mit Hamacas, Sillas und Reisegepäck. Die Städte Tumbala und San Piedro waren zwei- bis dreihundert Mann stark ausgerückt und trugen die genannten Gegenstände auf ihren Rücken und Schultern bis nach Nopa, wo sie von einer Deputation aus Palenque in Empfang genommen und bis zu dieser Stadt getragen wurden. Es ist ein prächtiges Ding in diesem Lande um einen Padre, und die nächste Stelle nach dem Padre nimmt des Padre Freund ein. Ich besuchte sie im Laufe des Nachmittags, aber nach den ermüdenden Anstrengungen der Reise lagen sie schon alle im Schlafe und die Indianer sassen um die Thür und sprachen mit leiser Stimme, um sie nicht zu stören. Im Innern waren ungeheure Haufen Gepäck aufgeschichtet, welches zeigte, wie klug die guten Väter für sich zu sorgen wussten. Als die Siesta vorüber war, währte es nicht lange, so erschienen sie, Einer nach dem Andern, in einem schwer zu beschreibenden, sicherlich aber nicht geistlichen Kostüm oder vielmehr Negligé; denn Keiner hatte einen Rock oder eine Jacke an. Zwei von ihnen waren die Pfarrer von Tumbala und Ayalon, die wir auf unsrer Reise schon kennen gelernt, und der Dritte war ein Franciscanermönch aus Ciudad Real. Die ausdrückliche Absicht ihrer Reise war der Besuch der Ruinen. Sie hatten unterwegs schwer zu leiden gehabt. Der Pfarrer von Ayalon war Deputirter beim Congress und man hatte in Mejico mancherlei Fragen wegen der Ruinen an ihn gestellt, in der Voraussetzung, dass sie in seiner Nachbarschaft lägen, welche irrige Meinung er mit bitterer Beziehung auf die zwischenliegenden Gebirge erwähnte. Der Padre von Tumbala war ein versprechender junger Mann von 28 Jahren und wog damals gegen 12 Stein oder 240 Pfund: eine schwere Last, wenn man sie auf solchen Strassen, wie sie sie bereist, mit sich herumschleppen soll. Am Meisten hatte der Franciscanermönch zu leiden, der in einer Hängematte von der Seite sass, die Weste offen hatte und sich beständig den Schweiss von der Brust wischte. Sie waren alle Drei kenntnissvolle Männer, wie denn schon

allein der Umstand, dass sie die Reise aus keinem andern Grunde als um die Ruinen zu besuchen machten, zeigte, dass sie von nicht gemeinem Schlage waren. Den Congressdeputirten hatten wir schon unterwegs in seiner Stadt gesehen und er frappirte uns damals durch seine umfassenden Kenntnisse und insbesondere durch seine Charakterentschiedenheit. Er hatte an allem politischen Treiben im Lande einen thätigen Antheil genommen, namentlich seit der Zeit der Revolution gegen Spanien, deren Anstifter er gewesen war, und stand seitdem zum Ärgerniss der kirchlichen Partei immer als Liberaler im Vordergrunde; er hatte sowohl den Soldaten als den Priester gespielt, der, wenn er sein blutbeflecktes Schwert nach der Schlacht niedergelegt, den Verwundeten und Sterbenden die Beichte abnahm, ward zweimal verwundet, einmal unter den Gefallenen mit aufgeführt, lebte als Verbannter in Guatemala und ward mit der allmäligen Rückkehr der liberalen Partei zur Macht wieder in seine Stelle eingesetzt und als Deputirter in den Congress gesandt, wo er bald wieder an neuen Umtrieben Theil nahm. Die drei Padres waren entsetzt über die Geschichten, die sie von den Mosquitos, Insecten und Reptilien in den Ruinen hatten erzählen hören, und insbesondere über Das, was sie von dem Zustande meines Fusses vernommen hatten.

Während wir bei der Chocolade sassen, trat der Pfarrer von Palenque ein, den ich noch gar nicht gesehen hatte, weil er, als wir hier anlangten, gerade in einer ihm unterstehenden Ortschaft abwesend war. Er war von originellerer aüsserer Erscheinung als einer der Andern, ein hochgewachsener Mann mit langem schwarzem Haar, indianischen Gesichtszügen und dergleichen Hautfarbe, der ganz gewiss vier Fünftel indianisches Blut in sich trug. Ja, hätte ich ihn in indianischer Tracht gesehen, ich würde ihn für einen „*puro*“ oder einen Indianer von unvermischter Abkunft gehalten haben. Seine Kleidung war so ungeistlich wie seine Person und bestand in einem alten Strohhute mit vorn, hinten und an den Seiten aufgeschlagenem Rande, so dass er vier regelmässige Ecken bildete, und mit einem breiten blauen Sammetbande statt des Hutbands, beide von Wind und Regen hart mitgenommen; dann einem würfeligen Hemd, einem alten blauseidnen gelbgestreiften Halstuch, einer gestreiften Jacke, einer schwarzen Weste, langen, aus einer Bettzieche gemachten Beinkleidern, und endlich gelben Buckskinschuhen. Aber diese frappante Hülle deckte eine bezaubernde Herzenseinfalt und Feinheit des Wesens und wenn er sprach, strahlte sein Gesicht von Güte; auch bewies der Empfang, der ihm von Seiten der Padres zu Theil ward, wie werth er ihnen war. Nachdem wir eine Weile eine allgemeine Unterhaltung geführt, wurden die Chocoladentassen fortgetragen und einer der Padres holte aus seinem Reisekoffer eine Karte herbei und legte sie auf den Tisch. Er führte sie, wie er sagte, stets bei sich und es wäre recht angenehm, in Gesellschaft zu reisen, weil man dann in jedem Nachtquartier des Abends ein Spielchen haben könnte. Die Karten hatten, wie man ihnen deutlich ansah, schon vielen Dienst gethan, und es lag in dem ganzen Spiele etwas Geordnetes und Systematisches, welches ihre Gewohnheit und Wohlerfahrenheit darin bewies. Eine alte Dienerin legte eine Handvoll Maiskörner und ein neues Packet Papiercigarren auf den Tisch. Die Maiskörner wurden

zu einem Medio gerechnet. Da ich es ablehnte mitzuspielen, so enthielt sich einer der ehrwürdigen Väter des Spiels und unterhielt mich, während die andern drei zum Monte sich niedersetzten, aber dabei immerfort Theil an der Unterhaltung nahmen. Bald aber vertieften sie sich darin, und als ich von ihnen ging, spielten sie mit einem Ernst und Eifer, als ob es sich dabei um die Seelen unbekehrter Indianer handelte. Ich hatte oft von Ausländern die hämische Bemerkung gehört, dass in diesem Lande nicht zwei Padres zusammenkommen könnten, ohne Karte zu spielen; es war hier das erste Mal, dass ich sie bestätigt fand, vielleicht weil es, ausgenommen bei öffentlichen Veranlassungen, das erste Mal war, wo ich zwei Padres beisammen sah. Bevor ich sie verliess, luden sie mich zum Mittagsessen des nächsten Tags ein; als ich aber nach Hause kam, hörte ich, dass Don Santiago, der Herr, welcher ihnen das Tractament gab und nächst dem Präfecten der vornehmste Mann des Orts war, bei mir gewesen war und eine gleiche Einladung zurückgelassen hatte, die ich, wie ich nicht zu sagen brauche, annahm.

Der nächste Tag war ein Sonntag; das Gewitter der Nacht war fortgezogen, die Luft war mild und balsamisch, das Gras prangte in frischem Grün, und da ich mich nicht zu reisen genöthigt sah, so fand ich wahr, was die Eingebornen behaupten, dass die Morgen der Regenzeit die schönsten im Jahre sind. Es war ein grosser Tag für die kleine Kirche von Palenque: denn es waren ja die vier Padres anwesend, alle in ihren Priestermänteln und Stola's, alle bei den Ceremonien assistirt; natürlich strömten da die Indianer aus allen Hütten des Orts zur Messe. Als diese vorüber war, zog Alles nach Hause und in wenigen Minuten war es so still im Städtchen wie jemals.

Um 12 Uhr ging es zu Don Santiago zum Diner. Die meisten Gäste, darunter auch die drei Padres, waren schon versammelt. Don Santiago, welcher der reichste Mann und der grossartigste Kaufmann in Palenque war, empfing uns in seiner *tienda* oder seinem Laden, der blos einige Fächer mit einem Ladentische davor enthielt und dessen gesammter Waarenvorrath vielleicht zwanzig bis dreissig Dollars werth war; aber Don Santiago war von ganz andrer Art als ein solcher kleiner Mann bei uns oder in Europa ist; er war höflich und fein in seinen Manieren und kenntnissreich für jenes Land. Seine Kleidung bestand in weissen Pantalons und rothen Pantoffeln, einem reinlichen, auf der Brust gestickten Hemde und Hosenträgern, die wahrscheinlich mehr als seine ganze übrige Kleidung kosteten und unter Rock und Weste nicht zu verbergen waren. An diesem Orte, der mir erst wie ausser der Welt zu liegen schien, kam ich in engere Berührung mit der Heimath als an irgendeinem andern, den ich besucht. So war der Stuhl, auf dem ich sass, aus Neuyork, nicht minder zwei kleine Spiegel, zwei Stück amerikanische „Cottons" und der Rest einer Schachtel Fadennudeln, von deren Vorhandensein am Orte ich vorher nichts vernommen hatte. Die engsten auswärtigen Beziehungen der Einwohner bestanden mit Neuyork mittelst des Hafens von Tabasco. Sie kannten einen Mann, der wirklich in Neuyork gewesen war, und ein Fass Neuyorker Mehl, dessen blosses Erwähnen schmerzliche Sehnsucht in uns erweckte, hatte einmal den

Ort erreicht. In der That war Neuyork ihnen bekannter als irgendein andrer Theil der Welt, die Hauptstadt ausgenommen. Don Santiago besass Zavala's Reise in den Vereinigten Staaten, die nebst einigen Bänden der Lebensbeschreibungen von Heiligen seine Bibliothek ausmachte und die er fast auswendig kannte. Auch waren die Leute hier mit unsrer politischen Geschichte so wohlvertraut, dass sie wussten, nicht General Washington, sondern General Jackson sei Präsident.

Der Padre von Tumbala, jener Mann mit der Wucht von 240 Pfund und seiner für jenes Land etwas stutzermässigen Kleidung, hatte seine Violine mitgebracht. Er war neugierig, über den Zustand der musikalischen Wissenschaft und Kunst bei uns etwas zu erfahren und ob die Regierung gute Operngesellschaften unterstützte; bedauerte, dass ich nicht einige Nationalmelodien spielen könnte, und unterhielt sich und die Gesellschaft mit mehren Liedern des Landes.

Unterdessen war der Padre von Palenque noch immer nicht da und erschien nicht eher als nachdem man zweimal nach ihm geschickt ha te. Das Diner war in Wahrheit von ihm veranstaltet; weil es ihm aber im Kloster bei seiner nachlässigen Wirthschaft an aller Ordnung und Bequemlichkeit gebrach, so ward es in seinem Namen von seinem Freunde Don Santiago gegeben. Die Antwort des Knaben, den man um ihn zu rufen geschickt hatte, lautete dahin, dass er die ganze Sache vergessen hätte. Und allerdings hatte der Padre viel von dem zerstreuten und excentrischen Wesen eines Genies an sich, obwohl er keine Ansprüche auf einen solchen Charakter machte. Don Santiago erzählte uns, er wäre einmal zu dem Padre gekommen und hätte in seinem Hause eine Kuh und ein Kalb gefunden; der Pfarrer hätte sich in seiner grossen Verlegenheit damit entschuldigt, dass er sich nicht zu helfen wüsste, sie wollten durchaus herein, und er hätte es als eine höchst glückliche Idee betrachtet, als Don Santiago ihm den Rath an die Hand gegeben, er solle sie doch hinaustreiben.

Sowie er hereintrat, fingen die andern Padres an, ihn mit seiner Vergesslichkeit aufzuziehen, die sie durchaus für rein erheuchelt ansehen wollten; sie hätten ihm den Abend zuvor sechszehn Dollars abgewonnen, und deshalb hätte er sich gefürchtet zu kommen. Er antwortete in demselben Tone, dass er ein ruinirter Mann wäre. Darauf boten sie ihm Revanche an, und sofort ward der Tisch herbeigerückt, Karten und Maiskörner darauf ausgebreitet und von den drei Padres das Monte-Spiel begonnen, während der Pfarrer von Tumbala die Violine spielte. Da es Sonntag war, so würde diess an manchen Orten für ein ziemlich anstössiges Gebahren, und da es bei offnen Thüren geschah, als ein schlechtes Beispiel für Kinder und Dienstleute betrachtet worden sein; und da ich auf ziemlich gutem Fusse mit ihnen zu stehen meinte, so konnte ich nicht umhin, ihnen zu sagen, dass sie in meinem Lande von der Kanzel herab aus der Kirche gestossen werden würden. Der Congressdeputirte war in Mejico mit einem Engländer zusammengetroffen, der ihm Dasselbe gesagt und ihm auch von der Art und Weise, wie der Sonntag in England beobachtet würde, erzählt hatte. Sie meinten alle, es wäre diess eine sehr dumme Art.

Wenn zu Zeiten die gesammte spanisch-amerikanische Geistlich-

keit vielleicht auf schwächere Gründe hin als dieser als eine Gesellschaft gewissenloser Spieler denuncirt worden ist, so habe ich ein zu warmes Andenken an ihre viele erwiesene Güte, um sie in diesem Lichte darzustellen. Sie waren sämmtlich kenntnissreiche und gute Männer, wollten lieber Gutes als Unrecht thun, zeigten sich in Dingen, die sich auf Religion bezogen, höchst ehrerbietig, waren fleissige Arbeiter in ihren Aemtern und standen in ihren Gemeinden vorwurfsfrei da. In Folge von Gewohnheit und Erziehung erachteten sie was sie thaten nicht für unrecht. Bei meinem mir so angenehmen Umgange mit ihnen und meiner Achtung vor ihren vielen guten Eigenschaften möchte ich sie gern vor den Anklagen gänzlicher Unwürdigkeit, die auf sie geworfen werden könnten, retten. Bei allem dem muss ich sagen, dass das Mahl aufgeschoben ward und die ganze Gesellschaft warten musste, bis sie ihr Kartenspiel beendet hatten.

Man richtete das Gastmahl in einem unbewohnten anstossenden Hause aus und jeder Weisse im Orte war dabei anwesend, mit alleiniger Ausnahme des Präfecten und Alcalden, des Erstern, weil er auf seiner Hacienda war, des Letztern, weil er wohl nicht eingeladen sein mochte, wie ich aus den stichelnden Bemerkungen, die er darüber machte, vermuthete. Es waren in Summa 15 oder 16 Personen. Ich ward zum Ehrensitze am obern Ende der Tafel geführt und machte zwar Einwendungen, ward aber von den Padres mit Gewalt niedergesetzt. Nachdem die Herren Platz genommen, bemerkte man, dass durch engeres Zusammenrücken noch Platz für einige Damen war, die denn auch ihn einzunehmen eingeladen wurden. Leider war nur Raum für drei, die alle zusammen an meiner Linken sassen. Schon nach wenigen Minuten merkte ich ziemlich deutlich, dass das Diner ausdrücklich für mich ausgerichtet ward. Es war lange her, dass ich eine solche Tafel nicht gesehen, und ich bedauerte es im Stillen, dass ich Herrn Catherwood nicht benachrichtigt hatte, dass er wie zufällig und noch zur rechten Zeit, um eine Einladung erhalten zu können, nach der Stadt hereinkommen möchte. Jetzt freilich war es zu spät und zum Uiberlegen keine Zeit, denn das Essen war im vollen Gange. An manchen Orten würde meine Stellung erfordert haben, mich meinen Nachbarn zu beiden Seiten zu widmen; in Palenque aber widmeten diese sich mir. Hielt ich einen Augenblick mit Essen inne, husch! war mein Teller weg und ein neuer, mit etwas Anderm beladener ward gebracht. Es mag unmanierlich scheinen, aber ich überwachte das Schicksal gewisser Gerichte, absonderlich der Dulces oder Confecte, und hoffte, man würde ihnen nicht das Garaus machen, weil es meine Absicht war, alles Uibriggelassene in meine Tasche zu practiciren und mit mir nach den Ruinen zu nehmen. Auch Wein stand auf der Tafel, der mir als von Neuyork kommend anempfohlen ward, was mir aber ein zu schwaches Lockmittel zum Kosten desselben war. Wasser gab es nicht, wie es denn überhaupt niemals auf den Tisch kommt und stets erst nach den Dulces, die als das letzte Gericht erscheinen, getrunken wird, wo es dann in einem grossen Stürzebecher, der die Runde macht und aus dem Jeder nippt, herumgereicht wird. Es ist wider alle Ordnung und unmanierlich, während der Mahlzeit um Wasser zu bitten. Jeder Gast machte, sowie er vom Tische aufstand, vor

Don Santiago seine Verbeugung und sagte „*muchas gracias*“ (schönen Dank), was mir als eine üble Sitte und keineswegs im Einklange mit der Feinheit spanischer Höflichkeit erschien, da ja vielmehr der Wirth seinen Gästen für ihre Gesellschaft danken muss als dass diese ihm für sein Essen danken. Indessen da ich mehr Grund zum Danken hatte als Einer derselben, so folgte ich dem mir gegebenen Beispiele. Nach Tische wurden meine Freunde schläfrig und zogen sich zu einer Siesta zurück. Ich fand meinen Weg zurück zu Don Santiago's Hause, wo ich, während ich mich mit den Damen unterhielt, die Reste der Dulces an mich brachte und seinen ganzen Fadennudelvorrath aufkaufte.

Da am Morgen mein Fuss wieder ziemlich hergestellt war, so ritt ich zu dem Hause der Padres, um sie zu den Ruinen zu escortiren. Sie hatten den Abend recht gesellig bei Kartenspiel verbracht. Wiederum war der Padre von Palenque der Ausbleibende. Wir ritten zu ihm hinüber und warteten, bis er auf dem Rücken eines hohen Pferdes ein Knäblein sorgfältig festgesetzt hatte, welches ihm so wunderbar ähnlich sah, dass aus zarter Rücksicht auf seine Verpflichtung zum Cölibat die Leute nicht fragten, wessen Sohn es wäre. Hiernach band er ein Reservepaar Schuhe hinter seinen Sattel und wir zogen unter den *á Dios* des ganzen Städtchens ab. Da die Padres die Nacht in den Ruinen zuzubringen beabsichtigten, so hatten sie hinter sich her einen Tross von fünfzig bis sechszig Indianern, beladen mit Betten, Bettzeug, Lebensmitteln, Sacate für die Maulthiere und Gegenständen allerlei Art, selbst einem weissen irdenen Waschbecken; und ausser diesem allem hatten sie auch noch, begünstigter als wir, vier oder fünf Frauen mit sich.

Als wir in den Wald kamen, fanden wir die auf meinem Rückritt nach Palenque gestutzten Zweige durch die Wucht des Regens wieder niedergedrückt und die Wildwasser sehr böse. Die Padres hatten zwar schöne Thiere, waren aber schlechte Reiter, die oft abgeworfen wurden; auch kamen sie einmal unter meiner Escorte vom Wege ab, bis endlich um 11 Uhr zur grossen Freude Aller unser langer, seltsam aussehender, zerstreut reitender Zug die Ruinen erreichte. So ward es in dem alten Palaste von Neuem von Bewohnern lebhaft.

Seit ich den Palast verlassen, hatte sich eine bemerkbare Veränderung zugetragen: die Wände waren feucht, die Corridore nass; der ununterbrochene Regen arbeitete sich durch alle Risse und Spalten hindurch und machte sich im Dache Oeffnungen; Sättel, Zaüme, Stiefeln, Schuhe u. s. w. sahen grün und schimmelig aus und die Flinten und Pistolen bekamen einen Rostüberzug. Herr Catherwoods Anblick erschreckte mich: er sah siech und eingefallen aus, ging in Folge von Insectenstichen lahm, sein Gesicht war geschwollen nnd sein linker Arm hing wegen Rheumatismus wie gelähmt herab.

Wir schickten die Indianer über den Hof in den gegenüberliegenden Corridor, wo sie einen geeigneten Platz aussuchten, sofort die Catres aufstellten und die Padres mit aller haüslichen Bequemlichkeit sich zu einer einstündigen Ruhe niederlegten. Aus lauter Wohlwollen und um die Honneurs im Palaste zu thun, lud ich die Wohlehrwürdigen bei uns zu Tische ein. Catherwood und Pawling machten Ein-

wendungen und die Padres wären freilich besser weggekommen, wenn sie für sich gegessen hätten; allein sie verstanden den Sinn der Einladung zu würdigen und sagten uns in verbindlicher Weise ihre *muchas gracias*. Nach ihrer gehaltenen Siesta geleitete ich sie durch den Palast und verliess sie dann in ihrem Gemach. Seltsamer Weise fiel diese Nacht kein Regen, so dass wir mit einem vor das Licht gehaltenen Hute über den Hof gehen konnten, um ihnen einen Besuch zu machen; wir trafen die drei ehrwürdigen Herren auf einer Matte auf dem Boden sitzen und den Tag mit einem gemüthlichen Kartenspiele beschliessen, die Indianer aber rings um sie schlafend liegen.

Am nächsten Morgen führte ich sie unter dem Beistande Pawlings und der Indianer, die sie beim Klettern heben und ziehen sollten, zu den andern Gebaüden, wo ich sie manche wunderliche Hypothesen aüssern hörte; und um 2 Uhr kehrten sie unter vielen Ausdrükken des Wohlwollens und unter dringenden Einladungen in ihre verschiedenen Klöster nach der Stadt zurück.

Spät am Nachmittage trat das Sturmwetter mit furchtbarem Donner ein, der des Nachts mit graunvollem Getöse sich an dem alten Gemaüer brach, während feurige Blitze die Corridore durchzuckten. Die Padres hatten über uns gelacht wegen ihres feineren Scharfblicks bei Auswahl einer rechten Schlafstätte, in dieser Nacht aber ward auch ihr Zimmer überschwemmt. Von dieser Zeit an enthält mein Tagebuch blos Bemerkungen von der Ankunft der Indianer, von der Zeit, wo das Sturmwetter eintrat, seiner Gewalt und Dauer, den Regenfluthen und den Orten, wohin wir unsere Betten zu schaffen genöthigt waren. Von Tage zu Tage ward unsre Königswohnung nässer und unbehaglicher. Donnerstags d. 30. Mai hob das Sturmwetter mit einem Wirbelwinde an, und Nachts hallte das Krachen fallender Baüme durch den Wald, der Regen fiel in Strömen und grässlich brüllte der Donner; und als wir einmal heraussahen, bot uns der zerfallene Palast, erhellt von blendenden Blitzen, wie ich sie nie in diesem Lande sah, ein wahrhaft schauerlich-grossartiges Schauspiel dar. Der Orkan bedrohte selbst die Existenz des Gebaüdes, und da wir den wankelmüthigen Zustand der Mauern schon kannten, so hegten wir einige Besorgniss, dass Alles zusammenbrechen und uns begraben möchte. Früh war der Hof und das Terrain unterhalb des Palastes vom Wasser überschwemmt und die ganze Vorderseite dergestalt durchnässt, dass wir uns genöthigt sahen, sie zu verlassen und nach der andern Seite des Corridors auszuziehen. Selbst hier waren wir nicht viel besser daran; wir hielten aber doch so lange aus, bis Herr Catherwood mit seiner letzten Zeichnung fertig war, worauf wir Sonnabends d. 1. Jun. gleich Ratten, die ein sinkendes Schiff verlassen, aufbrachen und von den Ruinen abzogen. Bevor ich indessen mich von ihnen trenne, will ich erst eine Schilderung der übrigen noch vorhandenen Gebaüde geben.

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Plan der Ruinen. — Ein pyramidalischer Bau. — Ein Gebaüde. — Stuckornamente. — Menschliche Figuren. — Tafeln. — Merkwürdige Hieroglyphen. — Eine Pfeilerreihe. — Eine Steinterrasse. — Ein andres Gebaüde. — Eine grosse Tafel. — Ein Kreuz. — Vermuthungen über dieses Kreuz. — Eine schöne Sculptur. — Eine Platform. — Seltsame Devisen. — Eine Statue. — Ein andrer pyramidalischer Bau mit einem Gebaüde darauf. — Corridore. — Ein merkwürdiges Basrelif. — Steintafeln mit Basrelieffiguren. — Tafeln und Figuren. — Das Oratorio. — Noch andere Pyramidalbauten und Gebaüde. — Umfang der Ruinen. — Diese Ruinen sind die Uiberbleibsel eines civilisirten und ureignen Volks. — Palenque's Alter.

Der auf Taf. IV. Fig. 23. enthaltene Plan*) giebt die Lage aller in Palenque entdeckten Gebaüde an. Es sind zwar Uiberreste von noch andern in derselben Nähe vorhanden, aber sie sind so gänzlich zerfallen, dass wir es nicht der Mühe werth hielten, eine Schilderung von ihnen zu geben oder auch nur ihre Orte auf dem Plane anzuzeigen.

Vom Palaste aus ist kein andres Gebaüde sichtbar. Tritt man durch den sogenannten unterirdischen Gang heraus und steigt die südwestliche Ecke der Terrasse hinab, so erhebt sich unmittelbar an deren Fusse ein zerfallener pyramidalischer Bau, welcher einstmals auf allen Seiten Stufen gehabt zu haben scheint. Diese Stufen sind von den Baümen herabgeworfen worden, so dass man über Steine klettern und sich durch Anhalten an den Zweigen in die Höhe helfen muss. Der Aufweg ist so steil, dass, wenn der Vordermann einen Stein von seiner Stelle verrückt, er den Abhang der Pyramide herabpoltert, und wehe dann Denen, die hinter ihm sind. Etwa in der Mitte des Aufwegs sieht man durch Oeffnungen in den Baümen das auf der beiliegenden Platte dargestellte Gebaüde. Die Höhe der Pyramide, auf welcher es steht, beträgt 110 Fuss an der geneigten Fläche. Der genannte Stich stellt den gegenwärtigen Zustand des Gebaüdes dar, umgeben und überwachsen von Baümen; aber von dem moralischen Eindruck des Anblicks vermag keine Schilderung und keine Zeichnung eine Vorstellung zu geben. Bei der grossen Masse von Zeichnungen, die zur Darstellung und Erlaüterung der Architektur und der Künste dieses unbekannten Volkes nöthig gewesen wären, habe ich es unterlassen, eine Reihe von Abbildungen der malerischesten und frappantesten Gegenstände, die sich jemals dem Pinsel eines Künstlers dargeboten haben, zu geben. Die Ruinen und der Wald machten den tiefsten und bleibendsten Eindruck auf unsere Gemüther; aber unser Zweck war, das Gebaüde in hergestelltem Zustande darzustellen, um als Gegenstand für die Specu-

*) Dieser Plan darf nicht als vollkommen correct betrachtet werden, da es unmöglich war, den dichten Wald, welcher die Monumente umgab, zu fällen; daher die Richtungen und Entfernungen nur als der Wahrheit sehr nahe kommend anzusehen sind. — Casa No. 5 ist dergestalt zerstört, dass ihr Grundriss nicht zu bestimmen war. — Die punktirten Linien zeigen die Wege zu den verschiedenen Monumenten an.

lation und Vergleichung mit der Architektur andrer Länder und Zeiten zu dienen. Die muthmasslichen Restaurationen wurden nach einer sorgfältigen, gewissenhaften Prüfung gemacht und der Leser wird in jedem einzelen Falle genau sehen, wovon wir uns dabei leiten liessen. Ich muss indess bemerken, dass die Gebaüde die einzigen Theile waren, an deren Restauration wir uns versuchten, während die Sculpturen und Stuckornamente so gezeichnet wurden wie wir sie fanden.

Die zweite beigelegte Platte stellt das nämliche Gebaüde befreit vom Walde und restaurirt dar und ist auf dem Grundplane mit „Casa No. 1" bezeichnet. Auf der Platte sind gegeben a) der Grundriss (von unten aus), b) die Fronthöhe, c) eine Section, welche die Lage der Hieroglyphentafeln im Innern zeigt, und d) die Fronthöhe nach kleinerm Massstabe, nebst dem pyramidalischen Bau, auf welchem das Gebaüde steht.

Das Gebaüde ist 76 F. lang und 25 F. tief. Es hat 5 Thüren und 6 Pfeiler, die sämmtlich noch stehen. Die ganze Fronte war reich in Stuck verziert. Die Eckpfeiler sind mit Hieroglyphen bedeckt, wovon jeder 96 Felder enthält. Die vier andern Pfeiler sind mit Menschenfiguren verziert, zwei auf jeder Seite, die gegeneinander gekehrt und in den beifolgenden Stichen in der Ordnung, wie sie auf den Pfeilern stehen, dargestellt sind.

Die erste Figur zeigt eine Frau mit einem Kinde in den Armen; wir vermuthen wenigstens aus der Kleidung, dass es eine Frau sein solle. Sie ist von einem sorgfältig gearbeiteten Rahmen umschlossen und steht auf einem reichen Ornamente. Der Kopf ist zerstört. Uiber dem Scheitel sind drei Hieroglyphen, und auch in der rechten Ecke sind Spuren von abgebrochenen Hieroglyphen. Die andern drei Figuren haben im Allgemeinen dasselbe Gepräge; wahrscheinlich hatte jede ein Kind in den Armen und über jeder sind Hieroglyphen zu sehen.

Am Fusse der zwei auf den Stufen ruhenden Mittelpfeiler sind zwei Steintafeln mit anscheinend interessanten Figuren; sie steckten aber so tief in Trümmermassen vergraben, dass es unmöglich war, sie zu zeichnen.

Das Innere des Gebaüdes ist in zwei Corridore getheilt, die der Länge nach verlaufen, eine beinahe spitz zulaufende Decke, gleichwie im Palaste, haben und auf dem Boden mit grossen Quadersteinen belegt sind. Der Frontcorridor ist 7 F. breit. Die Scheidemauer ist sehr massiv und hat drei Thüren, eine grosse in der Mitte und eine kleinere an jeder Seite. In diesem Corridor befindet sich an jeder Seite der Hauptthür eine grosse Hieroglyphentafel, jede 13 F. lang, 8 F. hoch und in 240 Felder mit Charakteren oder Symbolen eingetheilt. Beide sind so in die Mauer eingefügt, dass sie um 3 bis 4 Z. vorstehen. An einer Stelle hatte man dicht zur Seite einer derselben ein Loch in die Mauer gemacht, scheinbar in der Absicht, ihre Entfernung von Ort und Stelle zu versuchen, wodurch wir entdeckten, dass der Stein gegen 1 F. Dicke hat. Die Sculptur ist im Basrelief. Diese Tafeln sind auf den beiliegenden Kupfern dargestellt.

Die Tafeln bestehen aus einem grossen Steine an jeder Seite und aus kleinern in der Mitte, was in den Stichen durch die dunkeln Linien angezeigt ist.

Auf der ersten Tafel ist eine Linie vom Wasser verwischt, das Gott weiss wie lange herabgesickert ist und eine Art Stalactit oder harte Substanz gebildet hat, die sich mit dem Steine innig verbunden hat und die wir nicht zu entfernen vermochten, wiewohl sie vielleicht auf chemischem Wege zu beseitigen sein dürfte. Auf der andern Tafel ist beinahe die ganze eine Hälfte der Hieroglyphen durch Einwirkung des Wassers und Zersetzung des Steins verschwunden. Als wir sie zum ersten Male sahen, waren beide Tafeln mit einer dicken grünen Moosschicht überdeckt, und es war nöthig, sie erst abzuwaschen und abzukratzen, die Linien mit einem Stückchen Holz zu reinigen und Alles vollständig zu überbürsten, zu welcher letztern Operation ein Paar Stiefelwichsbürsten, die Juan in meiner Wohnung in Guatemala aufgehoben und unterwegs meinem Gebote zuwider nicht weggeworfen hatte, gerade das Geeignetste waren, was wir brauchten und was wir uns nicht hätten verschaffen können. Ausser diesem Prozess mussten wir auch wegen der Dunkelheit des Corridors, die eine Folge der davor wachsenden dichtschattigen Baüme war, Lichter oder Fackeln brennen, um, während Herr C. zeichnete, ein starkes Licht auf die Steine zu werfen.

Der hintere Corridor ist dunkel und melancholisch und in drei Gemächer abgetheilt. Jedes der Seitengemächer hat zwei schmale Oeffnungen von etwa 3 Zoll Weite und 1 Fuss Höhe. Uiberreste von Sculpturen, Malereien oder Stuckverzierungen sind in ihnen nicht zu sehen. Im Mittelgemach ist in die hintere Wand und der Haupteingangsthür gegenüber wieder eine Hieroglyphentafel (auf Taf. VI. Fig. 24.) von 4. F. 6 Z. Breite und 3 F. 6 Z. Höhe eingefügt. Da die Decke darüber dick und fest ist, so hat sie durch die Elemente nicht gelitten und daher sind die Hieroglyphen vollkommen erhalten, obwohl der Stein in der Mitte seiner Länge nach einen Sprung hat.

Den Eindruck, den diese sprechenden aber unverständlichen Tafeln auf uns machten, will ich nicht zu schildern versuchen. Aus einem unerklärbaren Grunde sind sie nie der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die Kapitäne Del Rio und Dupaix gedenken ihrer zwar beide, aber nur in sehr wenigen Worten und Keiner derselben hat eine einzige Zeichnung davon gegeben. In königlichem Auftrage handelnd und ohne Zweifel als die geeignetsten Männer für die ihnen anvertrauten Obliegenheiten ausgewählt, können sie doch unmöglich mit ihrem Werthe unbekannt oder unempfindlich gegen ihn gewesen sein. Soviel ich glaube, haben sie sie darum nicht gegeben, weil in beiden Fällen der ihrer Expedition beigegebene Künstler der anstrengenden Arbeit und der zur Zeichnung solcher verwickelter, unverständlicher und regelwidriger Charaktere nöthigen festen und energischen Ausdauer unfähig war. Wie zu Copan, so theilte auch hier Herr Catherwood sein Papier in Quadrate ab; die Originalzeichnungen wurden verjüngt und die Stiche von ihm selbst corrigirt, und so glaube ich, dass sie so wahre Copien sind, als sie der Pinsel nur zu geben vermag: die wirklichen geschriebenen Urkunden eines untergegangenen Volks. Die Indianer nennen dieses Gebaüde eine *escuela* oder Schule, unsere Freunde dagegen, die Padres, nannten es einen Justizhof, und diese Steine, sagten sie, enthielten die Gesetzestafeln.

Ein wichtiger Uumstand ist der Beachtung werth: die Hiero-

glyphen sind die nämlichen, wie wir sie in Copan und Quirigua fanden. Das zwischenliegende Land wird zwar gegenwärtig von Indianerstämmen mit vielen abweichenden, gegenseitig nicht verstandenen Sprachen bewohnt; aber es ist Grund zu glauben, dass einstmals dieses gesammte Land von einem und demselben Stamme, welcher dieselbe Sprache redete oder doch wenigstens dieselben Schriftzeichen hatte, bewohnt ward.

Die untern und obern Theile dieses Gebaüdes haben keine Treppe oder irgendwelche sichtbare Communication miteinander, und wir konnten die letztern blos dadurch erreichen, dass wir an einem Baume, welcher dicht an der Mauer wuchs und dessen Gezweig sich über das Dach ausbreitete, hinaufkletterten. Das Dach ist geneigt und die Seiten sind mit Stuckverzierungen bedeckt, die, den Elementen und den Angriffen der Baüme und Zweige ausgesetzt, matt und zerstört sind, so dass ihre Zeichnung nicht möglich war; aber es war doch noch genug davon übrig, um uns zu überzeugen, dass sie in ihrem unversehrten Zustande und in ihrer Farbenpracht reich und imposant gewesen sein müssen. Längs dem Sims laüft eine Reihe Pfeiler von 18 Z. Höhe und 12 Z. Abstand hin, bestehend aus kleinen, in Mörtel gelegten und mit Gyps überdeckten Steinen,über denen eine Schicht flacher vorragender Steine aufliegt, so dass das Ganze so ziemlich das Aussehen einer niedrigen durchbrochenen Balustrade hat.

Vor diesem Gebäude, am Fusse der Pyramide, fliesst ein kleines Gewässer, das den früher erwähnten Aquäduct theilweise speist. Indem wir dieses überschritten, kamen wir zu einer zertrümmerten Steinterrasse von etwa 60 Fuss Höhe in der Schrägung, mit einer ebenen Fläche auf deren Spitze von 110 F. Breite, von welcher aus sich ein zweiter, jetzt zerstörter und von Baümen überwachsener Pyramidenbau erhebt; er ist 134 F. in der Schrägung hoch und auf seiner Spitze steht das mit „Casa No. 2“ bezeichnete Gebaüde, das gleich dem ersten unter Baümen vergraben, aber in dem hier beiliegenden Stiche restaurirt dargestellt ist. Letzterer enthält wiederum den Grundriss, die Fronthöhe, einen Durchschnitt, die Fronthöhe in kleinerm Massstabe nebst dem Pyramidalbau, auf welchem es steht.

Dieses Gebaüde hält 50 Fuss Fronte, 31 Fuss Tiefe und hat drei Eingänge. Die ganze Vorderseite war mit Stuckverzierungen bedeckt. Die zwei aüssern Pfeiler enthalten Hieroglyphen; einer der innern Pfeiler ist umgestürzt und der andere war mit einer Figur in Basrelief geziert, die aber abgerieben und zerstört war.

Das Innere ist wiederum in zwei der Länge nach verlaufende Corridore getheilt, mit Decken wie bei den vorerwähnten und mit grossen Quadersteinen gepflastert, in denen gewaltsame, wahrscheinlich von Kapitän Del Rio herrührende Oeffnungen gemacht und unter denen Nachgrabungen angestellt worden sind. Der hintere Corridor hat drei Abtheilungen und der Haupteingangsthür gegenüber ist ein oblonger eingeschlossener Raum mit einem schwerfälligen Karniess oder Simswerk von Stuck und mit einer Thür mit reichen, jetzt aber sehr verwischten Verzierungen darüber; zu beiden Seiten der Thür war eine mit Sculpturen versehene, jetzt aber hinweggenommene Steintafel. Im Innern misst diese Kammer 13 Fuss Breite und 7 Fuss

Tiefe. Das Licht fand blos durch die Thür Zutritt; die Seitenwände waren ohne allen Schmuck und in der hintern Wand befand sich, deren ganze Breite einnehmend, die auf dem beiliegenden Kupfer dargestellte Tafel, welche 10 F. 8 Z. breit, 6 F. 4 Z. hoch war und aus drei getrennten Steinen bestand. Der dem Beschauer gegenüber zur Linken befindliche ist noch an seinem Platze; der mittlere ist herausgenommen und von der Pyramide herabgeschafft worden und liegt jetzt am Ufer des schon erwähnten Gewässers. Er ward vor vielen Jahren von einem Bewohner der Stadt, in der Absicht ihn nach Hause zu schaffen, entfernt; nachdem er aber mit grosser Anstrengung und mit keinen andern Werkzeugen als den Armen und Händen von Indianern und den von Baümen abgeschnittenen Stangen bis zur besagten Stelle gebracht war, musste er in Folge eines Regierungsbefehls, der alles fernere Wegschleppen aus den Ruinen verbot, hier liegen bleiben. Wir fanden ihn auf seiner Rückseite liegend an den Ufern des Wildgewässers, von vielen Fluthen der Regenzeit bespült und mit einer dicken Schicht von Schlamm und Moos bedeckt. Wir kratzten ihn ab und legten Stützen unter, und wahrscheinlich wird der nächste Reisende ihn noch auf denselben Stützen ruhend finden. In dem beigegebenen Stiche ist er an seinem ursprünglichen Platze in der Mauer dargestellt. Der Stein zur Rechten ist zerbrochen und leider gänzlich zerstört; die meisten seiner Bruchstücke sind verschwunden; nach den wenigen aber, die wir unter dem Trümmerhaufen vor dem Gebaüde fanden, leidet es keinen Zweifel, dass er Reihen von Hieroglyphen enthielt, die im Allgemeinen denen auf dem Steine zur Linken entsprachen.

Die Tafel, wie sie auf dem Kupfer dargestellt ist, enthält blos zwei Drittel des Originals. In Del Rio's Werke ist sie gar nicht mitgetheilt. Bei Dupaix ist sie zwar dargestellt, nicht aber so wie sie wirklich ist, sondern wie sie der Künstler in Paris vervollständigt hat, so dass sie ein vollkommnes Bild darstellt. Der Gegenstand ist in seiner Anordnung verändert, indem das Kreuz sich in der Mitte befindet und an jeder Seite nur eine einzige Reihe von Hieroglyphen, blos acht an der Zahl, dargestellt ist. Wahrscheinlich war sie, als sie Dupaix sah (vor 34 Jahren), noch ganz, aber die wichtigen sechs Hieroglyphenreihen auf jeder Seite der Hauptfiguren, wovon jede Reihe siebenzehn in einer Linie enthält, erscheinen nicht darauf. Diess ist um so unverzeihlicher von seinen Herausgebern, als Dupaix in seinem Berichte ausdrücklich diese zahlreichen Hieroglyphen erwähnt; wahrscheinlich ist aber sein Bericht von gar keinen Zeichnungen derselben begleitet gewesen.

Der Hauptgegenstand dieser Tafel ist das Kreuz. Auf diesem sitzt ein seltsamer Vogel, mit nicht zu beschreibendem Schmucke beladen. Die beiden Figuren gehören offenbar bedeutsamen Personen an. Sie sind gut gezeichnet und in Symmetrie der Verhältnisse vielleicht vielen gleich, die auf den Mauern der zerfallenen Tempel Aegyptens eingegraben sind. Ihre Tracht weicht von allem Bisherigen ab und die Falten dürften darauf hinzuweisen scheinen, dass sie aus einem weichen, nachgiebigen Gewebe, wie Baumwolle, gemacht waren. Beide blicken nach dem Kreuze hin und die eine scheint im Begriffe, ein Opfer, vielleicht ein Kind, darzubringen. Alle Hypothesen über

den Gegenstand haben natürlich auf Beachtung nur wenig Anspruch, vielleicht aber dürfte es nicht unrichtig sein, diesen Personen einen priesterlichen Charakter zuzuschreiben. Die Hieroglyphen erklären ohne Zweifel Alles. Nahe dabei sind andere Hieroglyphen, welche uns an die Art erinnerten, wie die ägyptischen Denkmäler den Namen, die Geschichte, das Amt oder die Würde der dargestellten Personen dem Gedächtniss aufbewahren. Dieses Bild des Kreuzes hat zu gelehrtern Speculationen Anlass gegeben als vielleicht irgendein anderes in Palenque gefundenes. Dupaix und seine Commentatoren setzen das Gebaüde in ein sehr frühes Alter oder wenigstens in eine der christlichen Ära weitvorausgehende Periode und erklären die Erscheinung des Kreuzes durch die Annahme, dass es lange zuvor, ehe es als Emblem des christlichen Glaubens eingeführt ward, unter den alten Nationen bekannt war und symbolische Bedeutung hatte. Unsere Freunde, die Padres, waren beim Anblick desselben sofort entschieden, dass die alten Bewohner Palenque's Christen gewesen seien, und setzten durch Sprungschlüsse das Alter der Gebaüde ins dritte Jahrhundert.

Es ist Grund zu glauben, dass dieses einzele Gebaüde zu einem Tempel bestimmt und die umschlossene innere Kammer ein *adoratorio* d. i. eine Betkapelle oder ein Altar war. Worin die heiligen Riten und Ceremonien bestanden haben mögen, kann Niemand zu sagen sich unterfangen.

Der obere Theil dieses Gebaüdes unterscheidet sich von dem erstern. Es war wie dort keine Treppe oder sonstige Communication weder innen noch aussen zu sehen, auch keine Uiberreste einer solchen vorhanden. Man gelangte auf dieselbe Weise wie dort hinauf, nämlich mittelst des Erkletterns eines Baumes, dessen Zweige sich über das Dach ausbreiteten. Das Dach war geneigt und die Seitenmauern waren reich verziert mit Figuren, Pflanzen und Blumen in Stuck, aber meistentheils zerstört; darunter die Fragmente eines schönen Kopfes und zweier Leiber, die an Richtigkeit der Proportionen und an Symmetrie den griechischen Mustern nahe kamen. Auf dem Dache ist eine schmale Platform, die etwas trägt, was ich, um es nur zu bezeichnen, zwei Stockwerke nennen will. Die Platform ist nur 2 F. 10 Z. breit und das erste dieser Stockwerke ist 7 F. 5 Z., das zweite 8 F. 5 Z. hoch, während die Breite beider die nämliche ist. Das Aufsteigen von dem einen zum andern geschieht mittelst vorstehender Quadersteine; die Decke des obern Stockwerks besteht aus flachen, querüber gelegten und vorragenden Steinen. Die Längsseiten dieses schmalen Bauwerks sind mit offner Stuckarbeit geschmückt, die als wunderliche, unbeschreibliche Phantasiegebilde, als menschliche Figuren mit ausgespreizten Beinen und Armen und mit freien Raümen dazwischen erscheinen; und das Ganze war einst mit reichen und geschmackvollen Ornamenten in Stuckrelief überladen. Von Ferne gesehen muss es sich wie ein hohes, phantastisches Gitterwerk ausgenommen haben. Kurz, es war so gut wie alle übrige Architektur und deren Ornamentirung vollkommen einzig in seiner Art, abweichend von den Werken jedes andern Volkes, mit denen wir bekannt sind, und in seinen Zwecken und Bestimmungen völlig räthselhaft. Vielleicht diente es als Warte. Von der

obern Gallerie aus sahen wir durch Oeffnungen der es umgebenden Baüme über einen endlosen Wald hin und erblickten den See Terminos und den mejicanischen Golf.

In der Nähe dieses Gebaüdes war ein andres interessantes Monument, das von Denen, die vor uns Palenque besucht, gänzlich übersehen worden war. Ich erwähne diess in der Hoffnung, dass der nächste Besucher vieles auch von uns Uibersehene entdecken möge. Es liegt an der Fronte des Gebaüdes, und zwar 40 bis 50 F. tief unten an der Seite des Pyramidalbaues. Als wir das erste Mal mit unserm Führer daran vorübergingen, lag es auf seinem Gesicht, mit dem Kopfe nach unten und durch Erd- und Steinmassen halb vergraben. Die nach Aussen gekehrte Seite war rauh und unbehauen und es zog unsre Aufmerksamkeit nur durch seine Grösse auf sich. Unser Führer sagte uns, es trüge keine Sculpturen an sich; nachdem er uns aber alles Merkwürdige, wovon er wusste, gezeigt und wir ihn verabschiedet hatten, blieben wir, als wir zum zweiten Male vorüberkamen, davor stehen, gruben um dasselbe auf und entdeckten, dass die untere Fläche gemeisselt war. Die Indianer schnitten einige junge Baüme als Hebestangen ab und wälzten es herum. Taf. VI. Fig. 25 a. b. stellt dieses Monument dar. Es ist die einzige Statue, die je in Palenque gefunden worden ist. Wir waren sogleich frappirt von dem Ausdrucke ernster Ruhe und durch die auffallende Aehnlichkeit mit ägyptischen Statuen, wiewohl es an Grösse mit den gigantischen Uiberresten Aegyptens keinen Vergleich aushält. Seine Höhe beträgt 10 F. 6 Z., wovon 2 F. 6 Z. unter der Erde lagen. Der Kopfschmuck ist hoch und breit; an der Stelle der Ohren sind Löcher, die vielleicht mit Ohrringen von Gold und Perlen geschmückt waren. Um den Hals trägt es eine Halsschnur und mit der rechten Hand drückt es ein Instrument, scheinbar mit Zähnen versehen, an die Brust. Die Linke ruht auf einer Hieroglyphe, von welcher ein symbolischer Zierrath herablaüft. Der untere Theil der Kleidung hat eine unglückselige Aehnlichkeit mit den modernen Pantalons. Die Figur steht auf etwas, was wir stets als eine Hieroglyphe betrachtet haben, wiederum analog der Sitte, wie man in Aegypten den Namen und das Amt des dargestellten Helden oder einer andern Person zu bezeichnen pflegte. Die Seiten sind gerundet und der Rücken ist wie gesagt der rohe Stein. Wahrscheinlich hatte sie in eine Mauer eingebettet gestaden.

Vom Fussender Höhe, auf welcher das letzterwähnte Gebaüde steht, erhebt sich, ihre Basis fast berührend, ein anderer Pyramidalbau von ziemlich gleicher Höhe, auf dessen Spitze das mit „Casa No. 3“ bezeichnete Gebaüde steht. Die Dichtheit des Waldes, selbst an den Seiten des Pyramidalbaues, ist so gross, dass man keines dieser Gebaüde vom andern aus sehen kann, obwohl dieselben in gerader Linie und in nur geringer Entfernung stehen.

Der beigegebene Stich stellt dieses Gebaüde im restaurirten Zustande dar, nicht etwa nach einer von der Phantasie eingegebenen Idee, wie dasselbe möglicherweise ausgesehen haben könnte, sondern nach solchen Uiberresten und Kennzeichen, dass es unmöglich war, irgendetwas Anderes als gerade dieses daraus zu machen. Es hält 38 F. Länge und 28 F. Tiefe und hat drei Thüren. Die Eckpfeiler

sind mit Hieroglyphen in Stuck, in der Form von zwei grossen Medaillons in schönen Feldern, und die Zwischenpfeiler mit Basreliefs, gleichfalls in Stuck, verziert, die im Allgemeinen den früher dargestellten gleichen, weshalb ich sie, um die Kupfer nicht zu vermehren, übergehe.

Das Innere ist wiederum in zwei Corridore getheilt, jeder 9 F. breit und mit Stein gepflastert. Der beiliegende Stich stellt den vordern Corridor dar, dessen Decke beinahe spitz zulaüft und obenauf mit einer Lage flacher Steine bedeckt ist. An verschiedenen Stellen auf jeder Seite sind Löcher, wie sie auch in allen andern Corridoren gefunden werden, die wahrscheinlich zur Aufnahme der Rüstbaüme während des Aufbaus des Gebaüdes dienten und niemals wieder ausgefüllt worden sind. Am aüssersten Ende ist eines der früher erwähnten Fenster durch die Mauer gehauen, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Buchstaben Tau zum Gegenstande von Hypothesen geworden sind.

Der hintere Corridor ist in drei Raüme getheilt. Im mittlern, der Haupteingangsthür gegenüber, ist eine eingeschlossene Kammer, derjenigen gleich, die wir im letzten Gebaüde eine Betkapelle oder einen Altar nannten. Ihr Schatten ist auf dem Kupfer angegeben. Der Thürgiebel hat prachtvolle Stuckverzierungen und auf den Pfeilern zu beiden Seiten waren Steintafeln in Basrelief. Das Innere der Kammer war 4 F. 7 Z. tief und 9 F. breit. Es hatte keine Stuckverzierungen oder Malereien, wohl aber eine in die hintere Wand eingesetzte, die ganze Breite des Zimmers bedeckende Steintafel von 9 F. Breite und 8 F. Höhe.

Diese Tafel ist auf dem beiliegenden Kupfer dargestellt und ich bitte den Leser, ihr seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil sie das vollkommenste und interessanteste Uiberbleibsel in Palenque ist. Weder Del Rio noch Dupaix haben eine Zeichnung davon gegeben und sie wird dem Publikum hiermit zum ersten Male dargeboten. Sie ist aus drei gesonderten Steinen zusammengesetzt, deren Fugen durch die matten Linien in dem Stiche angezeigt sind. Die Sculptur ist vollkommen und die Charaktere und Figuren stehen scharf und deutlich auf dem Steine. Auf jeder Seite sind Hieroglyphenreihen. In den Hauptpersonen wird man sogleich die nämlichen wiedererkennen, die auf der Tafel mit dem Kreuze dargestellt sind. Sie tragen dieselbe Kleidung, scheinen aber hier beide Opfergaben darzubringen. Beide Personen stehen auf den Rücken menschlicher Wesen, deren eines sich auf die Hände und Kniee stützt, während das andere durch die Wucht zu Boden gedrückt zu werden scheint. Zwischen ihnen, am Fusse der Tafel, sitzen zwei Figuren mit übereinandergeschlagenen Beinen, von denen die eine sich mit der Rechten auf den Boden stützt und mit der Linken eine viereckige Tafel hält, und bei der andern die Stellung und Bewegung zwar die nämlichen sind, aber in umgekehrter Ordnung. Auch die Tafel ruht auf ihren gebeugten Nacken und ihre verzerrten Gesichter können vielleicht als Ausdrücke von Schmerz und Leiden betrachtet werden. Sie sind beide in Leopardenfelle gekleidet. Auf der Tafel ruhen zwei kreuzweise gelegte Stäbe, deren obere Enden reich verziert sind und die, wie es scheint, eine hässliche Maske mit weitaufgeris-

senen Augen und heraushangender Zunge halten. Diess scheint der Gegenstand zu sein, welchem die Hauptpersonen ihre Opfergaben darbringen.

Der Pfeiler zu jeder Seite des Eingangs enthielt eine Steintafel mit Figuren in Basrelief, die auf Taf. VII. Fig. 26 a. b. dargestellt sind. Diese Tafeln sind aber von ihrer Stelle fort und nach der Stadt geschafft worden, wo man sie als Schmuck in die Mauer eines Hauses eingefügt hat. Sie waren die ersten Gegenstände, die wir sahen, und die letzten, die Herr C. zeichnete. Das Haus gehörte zwei Schwestern, die eine übertriebene Vorstellung von dem Werthe dieser Tafeln hatten und, obwohl stets erfreut, wenn wir sie zu betrachten kamen, doch wider ein Abzeichnen derselben Einwendungen machten. Wir erhielten die Erlaubniss dazu nur durch das Versprechen, dass auch sie eine Copie bekommen sollten, die indess Herr C., von ununterbrochener Anstrengung erschöpft, ganz unfähig war zu machen. Ich schnitt daher aus Del Rio's Werke die Zeichnungen der nämlichen Gegenstände heraus, die, meinte ich, ihnen noch besser gefallen würden, weil sie gedruckt waren; aber sie hatten Herrn C.'s Zeichnung während der Arbeit genau geprüft und waren daher mit dem Ersatze ganz und gar nicht zufrieden. In dem Augenblicke, wo ich diese Tafeln sah, fasste ich die Idee sie zu kaufen und als ein Musterstück aus Palenque mit nach der Heimath zu nehmen; aber es währte einige Zeit, ehe ich mich getraute, mit der Sache herauszurücken. Sie konnten nicht ohne das Haus gekauft werden; diess war indess kein Hinderniss, da mir auch das Haus gefiel. Es verknüpften sich später noch andere Unterhandlungen damit, die noch unentschieden waren, als ich Palenque verliess.

Die zwei Figuren stehen einander gegenüber. Wir sprechen zuerst von der zur Rechten des Beschauers stehenden. Nase und Augen sind stark markirt, aber die Züge im Ganzen nicht so auffallend, um einen von den uns bekannten gänzlich verschiedenen Volksstamm zu verrathen. Der Kopfschmuck ist seltsam und verwickelt und besteht hauptsächlich aus Pflanzenblättern nebst einer herabhangenden grossen Blume; und unter den Ornamenten zeichnen sich der Schnabel und die Augen eines Vogels und eine Schildkröte aus. Der Mantel ist ein Leopardenfell und um die Handgelenke und Knöchel hat die Figur Krausen.

Die zweite Figur, links vom Betrachter, hat dasselbe Profil, welches alle andern in Palenque charakterisirt. Ihr Kopfschmuck besteht aus einem Federstrausse, in welchem ein Vogel einen Fisch im Schnabel hält, und an drei verschiednen Stellen des Kopfschmucks sind noch drei andere Fische zu sehen. Die Figur trägt einen reichgestickten Halskragen und einen breiten Gürtel mit dem Kopfe eines Thiers vorn, sowie Sandalen und Gamaschen; die rechte Hand ist wie zum Beten oder zu bittender Abwehr mit auswärtsgekehrter Fläche ausgestreckt. Uiber den Köpfen dieser geheimnissvollen Personen sind drei kabbalistische Hieroglyphen.

Das Oratorio (Betzimmer) oder der Altar erschien uns als der allerinteressanteste Theil der Ruinen von Palenque; und damit der Leser dieses Zimmer in allen seinen Einzelheiten kennen lernen möge, dazu dient die hier beigelegte Platte, welche die ganze Composition

der Eingangsthür mit ihren zerbrochnen Ornamenten und den Tafeln zu beiden Seiten deutlich zeigt, sowie im Innern an der hintern Wand die grosse Tafel sehen lässt. Der Leser wird sich daraus eine Idee vom Ganzen machen können und dessen Wirkung auf den Fremdling begreifen, wenn, nachdem er den zertrümmerten Pyramidalbau hinaufgeklettert ist, auf der Schwelle der Thür dieser Anblick sich ihm bietet. Wir konnten den Ort nicht anders betrachten denn als einen religiösen, den Göttern geweihten und durch die religiösen Gebraüche eines untergegangenen und unbekannten Volks geheiligten. Die Hand der Zerstörung war verhältnissmässig schonend über ihn hingegangen und die grosse Tafel, welche die Elementenverwüstung überdauert hat, steht noch vollkommen und unversehrt da. Einsam, verlassen, ohne Andächtige, sind doch die Figuren und Charaktere so scharf und deutlich ausgeprägt, als sollte das Volk, das das heilige Gebaüde errichtete, kommen und seine Andacht davor verrichten. Uns war Alles geheimnissvoll, schweigend und dem prüfendsten Blicke und der Schärfe des Geistes trotzbietend. Selbst unsre Freunde die Padres wussten nichts daraus zu machen.

Kehren wir zu No. 1 zurück und wenden uns südwärts, so finden wir in einer Entfernung von 1500 F. und auf einem Pyramidalbau von 100 F. Höhe über dem Ufer des Flusses ein andres Gebaüde, das auf dem Plane mit „Casa No. 4“ bezeichnet ist, 20 F. Fronte und 18 F. Tiefe hat, aber in einem leider sehr zerstörten Zustande sich befindet. Die ganze Frontmauer ist niedergestürzt, so dass der aüssere Corridor völlig frei steht. Der Thür gegenüber an der hintern Wand des innern Corridors war eine grosse Stuckverzierung, welche eine auf einem Ruhebette sitzende Figur darstellte; aber ein grosser Theil davon ist abgefallen oder abgenommen und fortgeschleppt worden. Das Gestell des Ruhebetts mit Tigerfüssen ist Alles was davon noch übrig ist. Auf der Wand sieht man die Umrisse von zwei Tigerköpfen und die der sitzenden Person. Der Verlust oder die Zerstörung dieses Ornaments ist um so mehr zu bedauern, als es nach Dem, was noch davon zu sehen ist, in der Ausführung alle andern Stuckreliefs in Palenque übertroffen zu haben scheint. Das Gestell des Ruhelagers ist unversehrt und das zur Seite niederhangende Bein und der Fuss sind zierliche Kunstarbeiten und Studien-Modelle. Der beiliegende Stich stellt dieses Relief dar, wie auch einen Plan, eine Durchschnitts- und eine Gesammtansicht des Gebaüdes.

Ich habe nun, ohne mich auf Speculationen oder Erklärungen einzulassen, eine vollständige Schilderung der Ruinen von Palenque gegeben. Ich wiederhole was ich zu Anfange gesagt: es mag noch mehr Bauwerke hier geben, aber nach genauer Prüfung der vagen in der Stadt umlaufenden Gerüchte sind wir der Uiberzeugung geworden, dass keine weitern jemals entdeckt worden sind; und nach wiederholten Nachfragen bei Indianern, welche den Wald während der trocknen Jahreszeit nach allen Richtungen hin durchstrichen hatten, sind wir geneigt zu glauben, dass keine weitern existiren. Die ganze Ausdehnung des von den bis jetzt bekannt gewordenen Monumenten bedeckten Raums ist nicht grösser als der „Park“ oder „die Batterie“ in Neuyork. Indem ich diess erwähne, bin ich weit ent-

fernt, damit der Bedeutung oder dem Interesse des Gegenstandes etwas entziehen zu wollen. Ich gebe nur unsre Meinung nebst ihren Gründen, und der Leser mag dann selbst urtheilen, inwieweit diese der Beachtung werth sind. Indess finde ich es am Orte, noch hinzuzufügen, dass, wenn man den gegenwärtig von den Ruinen der einstigen Paläste, Tempel und öffentlichen Gebaüde eingenommenen Raum ins Auge fasst und annimmt, dass die Haüser der Einwohner, gleich denen der Aegypter und des jetzigen Indianerstamms, aus schwachen und leichtvergänglichen Materialien bestanden haben und, wie in Memphis und Theben, sammt und sonders verschwunden sind, die Stadt immerhin einen ungeheuern Raum bedeckt haben mag.

Wenn sich der Leser vielleicht in seinen Erwartungen getaüscht sieht, wir waren es nicht. Es war ja keine Nothwendigkeit, der Ruinenstadt einen gewaltigen Umfang oder ein gleiches Alter mit den Ruinenstädten der Aegypter oder eines andern alten und bekannten Volkes zuzuschreiben. Was vor unsern Augen lag, war grossartig, interessant und merkwürdig genug. Wir hatten vor uns die Uiberreste eines cultivirten, civilisirten und ureignen Volks, das alle dem Steigen und Fallen der Nationen zugehörenden Stadien durchlaufen, das sein goldnes Jahrhundert erreicht hatte und untergehend in gänzliches Dunkel versank. Die Kettenglieder, die es mit der Menschenfamilie verknüpften, waren zerrissen und verloren gegangen und jene Uiberreste die einzigen Gedenkzeichen seines Wandelns auf Erden. Wir weilten in dem Trümmerpalaste seiner Könige, wir stiegen hinauf zu seinen verödeten Tempeln und gestürzten Altären, und wo wir nur gingen und standen, überall erblickten wir Beweise seines feinen Sinns, seiner Geschicklichkeit in Künsten, seines Reichthums und seiner Macht. Inmitten der Verödung und Zertrümmerung schauten wir rückwärts in die Vergangenheit, schoben den düstern Wald hinweg und dachten uns jedes Gebaüde in seiner Vollkommenheit, mit seinen Terrassen und Pyramiden, seinem Sculptur- und Malereischmucke, in seiner ganzen Grösse, Höhe und Imposantheit; und eine ungeheure bewohnte Fläche überblickend, riefen wir das fremde seltsame Volk ins Leben zurück, das melancholisch von den Wänden auf uns sah, malten uns diese Menschen in ihren phantastischen Kostümen und ihrem Federschmucke aus, wie sie die Terrassen des Palasts und die Stufen zu den Tempeln hinaufstiegen, und zauberten uns ein Schauspiel voll einziger und glänzender Schönheit und Herrlichkeit vor die Seele, das die phantastischen Schöpfungen orientalischer Dichtung und Rasselas' glückliches Thal verwirklichte. Nie hat etwas im Roman der Weltgeschichte einen gewaltigern Eindruck auf mich gemacht als der Anblick dieser einst grossen und reizenden, jetzt gestürzten, verödeten, tief im Waldesdunkel vergrabenen, selbst bis auf den Namen untergegangenen Stadt, dieser melancholischen Zeugin von der Welt Wandelungen. „Nationen sinken, wenn sie eine Weile des Sonnenscheins genossen, vom hohen Gipfel der Macht herab und gehen niederwärts."

Wie in Betreff Copans, so werde ich auch in Betreff der Monumente von Palenque keine Muthmassung über ihr Alter aussprechen und will blos bemerken, dass in einer Entfernung von zehn Leguas ein Ort „Las Tres Cruces" (die drei Kreuze) liegt, von drei Kreu-

zen so genannt, welche der Sage nach Cortez an dieser Stelle errichtete, als er auf seinem Eroberungszuge von Mejico nach Honduras beim See von Peten vorüberkam. Cortez muss damals zwanzig bis dreissig Meilen von dem Orte, welcher jetzt Palenque heisst, vorübergezogen sein. War es eine lebende Stadt, so musste ihr Ruf zu seinem Ohr gedrungen sein und er würde sich dann wahrscheinlich zu ihrer Unterjochung und Plünderung von der Strasse seitab gewendet haben. Man scheint daher nur mit Grund annehmen zu können, dass die Stadt bereits zu jener Zeit verödet und in Trümmern lag und dass selbst ihr Gedächtniss verlorengegangen war.

VIERZIGSTES KAPITEL.

Scheiden von den Ruinen. — Schlechte Strasse. — Ein Unfall. — Ankunft in der Stadt. — Ein Leichenzug. — Unterhandlungen wegen Palenque's Ankaufs. — Verfertigen von Abgüssen. — Endliche Abreise von Palenque. — Schöne Ebene. — Hängende Vogelnester. — Ein Sitio. — Abenteuer mit einem monströsen Affen. — Gastlichkeit der Padres. — Las Playas. — Ein Unwetter. — Mosquitos. — Ein Kaufmännlein. — Alligators. — Wieder eine Leichenprocession. — Brutale Gebraüche.

Unter den Indianern, welche herauskamen, um uns nach der Stadt zu escortiren, befand sich auch einer, den ich vorher noch nicht gesehen und dessen Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den auf die Wände der Gebaüde gezeichneten Gesichtern hatte. Während im Allgemeinen die Gesichter der Indianer ein ganz verschiednes Gepräge haben, hätte er für einen geraden Abkömmling des untergegangenen Volksstamms gehalten werden können. Möglich, dass die Aehnlichkeit blos eine zufällige war, aber wir waren begierig, uns sein Porträt zu verschaffen. Er war indess ein sehr scheuer Mensch und mochte nicht gezeichnet werden; und da auch Herr Catherwood sehr erschöpft war und unser Abmarsch mit seinem Wirrwarr noch dazu kam, so verschoben wir die Sache auf sein Versprechen hin, in der Stadt zu uns zu kommen; allein wir konnten seiner nicht wieder habhaft werden.

Unser Küchengeräth, bestehend in den drei Steinen, welche Juan am ersten Tage unsers Einzugs zusammengestellt hatte, in irdenen Gefässen und Kürbissflaschen nebst unsern Betten, liessen wir zum Bessten des nächsten Ankömmlings in den Ruinen zurück. Alles, was durch Feuchtigkeit litt, war rostig oder schimmelig und in einem Zustande der Auflösung; nicht viel besser stand es mit uns selbst, und wir nahmen mit unsern feuchten Kleidern auf dem Leibe von den Ruinen Abschied. Wir waren glücklich, als wir sie erreichten, aber als wir von ihnen schieden, überschritt unsere Freude darüber die Gränzen der Mässigung und machte sich in poetischen Ungereimtheiten Luft.

Die Strasse war schlimmer als je zuvor; die Strömlein waren

zu Flüssen angeschwollen und die Ufer von tiefen, engen und schwierig zu passirenden Wildwasserschluchten zerschnitten. An einer dieser letztern stieg ich ab, nachdem ich es vergebens versucht, mit meinem Macho überzusetzen. Herr Catherwood war so schwach, dass er auf dem Rücken seines Maulthiers sitzen blieb; und schon war er hinüber, schon hatte er den jenseitigen Rand erreicht, als des Maulthiers Kraft nachgab, es zurückfiel, und, mit Herrn C. unter sich, ins Wasser überschlug. Pawling, der hinter ihm und eben im Wasser war, sprang sogleich ab und zog ihn unverletzt, aber sehr matt heraus, und da er in seinen nassen Kleidern reisen musste, so hatten wir grosse Besorgniss um ihn. Wir erreichten endlich die Stadt, wo er, durch harte und ununterbrochene Arbeit erschöpft, vollkommen hin war und zum Bett und zur Arzneikiste seine Zuflucht nahm. Abends kamen fast alle meine Freunde von der Diner-Gesellschaft zu uns zum Besuche; denn jener einzige Tag hatte ein recht vertrautes Verhältniss unter uns begründet. Alle bedauerten, dass uns eine so schlimme Zeit unter den Ruinen betroffen hatte, begriffen nicht, wie wir hatten aushalten können, und boten uns aufs Freundlichste ihre Dienste an. Der Padre von Palenque blieb länger als die Uibrigen bei uns und ging dann inmitten eines jener graunvollen Ungewitter, die uns in den Ruinen fast in Schrecken gesetzt, mit einer Laterne nach Hause.

Der nächste Tag war wieder Sonntag. Es war mein dritter Sonntag, den ich in der Stadt verlebte, und wiederum war er ein wahrer Tag der Ruhe. Den Nachmittag fand die Stille des Orts eine melancholische Unterbrechung durch das Begräbniss einer jungen Indianierin, die einst der Stolz und die Schönheit der Stadt gewesen war und die Herr Waldeck zur Verschönerung seines vorhabenden Werks über Palenque gezeichnet hatte. Ihre Laufbahn glich der Laufbahn vieler Schönen in vornehmer Stellung: sie war kurz, glänzend und unglücklich. Sie hatte einen jungen Indianer geheirathet, der sie aber verlassen hatte und nach einer andern Stadt gezogen war. Unwissend, unschuldig, des Unrechts nicht bewusst, ward sie beredet, einen Andern zu heirathen; aber sie welkte hin und starb. Der Leichenzug ging an unsrer Thür vorüber. Der Leichnam ward, in ein weisses Gewand gehüllt und das Haupt mit einem Shawl überdeckt, auf einer rohen Bahre ohne Sarg getragen. Es folgte ein spärlicher Zug von Weibern und Kindern. Ich ging nebenher, als eine von den Frauen mir zurief: „Guter Christ, begleite das Leichenbegängniss eines armen Weibes.“ Die Tragbahre ward neben dem Grabe niedergesetzt, und als man den Leichnam herabhob, wandte sich der Kopf nach der einen Seite und die Hände fielen herab. Das Grab war zu kurz, so dass, als die Todte hineingelegt ward, die Beine in die Höhe gezogen wurden. Ihr Gesicht war schmal und abgezehrt, aber der Mund hatte eine Sanftheit und Holdseligkeit des Ausdrucks, welcher zu sagen schien, dass sie mit einem Lächeln der Vergebung für Den, der ihr Herz verletzt, gestorben war. Ich konnte meine Augen nicht wegwenden von diesem ruhigen, milden, aber gramzernagten Antlitz, dessen Ausdruck so rührend war, dass ich hätte Thränen vergiessen können. So jung, so schön, so schlichten und unschuldigen Herzens, und nun verlassen und todt und kein

Leidtragender an ihrem Grabe! Alle schienen zu denken, dass sie im Grabe besser gebettet sei, denn sie war arm und konnte sich nicht ernähren. Die Männer gingen fort, die Frauen und Kinder aber scharrten mit ihren Händen Erde zusammen und warfen sie auf ihren Leib, der allmälig und langsam bedeckt ward. Nur die Füsse ragten noch hervor. Endlich war Alles begraben bis auf das Gesicht. Da fiel ein schmutziger Erdenklos auf das eine Auge, ein andrer auf ihren süsslächelnden Mund — und im Nu hatte der ganze Ausdruck sich verwandelt, der Tod hatte sich mit Grauen angethan. Ein neuer Erdenklos fiel so, dass er das ganze Gesicht bedeckte, die Nase ausgenommen, die auf zwei oder drei Augenblicke allein noch sichtbar war. Ein fernerer Wurf bedeckte auch diese und das Mädchen war begraben. Der Leser wird mich entschuldigen. Es thut mir leid es zu sagen, dass ich, wäre sie hässlich gewesen, den Fall eines von ihrem Gatten verlassenen Weibes vielleicht als einen alltäglichen betrachtet haben würde; aber ihr liebliches Antlitz, das noch aus dem Grabe sprach, machte auf mich einen Eindruck, der selbst jetzt noch kaum abgeschwächt ist.

Doch ich kehre zu Dingen zurück, die mehr in meinen Bereich gehören. Wir hatten eine abermalige lange Reise vor uns. Unser nächster Ausmarsch ging nach Yucatan. Bei Herrn Catherwoods Gesundheitszustande befürchtete ich sehr, dass wir nicht im Stande sein würden, Das was wir vorhatten auszuführen; nach der Meeresküste aber mussten wir auf alle Fälle. Es gab zwei Routen dorthin: entweder über Tabasco oder über La Laguna nach Campeche; hier aber trafen wir wieder mit dem Krieg zusammen. Sowohl Tabasco als Campeche ward von den Liberalen oder, wie sie genannt wurden, den Revolutionären belagert. Die erstere Route verlangte drei Tagereisen zu Lande, die letztere eine kurze Tagereise, und da Herr C. nicht im Stande war zu reiten, so entschlossen wir uns zu dieser. Mittlerweile, während wir auf seine Genesung warteten, liess ich mich, um nicht ganz unnütz heimzukehren, auf ein neues Geschäft ein, nämlich auf den Ankauf von Palenque. Es ist indessen meine Pflicht zu sagen, dass ich nicht kühn genug war, um der eigne Schöpfer dieses Gedankens zu sein, sondern dass ich zufällig darauf verfiel, als der Präfect in einer langen Unterhaltung mit mir von dem Reichthum des Bodens, der Wohlfeilheit des Landes, seiner Nähe am Meere und an den Vereinigten Staaten und der leichten Verbindung mit Neuyork sprach. Er erzählte mir, ein Kaufmann aus Tabasco, der den Ort besucht, hätte den Plan gehabt, einen Strich Landes zu kaufen und eine Colonie von Auswanderern darauf anzulegen; der Mann wäre aber fortgegangen und niemals wiedergekommen. Er fügte noch hinzu, seit zwei Jahren hätte ein Regierungsbefehl aus dem Staate Chiapas, zu welchem dieser Strich gehöre, zum Verkauf alles in der Nähe innerhalb gewisser Gränzen liegenden Landes in seinen Händen gelegen; da es aber an Käufern gefehlt, so wären auch niemals Verkaüfe gemacht worden. Auf Anfrage erfuhr ich, dass dieser Befehl auch den Grund und Boden, welchen die Trümmerstadt einnahm, mit umfasste. Er enthielt nicht irgendwelche Ausnahme zu Gunsten des letztern, sondern lautete bestimmt, und der Präfect sagte, dass, wenn eine Ausnahme beabsichtigt wäre, sie ausgedrückt worden sein

würde; weshalb er sich für gebunden erachtete, ein Anerbieten auf jeden Theil Landes entgegenzunehmen. Der Verkauf sollte mittelst Taxirung erfolgen, der Applicant zu diesem Behufe einen Mann nennen, der Präfect einen zweiten und wo nöthig sie beide einen dritten, und das Gesuch nebst dem gesetzten Preise und den Gränzen des erkauften Landes nach Ciudad Real zur Genehmigung des Gobernadors und zur Ausfertigung eines Kaufcontracts eingesandt werden.

Der die Ruinen enthaltende Strich bestand aus ungefähr 6000 Morgen guten Landes, welches nach der gewöhnlichen Taxirung etwa 1500 Doll. kostete, ohne dass es, wie der Präfect sagte, um der Ruinen willen einen Cent höher gewürdert werden würde. Ich beschloss auf der Stelle, diesen Strich Landes zu kaufen. Es war mein Plan, den Palast herzurichten und die alte Stadt Palenque neu zu bevölkern. Es fand sich aber eine Schwierigkeit: nach den mejicanischen Gesetzen kann nämlich kein Ausländer Ländereien kaufen, wenn er nicht verheirathet ist an eine *hija del pais* d. i. eine Tochter des Landes. Nebenbei gesagt, ist diess eine gescheide politische Massregel, indem sie den Männern den mächtigsten Reiz des Landes vorhält, um sie aus ihrem Heimathslande zu verlocken und an den neuen Boden wurzelfest zu bannen; und sie fasst sie gerade an ihrer schwächsten und verwundbarsten Seite; denn wenn der Mann in fremdem Lande wandert, einsam und freundlos, und rauh umhergeworfen, ohne eine Seele zu haben, die um ihn sorgt, so kommen Augenblicke, wo ein reizend Weib den Fremdling an jeden Ort der Erde ketten kann. Aus Grundsatz widerstand ich allezeit solchen Einwirkungen, aber ich fand es auch noch nie in meinem Interesse, mich ihnen gefangen zu geben. Jetzt dagegen handelte es sich um das köstliche Besitzthum der Ruinenstadt Palenque.

Der Fall war kitzelig und verwickelt. Die Gesellschaft in Palenque war klein; die älteste junge Dame zählte erst vierzehn Sommer, und die hübscheste Frau des Ortes, die bereits viel zu unserm Behagen und Glücke beigetragen hatte (sie machte unsere Cigarren), war schon verheirathet. Das Haus mit den zwei Tafeln gehörte einer Wittwe und einer unverheiratheten Schwester, Damen von hübschem Aüssern und von Liebenswürdigkeit, Beide etwa Vierzigerinnen. Das Haus war eines der nettesten im Orte, wo ich gern aus- und einging, und ich hatte schon daran gedacht, dass es, wenn ich ein Jahr in den Ruinen verbrächte, köstlich sein würde, dieses Haus in der Stadt zur Erholung und zu gelegentlichen Besuchen zu besitzen. Mit einer dieser Damen nun kamen das Haus und die zwei Steintafeln in meinen Besitz; die Schwierigkeit war nur, dass es ihrer zwei und dass beide gleich interessant und gleich interessirt waren. Ich bin bei Erwähnung dieser kleinen Umstände so genau, um zu zeigen, welche Hindernisse jeden unserer Schritte und Tritte in diesem Lande begleiteten. Es gab noch einen Ausweg, und dieser war: im Namen einer andern Person zu kaufen; aber ich kannte Niemand, dem ich vertrauen konnte. Da fiel ich endlich auf Herrn Russell, den amerikanischen Consul in La Laguna, welcher an eine spanische Dame verheirathet war und bereits grosse Besitzungen im Lande hatte; und ich wurde mit dem Präfecten eins, den Kauf in seinem Namen zu bewerkstelligen. Pawling sollte mich nach La Laguna begleiten, zu

dem Zwecke, die Beweisschrift von Herrn Russels Mitbetheiligung und die nöthigen Fonds herbeizuschaffen und mit sich zurückzunehmen und bei Abschliessung des Kaufgeschäfts als mein Agent zu dienen. Der Präfect wünschte persönlich angelegentlichst, letzteres zu Ende zu führen; denn die Gebaüde, sagte er, wären in raschem Verfalle begriffen und würden in wenigen Jahren nur noch Trümmerhaufen sein und im Lande selbst würden sie nicht gewürdigt oder verstanden. Der Präfect hegte den liberalen Wunsch, dass insbesondere die Hieroglyphentafeln ihren Weg nach andern Ländern finden und dort von wissenschaftlich gebildeten Männern einer Untersuchung unterworfen und ihr Ursprung und ihre Geschichte ausgemittelt werden möchten. Uibrigens war er der Meinung, dass noch ungeheure Entdeckungen zu machen und Schätze aufzufinden seien, und wünschte angelegentlichst eine gründliche Durchforschung, an welcher er sich selbst betheiligen wollte. Die beiden Tafeln, die ich anzukaufen einen Versuch gemacht, wurden zwar von ihren Besitzerinnen hoch gehalten, er meinte aber, durch Ankauf des Hauses würden sie zugleich mit erlangt werden können, und ich gab ihm daher Vollmacht, es zu einem bestimmten Preise zu erwerben.

Bei meinen haüfigen Unterhaltungen mit dem Präfecten hatte ich auch die Aüsserung fallen lassen, dass ich von den Tafeln Abgüsse zu machen wünschte. Wie jeder andere Beamte, mit welchem ich zusammenkam, stand er in der Voraussetzung, ich handele im Auftrage meiner Regierung, welche durch den Umstand Halt bekam, dass ich einen Mann von Pawlings Charakter und Persönlichkeit in meinem Dienste hatte, wiewohl ich, sooft ich die Hand in meine Tasche steckte, jedesmal fühlte, dass der Fall ganz anders stand. Genug, er bot mir in jener Voraussetzung jedweden Beistand an; die Schwierigkeit lag nur darin, dass kein Stuck zum Abgiessen näher als in La Laguna oder in Campeche zu haben war und vielleicht auch dort nicht. Wir hatten in den Ruinen den Versuch gemacht, im Flusse eine grosse Menge Schnecken zu fangen und ihre Schalen zu brennen, die Sache hatte aber unsern Erwartungen nicht entsprochen. Der Präfect machte uns auf einen Kalkstein in der Nähe aufmerksam, der aber gleichfalls nicht entsprach. Pawling verstand nichts vom Abgiessen und hatte nie etwas davon gehört, war aber doch bereit, das Geschäft auf sich zu nehmen. Herr Catherwood, der während der griechischen Revolution in Athen, als es von den Türken belagert ward, eingeschlossen gewesen war und gezwungener Massen mit seinen eigenen Händen Abgüsse zum Behuf seiner artistischen Studien gemacht hatte, gab ihm eine schriftliche Belehrung darüber, und es ward festgesetzt, dass er, wenn er mit den Vollmachtsbriefen Herrn Russells zurückkäme, Pariser Gyps von dort mitbringen und während der schwebenden Ankaufsverhandlungen sich in dieser neuen Geschäftsbranche üben sollte.

Es war am 4. Junius, als wir Palenque zum letzten Male verliessen. Don Santiago schickte mir einen Abschiedsbrief zu, dem nach der Sitte des Landes ein Stück Seide beigelegt war, dessen Sinn ich nicht verstand, bis ich erfuhr, dass es ein Pfand der Freundschaft bedeute, worauf ich es mit einem Federmesser erwiederte. Der Präfect war bis zu Ende gütig und zuvorkommend, und selbst der alte

Alcalde, der eine tägliche kleine Revenue von uns zog, zeigte sich gerührt. Alles, was männlich im Orte war, erschien in unserm Hause, um uns ein Lebewohl zu sagen und um unsre Wiederkehr zu bitten, und ehe wir zur Stadt hinauszogen, machten wir vorerst die Runde und nahmen von allen ihren Weibern Abschied; lauter gute, freundliche, stille Leutchen, die, frei von aller Sorgenlast, nur eine ruhige, ungestörte Existenz als Lebensziel im Auge hatten, während ich mich hatte verleiten lassen, ihr Städtchen als einen Aufenthalt von Wilden und voll von Gefahren anzusehen.

Um uns das Geleite geben zu können, hatte der Pfarrer von Palenque seit zwei Tagen einen Besuch auf seiner auf unserm Wege liegenden Hacienda verschoben. Pawling reiste zu dem schon erwähnten Zwecke und Juan dem Contracte gemäss mit uns weiter. Ich hatte zwar eingewilligt, Letztern nach Guatemala zurückreisen zu lassen. Da er sich aber jetzt unter lauter Fremden und ganz und gar in unsrer Gewalt sah, so folgte er uns blindlings, fragte aber mit grosser Besorgniss und unter schlimmen Ahnungen den Padre, wohin wir ihn wohl mit uns nähmen. Sein Glaube war, dass die Reise nach meinem Lande ginge, und er hegte wenig Hoffnung, Guatemala jemals wiederzusehen.

Sowie wir zur Stadt hinaus waren, kamen wir sofort auf eine schöne, malerische, baumgeschmückte Ebene, die sich fünf bis sechs Tagereisen weit bis zum Golf von Mejico ausdehnte. Die Strasse war zwar sehr kothig, indessen, da sie des Morgens der Sonne offen lag, doch nicht so schlimm als wir befürchtet hatten. Am Saume eines Stücks Waldlandes sahen wir seltsame Baüme mit schlanken, hohen Stämmen und sehr glatter Rinde stehen, an deren Zweigen Vogelnester hingen. Der Vogel hiess Jagua und baute auf diesem Baume, damit nicht, wie der Padre uns sagte, Schlangen zu den Jungen gelangen könnten. Der Pfarrer war trotz seiner originellen Persönlichkeit und seines ereigniss- und gefahrvollen Lebens fast ein Weib an Stimme, im Wesen, Geschmack und Gefühl. Er war in der Hauptstadt gebildet und zur Büssung nach dieser abgeschiednen Pfarre geschickt worden. Der Besuch der Padres hatte zum ersten Male die Monotonie seines Lebens unterbrochen. In den politischen Kämpfen der Hauptstadt hatte er sich dem Kirchenregimente durch seine liberalen Ansichten verhasst gemacht; unfähig aber, wie er sagte, irgendein handgreifliches Vergehen an ihm aufzufinden, hatten seine Obern zu der Beschuldigung ihre Zuflucht genommen, dass seine Stola besudelt und entweiht worden sei, welche Beschuldigung sich auf den Umstand gründete, dass zur Zeit der Cholera, wo seine Nebengeschöpfe rings um ihn in Todesnöthen lagen, seine Stola, als er sich, um ihnen das Sacrament zu reichen, über sie hinwegbog, durch den Speichel aus dem Munde eines Sterbenden verunreinigt worden war. Um desswillen ward er zu Büssungen und Gebeten in der Kathedrale von Mitternacht bis zu Tagesanbruch auf zwei ganze Jahre verurtheilt, einer guten Pfarre beraubt und nach Palenque verwiesen.

Halb 3 Uhr erreichten wir des Pfarrers Sitio oder kleine Hacienda. Aus Besorgniss vor dem Nachmittags-Regen wären wir gern weiter gezogen und hätten unsre Nachmittags-Tour beendet; der Pfarrer aber,

der den Himmel sorgfältig beobachtete und sich überzeugte, dass der Regen erst spät eintreten würde, verbat sich unsre Weiterreise aufs Entschiedenste. Sein Sitio war, was man bei uns zu Hause einen „neuen" Ort nennen würde, ein Strich unangebauten Landes von ich weiss nicht welchem Umfange, aber von ansehnlicher Grösse, der ihm 25 Doll. gekostet hatte, während er auf die Verbesserungen, welche in einer von Pfählen erbauten und mit Maishülsen überdeckten Hütte und einer Küche in geringer Entfernung bestanden, fast noch ein Mal so viel verwendet hatte. Die Ställe und Nebengebäude waren eine Lichtung im Holze, von einem so dichten Wald umgränzt, dass das Vieh nicht hineindringen konnte, und nach der Strasse zu von einer rohen Einfriedigung geschlossen. In diesem milden Klima waren sie ihrem Zwecke entsprechend, und man konnte hier, fern von den Kreisen künstlicher Bedürfnisse, so recht fühlen, wie wenig zu den Bequemlichkeiten des Lebens nöthig ist. Das Meublement der Hütte bestand aus zwei Rohrschilfbettstellen, einem Tische und einer Bank, und in einem Winkel lag ein Haufen Mais. Der Pfarrer liess ein halbes Dutzend Ananas holen, und während wir uns daran erlabten, vernahmen wir ein ausserordentliches Geräusch im Walde, das, wie ein indianischer Knabe sagte, von „einem Thiere" herrührte. Pawling und ich ergriffen unsere Flinten und gingen in den Wald, wo der Lärmen, je näher wir kamen, um so furchtbarer ward, aber mit einem Male aufhörte. Der Knabe bahnte einen Weg durch ein Dickicht von Gebüsch und Unterholz: da erblickte ich plötzlich durch eine Oeffnung zwischen den Zweigen auf den Aesten eines hohen Baumes ein grosses schwarzes Thier mit wilden Augen. Der Knabe sagte, es wäre kein *mico* oder langschwänziger Affe und ich hielt es für eine wilde Katze. Ich hatte blos eine schmale Oeffnung, durch die ich nach dem Thiere zielen konnte; ich feuerte los und es fiel unterhalb meines Gesichtskreises nieder; da ich es aber nicht auf den Boden stürzen hörte, so blickte ich wieder auf den Baum hinauf und sah es hier an seinem Schwanze todt und mit aus seiner Schnauze strömendem Blute hängen. Pawling versuchte auf den Baum zu klettern, aber es waren bis zum ersten Aste 50 Fuss Höhe und das Blut rieselte am Stamme nieder. Da wir das Ungethüm genauer kennen zu lernen wünschten, so schickten wir den Knaben, um Leute zu holen, ins Haus, von wo er mit zwei Indianern zurückkam. Sie hieben den Baum um, der unter furchtbarem Krachen niederfiel, und noch immer hing das Thier mit seinem Schwanze fest. Die Kugel hatte es in die Schnauze getroffen, die Vorderzähne herausgeschlagen, war ganz oben im Rücken zwischen den Schultern herausgedrungen und muss es auf der Stelle getödtet haben. Das Festhalten seines Schwanzes erschien uns wunderbar, liess sich aber ohne Mühe erklären. Der Schwanz hielt nämlich nicht fest, er hatte vielmehr alle Muskelkraft verloren, sondern er war dergestalt um den Ast gewickelt, dass die Spitze zu innerst und unterst war, daher die Wucht des Körpers den Ringel straff zusammenschnürte und letzterer, je grösser die Spannung ward, nur um so fester hielt. Es war zwar kein Affe, aber ein so naher Verwandter, dass ich ihn nicht erschossen haben würde, wenn ich es gewusst hätte. Ja, er war sogar noch näher mit dem Menschen verwandt, da er ein *mono* (ein

Waldmensch?) war, der mit dem Schwanze 6 Fuss mass. Bei seiner grossen Muskelkraft würde er in einem Ringkampfe einem Manne mehr als gewachsen gewesen sein, und, wie der Padre sagte, wäre es bekannt, dass sie schon Frauen angegriffen hätten. Die Indianer schleppten ihn ins Haus und balgten ihn ab; und wie er dann auf seinem Rücken dalag, mit abgezogenem Fell und glotzenden Augen, rief der Padre aus: „*es hombre*“ — „es ist ein Mensch“ — und ich fühlte mich fast einer Menschentödtung schuldig. Die Indianer kochten den Leib, das Fell aber suchte ich als Merkwürdigkeit wegen seiner ausserordentlichen Grösse aufzubewahren, liess es aber leider an Bord eines spanischen Fahrzeugs auf See zurück.

Mittlerweile hatte der Padre ein Huhn zum Mittagsessen gekocht. Drei Gäste auf einmal waren zwar seiner Gastlichkeit nicht zu viel, wohl aber zu viel für sein Tafelgeräth, welches in Summa aus drei Schüsseln bestand, so dass für den Pfarrer keine übrig, von Tellern, Messern, Gabeln und Löffeln aber nichts zu sehen war. Das Huhn ward in einem Ocean von Brühe servirt, die vor Allem zu vertheilen war. Tortillas und ein kleiner, frischer Käse in Kuchenform bildeten den übrigen Theil des Mahls. Der Leser denkt sich vielleicht mit einem Tractamente von solcher Art auch gemeines Wesen verbunden; aber er irrt sich, denn der Pfarrer war ein feiner Mann und machte keine Entschuldigungen, da er ja das Besste was er hatte gab. Während wir unsere Träger vorausgeschickt, nahmen wir, vom Padre mit einem Diener als Führer versehen, um 3 Uhr von ihm Abschied. Er war der letzte Padre, mit dem ich auf meiner Reise zusammentraf, und drückte der Güte, die wir von allen Padres im Lande empfangen hatten, das Siegel auf.

Nachdem wir auf einer kothigen Strasse durch eine malerische Gegend, merkwürdig wegen der Schwärme von Schmetterlingen mit grossen gelben Flügeln, welche die Luft erfüllten, gezogen waren, erreichten wir um 5 Uhr den Pueblo Las Playas. Dieser Ort ist der Anfangspunkt der Schifffahrt auf denjenigen Gewässern, die sich in dieser Richtung in den mejicanischen Golf ergiessen. Die ganze grosse Ebene bis zur See ist von Buchten und Flüssen durchschnitten, von denen manche im Sommer trocken sind, beim Steigen der Gewässer aber ihre Ufer überfluthen. Gegenwärtig stand die Ebene auf der einen Seite des Dorfes unter Wasser und sah wie ein grosser See aus. Der Flecken war ein Haüflein Hütten an den Ufern dieses Sees, um mich so auszudrücken, und bestand aus einer einzigen Gasse, so grasbewachsen und so still wie in Palenque, an deren unterstem Ende die Kirche unter der Seelsorge unsers Freundes, des Padre, stand. Unser Führer brachte uns den Anweisungen des Padre gemäss zum Kloster, dessen Kirchner er beauftragte, uns mit Abendessen zu versorgen. Das Klostergebaüde war aus aufrechtstehenden Hölzern erbaut, hatte ein Strohdach, eine Lehmflur und war mit drei Rohrschilfbettstellen und einem Tische versehen.

Hier sollten wir uns in einer Canoa einschiffen, zu welchem Behufe wir den Tag zuvor einen Courier mit einem Briefe an den Justicia, der diesen anwies, eine solche für uns bereit zu halten, abgeschickt hatten. Der Justicia war ein stattlicher Mulatte, wohlgekleidet und sehr zuvorkommend, besass eine eigne Canoa und versprach uns für den andern Morgen zwei *bogadores* oder Ruderer. Es

währte nicht lange, so machten die Mosquitos schreckenerregende Demonstrationen gegen uns und liessen uns eine furchtbare Nacht befürchten. Um wenigstens einen Schein von Widerstand zu zeigen, errichteten wir inmitten des Klosters ein gewaltiges Feuer. In der Nacht zog ein Gewitter mit heftigem Sturme heran, dass wir genöthigt waren, die Thüren zuzumachen. Zwei ganze Stunden dauerte das Unwetter unter Sturm, Regen, furchtbarem Blitzen und Donnern an. Ein Windstoss riss die Thür auf und zerzettelte das Feuer, so dass es nahe daran war, das Kloster niederzubrennen. Es ward ein Gegenstand der Debatte, ob der Rauch oder die Mosquitos, Erstickung oder Marter, vorzuziehen seien; wir zogen den erstern vor, hatten die letzteren noch extra und verbrachten eine jämmerliche Nacht.

Am nächsten Morgen kam der Justicia, um zu verkündigen, dass die *bogadores* nicht bereit wären und für diesen Tag nicht fortkönnten. Der Preis, den er nannte, war beinahe zweimal so hoch als derjenige, den uns der Pfarrer als den zu zahlenden bezeichnet hatte, und dazu kam noch die Zahlung für Possol (zermalmter Mais zu kleinen Kugeln geformt), Tortillas, Honig und Fleisch. Ich remonstrirte und er ging fort, um sich mit den Leuten zu berathen, kam aber mit der Nachricht zurück, dass sie nicht heruntergehen wollten, und so sah ich mich genöthigt darauf einzugehen. Ich muss indess hinzufügen, dass im ganzen Lande hier im Allgemeinen die Preise fix sind und man sich die Noth der Reisenden hier weniger zu Nutze macht als in den meisten andern Ländern. Wir waren des längern Wartens müde, denn ausser dem Verlust an Zeit und den Mosquitos kam noch hinzu, dass unsere Lebensmittel hier noch knapper als in Palenque waren.

Der Kirchner brachte uns etwas Mais und seine Frau bereitete uns Tortillas. Der Hauptkaufmann des Ortes oder wenigstens derjenige, der die grossartigsten Geschäfte mit uns machte, war ein Knäblein von etwa zwölf Jahren, dessen gesammte Kleidung aus einem Strohhut bestand. Nachdem er uns etwas von Früchten gebracht, sahen wir ihn wieder mit einer Schnur über seiner nackten Schulter kommen, womit er auf dem Boden etwas nach sich schleppte, was sich als ein grosser Fisch auswies. Die Hauptnahrung des Ortes waren junge Alligators. Sie hatten eine Länge von ungefähr anderthalb Fuss und galten in der Blüthe ihres Lebens für sehr zart. Im Augenblicke, wo sie auf die Tafel kamen, boten sie keinen einladenden Anblick dar; allein *ce n'est que le premier pas qui coute*; sie schmeckten besser als der Fisch und gaben die besstmögliche Nahrung für unsre Canoa-Reise ab, da sie getrocknet der Aufbewahrung fähig waren.

Gehen wir wohin wir wollen, bis zu den aüssersten Enden der Erde, überall sind wir gewiss, Einem Bekannten zu begegnen — dem Tode. Den Nachmittag fand das Begräbniss eines Kindes statt. Das Geleite bestand aus acht bis zehn erwachsenen Personen und ebensovielen Knaben und Mädchen. Der Todtengräber trug das Kind, in weissem Kleidchen, mit einem Blumenkranze in den Haaren, in seinem Arme. Alle drängten sich um den Letzteren und gingen daher in Einem Haufen; neben ihm gingen Vater und Mutter. Ich bemerkte in noch auffälligerm Grade als in Costa Rica nicht nur

Mangel an allem feierlichen Ernste, sondern geradezu Heiterkeit und wirkliche Fröhlichkeit als Folge des festen beseligenden Glaubens, dass das Kind in eine bessere Welt gegangen sei. Ich war gerade in der Kirche, als sie, mehr einem Hochzeits- als einem Leichenzuge gleichend, nahten. Der Boden der Kirche war die blosse Erde und das Grab ward innerhalb der Kirche gegraben, weil, wie der Todtengräber zu mir sagte, der Vater reich war und es bezahlen konnte; und der Vater schien erfreut und stolz, dass er seinem Kinde einen solchen Begräbnissort gewähren konnte. Der Todtengräber that das Kind ins Grab, legte seine Hände kreuzweise über die Brust und ein kleines rohes Kreuz darauf, überdeckte es mit acht bis zehn Zoll Erde, trat darauf ins Grab und stampfte sie mit seinen Füssen fest; stieg dann herauf und warf noch mehr hinein, ging zur Kirche hinaus, kam zurück mit einer Keule, die ein Holzklotz von etwa vier Fuss Länge und zehn Zoll Stärke war und der Ramme unserer Steinsetzer glich, nahm wieder seinen Platz im Grabe ein, hob die Keule so hoch sein Arm es zuliess und stampfte damit aus allen seinen Leibeskräften den Kopf des Kindes nieder. Mir erstarrte das Blut, so dass ich, als er die Keule zum zweiten Male hob, ihm in den Arm fiel und Einwendungen machte, worauf er erwiederte, es würde allezeit bei Denen, die in der Kirche begraben würden, so gehalten, weil alle Erde wieder in das Grab hinein und der Boden der Kirche geebnet werden müsste. Meine Einwendungen schienen ihm nur noch mehr Kraft und Feuer zu geben. Der Schweiss rollte an seinem Körper nieder und erst als er vom Stossen vollkommen ermattet war, ging er aus dem Grabe heraus. Diess war indessen noch nichts. Jetzt trat, nachdem noch mehr Erde hineingeworfen worden, der Vater ins Grab und nahm nun seinerseits die Ramme in die Hand! — Nie war ich Zeuge eines brutalern und ekelhaftern Auftritts; des Kindes Leib muss völlig zu Brei zermalmt worden sein.

Gegen Abend begannen die Mosquitos ihre Operationen. Pawling und Juan steckten ausserhalb des Gebaüdes Ruthen in den Boden und breiteten die Betttücher als Netze darüber hin; als aber der Regen kam, wurden sie hereingetrieben und wir verbrachten eine zweite jammervolle Nacht. Wenn man mich fragt, wie es die Menschen hier aushalten mögen, so weiss ich darauf nichts zu antworten. Sie schienen so viel zu leiden wie wir, konnten aber doch in ihrem Hause gewisse Bequemlichkeiten haben, die wir als Reisende nicht mit uns schleppen konnten. Pawling hatte dergestalt zu leiden und hörte so furchtbare Geschichten von Dem, was wir weiter unten auszustehen haben würden, dass er in einem Anfall von Ungestüm und Wuth beschloss, nicht weiter mit uns zu gehen. Bei der Schwierigkeit und Ungewissheit der Verbindungen indess besorgte ich sehr, dass in einem solchen Falle alle Pläne, bei denen er betheiligt war, zerfallen würden und aufgegeben werden müssten, da ich Auslagen auf eine Zögerungen und Ungewissheiten ausgesetzte Sendung von Materialien nicht anders als unter seiner speciellen Obsorge auf mich nehmen mochte; und so änderte er zum zweiten Male seinen Vorsatz.

Mir stand nur ein einziger Abschied hier bevor, aber ein solcher, der mir schwer ankam: — ich sollte mich von meinem edlen Macho trennen. Er hatte mich über zweitausend Meilen auf seinem

Rücken getragen, und zwar auf den schlimmsten Strassen, die je ein Maulthier bereiste. Er stand an der Klosterthür angebunden, sah das Gepäck, ja selbst seinen eignen Sattel forttragen und schien ein Vorgefühl zu haben, dass etwas Ungewöhnliches im Werke sei. Ich war oft um seinen Verkauf angegangen worden, aber kein Geld hätte mich dazu verleiten können. Er war jetzt, des Korns beraubt und den furchtbaren Regen ausgesetzt, trauriger daran denn damals, als er bei zwar harter Arbeit doch täglich sein gutes Fressen hatte; und wie er mit hängendem Kopfe so dastand, war es, als ob er mir Vorwürfe machte, dass ich von dannen gehen und ihn verwaist zurücklassen könnte. Ich schlang meinen Arm um seinen Hals; seine Augen hatten einen melancholischen Ausdruck und er vergass in diesem Augenblicke den schmerzenden Stachel meiner Sporen, während ich die Erinnerung daran, dass er mich einst von seinem Rücken geworfen, und an seine erfolglosen Versuche, das Ding zu wiederholen, bei Seite liess; wir gedachten beide nur der gegenseitigen freundlichen Dienste und unsrer guten Kameradschaft. Du erprobter und treuer Gefährte, wo weilst du jetzt? Ich liess ihn nebst zwei andern an die Klosterthür gebunden zurück, um zum Präfecten nach Palenque gebracht zu werden und dort von dem schwächenden Einflusse der Frühregen sich zu erholen und auf reicher Trift umherzustreifen, unberührt von Zügel oder Sporn, bis dahin, wo ich zurückkehren und ihn von Neuem besteigen würde.

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

Einschiffung. — Eine überschwemmte Ebene. — Der Rio Chico. — Der Usumasinta. — Der Rio Palisada. — Yucatan. — Wieder inmitten von Revolutionen. — Vesper. — Einschiffung nach La Laguna. — Schiessen nach Alligators. — Furchtbares Unwetter. — Boca Chica. — Der See Terminos. — Eine Windstille, gefolgt von einem Sturme. — Ankunft in La Laguna.

Um 7 Uhr gingen wir ans Ufer hinunter, um uns einzuschiffen. Die Bootsleute, mit denen der Justicia zu Rathe gegangen war und für die er mit solcher Zähigkeit gefochten hatte, waren — der ehrenwerthe Herr selbst und noch ein andrer Mann, den er vermuthlich als den wohlfeilsten, im Orte aufzutreibenden Gehilfen gemiethet hatte. Die Canoa war gegen 40 F. lang und hatte am Stern einen *Toldo* oder ein Sonnenzelt von etwa 12 F. Raum, das mit Matten überdeckt war. Der ganze Raum vor diesem letztern ward von den Bootsleuten zur Leitung der Canoa beansprucht, so dass, da unser gesammtes Gepäck unter dem Zelte lag, für uns nur ein schmales Raümchen übrig blieb. Der scheinbare See, auf welchem wir abfuhren, war weiter nichts als eine grosse überschwemmte Ebene, deren Wasserdecke drei bis vier Fuss tief war. Der Justicia im Stern, der Gehilfe vor ihm, durchschritten sie mit an die Schultern gedrückten Bootshaken die Canoa in deren Bodenraume und trieben sie über die

Wasserfläche hinüber. Um 8 Uhr fuhren wir in eine enge, schlammige Bucht ein, die nicht breiter als ein Kanal, aber sehr tief war und wo wir die Strömung gegen uns hatten. Der Bootshaken vermochte den Grund nicht zu erreichen; da er aber an dem einen Ende gabelförmig war, so stämmte ihn der *bogador* oder Ruderer, indem er sich dicht am Ufer hielt, gegen die Aeste überhangender Baüme und stiess das Boot vorwärts, während der Justicia, dessen Stange einen rohen Haken hatte, ihn an andern Aesten vor sich anhakte und es zog. Auf diese Weise arbeiteten wir uns, ohne eine andre Ansicht als die bewaldeten Ufer zu haben, langsam auf dem schmutzigen Wasser fort. Als wir um eine kurze Krümmung bogen, erblickten wir mit einem Male an den Ufern acht bis zehn Alligators, darunter einige von zwanzig Fuss Länge, kolossale, hässliche Scheusale, die rechten Bewohner eines solchen Stroms und in Betracht der Gebrechlichkeit unsers kleinen Fahrzeugs keine sehr anziehende Nachbarschaft. Als wir nahten, tauchten sie schwerfällig unter, erhoben sich bisweilen in der Mitte des Stroms wieder und schwammen querüber oder verschwanden. Halb 1 Uhr kamen wir in den Rio Chico d. i. Kleinen Fluss, welcher zwischen 200 bis 500 F. breit, tief, schlammig und sehr schleichend war und bewaldete Ufer von undurchdringlicher Dichtigkeit hatte. Um 6 Uhr fuhren wir in den grossen Usumasinta ein, der bei einer Breite von 500 bis 600 Ellen einer der edelsten Ströme Centralamerika's ist, in den Gebirgen von Peten entspringt und sich in den See Terminos ergiesst.

An diesem Punkte begegnen sich die Gränzen der drei Provinzen Chiapas, Tabasco und Yucatan und die Vereinigung der Gewässer des Usumasinta und des Rio Chico bieten ein einziges Schauspiel dar. Seit wir die Wasserfläche vor Las Playas verlassen, waren wir den Strom aufwärts gefahren, jetzt aber kamen wir, indem wir in derselben Richtung fortfuhren und die Verbindungslinie kreuzten, aus der aufsteigenden Strömung des Rio Chico in die Thalströmung des Usumasinta. Als wir uns hier in die Mitte gearbeitet hatten und rückwärts blickten, sahen wir den Usumasinta und den Rio Chico in einem Winkel von nicht mehr als 40^{0} zusammenkommen, indem der eine auf-, der andre niederwärts strömte. In einer kleinen Canoa und umgeben von einer wilden Natur auf dem stillen majestätischen Flusse dahinschwebend, war der Eindruck von ganz ausserordentlicher Art. Der Grund der Erscheinung war leicht zu begreifen: der Usumasinta nämlich, der rasch und mit ungeheurer Gewalt abwärts fliesst, brach sich gegen eine vorstehende Landspitze zur Linken seines Laufes, und während der Hauptwasserkörper vorbeistürzte und dem Meere zueilte, ward ein Theil an diesem scharfen Winkel mit solcher Gewalt rückwärts geschlagen, dass er die Buchten, die wir hinaufgefahren waren, bildete und die Ebene von Las Playas überschwemmte.

Jetzt, wo wir frei von den bewaldeten Ufern, die Ruderstangen in Ruhe waren und wir still auf dem Spiegel des herrlichen Usumasinta dahinschwebten, ward unsre Lage angenehm und reizend. Ein starker Wind fegte den Fluss hinab und verjagte die Mosquitos, am Himmel aber ballten sich keine regenverkündenden Wolken zusammen. Wir hatten erwartet, dass wir für die Nacht beilegen würden; da

aber der Abend so klar war, beschlossen wir weiter zu fahren. Leider mussten wir den Usumasinta verlassen und lenkten eine halbe Stunde nach Eintritt der Dunkelheit nordwärts in den Rio Palisada ein. Die ganze grosse Ebene von Palenque bis zum Golf von Mejico ist von Buchten und Strömlein durchschnitten. Der Usumasinta nimmt in seinem majestätischen Laufe viele derselben auf und sendet andre ab, die in andern Kanälen ihren Weg in den Ocean finden.

Indem wir die breite, verhältnissmässig lichte Spiegelfläche des Usumasinta verliessen, bot der schmale, zu beiden Seiten von einer finstern Waldmauer eingeschlossene Rio Palisada einen schauerlichen Anblick dar und sah so recht wie ein Mosquito-Versteck aus. Leider streiften wir gleich Anfangs an dem Ufer hin und nahmen eine grosse Menge dieser blutdürstigen Ungethüme an Bord auf, so dass die Nacht nur wenig Schlaf gewährte.

Mit Tagesanbruch ging es noch immer den Fluss hinab und wir kamen in den Strich des grossen Campecheholzlandes. Wir begegneten einem ansehnlichen Bongo mit zwei Masten, der gegen den Strom, durch Ziehen und Schieben mittelst der Aeste der Baüme unterstützt, sich nach dem Orte, wo er eine Ladung einnehmen sollte, fortbewegte. Als wir weiter kamen, waren an manchen Stellen die Ufer abgeholzt und angebaut und trugen weissgetünchte Haüser und kleine von Ochsen getriebene Zuckermühlen und Canoas lagen still auf dem Wasser — ein artiges, freundliches Bild; aber der Reichthum des Bodens liess uns ahnen, wie herrlich dieses Land noch gemacht werden könnte.

Um 2 Uhr erreichten wir La Palisada, das am linken Ufer des Flusses auf einer üppigen, 15 bis 20 Fuss erhöhten Ebene gelegen war. Am Ufer lagen verschiedne Bongos und uns gegenüber zog sich eine lange Strasse mit grossen wohlgebauten Haüsern hin. Diess war unser erster Ort im Staate Yucatan, der eben jetzt gegen die Regierung von Mejico in Empörung begriffen war. Da unsre Fahrt auf dem Flusse vom Ufer aus beobachtet worden war, so wurden wir, noch ehe wir landeten, angerufen, nach unsern Pässen gefragt und angewiesen, uns sofort dem Alcalden zu stellen. Da der Befehl peremtorisch lautete, so verfügten wir uns auf der Stelle zu dem betreffenden Beamten. Dieser Alcalde, Don Francisco Hebreu mit Namen, ragte über alle Männer hervor, die ich bis jetzt an der Spitze einer Municipalität gefunden hatte; er war das Haupt der liberalen Partei in diesem Theile des Staates und empfing uns gleich allen andern Beamten in den mejicanischen Provinzen mit jener einem officiellen Passe einer befreundeten Nation schuldigen Achtung. Wir befanden uns nun wieder inmitten einer Revolution, hatten aber nicht die entfernteste Vorstellung, was für eine Bewandtniss es eigentlich damit habe. Wohl waren wir mit centralamerikanischer Politik genau vertraut geworden, aber diess war uns von nicht mehr Nutzen als die Kenntniss tejanischer Politik einem Fremden in den Vereinigten Staaten sein würde. Seit mehren Monden hatten uns die Namen Morazan und Carrera in den Ohren geklungen gleich den Namen unsrer Präsidentschaftscandidaten bei einer streitigen Wahl; nachdem wir aber jetzt die Gränzen ihres Bereichs überschritten, mussten wir wieder von vorn anfangen.

Acht Jahre lang hatte sich die Centralpartei in Mejico in ihrer Macht behauptet, während welcher Zeit, als Zeichen der Sympathie zwischen Nachbarn, die liberale oder demokratische Partei in Centralamerika herrschend gewesen war. Innerhalb der letzten sechs Monate hatten die Centralisten die Liberalen in Centralamerika gestürzt und während der nämlichen Zeit die Liberalisten die Centralisten in Mejico beinahe zum Lande hinausgetrieben. Längs der ganzen Küste des stillen Meeres standen die Liberalen unter den Waffen, führten einen energischen Revolutionskrieg und bedrohten die Hauptstadt, in die sie später auch einzogen, aus der sie aber nach einem argen Gemetzel und Blutvergiessen wieder getrieben wurden. Auf der atlantischen Seite hatten die Staaten Tabasco und Yucatan ihre Unabhängigkeit von der Gesammtregierung erklärt und im Innern beider Staaten waren die Beamten der Centralregierung fortgejagt worden. Die Seehäfen Tabasco und Campeche, die von Centraltruppen besetzt waren, hielten zwar noch aus; aber sie wurden eben jetzt zu Lande von den föderalistischen Truppen eingeschlossen und belagert. Alle Communicationen zu Wasser und zu Lande waren abgeschnitten und ihre Lebensmittel waren knapp, so dass Don Francisco meinte, sie würden bald genöthigt sein, aus Hunger sich zu ergeben.

Die Revolution schien hier einen höhern Schwung, ein grösseres Ziel zu haben und mit mehr Mässigung geführt zu werden als in Centralamerika. Die Ursachen der Empörung waren hier der Despotismus der Centralregierung, die, örtlich weit abgelegen und der Lage und der Hilfsquellen des Landes unkundig, ihre fernen Provinzen als eine günstige Station für raubgierige Beamte und als eine Quelle von in der Hauptstadt zu verschleudernden Einkünften missbrauchte. Ein kleiner Umstand zeigte die Unklugheit und Wirkungslosigkeit der Gesetze. Um der hohen Zölle willen ward der Schmuggel an der Küste in einem solchen Umfange betrieben, dass viele Artikel in La Palisada regelmässig zu einem viel niedrigern Preise verkauft wurden als die Zölle betrugen.

Die Revolution begann gleich allen andern in diesem Lande mit Pronunciamientos d. h. mit Erklärungen der Municipalität einer Stadt zu Gunsten einer besondern Partei. La Palisada hatte sein Pronunciamiento nur erst vor zwei Wochen gemacht, die Centralbeamten waren fortgejagt worden und der gegenwärtige Alcalde war eben erst in seine Stelle eingetreten. Diese Aenderung war indess in einem Geiste der Mässigung und Schonung und ohne Blutvergiessen bewerkstelligt worden. Don Francisco sprach mit einer uns ungewohnten Unbefangenheit des Urtheils von seinem unmittelbaren Vorgänger als einem ehrlichen, aber missleiteten Manne, der nicht verfolgt ward, sondern unbehelligt am Orte lebte. Dagegen erwarteten die Liberalen nicht dieselbe Behandlung in den Händen der Centralisten. Man fürchtete einen Einfall von Tabasco her. Don Francisco hatte sein Silber und seine Kostbarkeiten zusammengepackt und einen Bongo vor der Thür liegen, um seine Effecten und seine Familie zu retten, und im Orte ging es sehr lebendig her, da die Patrioten ihre Waffen putzten und sich zum Kriege rüsteten.

Don Francisco war ein reicher Mann; er besass eine Hacienda mit 30,000 Stück Vieh, Campecheholzpflanzungen und Bongos und

ward zu 200,000 Dollars geschätzt. Das Haus, das er bewohnte, lag am Ufer des Flusses, war neu gebaut, hatte eine Fronte von 150 Fuss und ihm 20,000 Dollars gekostet. Während wir bei ihm waren, ward das Mittagsessen servirt, und zwar in einem anständigen, in jenem Lande ungewohnten Style, an welchem er uns mit der Unbefangenheit eines Mannes, welcher sich sicher fühlte, niemals überrascht werden zu können, Theil zu nehmen bat. In allen seinen häuslichen Beziehungen erschien er uns gleich dem achtungswürdigen Haupte einer Familie unsers eignen Landes. Er hatte zwei Söhne, die er zur Erziehung nach den Vereinigten Staaten zu schicken in Absicht hatte. Noch andere geringfügigere Dinge erweckten in uns Erinnerungen an unsre theure Heimath; so bekamen wir hier zum ersten Male seit langer Zeit aus neuyorker Mehl gebacknes Brot, und der Deckel des Mehlfasses trug ein Rochester Handlungszeichen. Don Francisco war niemals weiter als bis Tabasco und Campeche gekommen, aber er war mit Europa und den Vereinigten Staaten in geographischer und politischer Beziehung wohlbekannt, wie er überhaupt einer der angenehmsten Gesellschafter und unterrichtetsten Männer war, denen wir in diesem Lande begegnet. Wir blieben den ganzen Nachmittag bei ihm und gegen Abend trugen wir unsre Stühle heraus vors Haus, wo zu dieser Tageszeit die Familie regelmässig sich versammelte. Das Flussufer war eine Promenade für die Bewohner der Stadt, die hier stehen blieben und mit Don Francisco und seiner Gattin Begrüssungen austauschten, und da immer ein leerer Stuhl bereit stand, so nahm auch dann und wann Einer Platz bei uns. Wenn die Vesperglocke läutete, hörte die Unterhaltung auf, Alles erhob sich von den Sitzen und verrichtete ein kurzes Gebet, und wenn es vorüber war, wandten sie sich mit einem „*buenas noches*" zueinander, setzten sich wiederum nieder und fuhren in ihrer Unterhaltung fort. Es lag allezeit etwas Ergreifendes in dem Klange der Vesperglocke, weil sie die Idee an die unermessliche Menge erweckte, die in einem und demselben Augenblicke dem Höchsten ihr Gebet darbrachte.

Während des Abends langte ein Courier mit Depeschen für Don Francisco an, die ihn benachrichtigten, dass eine Stadt, welche zu Gunsten der Liberalen „pronuncirt," wieder entgegengesetzt pronuncirt habe, was ihm und seiner Frau viel Unruhe zu machen schien. Um 10 Uhr kam eine bewaffnete Patrolle wegen zu holender Ordres anmarschirt und wir zogen uns zurück, um eine erquickende Ruhe, deren wir so sehr bedurften, zu geniessen.

Am andern Morgen erzählte uns Don Francisco, halb im Scherze, halb im Ernste, von der Unruhe und Angst, die wir seiner Frau verursacht hätten. Pawlings Spanisch und sein beständiger Gebrauch von Redeweisen, die als der Stadt Mejico angehörig bekannt wären, hätten ihren Verdacht erregt und sie behaupte, Pawling wäre kein Amerikaner, sondern ein Mejicaner aus der Hauptstadt und ein Spion der Centralisten. Pawling war nicht erfreut über diese Anschuldigung; er ärgerte sich ein Bisschen über diesen ersichtlichen Beweis einer langen Abwesenheit aus seinem Vaterlande und fühlte sich ganz und gar nicht geschmeichelt, dass man ihn für einen Mejicaner nahm. Don Francisco lachte dazu, seine Frau aber blieb steif und fest da-

bei, und ich glaube wirklich, wenn man es nicht ganz in der Ordnung hätte finden müssen, dass ich von einem mit der Sprache des Landes vollkommen vertrauten Manne begleitet ward, so würde Pawling bei dem Zustande von Furcht und Misstrauen das Privilegium seines Geburtsrechts verloren haben und als Spion arretirt worden sein.

Den nächsten Tag verbrachten wir in einem angenehmen Nichtsthun und mit den Vorbereitungen zur Fortsetzung unsrer Reise; und am nächstfolgenden Tage schifften wir uns, von der Señora mit einem luxuriösen Vorrathe von Lebensmitteln ausstaffirt und von Don Francisco bis an den Einschiffungsplatz begleitet, am Bord eines Bongo nach La Laguna ein. Der Bongo hielt gegen fünfzehn Tonnen, war flachbodig, hatte zwei Masten und Segel und war mit Campecheholz beladen. Auf dem Deck waren Mango's, Pisangs und andere Früchte und Gemüse aufgespeichert und versperrten den Platz in solchem Grade, dass es nicht möglich war, sich zu bewegen. Der Stern hatte bewegliche Lukendeckel. Es wurden einige Schichten Campecheholz herausgenommen und die Lukendeckel über den dadurch leer gewordenen Raum gestürzt, um uns Schutz vor dem Regen zu geben, dann ein Segel zu einem Zelte zum Schutze gegen die Sonne zurechtgemacht, und in wenigen Minuten stiessen wir vom Ufer ab.

Unsere Mitpassagiere waren zwei noch nicht zwanzigjährige Centralamerikaner aus Peten, die vor der Herrschaft der carrera'schen Partei flohen. Da wir direct aus Centralamerika kamen, so nannten wir uns gegenseitig Landsleute. Wir sahen bald, dass unsre Bootsleute elende Kerle waren. Während sie weiter aufwärts *bogadores* oder Ruderer hiessen, nannten sie sich hier, wo sie an Bord eines Bongo mit Segeln waren und der Seeküste zusteuerten, *marineros* oder Matrosen. Der Patron oder Kapitän war ein sanfter, gutmüthiger und energieloser Mann, der alle seine Befehle an seine hosenlosen Marineros mit den gewinnenden Worten einleitete; „*Señores haganme el favor*“ — „die Herren mögen mir den Gefallen thun.“

Unterhalb der Stadt kamen wir zu einer Insel von gegen vier Leguas Länge, an deren Spitze dem Festlande gegenüber in einer grossen Lichtung eine Meierei sich zeigte, vor welcher Canoas auf dem Wasser lagen. Alles Reisen geschieht hier auf dem Flusse und in Canoas. Von hier an hörten alle Wohnungen auf; der Fluss war sehr tief, die Ufer dicht bewaldet und das Gezweig ragte weit in den Fluss herüber.

Alsbald kamen wir zu einem Theile des Flusses, wo die Alligators eines ungestörten Besitzes sich zu freuen schienen. Einige lagen, Treibholzklötzen ähnlich, sich sonnend auf Schlammbänken und allerwegen sah man ihre Köpfe aus dem Wasser hervorgucken. Der spanische Geschichtschreiber sagt von ihnen: „Sie schwimmen mit dem Kopfe über dem Wasser, schnappen nach Allem was sie sehen und verschlingen es, mag es ein Stock, ein Stein oder ein lebendiges Wesen sein, welche Gefrässigkeit der wahre Grund ist, warum sie Steine verschlingen, nicht aber, wie Manche sagen, um auf den Grund zu sinken; denn das haben sie nicht nöthig und thun es auch nicht gern, da sie ausserordentliche Schwimmer sind; dabei dient ihnen der Schwanz als Steuerruder, der Kopf ist der Schiffs-

schnabel und die Pfoten sind die Ruder, welche so flink sind, dass sie jeden Fisch, während er schwimmt, erhaschen. Man hat in dem Magen eines Alligators anderthalb Centner frischen Fisch gefunden ausser dem bereits Verdauten, in einem andern eine ganze indianische Frau sammt ihren Kleidern, die er den Tag zuvor verschlungen hatte, und in einem andern ein Paar goldne Armbänder mit Perlen, die den Schmelz verloren hatten und von denen ein Theil aufgelöst war, während das Gold noch unversehrt war."

Hier behaupteten sie noch ihre Herrschaft. Es ereignen sich oftmals Unfälle; so erzählte uns in La Palisada Don Francisco, dass ein Jahr zuvor einem Manne das eine Bein abgebissen worden und er versunken war. Es lagen ihrer drei an der Mündung eines kleinen, in den Fluss fallenden Gewässers beisammen. Der Patron theilte uns mit, am Ende der letzten trocknen Jahreszeit wären in dem Becken eines Weihers, in welchen jenes Gewässer sich ergiesse, ihrer über zweihundert gezählt worden. Die Leute mehrer Bongos fuhren unter sie hinein mit Keulen, spitzigen Pfählen und Machetes und tödteten ihrer mehr als sechszig. War der Fluss schon an sich, in seiner garstigen Farbe, mit seinen Schlammufern und einer brennenden Sonnenhitze ausgesetzt, hässlich genug, so machten ihn diese kolossalen scheusslichen Ungethüme, die weder Fisch noch Fleisch sind, vollends abstossend. Die Bootsleute nannten sie *enemigos de los Cristianos* — Feinde der Christen — was bei ihnen bedeutete „Feinde der Menschen." In einer Canoa würde man sich unter ihnen unbehaglich gefühlt und sie gern ungestört gelassen haben; da wir aber auf einem Bongo waren, so holten wir unsere Flinten hervor nnd feuerten auf erbarmungslose Weise unter sie. Eines der Scheusale von 25 bis 30 Fuss Länge lag auf dem 40 bis 50 Fuss vorragenden Aste eines gigantischen Baumes, zwar unten mit Wasser bedeckt, doch so, dass das ganze Thier sichtbar war. Ich zielte gerad unter die weisse Linie: der Alligator fiel herab und mit furchtbarem Ringen und Winden, das Wasser mit einem blutigen Kreise röthend, kehrte er sich auf den Rücken und war todt. Ein Bootsmann und einer der jungen Menschen aus Peten stiegen in eine Canoa, um ihn an Bord zu bringen. Die Canoa war ein kleines, schwankendes Ding, und sie war nicht fünfzig Ellen weit gefahren, als sie Wasser schöpfte, sich füllte, umschlug und die beiden Männer ins Wasser warf. In diesem Augenblicke waren vielleicht an zwanzig Alligators zu sehen, theils an den Ufern, theils an verschiedenen Stellen des Flusses schwimmend. Wir konnten nichts für die Beiden thun, wozu noch kam, dass der alte Bongo, der sich vorher kaum bewegt hatte, jetzt mit einem Male rasch vorwärts zu treiben schien, als wäre es so recht darauf abgesehen, sie ihrem Schicksale zu überlassen. In jedem Augenblicke ward die Entfernung zwischen uns und ihnen grösser und an Bord war Alles in Verwirrung; der Patron schrie in seiner Angst den „Señores" zu und die Señores, jeden Nerv anspannend, kehrten den alten Bongo nach dem Ufer zu, verwickelten seine Masten in das Gezweig der Baüme und sassen nun festgebannt. Mittlerweile waren unsre Freunde im Wasser nicht müssig. Der junge Mann aus Peten schwamm kräftig nach dem Ufer zu, ergriff den Ast eines Baumes, der 50 Fuss übers Wasser herüberragte und so tief

herabhing, dass er ihn erfassen konnte, zog sich gleich einem Affen an ihm in die Höhe und lief auf ihm ans Ufer. Der Marinero, der nun die Canoa für sich allein hatte, kehrte den Bauch nach oben, setzte sich rittlings darauf und ruderte mit den Händen nach uns zu. Beide kamen unversehrt an Bord und der Vorfall ward, als die Angst vorüber war, als ein hübscher Spass betrachtet.

Inzwischen hatten sich unsere Masten in den Zweigen der Bäume dergestalt verwickelt, dass wir, als wir sie aus dem Gewirr herauszogen, einiges von unserm erbärmlichen Takelwerk verloren; endlich aber kamen wir doch wieder in die Mitte des Flusses und begannen unsern Krieg gegen die *enemigos de los Cristianos* von Neuem. Die Sonne schien so heiss, dass wir nicht ausserhalb des Zeltes stehen konnten; die Bootsleute machten uns aber jedesmal, wenn sich ein günstiger Schuss darbot, aufmerksam. Diese unsre Hinabfahrt auf dem Flusse wird den Ungethümen für immer als ein Verheerungszug im Gedächtniss bleiben. Alte Alligators werden in ihrer Todesstunde der heranwachsenden Generation die Lehre einschärfen, ihre Köpfe hübsch unterm Wasser zu halten, wenn Bongos herangefahren kommen. Wir erlegten wohl zwanzig Stück und Andere sitzen wahrscheinlich in diesem Augenblicke mit unsern Kugeln im Leibe am Ufer und werden nicht begreifen, wie sie dahin gelangt sein mögen. Mit Büchsen hätten wir ihrer mindestens hundert tödten können.

Um 3 Uhr trat das regelmässige nachmittägliche Unwetter ein, das mit einem furchtbaren Sturme den Fluss hinauf anhob, der den Bongo umdrehte und seine breite Seite stromaufwärts trieb, und bevor wir noch das Ufer erreichen konnten, ergoss sich eine wahre Sündfluth über uns. Endlich legten wir vor Anker, befestigten den Lukendeckel über dem uns angewiesenen Schlafraum und krochen darunter. Das Plätzchen war so niedrig, dass wir nicht aufrecht sitzen konnten, und wenn wir lagen, so war etwa ein Fuss Raum über uns. Bei unserer Ankunft in La Palisada erachteten wir es für ein Glück, einen Bongo bereit zu finden, obwohl er bereits mit Campecheholz von vorn bis hinten voll beladen war. Don Francisco sagte, wir würden uns gar zu unbehaglich darauf fühlen, und wünschte, dass wir auf seinen eignen Bongo warten möchten; aber Verzug war uns ein schlimmeres Uibel, und ich bedang mir daher aus, dass ein Theil des Holzes hinter dem Hauptmaste hinweggenommen werde, um einen Lukendeckel darüber zu legen und darunter Raum für uns zu gewinnen. Aber wir hatten diese Herrichtung nicht persönlich überwacht; und als wir an Bord kamen, erschien uns allerdings das Campecheholz als eine ein Bisschen harte Art von Lager, wir entdeckten aber die allergrösste Unbequemlichkeit besagten Plätzchens nicht eher, als bis der Regen uns hinabtrieb. Ja, dieses gemiethete und demgemäss bezahlte kleine Raümchen hatten wir nicht einmal für uns allein; denn auch die beiden Petenser krochen mit uns darunter und der Patron und die Señores folgten. Da wir sie doch unmöglich in den unbarmherzigen Regen hinausjagen konnten, so lagen wir wie ein Klumpen Menschenfleisch beisammen, der vom gleichen Gefühle des Leidens, der Reizung und der Hilflosigkeit beseelt war. Während dieser Zeit schoss der Regen wie eine Sündfluth nieder, der Donner rollte grässlich über unsern Haüptern

Blitze flammten durch die Spalten unsers finstern Lochs und blendeten uns die Augen, und in unsrer Nähe hörten wir das furchtbare Gekrach eines stürzenden Baumes, den der Sturmwind umgeworfen oder, wie wir meinten, der Blitz getroffen hatte.

So war unsre Lage. Manchmal passten die Knorren des Holzes in die Krümmungen und Hohlungen des Körpers, im Allgemeinen aber waren sie da, wo sie nicht sein sollten. Wir dachten, noch schlimmer könnte es nicht kommen, erkannten aber bald unsern Irrthum und betrachteten uns hintennach als undankbare Murrer ohne Grund. Die Mosquitos beanspruchten uns als herrenlose Sachen und fanden ihren Weg unter den Lukendeckel, wo sie uns umsummten und umbrummten. Jetzt blicke ich zwar auf dieses Ungemach mit vollkommnem Gleichmuth zurück; damals aber, bei dieser Hitze und dieser Engniss, waren wir in einer am allerwenigsten liebenswürdigen Stimmung, bis wir um zehn Uhr in Wuth ausbrachen und dem Kapitän und seinen faulen Señores tüchtig zu Leibe gingen, dass sie nicht, wie es doch gewöhnlich geschehe und wie es ihnen auch der Alcalde befohlen hätte, vor Einbruch der Nacht die Mündung des Flusses erreichten, und wir bestanden darauf, dass sie in die Strömung hinaustrieben.

Der Regen hatte aufgehört, aber der Sturm raste noch immer uns entgegen. Bei dem trüben Lichte sahen wir einen grossen Bongo mit einem aufgespannten Segel gleich einer Erscheinung bei uns vorüberfliegen. Wir liessen den Patron vom Ufer abtreiben, aber wir konnten den Fluss nicht halten und wurden nach einigen Zickzackbewegungen nach dem entgegengesetzten Ufer geworfen, wo neue und hungrigere Mosquitoschwärme über uns herfielen. Hier lagen wir wieder eine ganze Stunde lang, bis endlich der Wind sich legte und wir in die Strömung stiessen. Diess war für uns ein grosser Trost. Die Señores, obgleich an die Plage der Mosquitos mehr gewöhnt als wir, litten gleichwohl ebensoviel. Die Wolken zogen von dannen, der Mond brach hervor, und ohne die abscheulichen Insecten würde unser Hinabschwimmen auf dem wilden und einsamen Flusse ein unvergessliches Ereigniss in unserm Leben gewesen sein. Unter den bewandten Umständen machte Keiner einen Versuch zum Schlafen, und ich glaube wahrlich, kein Mensch hätte eine ganze Nacht am Ufer verbringen und noch leben können.

Mit Tagesanbruch befanden wir uns noch immer im Flusse. Alsbald erreichten wir einen kleinen See und fuhren nach einigen Schwenkungen in eine schmale Strasse ein, genannt La Boca Chica oder die Kleine Mündung. Das Wasser stand beinahe mit den Ufern gleich und zu beiden Seiten erhoben sich die gigantischsten Bäume der Tropenwälder, deren nackte Wurzeln drei bis vier Fuss über dem Boden und knorrig, gekrümmt, untereinander verschlungen waren und grau und wie abgestorben aussahen. Um 10 Uhr passirten wir die Boca Chica und kamen in den See Terminos. Hier waren wir wieder im Salzwasser und fuhren mit vollen Segeln einher. Zu unsrer Rechten war nichts als eine weite Wasserfläche zu sehen, während zur Linken Bäume mit nackten Wurzeln, die aus dem Wasser zu wachsen schienen, eine Gränze bildeten und vor uns, aber ein wenig links und kaum sichtbar eine langgestreckte Linie

von Baümen die Insel Carmen bezeichnete, auf welcher die Stadt Laguna, unser Bestimmungshafen, lag. Die Einfahrt in den See war seicht und schmal und voller Riffe und Sandbänke, und unsere Leute liessen sich hier die Gelegenheit, das Boot nach dem Ufer zu stossen, nicht entschlüpfen. Ihre Anstrengungen, es von da wieder abzubringen, scheiterten an ihrer Bornirtheit und Faulheit; Einer oder Zwei derselben thaten gleichzeitig einige Stösse mit den Stangen, als ob sie ein Ruderboot abstiessen, worauf sie zum Ausruhen innehielten und die Arbeit Andern überliessen. Was mit vereinten Kräften geschehen könne, davon schienen sie keinen Begriff zu haben; und nach einigen neuen, ebenso erfolglosen Anstrengungen sagte der Patron, wir müssten bis zum Steigen der Fluth hier liegen bleiben. Da wir um keinen Preis eine abermalige Nacht an Bord des Bongo zubringen mochten, so nahmen wir die Leitung des Fahrzeugs ganz in unsre eigne Hand. Und bei der physischen Kraft, die wir in Thätigkeit setzten, waren wir dazu berechtigt. Selbst Herr Catherwood half mit, und ausser ihm waren wir unser drei kräftige und desperate Männer. Juans Anstrengungen waren ungeheuer. Ihn hatten die Mosquitos bei der grossen Körperfläche, die ihren Angriffen preisgegeben war, furchtbar gemartert und der Bongo war ihm sogar noch mehr als uns zuwider. Wir jagten zwei der Leute ins Wasser und liessen sie den Boden des Fahrzeugs mit ihren Schultern heben, während wir uns alle zusammen an Bootshaken stämmten und das Boot vom Ufer ab in tiefes Wasser stiessen. Hier segelten wir mit einer sanften Brise so lange ruhig und glatt dahin, bis wir die über die Insel sich erhebenden Masten der Fahrzeuge bei La Laguna unterscheiden konnten, wo der Wind gänzlich erstarb und uns unter einer kochenden Sonne in todtenstillem Wetter sitzen liess.

Um 2 Uhr sahen wir Wolken sich zusammenziehen und im Nu ward der Himmel ganz schwarz und verkündete eines jener grauenvollen Unwetter, die selbst zu Lande schrecklich sind. Die Lukendeckel wurden herabgenommen und dafür eine Presenning über uns ausgebreitet, um darunter Schutz zu finden. Die Böe kam so plötzlich heran, dass die Leute von ihr völlig überrumpelt wurden und die Verwirrung an Bord beunruhigend ward. Der Patron bat mit ausgestreckten Händen und einem sehr flehentlichen Blicke die Señores, sie möchten doch die Segel bergen; und die Señores schrien alle auf einmal, rannten stolpernd über das Campecheholz hin und her und zerrten an allen Stricken, nur gerade an dem rechten nicht. Das Hauptsegel blieb auf halbem Wege sitzen und wollte nicht herab; und während der Patron und seine gesammten Leute dastanden und schrien und zu ihm hinaufgafften, rannte jener Marinero, welcher in der Canoa umgeworfen worden war und jetzt vor Angst in voller Wahrheit Thränenströme vergoss, in einem Anfall von Verzweiflung in den Tauringen den Mast hinauf, sprang auf den Topp, straffte ein Tau und brachte das Segel in einem Schusse herab. Ein Orkan blies durch die nackten Masten, eine Regenfluth folgte, der See ward rasend gepeitscht und Alles entschwand vor unserm Blicke. Gleich bei Beginn des Wetters beschlossen wir wegen der an Bord herrschenden Verwirrung nicht unter den Lukendeckel zu kriechen, weil wir fürchteten, die Holzladung möchte, wenn sich der Bongo

mit Wasser füllte, ihn wie Blei auf den Grund treiben. Wir entledigten uns unsrer Stiefeln und Röcke und holten zum augenblicklichen Gebrauche unsre Lebensrettungsapparate hervor. Das Deck des Bongo war gegen drei Fuss über dem Wasser und vollkommen glatt, ohne irgendeinen Gegenstand, an den man sich hätte halten können, daher wir uns, um nicht fortgeblasen oder fortgespült zu werden, niederlegten und in dieser Situation den ganzen Sturm aushielten. Die Luft war finster; aber im zuckenden Lichte der Blitze sahen wir die nackten Segelstangen eines andern Bongo, der gleich uns von der Gewalt des Sturms umhergeschleudert ward. Das Wetter währte über eine Stunde, wo es dann ebenso plötzlich abzog als es heraufgekommen war; und wir erblickten nun La Laguna, das mit mehr Schiffen angefüllt war als wir seit Neuyork gesehen. Auf unsrer langen Binnenreise hatten wir die Schiffe beinahe aus dem Gedächtniss verloren und schon der blosse Anblick derselben brachte uns in innige Beziehungen zu der Heimath. Nachdem die Böe ausgerast, trat gänzliche Windstille ein. Die Leute griffen zu ihren Petschen, kamen aber nur sehr wenig vorwärts, so dass wir, während wir den Hafen in voller Sicht hatten, doch besorgten, wir möchten eine fernere Nacht an Bord verbringen müssen, als eine zweite Böe herangestürmt kam, die zwar nicht so heftig als die erste war, aber gerad vom Hafen herblies. Ein entsetzlicher Regen begleitete sie. Wir machten zwei oder drei Bewegungen unter einem scharf eingerefften Focksegel; der alte Bongo schien durch das Wasser zu fliegen; und mitten im schönsten Laufe ward der Anker, oder richtiger gesprochen der Stein, in einiger Entfernung von den Schiffen ausgeworfen und wir standen nagelfest. Da zwischen uns und dem Strande blinde Klippen lagen, so riefen wir einigen Leuten zu, sie sollten kommen und uns hinüberholen, erhielten aber zur Antwort, die Brandung wäre gar zu wild. Und wiederum kam jetzt ein Regenwetter, während dessen wir uns auf eine halbe Stunde unter dem Schutze von Lukenthüren zusammenschichteten.

Sobald der Himmel rein war, waren wir wieder auf dem Deck und sahen eine schöne Jolle mit einem Führer und vier Mann am Ufer entlang gegen eine reissende Strömung hinfahren, wobei die Leute zu Zeiten ins Wasser sprangen und an zu diesem Ende befestigten Stricken zogen. Wir riefen sie auf Englisch an und der Führer antwortete in der nämlichen Sprache, das Wetter wäre zu ungestüm; indess kamen sie doch nach einer gehaltenen Berathung mit den Matrosen zu uns herangerudert und nahmen Herrn Catherwood und mich an Bord. Der Führer war der Maat eines französischen Schiffs und sprach englisch. Sein Schiff sollte den nächsten Tag absegeln und er war eben im Begriff, einige grosse Schildkröten, die am Strande lagen und auf ihn warteten, einzunehmen. Sobald wir angelegt hatten, stiegen wir auf die Schultern von zwei vierschrötigen französischen Matrosen und wurden am Strande abgesetzt, und vielleicht fühlten wir uns auf unsrer ganzen Reise nicht so selig als in diesem Augenblicke, wo wir uns von dem Bongo erlöst sahen.

Die Stadt dehnte sich längs dem Ufer des Sees aus. Wir gingen an ihr in ihrer ganzen Länge hin, sahen zahlreiche und reich aus-

gestattete Magazine, Kaffeehaüser und selbst Barbierläden und erreichten am äussersten Ende das Haus des amerikanischen Consuls. Hier sassen im Porticus zwei Männer von ganz landsmännischem Aussehen. Der Eine war der amerikanische Consul Don Carlos Russell. Das Gesicht des Andern war mir zwar bekannt, ich vermochte ihn aber doch nicht im Augenblicke zu erkennen, und noch weniger konnte ich, der ich in die Landestracht des Innern gekleidet war, ihm kenntlich sein. Als er vernahm, dass wir aus Guatemala kämen, frug er mich nach Neuigkeiten von mir, die ich mich glücklich schätzte ihm persönlich geben zu können. Es war Kapitän Fensley, mit dem ich zur Zeit, als ich Erkundigungen über dieses Land einzog, in Neuyork Bekanntschaft gemacht und über die Fahrt nach Campeche mich besprochen hatte. Da er direct von Neuyork kam, so brachte er uns die erste Kunde, die wir seit langer Zeit von diesem Ort erhalten, nebst einem Vorrathe an Zeitungen, die voll waren mit Nachrichten von Zahlungseinstellungen und allgemeinem Ruin. Aus diesen Mittheilungen ersah ich, dass manche meiner Freunde seltsame lächerliche Rollen gespielt hatten; in dem wichtigen Kapitel der Heirathen und Todesfälle aber fand ich gar nichts, was mir Freude oder Schmerz bereitete.

Don Carlos Russell oder Herr Charles Russell, aus Philadelphia gebürtig und an eine spanische Dame von grossem Vermögen verheirathet, empfing uns wie ein Mann, der trotz langer Abwesenheit doch seine Heimath nicht vergessen hatte. Sein Haus, seine Tafel, Alles was sein war, selbst seine Börse, stand uns zu Diensten. Nachdem unsre ersten Begrüssungen vorüber waren, setzten wir uns zu einem Diner hin, das mit demjenigen unsers Freundes in Totonicapan um die Palme stritt. Wir konnten es kaum glauben, dass wir dieselben armen Geschöpfe seien, die noch vor wenigen Stunden auf dem See umhergeschleudert wurden, in gleicher Angst vor einem Versinken in den Grund als vor einer fernern Nacht am Bord des Bongo. Sollte der Leser im Stande sein, sich eine Vorstellung von unsrer Freude und unserm Hochgenusse zu machen, so müsste er Gleiches mit uns ausgestanden haben. Der Neger, welcher bei Tafel uns bediente, war im Hause eines unsrer Bekannten in Broadway Kellner gewesen; es war als wären wir nur einen Schritt von unsrer Wohnung entfernt, und Nachts hatten wir reinliche Betttücher, mit denen uns unser Wirth versorgt hatte.

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

La Laguna. — Reise nach Merida. — Sisal. — Eine neue Art Fuhrwerk. — Der Ort Hunucama. — Ankunft in Merida. — Anblick der Stadt. — Das Frohnleichnamsfest. — Die Kathedrale. — Die Procession. — Schönheit und Einfachheit der indianischen Frauen. — Des Bischofs Palast. — Das Theater. — Reise nach Uxmal. — Die Hacienda Vayalquex. — Werth des Wassers. — Die Lage der Indianer in Yucatan. — Eine sonderliche Art von Kutsche. — Die Hacienda Mucuiche. — Eine schöne Grotte.

Die Stadt Laguna liegt auf der Insel Carmen, welche gegen sieben Leguas lang ist und nebst einer andern Insel von etwa vier Leguas Länge den See Terminos vom mejicanischen Golfe trennt. Sie bildet das Depôt für das grosse Campecheholzland im Innern und eben lagen ein Dutzend Fahrzeuge im Hafen, die auf Ladungen nach Europa und den Vereinigten Staaten warteten. Die Stadt ist gut gebaut und blühend. In Folge der Fesseln, welche ihrem Handel durch die drückenden Massregeln der Centralregierung auferlegt wurden, hatte sie sich pronuncirt, die Garnison entwaffnet und fortgejagt und betrachtete sich nun als unabhängig und nur der Staatenregierung von Yucatan noch unterworfen. Der Ankergrund bei Laguna ist zwar seicht, aber sicher und leicht zugänglich für Schiffe, die nicht über 12 bis 14 Fuss Tiefgang haben.

Gern hätten wir hier einige Zeit ausruhen und Streifereien durch die Insel machen mögen, aber unsre Reise war noch nicht beendet. Unsre nächste Tour ging nach Merida, der Hauptstadt von Yucatan. Der nächstgelegene Hafen war Campeche, das 120 Meilen entfernt lag und wohin man die Reise in der Regel mit einem der Seeküste entlang fahrenden Bongo machte. Bei der Erfahrung, die wir in Betreff der Bongos gemacht, war diess eine sehr entmuthigende Aussicht. Trotzdem würde diess unser unglückliches Loos gewesen sein, wenn uns nicht die Güte Herrn Russells und Kapitän Fensleys davon erlöst hätte. Der Letztere wollte direct nach Neuyork und seine Fahrt ging die Küste Yucatans entlang. Persönlich war er geneigt, Alles was in seiner Macht stand zu thun, um uns zu dienen; aber es konnte möglicherweise doch mit einiger Gefahr verknüpft sein, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Campeche einzulaufen, um uns ans Land zu setzen; und so konnten wir ihn, obwohl wir seine günstige Gesinnung kannten, doch nicht bedrängen. Aber Herr Russell war sein Consignatar, hatte nach der Certapartie ein Recht, ihn zehn Tage zurückzuhalten, und beabsichtigte diess auch zu thun; er erbot sich aber, ihn in zwei Tagen zu befrachten, unter der Bedingung, uns an Bord zu nehmen und, da Campeche blokirt ward, uns bei Sisal ans Land zu setzen, welches 60 Meilen weiter hinaus liegt und Merida's Seehafen ist. Kapitän Fensley willigte ein und so wurden wir aus einem grossen Unglück, wofür wir es zur Zeit angesehen haben würden, erlöst.

Was den früher erwähnten Plan eines Ankaufs der Ruinen von Palenque anbelangt, so ging Herr Russell mit Wärme darauf ein, und mit einer Liberalität, die zu erwähnen ich nicht umhin kann und

die von einem von der Heimath so lange entfernt gewesenen Manne kaum zu erwarten war, bat er um die Gestattung, zweitausend Dollars als Theil der Kosten der Fortschaffung der Antiquitäten nach den Vereinigten Staaten auf sich nehmen zu dürfen. Gemäss meinem frühern Arrangement benachrichtigte ich den Präfecten in einem Schreiben von Herrn Russells Betheiligung und verwies ihn wegen der Regelung der Details des Kaufs an Pawling als meinen Agenten. Dieses Schreiben ward einem Briefe Herrn Russells desselbigen Inhalts beigeschlossen, welcher letztere ausserdem noch besagte, dass das Geld in dem Augenblicke, wo es verlangt werden würde, ausgezahlt werden sollte; und beide Schreiben wurden Pawling mit vollständigen Anweisungen eingehändigt. Das Interesse, welches Herr Russell an dieser Sache nahm, gab mir die schmeichelnde Hoffnung, dass sie gelingen werde*), und ohne ihn würde die Absicht, Abgüsse zu nehmen, gänzlich vereitelt worden sein. Er war nämlich soeben beschäftigt, ein ungewöhnlich schönes Haus zu bauen, und hatte wegen pariser Gypses zu dessen äusserer Ausschmückung nach Campeche geschickt, weil er aber dort keinen gefunden, welchen aus Neuyork kommen lassen. Zum Glück hatte er einige Fässer übrig, ohne welchen Zufall Pawlings Reise, soweit sie diesen Gegenstand betraf, fruchtlos gewesen sein würde, da die nächsten Orte, von woher dergleichen zu erlangen war, Veracruz und Neuorleans waren. Nachdem wir noch die Punkte geordnet hatten, dass der Gyps mit Pawling nach Palenque geschafft und die Abgüsse zu mir nach Neuyork gesandt werden sollten, nahmen wir am Sonnabend früh 7 Uhr von Herrn Russell Abschied und schifften uns an Bord des „Gabrielacho“ ein. Pawling gab uns bis über die Barre hinaus das Geleite, wo wir von ihm schieden, indem er zur Rückfahrt an Bord des Pilotenboots ging. Wir hatten seit der Zeit, wo er am Fusse der Sierra Madre zu uns traf, so viel Wildes und Gefährliches zusammen durchlebt, dass wir uns, wie man denken kann, nicht mit Gleichgiltigkeit voneinander trennten. Juan war noch immer bei uns und jetzt zum ersten Mal auf See, und er hätte wohl gar gern gewusst, wohin wir ihn zunächst mitnehmen möchten.

Der „Gabrielacho“ war eine schöne Brigg von etwa 160 Tonnen, unter Kapitän Fensley's eigner Leitung gebaut, gehörte zur

*) Es sei hier sogleich erwähnt, dass bald nach des Verfassers Rückkehr nach den Vereinigten Staaten Erlasse von Seiten der mejicanischen Regierung erfolgten, welche alles Nachgraben in den Ruinen von Palenque oder gar das Fortnehmen eines wenn auch noch so unbedeutenden Gegenstandes aus denselben verboten; in Folge welcher Erlasse Pawling der Aufenthalt unter den Ruinen zum Behuf von Abgüssen verboten ward, ja ihm sogar die auf Kosten des Verfassers bereits gemachten und also ihm zugehörigen Abgüsse weggenommen wurden. Selbst der blosse Besuch der Ruinenstadt von Seiten Reisender sollte in Zukunft nur noch in Begleitung und Beaufsichtigung von Präfectur-Beamten gestattet sein. Unter solchen Umständen ist nun freilich bis dahin, wo die mejicanische Regierung zu besserer Einsicht gelangt, für die Erreichung der Zwecke des Verfassers wenig zu erhoffen. — Auch die Verhandlungen wegen Ankaufs der Ruinen von Quirigua zerschlugen sich, weil gewisse Zeitungsberichte und Einflüsterungen ihren Besitzern ganz übertriebene Vorstellungen von deren Werthe beigebracht hatten und sie meinten, alle Regierungen Europa's würden miteinander wetteifern, in deren Besitz zu gelangen, auch fort und fort des thörichten Glaubens lebten, der Verfasser unterhandle im Namen seiner Regierung.

Hälfte ihm zu und war nett und geschmackvoll wie ein Haus eingerichtet. Er hatte kein Haus am Lande; eine Tochter lebte in einem Pensionate in den Vereinigten Staaten und der übrige Theil seiner Familie, bestehend aus seiner Frau und einem dreijährigen Töchterlein, war mit ihm an Bord. Seit seiner Verheirathung vor sieben Jahren war seine Frau nur ein Jahr am Lande geblieben und es war ihr Vorsatz, ihn, solange er Seemann bliebe, nicht wieder zu verlassen, während er nach jeder Seereise sich vornahm, dass sie die letzte sein solle, und nach dem Endziele der Hoffnungen jedes Seemanns, nach einem hübschen Landgütchen sich sehnte. Sein Töchterchen Vicentia oder arme Centy, wie sie sich nannte, war der Liebling Aller an Bord. Wir hatten zwölf Passagiere, nämlich enorm grosse Schildkröten, von denen eine, wie der Kapitän hoffte, die Herzen der Väter der Stadt Neuyork beim Festessen des 4. Julius erfreuen sollte.

Unmöglich kann der Leser sich eine vollkommene Idee von der Befriedigung machen, die wir in diesem behaglichen Quartier an Bord der Brigg empfanden. Zwar hatten wir eine Nachmittags-Böe, aber wir betrachteten uns blos als Passagiere, und mit einem guten Schiffe, einem guten Kapitäne und guter Mannschaft lachten wir über einen Bongo, der in der Ferne dicht an der Küste hinschlich, und fürchteten zum ersten Male ein zu baldiges Ende der Fahrt. Vielleicht hat nie ein Kapitän Passagiere gehabt, die bei Sturm oder bei Windstille so seelenzufrieden waren. Möget ihr, die ihr über das atlantische Meer in Paketschiffen fahrt, über Unbequemlichkeiten klagt und den Kapitän öffentlich zu nennen droht, weil sein Porter nicht aushält, möget ihr eines Tages an Bord eines mit Campecheholz beladenen Bongo gesteckt werden!

Der abgerissene Zustand unserer Garderobe konnte auch dem gleichgiltigsten Beobachter nicht entgehen; Madam Fensley, die unsere Zerfetztheit jammerte, nähte unsre Knöpfe an, stopfte Löcher zu, setzte Flecken auf, kurz, setzte uns zu einer neuen Expedition wieder in Stand. Am dritten Morgen sagte uns Kapitän Fensley, dass wir Campeche während der Nacht passirt hätten und bei aushaltendem Winde Sisal heute erreichen würden. Um 8 Uhr bekamen wir die langgestreckte niedrige Küste in Sicht, und während wir beständig ihr zusteuerten, warfen wir kurz vor Dunkelwerden auf der Höhe des Hafens, etwa zwei Meilen von der Küste ab, Anker. Hier lag eine Brigg, ein spanischer Kauffahrer, der nach Havana wollte und das einzige Fahrzeug im Hafen war. Der Ankerplatz ist eine offne Rhede ausserhalb der Brandung, der für vollkommen sicher gilt, ausgenommen während eines Nordoststurms, wo spanische Schiffe stets ihr Ankertau fahren lassen und in die hohe See flüchten.

Bei der Ungewissheit, ob Das, was wir zu sehen vorhatten, die Mühe verlohnte, und bei der grössern Ungewissheit, ob wir eine Fahrgelegenheit finden würden, wenn wir eine brauchten, war es uns eine harte Probe, ein gutes Schiff zu verlassen, das uns in zwanzig Tagen der Heimath zuführen konnte. Trotzdem aber überwanden wir uns. Es war bereits dunkel, als wir das Schiff verliessen. Wir landeten am Ende einer langen hölzernen Docke, die am freien Meeresufer herausgebaut war, wo wir von einem Sol-

daten angerufen wurden. Am Landende des Hafendamms stand ein Wach- und Zollhaus, wo sich ein Officier erbot, uns zum Commandanten zu escortiren. Zur Rechten, nahe dem Strande, erhob sich eine alte spanische Festung mit Thürmchen. Hier rief uns von den Zinnen herab ein Soldat an, und als wir bei der Hauptwache vorüberkamen, wurden wir abermals angerufen. Die Antwort lautete wie in Centralamerika: *„Patria libre."* Die Stimmung des Ortes war kriegerisch, die liberale Partei die herrschende. Die Revolution war, wie überall anderswo, im Geiste der Mässigung vor sich gegangen; sie würde aber, als bei der Vertreibung der Besatzung der sehr tyrannische Commandant gefangen genommen ward, durch dessen Ermordung besudelt worden sein, hätte man ihn nicht an Bord eines Bongo gebracht und entkommen lassen. Wir wurden von Seiten des Commandanten wohl aufgenommen. Kapitän Fensley führte uns zum Hause eines Bekannten, wo wir den Kapitän der seehaltenden spanischen Brigg antrafen, der in acht Tagen nach Havana segeln sollte und wornach auf lange Zeit kein andres Fahrzeug zu erwarten war. Wir trafen unsere Anstalten, um am nächsten Tage nach Merida aufbrechen zu können, begleiteten am andern Morgen in der Frühe den Kapitän bis zum Hafendamme, sahen ihn in einem Bongo überfahren, warteten bis er an Bord seines Schiffs war, und sahen die Brigg mit gutem Winde und vollen Segeln hinaus in die offne See der Heimath zusteuern. Wir kehrten ihr mit schmerzlichem Bedauern den Rücken. In Sisal gab es nichts, was uns zu fesseln vermochte. Obwohl es hübsch am Meeresufer gelegen und ein wohlhabender Ort ist, so ist es doch weiter nichts als das Depôt der Exporten und Importen von Merida. Und so brachen wir schon um 2 Uhr nach der Hauptstadt auf.

Wir waren nun in einem Lande, das sich von Centralamerika in einem Grade unterschied, als ob es durch das atlantische Meer von ihm geschieden wäre, und traten unsere Reise in einer ganz neuen Art von Fuhrwerk an. Es führte den Namen *calesa* (Kalesche), war etwa nach der Weise eines altmodischen Cabriolets gebaut, aber sehr gross, schwerfällig, für böse Wege eingerichtet, ohne Federn und rothgrüngelb angemalt. Hinten wurden unsere Kuhhautkoffer aufgeschnallt und über ihnen, bis zum Kutschenhimmel reichend, ward ein Haufen Sacate für die Pferde festgebunden. Und diese ganze Ladung nebst Herrn Catherwood und mir ward von einem einzigen, von einem Manne gerittenen Pferde gezogen. Zwei andere Pferde folgten zum Wechseln, beide angeschirrt und jedes von einem Burschen geritten. Die Strasse war vollkommen eben und bildete einen Dammweg, der über die steinige und mit Zwergbaümen bewachsene Ebene ein wenig erhöht war. Anfangs kam es uns wie ein wahrer Hochgenuss vor, in einem Räderwagen dahinzurollen; aber bei der Schlechtigkeit der Strasse und der Federlosigkeit der Kalesche begann schon nach einer kleinen Weile dieser Hochgenuss sehr zweifelhaft zu werden.

Nach der prachtvollen Natur Centralamerika's erschien uns das Land kahl und uninteressant; aber grosse, von fünf nebeneinandergespannten Maulthieren gezogene Karren mit hohen, zehn bis zwölf Fuss voneinander abstehenden Rädern, beladen mit Hanf, Sackleinwand, Wachs, Honig, Ochsen- und Hirschhaüten, gaben uns Zeugniss

von dem Reichthume des innern Landes. Das erste Ereigniss auf der Strasse war der Pferdewechsel, welcher darin bestand, dass man das Pferd aus der Gabel aus- und eines der andern beiden, bereits vom Schweisse triefend, einspannte, was zweimal geschah. Um 1 Uhr erreichten wir die Stadt Hunucama in anmuthiger Lage, ganz in Baümen vergraben, mit einem grossen öffentlichen Platze, der eben jetzt ringsum mit Laubengängen von Immergrün geschmückt war, weil am nächsten Tage das hohe Frohnleichnamsfest gefeiert werden sollte. Hier erhielten wir drei frische Pferde, wechselten sie wie zuvor, kamen durch zwei Ortschaften und erblickten in zwei Meilen weiter Ferne die Thürme von Merida, in das wir um 6 Uhr unsre Einfahrt hielten. Die Haüser waren gut gebaut, hatten mit Balcons versehene Fenster und viele waren zwei Stock hoch. Die reinlichen Strassen, die vielen wohlgekleideten, muntern und fröhlichen Menschen, die sich in ihnen umherbewegten, und die phantastisch bemalten, mit Gardinen versehenen Calesas mit reizend gekleideten Damen ohne Hüte und das Haar mit Blumen geschmückt, gaben der Stadt ein Gepräge von Heiterkeit und Schönheit, das nach den finstern Städten, durch die wir gekommen, bezaubernd und fast poetisch auf uns wirkte. Kein Ort hatte noch gleich beim Eintritt einen so angenehmen Eindruck auf uns gemacht; und als wir gar vor einem grossen Hotel, das einer Doña Micaela zugehörte, vorfuhren, ward es uns zu Muthe, als wären wir durch einen Zufall in eine europäische Stadt verschlagen worden.

In Merida erwartete mich ein Freund, der hier ansässig war und den ich vor meiner Einschiffung in Neuyork in einem spanischen, vorzugsweise von spanischen Amerikanern besuchten Gasthause kennen gelernt hatte. Er war, wie ich erfuhr, Besitzer der Ruinen von Uxmal. Noch wusste ich nichts von seiner Stellung und seinem Range, bemerkte aber gar bald, dass alle Welt in Merida Don Simon Peon kannte. Bei diesem Herrn machten wir des Abends einen Besuch. Sein Haus war ein grosses, aristokratisch aussehendes Gebaüde von grauem Stein und mit Balcons vor den Fenstern, das beinahe die Hälfte der einen Seite des Hauptplatzes einnahm. Leider war er gerade in Uxmal, wir trafen indess Gattin, Vater, Mutter und Schwestern desselben zu Hause an, da es die gemeinsame Wohnung der Familie war, während die verschiedenen Glieder derselben ihre besondern Haciendas besassen. Sie hatten von meinem beabsichtigten Besuche schon vernommen und empfingen mich daher als einen Bekannten. Don Simon ward zwar in einigen Tagen zurückerwartet, wir beschlossen indess, in der Hoffnung ihn in Uxmal zu finden, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Seine Mutter Doña Joaquina versprach, alle zur Reise nöthigen Anstalten zu treffen und uns einen Diener mitzugeben. Es war lange her, dass wir keinen so angenehmen Abend verbracht hatten wie hier, wo wir viele Personen sahen, die in ihrer persönlichen Erscheinung und in feiner Lebensart jeder Gesellschaft Ehre machen würden und den lebhaften Wunsch in uns erweckten, einige Zeit in Merida verweilen zu können.

Der Marktplatz bot einen heitern Anblick dar. Es war der Vorabend des Frohnleichnamsfestes *(el Corpus)*. Zwei Seiten des Platzes nahmen Corridore ein und die andern waren mit Laubengängen von

Immergrün geschmückt, unter denen Lichter hervorschimmerten. Heitere Gesellschaften lustwandelten unter ihnen und die Corridore entlang und vor den Haüsern standen zum Gebrauch der Promenirenden Stühle und Bänke aufgestellt.

Die Stadt Merida enthält gegen 20,000 Einwohner. Sie steht auf der Stelle eines alten indianischen Orts und ward nur wenige Jahre nach der Eroberung gegründet. In verschiedenen Theilen der Stadt sieht man noch die Uiberreste indianischer Gebaüde. Als Hauptstadt des mächtigen Staates Yucatan genoss sie allezeit eines hohen Grades von Achtung im mejicanischen Staatenbunde und ist in der Republik wegen ihrer *Sabios* oder gelehrten Männer weit und breit berufen. Der Staat Yucatan hatte seine Unabhängigkeit von Mejico erklärt, ja, diese Unabhängigkeit ward jetzt als vollendete Thatsache betrachtet; denn man hatte Nachrichten von der Capitulation der Stadt Campeche und der Unterwerfung der centralistischen Garnison erhalten, womit der letzte Rest des Despotismus ausgerottet war; und die Hauptstadt befand sich eben in Folge dessen im ersten Freudenrausche über eine glücklich hinausgeführte Revolution, im ersten Stolze auf die errungene Unabhängigkeit. Bei seiner entfernten Lage ist es offenbar für Mejico nichts Leichtes, diesen Staat zurückzuerobern, und so ist er wahrscheinlich gleich Tejas ein von dieser grossen, aber schwachen und zerrissenen Republik für immer losgetrenntes Glied. Mit Freuden bemerkten wir, dass politische Erbitterung hier nicht mit centralamerikanischer Wildheit genährt ward, sondern Centralisten und Liberale sich so begegneten wie bei uns die Männer der entgegengesetzten Parteien.

Am nächsten Tage ward im ganzen spanischen Amerika das Frohnleichnamsfest gefeiert, das grösste Fest der katholischen Kirche. Am frühen Morgen begaben wir uns unter Glockengelaüte nach der Kathedrale, die mit dem bischöflichen Palaste die ganze eine Seite des Hauptplatzes einnahm. Das Innere der Kirche war grossartig und imposant, hatte ein steinernes Deckengewölbe und zwei hohe Saülenreihen; der Chor war in der Mitte, der Altar prangte in reichem Silberschmuck; aber den höchsten Reiz boten die knieenden Frauen vor den Altären in ihren über den Scheitel gelegten weissen und schwarzen Schleiern, darunter manche rein wie Heilige und schön wie Engel, die in Tracht, Haltung und Erscheinung die Bilder spanischer Romantik zur Wahrheit machten. Wahrlich, die spanischen Frauen erscheinen nirgends so reizend als in der Kirche.

Da mein Einfall, eine im Heimathlande gemachte Bekanntschaft hier aufzusuchen, so hübsch ausgefallen war, so beschloss ich, einen Empfehlungsbrief von Freunden in Neuyork an Don Joaquin Gutierrez abzugeben, dessen Geschlechtsname in Merida in hoher Geltung stand. Zu meiner Uiberraschung sprach er so gut Englisch wie wir selbst, hatte in der Gesellschaft von Europa und den Vereinigten Staaten die Runde gemacht und war als ächter guter Bürger wieder heimgekehrt, um eine der Schönen seines Vaterlands zu ehelichen. Seine Familie gehörte Merida an, er selbst aber lebte in Campeche, welche Stadt er als hervorragender Centralist verlassen hatte, weil sie von den Föderalisten belagert ward und er für den Fall, dass der Ort in ihre Hände fallen sollte, besorgte, dass gegen verhasste Personen

Excesse begangen werden möchten. Von seinem Hause aus gingen wir nach dem Hauptplatze, um die Procession mit anzusehen. Sie hielt zwar den Vergleich mit den in Guatemala gesehenen nicht aus, hatte auch keine Teufel aufzuweisen; aber ein reizendes Schauspiel bot das unter dem Laubengange und den Corridoren wogende Volk dar. Auch grosse Schaaren Indianer waren versammelt, Männer wie Frauen, die hübschesten Leute, die wir bis jetzt unter ihnen gesehen, und Alle reinlich gekleidet, so dass in dem ganzen Gewühl nicht ein einziger unsauberer Anzug zu sehen war; wie man uns denn sagte, dass ein Indianer, der zu arm wäre, um an diesem Morgen in anständiger Kleidung zu erscheinen, zu stolz sein würde, sich überhaupt öffentlich zu zeigen. Die Indianerinnen waren wirklich schön; sie gingen alle in weissen Kleidern, die mit einem rothen Saum um den Hals, mit Handkrausen und Besatz geschmückt waren, und ihre Gesichter hatten einen milden, zufriedenen und holdseligen Ausdruck. Die höhern Klassen sassen unter den Lauben vor den Thüren der Haüser und in den Corridoren in eleganten Anzügen, ohne Hüte, mit Schleiern oder Blumen im Haar und vereinigten eine Eleganz der Erscheinung mit einer Einfachheit der Sitten, welche dem Schauspiel fast poetischen Zauber verliehen; und sie verriethen eine Heiterkeit und eine Freiheit von Unruhe und Sorgen, wodurch sie weit abstachen gegen die kummerzernagten Gesichter in Guatemala; kurz, sie schienen zu sein, wozu sie Gott bestimmt hatte, — glücklich. Wahrlich, an diesem Orte würde es Einem nicht schwer geworden sein, der gesetzlichen Bedingung des Ankaufs von Palenque — der Verbindung mit einer Tochter des Landes — nachzukommen; und doch war vielleicht ein Theil von diesem starken Eindruck nur die Folge von Vergleichung.

Nach der Procession machte Don Joaquin den Vorschlag, entweder beim Bischof, oder bei einer Dame, welche eine schöne Tochter hatte, vorzusprechen. Zwar war der Bischof der erste Mann in Merida und lebte auf einem grossartigen Fusse; dennoch zogen wir, da wir unsern Tag in Merida aufs Allerbesste benutzen wollten, den zweiten Vorschlag vor. Wir statteten indess des Abends dem Bischof doch noch einen Besuch ab. Sein Palast stiess an die Kathedrale und vor seiner Thür erhob sich ein grosses Kreuz; der Eintritt geschah durch einen Hofraum mit zwei Reihen von Corridoren. Wir stiegen eine Anzahl Stufen hinan und traten in ein Vorzimmer, wo uns ein wohlgekleideter Diener empfing, der dem Bischof unsere Ankunft meldete und uns dann durch drei durch Lampen erleuchtete Prachtsäle mit hohen getäfelten Decken in ein grosses, als Schlafgemach elegant meublirtes Zimmer führte, in dessen einer Ecke ein grosses silbernes Waschbecken mit einem silbernen Kruge stand und in dessen Mitte unbeweglich der Bischof, ein Mann von mehren Fuss in der Runde und prächtig angethan, sass. Sein Stuhl, der genau für ihn passte, indem er weder zu eng noch zu weit war, war gepolstert und mit rothem Saffian überzogen und hatte zu beiden Seiten grosse feststehende vorragende Ohrkissen, an denen sein Kopf während der Siesta ruhte, nebst Lehnen von solcher Breite, dass Bücher und Papiere darauf liegen konnten. Des Bischofs Züge verriethen einen Mann von hohem Ton und Charakter und seine Unterhaltung bestä-

tigte diesen Eindruck. Er war Centralist und grosser Politiker und sprach von Briefen von Generalen, von Belagerungen, Blokaden und Schlachten in Worten, die ein lebhaftes Bild von einem Priester-Krieger oder Grossmeister der Tempelherren hervorriefen. Zum Schlusse sagte er, sein Einfluss, sein Haus und sein Tisch ständen zu unsrer Verfügung, bat uns einen Tag zu bestimmen, wo wir seine Gäste sein wollten, und sagte, er würde dann einige Freunde dazu einladen. Wenn wir schon viele Versuchungen auf unsrer Reise gehabt hatten, so war es nicht die kleinste, diese Einladung abzulehnen; indess hatten wir einige Hoffnung, dass es uns bei unsrer Rückkehr von Uxmal möglich sein würde, von seiner Gastfreundschaft Gebrauch zu machen.

Von des Bischofs Palaste gingen wir ins Theater, ein grosses, eigens dazu erbautes Gebaüde mit zwei Logenreihen und einem Parterre. Die obere Logenreihe war nicht für das Publikum bestimmt. Die Primadonna war eine Dame, die im Hotel bei Tische neben mir sass; aber ich hatte Besseres zu thun als auf das Spiel zu achten — ich war mit Damen im Gespräch begriffen, die jeder Gesellschaft zur Zierde gereicht haben würden. Eine derselben sagte mir, in einigen Tagen solle in einem Landhause nahe bei der Stadt eine Tertulia (Abendgesellschaft) und ein Ball stattfinden, — und diese reizende Gelegenheit fahren zu lassen, war eine härtere Probe als der Verlust des bischöflichen Mahles. Dieser Theaterabend setzte der Befriedigung, die der einzige in Merida verlebte Tag uns brachte, die Krone auf, so dass er gegen Monate voll Schalheit und Langweiligkeit glänzend hervortrat und seine Erinnerung noch immer vor meiner Seele schwebt.

Am nächsten Morgen $^1/_2$7 Uhr brachen wir zu Pferde nach Uxmal auf, begleitet von einem Diener Señor Peons und mit Indianern, von denen einer eine nicht von uns gelieferte Ladung schleppte, woraus ein Kistchen mit Claret hervorschaute. Als wir zur Stadt hinaus waren, kamen wir auf eine ebene steinige Strasse, die wie ein durch einen Wald von Zwergbaümen streichendes Kalksteinlager aussah. In der Entfernung einer Legua erblickten wir durch die Baüme hindurch eine ansehnliche Hacienda, die ein Besitzthum der Familie Peon war. Ein grosses Thor führte zunächst in einen Viehhof. Das Haus war von Stein gebaut, hatte eine Fronte von 150 Fuss und eine Arcade in seiner ganzen Länge. Es stand auf einem gegen 20 Fuss hohen Unterbau, an dessen Fusse ein grosser Wassertrog in der ganzen Länge hinlief, der gegen 10 F. breit und von gleicher Tiefe und mit Wasser für das Vieh angefüllt war. Zur Linken führte eine Flucht steinerner Stufen zu einer Platform, auf welcher das Landhaus stand. Am Ende dieses Unterbaues war ein künstlicher, ebenfalls von Stein gebauter und mit Mörtel beworfener Wasserbehälter oder Teich, der gegen 150 F. Umfang und vielleicht 20 F. Tiefe hatte. Am Fusse der Mauer dieses Reservoirs war eine Anpflanzung von einer Art Aloe, aus deren Fasern Hanf gemacht wird. Der Baustyl des Gebaüdes, das Starke und Kernige des Reservoirs und der sich aufdringende Gedanke an die grosse Kostspieligkeit des ganzen Baues gaben der Hacienda etwas Imponirendes.

Hier verliessen uns die Indianer und wir bekamen andere aus der

Hacienda, mit denen wir weitere drei Leguas bis zu einer andern Hacienda der Familie machten, die ziemlich denselben Charakter hatte. Nachdem wir hier zum Frühstück Halt gemacht, ging es bei entsetzlicher Hitze weiter. Die Strasse war sehr hart, indem sie über ein Steinlager führte, das nur mit dünner Erde bedeckt war, blos genug zum Wuchs von Zwergbaümen; unsere Sättel waren von einer neuen Art und legten Denen, die nicht daran gewöhnt waren, eine schmerzliche Probe auf; die Hitze war sehr grausam, die Leguas waren sehr lang. Doch erreichten wir endlich eine andere Hacienda, die einen weitausgedehnten, unregelmässigen Haufen von Gebaüden von dunkelgrauem Stein bildete und die mittelalterliche Burg eines deutschen Barons hätte sein können. Jede dieser Haciendas hatte einen indianischen Namen; diese letztere hiess Vayalquex und sie war die einzige, deren Doña Joaquina, als sie von unsrer Reise sprach, besonders gedachte. Der Eingang geschah durch ein grosses Thor von Stein mit pyramidalem Giebel, das in eine lange Gasse führte, auf deren rechter Seite ein Schuppen stand, den Don Simon seit seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten als Seilerbahn zur Bearbeitung des auf der Hacienda gezogenen Flachses erbaut hatte. Ich bemerkte hier eine Einrichtung, die ich nirgends anderswo gesehen und die dem Eindrucke des Ganzen sehr vortheilhaft war, dass nämlich der Viehhof und die Wasserbehälter seitwärts sich befanden und dem Blicke ganz entzogen waren. Wir sassen unter dem Schatten edler Baüme vor dem Hause ab und stiegen auf einer Anzahl breiter steinerner Stufen zu einem Corridor von 30 F. Breite hinauf, der mit grossen Matten zum Aufrollen und Niederlassen als Schutz gegen Sonne und Regen versehen war. Auf der einen Seite setzte sich der Corridor um das Gebaüde fort, auf der andern führte er zu einer Kirche, die ein grosses Kreuz über sich hatte, innen mit Figuren gleich städtischen Kirchen geschmückt und für die Insassen der Hacienda bestimmt war. Das ganze Landgut bot einen wahrhaft lordmässigen Anblick dar und zählte 1500 indianische Vasallen, die durch eine Art von Lehndienst an ihren Herrn gebunden waren. Da wir als Freunde des Gebieters und von einem Diener der grundherrlichen Familie escortirt ankamen, so stand das Ganze zu unsrer Verfügung.

Wir sahen uns in diesem Lande plötzlich von einem ganz neuen und eigenthümlichen Zustande der Dinge umgeben. Die Halbinsel Yucatan, die zwischen der Campeche- und Honduras-Bai liegt, bildet eine ungeheure Ebene. Das Kap Catoche, die nordöstliche Spitze der Halbinsel, ist nur 51 Leguas von San Antonio, dem Westende der Insel Cuba, entfernt, von welcher letztern man vermuthet, dass sie in einer fernen Zeit zum amerikanischen Continent gehört habe. Boden und Luft sind ausserordentlich trocken; längs der ganzen Küste von Campeche bis Kap Catoche findet sich nicht ein einziges fliessendes Gewässer oder ein Quell frischen Wassers. Dieselbe Dürre herrscht im Innern; Wasser ist daher der werthvollste Besitz im Lande. Während der Regenzeit vom April bis zum Ende des October ist zwar Uiberfülle von Wasser vorhanden; aber die sengende Sonne der nächsten sechs Monate trocknet die Erde aus, so dass, wenn nicht Wasser aufbewahrt würde, Mensch und Thier umkommen und

das Land entvölkert werden müsste. Der ganze Erfindungsgeist und Reichthum der Grundbesitzer wendet sich daher mit aller Anstrengung auf Herbeischaffung von Wasser, weil ohne dieses die Ländereien gar nichts werth sind. Zu diesem Ende hat jede Hacienda grosse, mit bedeutenden Kosten erbaute und unterhaltene Teiche und Reservoirs zur Wasserversorgung auf sechs Monate für alles zu ihr Gehörige, und diess erzeugt ein Verhältniss zur indianischen Bevölkerung, das dem Besitzer einigermassen die Stellung eines Grundherrn, wie sie unter dem alten Feudalsysteme war, giebt.

Durch die Unabhängigkeitsacte wurden die Indianer Mejico's so gut wie die weisse Bevölkerung frei. Kein Mensch kann einen andern Menschen kaufen oder verkaufen, welche Hautfarbe er auch haben möge. Da die Indianer aber arm, nicht zurathehaltend sind und sich niemals über die nächste Stunde hinaus kümmern, so sind sie gezwungen, sich einer Hacienda anzuschliessen, die ihre Bedürfnisse befriedigen kann; und für das Vorrecht, von dem Wasser Gebrauch zu machen, verfallen sie gewissen dienstlichen Verpflichtungen gegen den Herrn, die ihn in eine grundherrliche Stellung bringen; ein Zustand der Dinge, der aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes hervorgeht und meines Wissens nirgends im spanischen Amerika ausser in Yucatan existirt. Jede Hacienda hat ihren Mayordomo, welcher auf alle Details der Bewirthschaftung des Gutes Obacht hat, bei Abwesenheit des Herrn sein Vicekönig ist und dieselben Gewalten über die Vasallen hat.

Der Mayordomo der fraglichen Hacienda war ein junger Mestize, der auf eine sehr bequeme und natürliche Weise in diese Stelle gekommen war, nämlich dadurch, dass er die Tochter seines Vorgängers heirathete, die gerade weisses Blut genug besass, um das Trübe und Freudenlose des indianischen Gesichts zu einem Ausdruck voll Milde und Holdseligkeit zu steigern. Es würde uns eine grosse Befriedigung gewesen sein, auf dieser fürstlichen Hacienda mehre Tage zu verbringen; in der Erwartung aber, nichts Interessantes unterwegs zu finden, hatten wir Doña Joaquina gebeten, uns in aller Eile an unser Reiseziel spediren zu lassen; und so sagte denn der Diener, der Señora Befehle lauteten dahin, uns bis heute Abend zu einer andern Hacienda der Familie, die zwei Leguas weiter läge, zu bringen. Da uns aber wegen des vorausgegangenen anstrengenden Ritts im Augenblicke ganz besonders vor einer Weiterreise graute, so flüsterte der Diener dem Mayordomo zu, er möge *llamar un coche* d. i. nach einer Kutsche rufen, welches der Letztere thun wollte, wenn wir es wünschten. Nachdem wir einige auf die Sache bezügliche Fragen gethan, sagten wir geradheraus und in bestimmter Weise: „Ja, gehen Sie und rufen Sie nach einer Kutsche.“ Der Mayordomo stieg zum Glockenthurm der Kirche hinan, wohin wir ihm folgten, und rief nach einer Kutsche, wobei uns seine Bewegung und Stimme unwillkürlich an einen die Glaübigen zum Gebete rufenden Muselmanen auf einem Minaret erinnerte. Einige Minuten lang war Alles still. Endlich erblickten wir einen einzelen Indianer, der durch den Wald nach der Hacienda zu getrabt kam, dann zwei zusammen, und binnen einer Viertelstunde waren ihrer zwanzig bis dreissig da. Diess waren die Pferde, während die Kutschen noch auf den

Baümen wuchsen. Für jede Kutsche wurden sechs Indianer ausgewählt, die in wenigen Minuten mit dem Machete aus Baümchen ein Bündel Pfähle zuschnitten, die sie in den Corridor heraufbrachten, um sie zu Kutschen zu verarbeiten. Diess geschah so: Es wurden erst zwei Pfähle, etwa so dick wie das Handgelenk eines Mannes, 10 F. lang und 3 F. voneinander, auf den Boden hingelegt. Uiber diese wurden Querstöcke gelegt und etwa zwei Fuss von ihrem Ende mittelst ungesponnenen Hanfs zusammengebunden, zwischen den Pfählen Hängematten von Gras festgemacht, Ruthen als Kutschenhimmel über sie gespannt und diese mit leichten Matten überdeckt — und die Kutsche war fertig. Wir legten nun unsere Poncho's als Kopfkissen zurecht, krochen hinein und streckten uns nieder. Die Indianer zogen ihre kurzen, die Brust bedeckenden baumwollenen Hemden aus und knüpften sie als Hutbänder um ihre Hüte. Jede Kutsche ward von vier derselben in die Höhe gehoben und die Enden der Pfähle auf kleine, auf ihren Schultern ruhende Kissen gelegt. Wir nahmen Abschied vom Mayordomo und seiner Frau und fortging im Trabe die Reise, während ein Indianer mit den Pferden folgte. Bei der Erleichterung und behaglichen Ruhe, die wir genossen, vergassen wir gänzlich unsern frühern Scrupel, aus Menschen Lastthiere zu machen, und wurden, da die Wucht nicht gross war, durch kein Gefühl von Unwürdigkeit oder Erniedrigung beunruhigt. Auch kamen keine Berge vor, sondern nur einige kleine Unebenheiten, so dass die Leute selten strauchelten. Auf diese Weise trugen sie uns gegen drei Meilen weit und setzten uns dann sanft auf den Boden nieder. Es waren, wie die Indianer in Merida, schöne Leute, von gutmüthigem Ausdruck, heiter gestimmt und selbst lustig bei ihrer Anstrengung. Sie hatten ihren Spass daran, dass wir mit ihnen nicht sprechen konnten. In Yucatan giebt es keine Verschiedenheit der indianischen Dialekte; die Maya-Sprache ist die allgemeine, die auch von allen Spaniern gesprochen wird.

Nachdem sie sich den Schweiss abgewischt und ausgeruht hatten, hoben sie uns wieder auf, und eingelullt durch die ruhige Bewegung und den einförmigen tactmässigen Schall der Tritte der Indianer verfiel ich in einen leichten Schlummer, aus dem ich erwachte, als an einem Thor gehalten ward, das uns zu einer Reihe weisser steinerner Gebaüde führte. Diese standen auf einer Erhöhung von gegen 20 Fuss, hatten nach meiner Messung eine Länge von 360 F. und in ihrer ganzen Ausdehnung lief ein imposanter Corridor hin. Auf der aüssersten Rechten des Gebaüdes setzte sich die Platform 100 bis 200 F. fort und enthielt einen Wasserbehälter mit einem mit langen Armen versehenen Schöpfrad, wo weissgekleidete Indianerinnen, im Kreise sich bewegend, Wasser heraufzogen und ihre Krüge füllten. Diese Hacienda hiess Mucuiche. Wie gewöhnlich traten wir durch einen sehr geraümigen Viehhof ein. Am Fusse des Unterbaues verlief fast in seiner ganzen Ausdehnung ein gigantischer, mit Wasser gefüllter steinerner Trog von 8 bis 10 F. Breite und von gleicher Tiefe. Wir wurden zu einer geneigten steinernen Platform ungefähr in der Mitte der Reihe der Gebaüde hinaufgetragen, welche letztere aus drei getrennten Theilen, jeder mit 120 F. Fronte, bestanden. Zur Linken stand die Kirche, deren Thür geöffnet und worin soeben eine alte

Indianerin mit dem Anzünden der Kerzen zum Vespergebet beschäftigt war. Gerad vorn, aber ein wenig zurücktretend, waren die Wohnzimmer des Mayordomo und am andern Ende der Frontlinie das Wohnhaus des Herrn, in dessen Corridor wir niedergesetzt wurden und aus unsern Kutschen herauskrochen. Es kam uns ungeheuer aristokratisch vor, von einer solchen Hacienda, wie die war die wir verlassen hatten, zu diesem Prachtgebaüde auf den Schultern von Vasallen getragen zu werden. Alles was sich hier unserm Blicke darbot, war geeignet, eine Idee von einer Landresidenz in grossartigem Massstabe beizubringen; und doch erfuhren wir zu unserm Erstaunen, dass die meisten Glieder der Familie sie noch nie gesehen hatten. Der Einzige, der sie je besuchte, war der Sohn, der sie unter seiner Obsicht hatte, und auch dieser kam nur auf wenige Tage einmal dahin, theils um nachzusehen, wie das Gut verwaltet werde, theils um die Rechnungen des Mayordomo zu prüfen. Das Gebaüde in seiner ganzen Länge umfasste eine einzige Folge von Zimmern, einem in der Mitte von ungefähr 80 Fuss Länge, und einem an jeder Seite, jedes gegen 40 Fuss lang, und an der ganzen Vorder- und Hinterseite zog sich ein herrlicher Corridor hin.

Wir hatten noch eine Stunde Tag, die ich auf recht angenehme Weise an Ort und Stelle hätte verbringen können; aber der Diener drang in uns, sogleich mit ihm zu gehen und ein *Cenote* zu sehen. Was ein Cenote sei, davon hatten wir keine Idee, und Herr C., der sehr ermüdet war, warf sich in seine Hängematte; da ich indess in einem Lande, wo Alles neu und überraschend war, nichts ungesehen lassen wollte, so folgte ich dem Diener. Wir gingen über die durch Mörtel steinhart gemachte Decke des Reservoirs, kamen dann zu einem offnen, von Stein erbauten, inwendig und auswendig mit Mörtel überkleideten, gegen 150 F. im Umfange und 20 F. in der Tiefe haltenden, mit Wasser angefüllten künstlichen Teiche, worin zwanzig bis dreissig Indianer umherschwammen, stiegen hinab zum Fusse dieses Wasserbehälters und kamen in einer ungefähren Entfernung von 100 Ellen zu einer grossen Oeffnung im Boden mit mehr als 50 breiten Stufen, die wir hinabstiegen und wo sich mir ein Anblick von so ausserordentlicher Schönheit darbot, dass ich den Diener zu Herrn C. zurücksandte und ihm sagen liess, dass er sogleich zu mir kommen möge, und sollte er in seiner Hängematte getragen werden. Es war eine grosse Höhle oder Grotte mit einer durchbrochenen überhangenden Felsdecke, hoch genug, um dem Orte etwas Wildes und Grossartiges zu geben, um Mittag den Strahlen der Sonne undurchdringlich und unten im Boden mit krystallreinem, stillem und tiefem Wasser, das auf einem Lager von weissem Kalkstein ruhte. Es war ganz so ein Plätzchen, wie es das Mährchen sich schafft, ein Badeplatz für Diana und ihre Nymphen. Nie ersann ein griechischer Dichter ein so reizendes Bild. Es war fast eine Entweihung, aber schon nach wenigen Minuten schwammen wir in dem Felsenbassin mit kindischem Jubel herum und bedauerten nur, dass die Natur ihre Caprice da ausgelassen hatte, wo so Wenige ihrer Reize sich erfreuen können. Auf einem Edelsitze Englands würde es ein unschätzbares Plätzchen sein. Das Bad erfrischte und stärkte unsre Glieder. Es war schon finster, als wir zurückkehrten; Hängematten

warteten hier unser und es währte nicht lange, so lagen wir in tiefen Schlaf versunken.

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

Weiterreise. — Ankunft in Uxmal. — Die Hacienda Uxmal. — Mayordomos. — Abenteuer eines jungen Spaniers. — Besuch der Ruinen von Uxmal. — Erstes Erblicken derselben. — Charakter der Indianer. — Details aus dem Hacienda-Leben. — Ein zarter Fall. — Krankheit Herrn Catherwoods. — Aufbruch.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch ging unsre Reise mit neuen Indianern und einem reitenden Führer aus der Hacienda weiter fort. Der Boden des Landes blieb der nämliche, Kalkstein mit Zwergbaümen. Es war nicht einmal so viel Erde darauf, um das Wasser einzusaugen, das in den Vertiefungen des Gesteins Tümpel bildete. Um 9 Uhr erreichten wir eine andere Hacienda, zwar kleiner als die letzte, aber doch immer auch von fürstlichem Aussehn, wo wiederum die Frauen das Wasser mittelst eines Drehrades heraufzogen. Der Mayordomo sprach von der Ehre, die ihm durch unsern Besuch erwiesen würde, und seine Besorgtheit uns zu dienen verschaffte uns ein Frühstück von Milch, Tortillas und wildem Honig und versah uns mit andern Indianern und einem Führer. Wir stiegen wieder auf; die Sonne ward bald brennend heiss und da keine Baüme Schatten boten, so litten wir ausserordentlich. Um halb 1 Uhr kamen wir bei einigen Ruinenhaufen vorbei, die ein wenig von der Strasse ablagen; aber die Sonne brannte so sengend, dass wir zu ihrer genauen Besichtigung nicht stehen bleiben konnten. Um 2 Uhr erreichten wir endlich Uxmal (spr. Uchmal). Wie wenig dachte ich damals, als ich im spanischen Hotel in Neuyork die Bekanntschaft meines anspruchslosen Freundes machte, daran, dass ich einst über fünfzig Meilen durch seine Familienbesitzungen reisen, von seinen Indianern getragen werden und auf seinen fürstlichen Haciendas frühstücken, zu Mittag essen und schlafen würde, während der zur Rückreise bestimmte Weg uns zu andern Haciendas bringen sollte, deren eine alle gesehenen an Grösse übertraf. Die Familie Peon hatte unter der spanischen Herrschaft der Provinz Yucatan Gouverneurs gegeben. Bei der Gründung der Unabhängigkeit zog sich ihr gegenwärtiges Haupt, ein unerschütterlicher Royalist, aus Widerwillen vor aller Art von öffentlicher Thätigkeit zurück und die gesammten grossen Familienbesitzungen wurden von Señora Doña Joaquina verwaltet. Leider war Don Simon bereits nach Merida abgereist und wir hatten ihn unterwegs verfehlt. Uibrigens langten wir in Folge der Sonnengluth und unsrer plumpen Sättel am Ende dieses Triumphzugs in einem schrecklich derangirten Zustande an und waren vielleicht noch nie so ganz todtmatt und unbehaglich abgestiegen.

Die Hacienda Uxmal war aus dunkelgrauem Stein erbaut, nahm

sich roher in ihrer ganzen Erscheinung aus, hatte ein alterthümlicheres Aussehen als eine der übrigen und glich von Weitem einem alten Baronsschlosse. Das Jahr zuvor war sie vom Vater an Don Simon übergeben worden, der grosse Reparaturen und Erweiterungen an dem Gebaüde vornahm, wiewohl ich nicht begreifen konnte, zu welchem Zwecke diess geschehen mochte, da seine Familie die Besitzung niemals und auch er nur einmal im Jahre auf ein Paar Tage besuchte. Der Viehhof lag vor dem Hause und rundum sah man Wasserbehälter, deren manche oben mit Moos bewachsen waren, wie sich überhaupt eine ungesunde Feuchtigkeit bemerkbar machte. Sie hatte auch ihre Kirche mit einem Bilde unsers Herrn, welches letztere von den Indianern aller Haciendas ringsumher verehrt ward und dessen Ruf auch zur Dienerschaft der Familie in Merida gedrungen und daher der erste Gegenstand war, der unsers Führers Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die ganze Hacienda stand ohne Weiteres zu unsrer Verfügung, und vor Hitze und Anstrengung ganz erschöpft begaben wir uns sogleich in unsere Hängematten.

Die Hacienda hatte zwei Mayordomos. Der Eine war ein Mestize, welcher die Sprache und das Geschäft verstand, und in dem Andern fanden wir einen Bekannten, da er um die Zeit, wo wir Neuyork verliessen, Kellner bei Delmonico gewesen war. Es war ein seltsames Begegniss, hier an diesem von der Welt abgeschiedenen Orte in so enge Verbindung mit diesem wohlbekannten Speisehause gebracht zu werden. Er war ein junger Spanier aus Catalonien und hatte sich nach einer unterdrückten Insurrection, an welcher er Theil genommen, mit einem Freunde nach Cuba geflüchtet, von wo sie in dem Augenblicke, wo sie entdeckt wurden, ohne einen Heller in der Tasche nach Neuyork entkamen. Der Sprache unkundig und ohne Mittel sich einen Unterhalt zu verschaffen, wurden Beide von Delmonico als Kellner in seinem Speisehause aufgenommen, wo der Freund sich zum Oberchocoladenmacher erhob, er aber als blosser Kellner sich missmuthig hinschleppte, als Don Simon ihm den Vorschlag machte, nach Uxmal zu kommen. Ohne zu wissen, wo dieser Ort liege — er wusste blos, dass er zum spanischen Amerika gehöre — und was man dort mit ihm beginnen werde, nahm er den Vorschlag an; aber er fühlte sich sehr verlassen an diesem einsamen Orte, umgeben von Indianern, deren Sprache er nicht verstand, und ohne einen Menschen in seiner Nähe zu haben, mit dem er ein Wort austauschen konnte, den Mayordomo ausgenommen. Diese Mayordomos bilden in Yucatan eine Klasse von Leuten, denen man scharf auf die Finger sehen muss, da sie es mit dem Lohne nicht so genau nehmen und mit dem Wenigen zufrieden sind, was sie im Hause erkapern. Diess ist der Charakter der meisten Mayordomos. Die Stellung des jungen Spaniers, als eines weissen, klugen und ehrlichen Mannes, bot ihm in diesem Lande viel Vortheile dar, da es Don Simons Absicht war, ihm, sobald er das Geschäft verstände, die Oberaufsicht über die Mayordomos von drei oder vier Haciendas zu übertragen; leider aber fehlte es ihm dazu an Energie, er fühlte drückend den Mangel an Gesellschaft und die Verlassenheit seiner Lage, und gedachte der heitern Tage und Genüsse mit seinem Freunde und andern Kellnern; und als er beim Mittagstische ein rührendes

Gemälde von Delmonico's Salon entwarf, sympathisirten wir mit ihm von Herzen.

Den Nachmittag machten wir, ausgeruht und gestärkt, einen Gang nach den Ruinen. Der Weg führte durch ein prächtiges Gehölz, wo unser indianischer Führer wegen der Menge von Pfaden sich verirrte. Herr C., welcher unwohl war, kehrte zur Hacienda zurück. Wir schlugen einen andern Weg ein und kamen, plötzlich aus dem Walde tretend, zu meinem Erstaunen sogleich auf ein weites, vollständig freies Feld, das bedeckt war mit Trümmerhaufen, gewaltigen Gebaüden auf Terrassen und pyramidalischen Bauten, grossartig, wohlerhalten und reich geschmückt, und an malerischem Effecte fast den Ruinen von Theben gleichend; ja diese, die in dem Flachthale des Nil liegen und sich zu beiden Seiten des Flusses hin erstrecken, zeigen sich nirgends dem Blicke so mit einem Male wie die Ruinen von Uxmal. So lautete der Bericht, den ich Herrn Catherwood machte, der, unwohl und niedergeschlagen in seiner Hängematte liegend, mir sagte, dass meine Phantasie übertreibe; aber als wir am nächsten Morgen zusammen an Ort und Stelle waren, lautete seine Rede dahin, dass die Wirklichkeit meine Schilderung noch übertreffe.

Die Stätte, von welcher ich jetzt spreche, war ohne allen Zweifel einstmals eine grosse, volkreiche, hochcivilisirte Stadt. Nirgends aber in der Geschichte ist ein Wort von ihr zu finden und kein Mensch vermag zu sagen, weder wer sie baute, noch warum sie gerade hier erbaut ward, hier, so fern vom Wasser gelegen und entblösst von allen jenen natürlichen Vorzügen, welche bei der Anlegung der Städte, deren Geschichten bekannt sind, entscheidend einwirkten, noch endlich warum sie verlassen ward und was ihre Zerstörung herbeiführte. Der einzige Name, unter welchem sie bekannt ist, ist der Name der Hacienda, auf deren Areal sie steht. In der ältesten Urkunde, die im Besitze der Familie Peon sich befindet und 140 Jahre zurückgeht, sind die Gebaüde innerhalb der Gränzen des Guts unter der Bezeichnung *Las casas de piedra* d. i. die steinernen Haüser erwähnt. Es ist dieses das einzige vorhandene alte Document, worin des Ortes überhaupt gedacht wird, und es giebt auch keine mündlichen Uiberlieferungen mit Ausnahme der phantastischen und aberglaübischen Vorstellungen der Indianer in Betreff der einzelen Gebaüde. Die Ruinen waren sämmtlich ausgegraben, und im letzten Jahre hatte man auch die Baüme gefällt und verbrannt, so dass sich das ganze Ruinenfeld, vom Walde umschlossen und mit Korn bepflanzt, frei dem Blicke darbot.

Nachdem wir hier einen höchst interessanten und anstrengenden Tag verbracht, kehrten wir am Abende nach der Hacienda zurück, um unsere Pläne zu einer gründlichen Erforschung reiflich zu überdenken; leider aber bekam während der Nacht Herr Catherwood, ich glaube in Folge des Ergriffenseins von dem Gedanken an den ungeheuren Umfang der Arbeit, einen heftigen Fieberanfall, der auch am Morgen noch anhielt und eine ernste Krankheit besorgen liess.

Da gerade Montag war, so stellten sich pflichtgemäss alle Indianer der Hacienda ein, um vom Mayordomo Anweisungen für ihr Tagewerk zu erhalten, und ich fand hier Gelegenheit, von der

Disciplin, die auf der Hacienda gehandhabt ward, und vom Charakter der Indianer etwas zu erfahren.

Die Hacienda Uxmal hat zehn Leguas oder dreissig Quadratmeilen Areal, aber nur ein kleiner Theil ist angebaut, alles Uibrige blosse Trift fürs Vieh. Die Indianer zerfallen in zwei Klassen: in *vaceros (vaqueros?)* oder die Besorger des Viehs und der Pferde, die zwölf Dollars jährlich und fünf Almudes Mais (Almud ist der zwölfte Theil der Fanega) wöchentlich erhalten, und in *labradores* oder Arbeiter, auch *luneros* genannt, weil sie für den Genuss des Wassers der Hacienda verpflichtet sind, am *lunes* oder Montag unentgeldlich für den Herrn zu arbeiten. Diese Letztern bilden die grosse Masse der Indianer, und wenn sie verheirathet sind und Familie haben und daher natürlich mehr Wasser brauchen, sind sie ausser ihrer Montagsarbeit auch noch verbunden, das Land zu bearbeiten, zu säen und zwanzig *micates* (à 24 Quadratellen) Mais für den Herrn zu hauen und einzubringen. Schlägt die Glocke der Kirche fünfmal an, dann ist jeder Indianer verpflichtet, sofort nach der Hacienda zu gehen und für einen Real per Tag und eine Ration Mais, drei Cents an Werth, jede Arbeit zu verrichten, die ihm der Herr oder sein Stellvertreter, der Mayordomo, anweist. Die Gewalt des Herrn oder seines Stellvertreters über Diese ist unumschränkt. Er schlichtet alle Zwistigkeiten der Indianer untereinander und straft für begangene Vergehen, wobei er sowohl als Richter denn als Vollstrecker handelt. Straft der Mayordomo einen Indianer auf unvernünftige Weise, so kann der Letztere bei seinem Herrn klagen; weigert sich der Herr, Genugthuung zu geben, oder straft er selbst einen Indianer auf unvernünftige Weise, so kann der Letztere um seinen Abschied einkommen. Es besteht keine Verpflichtung für ihn, auf der Hacienda zu bleiben, wofern er nicht beim Herrn verschuldet ist; aber in der Praxis hat ihn dieser ganz in seiner Gewalt. Die Indianer sind durchweg unbekümmert um die Zukunft, erheben ihren Lohn voraus, haben niemals auf zwei Tage Vorrath an Lebensmitteln und halten niemals Rechnung. Ein unredlicher Herr kann sie stets in Schulden bringen und in der Regel sind sie auch wirklich verschuldet. Ist der Indianer im Stande, seine Schuld abzuzahlen, so kann er seinen unmittelbaren Abschied fordern; wo nicht, so ist der Herr verpflichtet, ihm ein Schreiben folgenden Inhalts auszustellen: „Welcher Señor den Indianer N. N. zu erhalten wünscht, kann ihn nehmen, vorausgesetzt dass er die Summe, die dieser mir schuldet, abzahlt.“ Schlägt ihm der Herr dieses Papier aus, so kann der Indianer bei dem Justicia klagen. Empfängt er es, so geht er auf den verschiednen Haciendas umher, bis er einen Grundbesitzer findet, der geneigt ist, die Schuld mit einer Pfandverschreibung auf ihn, bis sie abgezahlt ist, zu kaufen. Die Rechnung wird geordnet und der Herr giebt dem Indianer ein Schreiben dieses Inhalts: „Nachdem die Rechnung meines frühern Dieners N. N., welche zwanzig Dollars beträgt, geordnet ist und er mir die besagte Schuld bezahlt hat, stelle ich ihm diese Quittung aus;“ und damit tritt er in den Dienst eines neuen Herrn ein. Es ist nur wenig Aussicht vorhanden, dass er je die kleinste Schuld abzahlt. Er will niemals blos zum Behufe der Abführung der Schuld arbeiten, sieht Alles, was er auf seinen Leib bekommen kann, als

reinen Gewinn an und bleibt dem Wesen nach von der Zeit an, wo er seinen ersten Dollar empfängt, sein Leben lāng in Leibeigenschaft, die blos durch gelegentlichen Wechsel der Herren variirt. Im Allgemeinen sind die Indianer milde, freundliche und sehr gefügige Menschen und wissen nichts von Groll, so dass, wenn Einer gepeitscht wird und unter den Streichen die schrecklichsten Schmerzen leidet, er doch mit thränenden Augen und unter Verbeugungen dem Mayordomo einen guten Abend wünscht. Aber sie verlangen es auch, mit Strenge behandelt und in Unterwürfigkeit erhalten zu werden; denn es sind unzuverlässige Menschen und durchaus blosse Geschöpfe des Augenblicks, und ein schlechter Indianer oder ein schlechter Mestize kann eine ganze Hacienda ruiniren. Sie haben die ganze Indolenz ihrer Vorväter ererbt, hängen mit Zähigkeit am alten Schlendrian und bezeigen keine Lust, sich etwas Neues lehren zu lassen. Don Simon hat es versucht, landwirthschaftliche Verbesserungen einzuführen, aber ohne Erfolg; sie können nicht anders als nach ihrer alten Weise arbeiten. Derselbe brachte aus den Vereinigten Staaten das gemeine Butterfass mit und machte den Versuch, die Bereitung von Butter und Käse einzuführen; aber den Indianern war der Gebrauch der Maschinen nicht beizubringen, die Butterfässer wurden bei Seite geworfen und Hunderte von Kühen schweifen ungemolken in den Wäldern umher. Der Herr ist nicht schuldig, den Indianer zu behalten, wenn er erkrankt, wiewohl es, da er Gewinn aus seiner Arbeit zieht, in seinem Interesse liegt es zu thun; und da es auf grossen Gütern wichtig für ihn ist, seine Arbeiter zu vermehren, so liegt es auch in seinem Interesse, sie so zu behandeln, dass er unter den Indianern in den Ruf eines guten Herrn kommt.

Im Laufe des Morgens besuchte ich viele Hütten der Indianer. Sie waren in länglicher Form gebaut und bestanden in runden, im Boden aufrechtstehenden Pfählen und einem Strohdach; manche darunter hatten ein reinliches und einladendes Aussehen. Die Männer waren alle auf der Arbeit und die weissgekleideten Frauen bewegten sich den ganzen Tag in einem beständigen Zuge vom Thore nach dem Brunnen, um Wasser zu holen. Es war erfreulich zu sehen, dass man die Ehe als ein geeignetes und gewisses Mittel zu guter Ordnung und Wohlstand und als ein wahrscheinliches Mittel zu persönlichem Glücke betrachtete. In diesem Sinne förderte und ermunterte sie Don Simon; er mochte nicht gern unverheirathete Männer auf seinem Gute haben und veranlasste jeden jungen Indianer vom gehörigen Alter, sich eine Frau zu nehmen. Wenn, was oft geschah, der Indianer in einem um Verzeihung bittenden Tone sagte, dass er kein Weib habe, so ging Don Simon die Hacienda durch und suchte ihm eins aus. Auf seinem letzten Besuche hatte er nicht weniger als vier Partien gestiftet und den Tag vor unsrer Ankunft war der junge Mayordomo im nächsten Orte gewesen, um die Paare dorthin zu geleiten und dem Padre die Gebühren für deren Trauung — 13 Schillinge à Paar — zu bezahlen; denn ihnen selbst die Gelder anzuvertrauen hatte er nicht gewagt, aus Furcht, sie möchten sie verthun und sich nicht trauen lassen.

Vor den alten Mayordomo, der die Absichten seines Herrn in diesem wichtigen Punkte mit Entschiedenheit durchführte, ward an

diesem Tage ein zarter Fall gebracht. Ein junges indianisches Mädchen reichte eine Klage wider eine verheirathete Frau wegen Verleumdung ein. Sie sagte, sie wäre auf die Heirath mit einem jungen Manne eingegangen, den sie liebte und von dem sie wiedergeliebt würde; die fragliche Frau hätte aber ihren guten Namen durch das von ihr verbreitete Gerücht beschimpft, sie befände sich bereits in „interessanten Umständen"; dieselbe hätte auch dem jungen Manne davon erzählt, ihm gesagt, alle Frauen auf der Hacienda sähen es ja klärlich, und ihn damit aufgezogen, dass er solch ein Mädchen zu heirathen gedächte; und in Folge dessen wolle nun der junge Mann sie nicht haben. Die verheirathete Frau ward durch eine Menge von Zeugen unterstützt, und es muss allerdings eingeraümt werden, dass der Schein sehr gegen die Klägerin war. Der alte Mayordomo aber entschied, ohne sich im Mindesten auf das Materielle des Falls einzulassen, nach allgemeinen Gründen zu ihren Gunsten. Darob entrüstet, dass man eine Heirath hintertreiben wolle, wandte er sich an die verheirathete Frau mit der Frage, was es denn sie anginge? welches Recht sie hätte sich einzumischen? und wenn es nun auch wahr wäre, so hätte sie doch nichts damit zu schaffen. Vielleicht wüsste es der junge Mann, wäre selbst dabei interessirt und hätte noch immer in Absicht sie zu ehelichen, und sie würden dann ohne ihre geschäftige Zunge glücklich haben leben können. Der Mayordomo brachte jetzt ohne viel Federlesens eine lederne Peitsche herbei und begann sie mit grossem Nachdruck auf den Rücken der plauderhaften Verbreiterin unliebsamer Zeitungen zu appliciren. Er schloss mit einer zornigen Strafpredigt auf die Klatschgevatterinnen und dann auf das Frauenzimmer im Allgemeinen, von dem alle Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten auf der Hacienda herkämen und ohne welches die Männer ganz ruhig und zufrieden leben würden. Die Matronen der Hacienda standen bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge wie verblüfft da, und als der Fall abgemacht war, drängten sie sich alle um das Opfer, gingen mit ihr fort und sprachen ihr allen möglichen Trost zu. Das junge Mädchen ging einsam von dannen; die Herzen der Frauen waren wider sie aufgebracht; im wilden wie im civilisirten Leben „kann jedes Leid auf eine Thräne Anspruch machen, nur nicht die Schande einer irrenden Schwester."

Den Nachmittag verliess Herrn Catherwood das Fieber, aber sein Gemüthszustand war sehr gedrückt. Die Hacienda war in dieser Jahreszeit ungesund; die grossen Tröge und Wasserbehälter, die das Haus umgaben, waren grün von Feuchtigkeit und erzeugten in Verbindung mit den regelmässigen Nachmittagsregen bösartige Fieber. Herrn Catherwoods Constitution war bereits ernstlich erschüttert und ich ward in der That sehr besorgt und betrachtete es als unumgänglich nothwendig für ihn, die Hacienda und wo möglich das Land überhaupt zu verlassen. Um meine Pläne auszuführen, war es unsre Absicht, auf alle Fälle wieder hierher zurückzukehren. Wir berechneten, dass, wenn wir den nächsten Morgen abreisten, wir die spanische Brigg noch zur rechten Zeit erreichen könnten, um uns nach Havana einzuschiffen; und nach einer Berathung von zehn Minuten kamen wir zu dem Beschlusse, aufzubrechen und heimzureisen. Sofort theilten wir unsre Absicht dem Mayordomo mit, welcher auf den

Glockenthurm der Kirche stieg und eine Kutsche herbeirief, die um 2 Uhr des nächsten Morgens bereit sein sollte."

VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

Die Ruinen von Uxmal. — Ein hohes Gebaüde. — Prachtvolle Aussicht von seinem Portale aus. — Eigenthümliche Sculptur-Ornamente. — Ein anderes Gebaüde, von den Indianern das Haus des Zwergs genannt. — Eine indianische Legende. — Das Haus der Nonnen. — Das Haus der Schildkröten. — Das Haus der Tauben. — Das Wachthaus. — Mangel an Wasser. — Das Haus des Gouverneurs. — Terrassen. — Hölzerne Oberschwellen. — Details aus dem Hause des Gouverneurs. — Thüreingänge. — Corridore. — Ein hölzerner Balken, mit Hieroglyphen beschrieben. — Steine mit Sculpturen u. s. w.

Inzwischen kehrte ich zu einer zweiten Besichtigung der Ruinen zurück. Herrn Waldecks Werk über dieselben war erschienen, ehe wir nach Centralamerika abreisten. Es kam in Paris in gross Folio heraus, mit geschmackvollen und schön gemalten Illustrationen ausgestattet, und enthält das Resultat eines einjährigen Aufenthalts in Merida und eines achttägigen in Uxmal. Zur Zeit seines Besuchs waren die Ruinen mit Baümen überwachsen, die aber im Laufe des letzten Jahres hinweggehauen wurden, so dass nun der ganze Raum frei und dem Auge blossgelegt war. Indem ich mich an eine Schilderung dieser Ruinen mache, liegt eine so riesenmässige Arbeit vor mir, dass ich in Verlegenheit bin, wo ich beginnen solle. So zu sagen auf der Schwelle unsrer Arbeiten aufgehalten, bin ich nicht im Stande, einen allgemeinen Plan zu geben; zum Glück aber war das ganze Feld eben, baumfrei und mit einem Blick zu überschauen. Der erste Anblick prägte sich meiner Seele unverlöschlich ein und Herrn Catherwoods einziger Tag ward gut verwendet.

Der erste Gegenstand, welcher, sobald man aus dem Walde tritt, das Auge fesselt, ist das Gebaüde, das auf der beigegebenen Platte rechts abgebildet ist. Hinweggezogen durch Ruinenhaufen und gigantische Gebaüdemassen, kehrt das Auge immer und immer wieder zu diesem hochaufsteigenden Bau zurück. Es war das erste Gebaüde, in das ich eintrat. Von seinem vordern Eingang aus zählte ich sechszehn Erhöhungen mit zerfallenen Mauern und Steinhügeln und ungeheuern Prachtgebaüden, die von dieser Ferne aus gesehen von der Zeit unberührt zu sein und der Zerstörung zu trotzen schienen. Ich stand im Eingangsthor, als eben die Sonne unterging und die Gebaüde einen gewaltig breiten Schatten warfen, der die Terrassen, auf denen sie standen, verdüsterte, und es bot sich mir ein Bild von solcher Fremdheit und Seltsamkeit dar, dass es als ein Werk der Zauberei erscheinen konnte.

Das Gebaüde ist 68 F. lang. Die Erhöhung, auf welcher es steht, ist von der Ebene aus solid aufgebaut und durchaus künstlich. Ihre Form ist nicht pyramidalisch, sondern oblong und rundlich,

misst an der Grundfläche 240 F. Länge und 120 F. Breite und ist auf allen Seiten bis zur Spitze hinauf durch eine Mauer aus Quadersteinen geschützt. Vielleicht hatten die hohen zertrümmerten Bauten in Palenque, die wir pyramidalisch genannt haben und welche in solchem Grade zerfallen waren, dass wir ihre Form nicht mit Genauigkeit zu bestimmen vermochten, ursprünglich dieselbe Gestalt. Auf der Ostseite des Hochbaues ist eine breite Flucht steinerner Stufen, jede Stufe 8 bis 9 Zoll hoch, von solcher Steilheit, dass man beim Hinauf- und Hinabgehen sehr behutsam sein muss. Wir zählten ihrer 101, die noch an ihren Stellen waren; am obern Ende fehlten 9 Stück und am Fusse waren vielleicht 20 mit Schutt bedeckt. Wo die Stufen oben aufhören, kommt man auf eine steinerne Platform von $4\frac{1}{2}$ F. Breite, die sich an der ganzen Hinterseite des Gebaüdes hinzieht. In der Mitte befindet sich keine Thür, wohl aber eine an jedem Ende, deren jede in ein 18 F. langes und 9 F. breites Gemach führt, zwischen welchen beiden ein drittes von derselben Breite und von 34 F. Länge sich befindet. Das ganze Gebaüde ist von Stein; inwendig sind die Wände glatt und polirt; aussen sind bis zur Höhe der Thür die Steine schmucklose Quadersteine; über dieser Linie aber laüft ein reiches Karniess oder erhabener Fries hin, und von da an bis zum Gesims des Gebaüdes sind alle Seiten mit reichen, sorgfältig und kunstvoll gearbeiteten Sculpturornamenten bedeckt, die eine Art Arabeske bilden. Der Styl und Charakter dieser Ornamente waren gänzlich verschieden von allen, die wir zuvor sowohl in diesem als in jedem andern Lande gesehen, hatten nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit denen zu Copan oder Palenque und standen ganz einzig in ihrer Art und ureigen da. Die Zeichnungen waren seltsam und völlig unverständlich, sehr sorgfältig gearbeitet und bisweilen grotesk, oft aber auch einfach, geschmackvoll und schön. Unter den verständlichen Gegenständen sind Vierecke und Rauten mit Brustbildern menschlicher Wesen, Leopardenköpfe, Zusammenstellungen von Blättern und Blumen und den überall unter dem Namen „griechisch“ *(grècques)* bekannten Verzierungen. Die aufeinanderfolgenden Verzierungen sind sämmtlich verschieden; das Ganze bildet eine ausserordentliche Masse von Reichthum und Verschlungenheit und der Effect ist ebenso grossartig als wundersam. Und die Zusammenstellung dieser Ornamente ist nicht minder einzig und überraschend als der Gesammteffect. Es waren nämlich nicht Tafeln oder einzele Steine, deren jeder getrennt und für sich ein vollständiges Bild darstellte; sondern jedes Ornament oder Combination war aus gesonderten Steinen zusammengesetzt, auf deren jedem ein Theil des Gegenstandes eingemeisselt und welcher dann an seine Stelle in der Mauer eingefügt ward. Jeder Stein war für sich allein ein Bruchtheil ohne Bedeutung, aber neben die andern gefügt half er ein Ganzes bilden, das wiederum ohne ihn unvollständig sein würde. Man bezeichnet es vielleicht mit dem rechten Namen, wenn man es eine Art Sculptur-Mosaik nennt.

Von der Vorderthür dieses ausserordentlichen Gebaüdes aus führt eine mit hartem Cement belegte Planie von 22 F. Länge und 15 F. Breite auf das Dach eines andern Gebaüdes, das tiefer unten auf der künstlichen Erhöhung ruht, wie es auf dem Stiche gezeigt ist.

Es ist nichts von einer Treppe oder einer sonstigen Communication zwischen beiden zu sehen; als wir aber über einen Haufen Schutt an der Seite des untern hinabstiegen und um die Ecke uns wandten, traten wir in eine 4 F. breite Thür und fanden drinnen eine Kammer von 12 F. Höhe, mit Corridors, die in der ganzen Breite verliefen, von denen der vordere 7 F. 3 Z., der andere 3 F. 9 Z. tief war. Die innern Mauern hatten glatte und polirte Quadersteine und es war keine innere Thür oder Verbindung mit einem andern Orte vorhanden. An der Aussenseite war die Eingangsthür mit Verzierungen überladen und das ganze Aüssere war dasselbe wie an dem oben beschriebenen Gebaüde. Die von der Thür aus an den Fuss des künstlichen Aufbaus führenden Stufen waren völlig zerstört.

Die Indianer betrachten diese Ruinen mit aberglaübischer Ehrfurcht. Sie mögen nicht bei Nacht zu ihnen gehen und erzählen sich die alte Geschichte, dass ungeheuere Schätze in ihnen verborgen seien. Jedes Gebaüde hat seinen ihm von den Indianern gegebenen Namen. Das ebengenannte heisst *Casa del Enano* oder Haus des Zwerges und ist durch eine wildromantische Legende geweiht, die ich, während ich in seiner Thür sass, von den Lippen eines Indianers erhielt und welche lautete wie folgt:

Es war einmal ein altes Weib, das in einer Hütte auf derselben Stelle, welche jetzt der künstliche Hügel, worauf dieses Gebaüde nistet, einnimmt, und dem (hernach zu erwähnenden) Hause des Gouverneurs gegenüber wohnte und traurig war, dass sie keine Kinder hatte. In ihrem Kummer nahm sie eines Tags ein Ei, bedeckte es mit einem Tuche uud legte es sorgfältig in einem Winkel ihrer Hütte nieder. Tag für Tag sah sie darnach, bis sie eines Morgens das Ei ausgebrütet und eine Creatur oder ein Kindlein geboren fand. Die alte Frau war entzückt, sorgte für eine Amme und liess ihm gute Pflege angedeihen, so dass es in Zeit von einem Jahre ging und sprach gleichwie ein Mann, aber von da an zu wachsen aufhörte. Die Alte war ausser sich vor Freude und sagte, das würde einmal ein grosser Herr oder König werden. Eines Tages sprach sie zum Kleinen, er solle nach dem Hause des Gouverneurs gehen und ihn zu einer Kraftprobe herausfordern. Der Zwerg suchte bittend die Sache abzuwenden, allein die Alte bestand darauf und er ging. Die Wache liess ihn ein und er rief seine Herausforderung dem Gouverneur hinauf. Der Letztere lächelte und hiess ihn einen Stein von 3 Arrobas (75 Pfund) aufheben, worauf der kleine Mensch aufschrie und zu seiner Mutter zurücklief, die ihn aber wieder hinschickte und ihn sagen hiess, dass, wenn der Gouverneur den Stein zuerst aufhöbe, er es ihm nachthun wolle. Der Gouverneur hob ihn und der Zwerg that sofort das Nämliche. Der Gouverneur versuchte ihn darauf mit andern Kraftstückchen und der Zwerg that regelmässig Alles, was der Gouverneur that. Empört darüber, dass ihm ein Zwerg gleichstände, sagte endlich der Gouverneur, dass, wenn er nicht in Einer Nacht ein Haus aufbaute, das höher als jegliches andere am Orte wäre, er ihn tödten würde. Wiederum kam der arme Kleine schreiend zu seiner Mutter gelaufen, die ihn aber nicht den Muth zu verlieren hiess. Und siehe da, als er am nächsten Morgen erwachte, fand er sich in diesem hochthronenden Gebaüde. Der Gouverneur, der es vom Eingange sei-

nes Palastes aus erblickte, war darob erstaunt, schickte nach dem Zwerg und sagte ihm, nun solle er zwei Bund Coyolholz — eine sehr harte Art von Holz — zusammenlesen, mit deren einem er ihn (den Zwerg) über den Kopf schlagen wolle, während dieser ihn nachher mit dem andern schlagen solle. Da lief wiederum weinend der Zwerg zur Mutter zurück, die ihm aber sagte, er solle nur nicht besorgt sein, und ihm eine kleine *Tortilla de trigo* oder einen kleinen Kuchen von Weizenmehl auf den Scheitel legte. Die Probe ward vor den Augen aller Grossen der Stadt vorgenommen. Der Gouverneur zerschlug sein ganzes Bündel an des Zwerges Kopfe, ohne den Kleinen im Mindesten zu verletzen. Darauf versuchte er der Probe an seinem eignen Kopfe auszuweichen; allein er hatte sein Wort in Gegenwart seiner Beamten gegeben und war daher genöthigt sich zu fügen. Der zweite Schlag des Zwerges zerschmetterte seine Hirnschale in Stücken und alle Zuschauer begrüssten den Sieger als ihren neuen Gobernador. Das alte Weib starb jetzt; aber in dem indianischen Dorfe Mani, das 17 Leguas entfernt ist, befindet sich ein tiefer Brunnen, von welchem aus eine Höhle bis nach Merida unter der Erde fortlaüft. In dieser Höhle, am Ufer eines Gewässers und im Schatten eines grossen Baumes sitzt ein betagtes Weib mit einer Schlange neben sich, welches Wasser in kleinen Mengen verkauft, nicht für Geld, sondern blos für ein Kindlein, das es der Schlange zum Fressen geben wolle; und dieses Weib ist des Zwerges Mutter.

So lautet die wunderliche Legende, die mit diesem Gebaüde verknüpft ist; aber sie erschien mir kaum seltsamer als der Bau selbst, auf den sie sich bezog.

Das andre auf der Platte dargestellte Gebaüde wird mit einem Namen bezeichnet, der ursprünglich eine Beziehung auf die in Mejico zur Unterhaltung des heiligen Feuers verwendeten Vestalinnen gehabt haben mag; ich glaube indess, dass er im Munde der Indianer von Uxmal durchaus keinen Bezug auf Geschichte, Tradition oder Legende, sondern rein in spanischen Erinnerungen seinen Ursprung hat. Es wird genannt *Casa de las Monjas* d. i. Haus der Nonnen oder das Kloster. Es liegt auf einer künstlichen Erhöhung von etwa 15 Fuss. Seine Form ist viereckig und die eine Seite hält nach meiner Messung 95 Schritte Länge. Wegen der Massen herabgefallener Steine, die es an manchen Stellen bedecken, war es nicht möglich, ringsum zu gehen, aber es mag mit Sicherheit zu 250 F. Umfang angenommen werden können. Gleich dem Hause des Zwerges ist es durchaus von gehauenem Stein erbaut und die ganzen Aussenseiten sind mit denselben reichen, kunstvollen und unverständlichen Sculpturverzierungen angefüllt.

Den Haupteingang bildet ein grosses Portal, das in einen schönen *patio* oder Hofraum führt, der zwar mit Gras bewachsen, aber von Baümen frei ist, und die ganze innere Façade ist noch reicher und kunstvoller verziert und in noch vollkommnerm Zustande der Erhaltung als die Aussenseite. Auf der einen Seite hatte die Combination die Form von Rauten und war einfach, keusch und geschmackvoll, und im Hofraume wanden sich längs der ganzen Façade in entgegengesetzten Richtungen zwei riesige Schlangen hin, deren Köpfe zerbrochen und abgefallen waren.

Nach vorn und in einer Linie mit der Thür des Klosters steht ein anderes Gebaüde auf einem niedrigern Unterbau und im Allgemeinen vom nämlichen Charakter, welches *Casa de Tortugas* d. i. Haus der Schildkröten heisst, so genannt wegen Schildkröten, die über der Eingangsthür eingemeisselt sind. Es hatte an verschiednen Stellen gewaltige Risse, als ob es durch ein Erdbeben erschüttert worden wäre. Es steht so ziemlich im Mittelpunkte der Ruinen und seine Höhe beherrscht eine Aussicht über die ganze wunderbare, aber zerfallene Herrlichkeit.

Weiterhin, ein wenig rechts gelangt man über Ruinenhaufen zu einem andern Gebaüde, welches schon aus grosser Ferne durch seine in die Augen fallenden Ornamente unsre Aufmerksamkeit erregte. Wir erreichten es, nachdem wir zwei hohe Terrassen erstiegen hatten. Das Hauptgebaüde war den übrigen gleich und längs seines Simses lief eine hohe verzierte Mauer in dieser Form hin,

wovon es *Casa de Palomos*, d. i. Haus der Tauben, genannt ward, und es sah auch wirklich von Ferne einer Reihe Taubenhaüser mehr ähnlich als irgendetwas Anderm.

Vor ihm führte ein breiter Gang, zu dessen beiden Seiten Ruinen sich hinzogen, jenseits der Mauer des Klosters zu einem Trümmerhügel, der wahrscheinlich einst ein mit ihm verbundenes Gebaüde gewesen war; und nach diesem folgte zuletzt ein hohes Gebaüde, zu welchem jenes nur wie ein Vorhaus oder eine Pförtnerswohnung zu gehören schien. Zwischen beiden lag ein grosser Hof mit Corridors zu beiden Seiten. Der Boden des Hofs klang hohl. An einer Stelle war der Boden aufgerissen und ich stieg hier in eine grosse ausgemauerte Vertiefung hinab, die wahrscheinlich als Kornkammer gedient haben mochte. An der hintern Seite des Hofs, auf einer hohen, zerfallenen, schwer zu erklimmenden Terrasse, stand ein anderes Gebaüde, das mehr zerstört war als die andern, das aber, wie man aus dem Charakter seiner Uiberreste, aus seiner beherrschenden Lage, vermöge welcher es alle andern Gebaüde mit Ausnahme des Hauses des Zwerges überschaute, und aus seiner scheinbaren Verbindung mit den vor ihm in der Entfernung liegenden Ruinenmassen schliessen muss, eines der wichtigsten Gebaüde in der Stadt, vielleicht der Haupttempel, gewesen war. Die Indianer nannten es *El cuartel* oder die Hauptwache. Von ihm aus konnte man andere Ruinen übersehen, die in der Aufzählung der vom Hause des Zwerges aus gesehenen nicht inbegriffen sind, und das Ganze bot ein Bild barbarischer Pracht und Grösse, das alle frühern Ansichten über die Urbewohner dieses Landes vollständig über den Haufen warf und Empfindungen und Gedanken in uns heraufrief, die in diesem Grade durch nichts von Allem, was wir bisher gesehen, erweckt worden waren.

Ein auffallender Umstand zeichnete diese Ruinen aus — der gänzliche Mangel an Wasser. Nie hatte man hier Wasser entdeckt; kein einziges fliessendes Wasser, kein Quell, kein Brunnen

war den Indianern bekannt und das nächste Wasser fand sich auf der Hacienda Uxmal in anderthalbmeiliger Entfernung. Die Quellen, welche dieses Lebenselement lieferten, waren verschwunden; die Cisternen waren zerstört oder die fliessenden Gewässer ausgetrocknet. Dieser Umstand war für Don Simon, wie er uns in der Folge mittheilte, ein Gegenstand von grossem Interesse und um desswillen insbesondere wünschte er eine gründliche Durchforschung der Ruinen. Seine Meinung war, dass der Boden des Landes keine Aenderung erlitten hätte und dass sich irgendwo unter der Erde grosse Brunnen, Cisternen oder Wasserbehälter finden müssten, welche die einstigen Bewohner der Stadt mit Wasser versorgten. Die Entdeckung dieser Brunnen oder Reservoirs würde in diesem Lande so gut sein als fände man eine Quelle in der Wüste oder, poetischer gesprochen, als fände man Gold. Der Wasservorrath würde dann unbegränzt sein; Luneros ohne Zahl könnten sich damit versehen und die alte Stadt wieder bevölkert werden, ohne dass neue Ausgaben für Brunnen oder Behälter nöthig wären.

Während ich die Runde durch diese Ruinen machte, ging Herr Catherwood nach der *Casa del Gobernador*, welcher von den Indianern herrührende Name das Hauptgebaüde der alten Stadt, die Residenz des Gouverneurs, das königliche Haus anzeigt. Es ist seiner Stellung nach das bedeutendste, seiner Architektur und seinen Proportionen nach das prächtigste und von allen Bautenresten in Uxmal das vollkommenst erhaltene Bauwerk.

Der beigegebene Stich stellt den Grundriss des Gebaüdes dar nebst den drei Terrassen, auf denen es steht. Die erste Terrasse ist 600 F. lang und 5 F. hoch. Sie ist von gehauenem Stein ummauert und hat oben eine Platform von 20 F. Breite, von welcher sich eine zweite Terrasse von 15 Fuss Höhe erhebt. An den Ecken wird diese Terrasse von gehauenen Steinen gestützt, welche, um sie feiner und glätter zurichten zu können als diess bei scharfen Kanten möglich wäre, gerundete Flächen haben. Die grosse Platform oben ist flach und baumfrei, aber voller Baumstumpfe des jüngst erst abgeholzten Waldes und gegenwärtig bepflanzt oder vielmehr, wegen seiner Unregelmässigkeit, besäet mit Mais, der nur erst einen Fuss aus der Erde herausgewachsen war. Im südöstlichen Winkel dieser Platform ist eine Reihe runder Pfeiler von 18 Z. Durchmesser und 3 bis 4 F. Höhe, die sich gegen 100 F. längs der Platform hinziehen; sie waren unter allen, die wir bei unsrer Durchforschung der Ruinen des Landes gesehen hatten, diejenigen, welche den Pfeilern oder Saülen am nächsten kamen. In der Mitte der Terrasse, auf einem breiten Zugange, der zu den Stufen führte, fand sich ein zerbrochner runder Pfeiler, welcher schief und dem Fallen nahe, aber rings von Baümen umwachsen war. Es war unsre Absicht, in dieser Platform nachzugraben, weil wir der Meinung waren, dass unter derselben sich ein Gewölbe finden würde und dass dieses zu den ungeheuern, zur Versorgung der Stadt mit Wasser bestimmten Reservoirs gehört hätte.

In der Mitte der Platform, in einer Entfernung von 205 F. vom vordern Rande, ist eine Flucht steinerner Stufen von mehr als 100 F. Breite und 35 an Zahl, die zu einer dritten Terrasse aufsteigen, welche sich 15 F. über der letzten, 35 F. vom Boden erhob und,

da sie auf einer freien Ebene sich erhob, eine sehr dominirende Position bildete. Der Aufbau dieser Terrassen war schon allein ein ungeheures Werk. Auf dieser dritten Terrasse steht, mit dem Haupteingange gegen die Treppe gekehrt, das edle Gebaü der Casa del Gobernador, deren Façade 320 F. misst. Fernab gelegen von dem Striche der furchtbaren Regenfluthen und von dem üppigen Waldeswuchse, in welchem die Ruinen von Palenque ersticken, steht es noch aufrecht da mit seinem ganzen Gemaüer und fast so vollk ommen, als ob es von seinen Bewohnern nur erst verlassen wäre. Das ganze Bauwerk ist von Stein, von unten bis zum Karniess, das über den Giebeln der Portale hinlaüft, glatt, darüber aber mit derselben reichen, kunstvollen und seltsamen Sculptur bedeckt, worunter insbesondere die vorhin als „griechisch" erwähnte Verzierung hervortritt. Weder in der Zeichnung noch in den Proportionen liegt etwas Rohes oder Barbarisches; im Gegentheil, das Ganze trägt den Stempel architektonischer Symmetrie und Grossartigkeit; und wenn der Fremdling die Stufen hinansteigt und einen erstaunten und betroffnen Blick längs seinen offnen und öden Portalen wirft, dann wird es ihm schwer zu glauben, dass er das Werk eines Volksstammes vor sich sehe, auf dessen Grabschrift die Geschichtschreiber geschrieben haben: „er war unkundig der Kunst und ist untergegangen in der Rohheit eines wilden Lebens." Wenn es heute auf seiner grossartigen künstlichen Terrasse in Hyde Park oder im Tuileriengarten stände, würde es eine neue architektonische Ordnung bilden, die, wenn sie auch den Uiberresten ägyptischer, griechischer und römischer Kunst nicht gleich wäre, doch ihnen nicht unwürdig an die Seite treten könnte.

Aber diese Gebaüde hatten etwas Auffallendes an sich, was mit allem Uibrigen in seltsamem Widerspruche zu stehen schien und der erste Gegenstand gewesen war, der meine Aufmerksamkeit im Hause des Zwerges auf sich gelenkt hatte und den ich dann in allen übrigen Gebaüden wahrnahm. Ich habe erwähnt, dass wir in Ocosingo eine hölzerne Schwelle und in Palenque ein Stück von einem hölzernen Pfahle sahen; hier in Uxmal aber waren alle Oberschwellen aus Holz gewesen und in den sämmtlichen Ruinen waren die meisten derselben noch an ihren Plätzen über den Thüren. Diese Oberschwellen waren schwere Balken von 8 bis 9 F. Länge, 18 bis 20 Z. Breite und 12 bis 14 Z. Dicke. Das Holz war wie in Ocosingo sehr hart und gab unter dem Schlage des Machete einen Klang von sich. Wie unser Führer uns sagte, so gehörte es einer Holzart an, die in der Nähe nicht gefunden würde, sondern aus den fernen Waldungen beim See von Peten herkäme. Warum man bei Aufführung von sonst ganz massiven Bauten Holz verwandte, schien uns unerklärlich; hatte aber unser Führer in Betreff des Standortes die Wahrheit gesagt, so hätte jeder Balken eine Strecke von 300 Meilen auf den Schultern von acht Indianern, unterstützt von den nöthigen Reserveträgern, getragen werden müssen; das Holz war mithin etwas Seltnes, etwas Kostbares, etwas Merkwürdiges, und aus diesem Grunde mag man es als einen Schmuck betrachtet haben. Diese Oberschwellen hatten eine sehr schwere Probe auszuhalten, da sie die solide Masse einer 14 bis 16 Fuss hohen, 3 bis 4 Fuss dicken Steinmauer tragen mussten. Wenn sie auch einst fest wie Stein ge-

wesen sein mögen, so bewiesen sie doch jetzt, dass sie nicht die Dauerhaftigkeit des Steins besassen und den Keim der Zerstörung in sich trugen. Zwar lagen die meisten noch an ihren Plätzen, waren gesund und härter als Lignum vitae; andere dagegen waren von Würmern zerfressen; einige waren in der Mitte geborsten und die auf ihnen ruhenden Mauern machten rasch den Rest ihrer Stärke vollends zunichte; wieder andere waren bereits gänzlich herabgestürzt. Uiberhaupt rührte, mit Ausnahme des Hauses der Nonnen, die grösste Zerstörung von der Vermorschung und dem Abbrechen dieser Holzschwellen her. Wären die Oberschwellen von Stein gewesen, so würden die Hauptgebaüde dieser Trümmerstadt noch heute fast unversehrt dastehen, oder wären sie unter eines Meisters Aufsicht verblieben, so würden die morschen Balken ersetzt und die Gebaüde vor dem Zusammensturz bewahrt worden sein. Aber inmitten der Macht und Herrlichkeit bedachten freilich die Erbauer nicht, dass eine Zeit kommen könnte, wo ihre Stadt eine Wüste sein würde.

Die Casa del Gobernador steht mit der Fronte gegen Osten gerichtet. In der Mitte, der zur Terrasse hinaufführenden Stufenflucht gegenüber, sind drei Haupteingänge. Der mittlere ist 8 F. 6 Z. weit und 8 F. 10 Z. hoch; die andern sind von gleicher Höhe, aber um 2 F. weniger breit. Die Mittelthür führt in ein 60 F. langes und 27 F. tiefes Zimmer, das in zwei Corridors getheilt wird durch eine Mauer von $3\frac{1}{2}$ F. Dicke, mit einer Verbindungsthür zwischen beiden von gleicher Grösse mit der Eingangsthür. Der Plan ist derselbe wie bei dem Corridor vor dem Palaste zu Palenque, ausgenommen dass hier der Corridor nicht in der ganzen Länge des Gebaüdes verläuft und der hintere Corridor keine Ausgangsthür hat. Die Fussböden sind von glattem Quaderstein, die Mauern von viereckigen, mit Sorgfalt gelegten und polirten Blöcken. Die Decke bildet ein dreieckiges Gewölbe ohne den Schlussstein, wie in Palenque ⏃; aber statt der rohen gegeneinander vorstehenden oder mit Mörtel bekleideten Steine sind die Steine hier so wie sie aufsteigen schief geschnitten und bieten auf diese Weise eine ebene und glatte Oberfläche dar. Durchweg ist die Legung und die Glättung der Steine so vollkommen, als wäre man nach den Regeln der bessten neuern Maurerkunst verfahren.

In diesem Zimmer beschlossen wir unsre Wohnung aufzuschlagen, abermals im Palaste eines unbekannten Königs und unter einem Dache, das noch so fest wie damals war, als es seinen frühern Bewohnern Schutz gewährte. Verschieden von den Ruinen in der alten Welt, wo jedes Bruchstücklein von geschwätzigen Ciceroni über die Massen herausgestrichen wird, ging in diesem Lande in der Regel die Wirklichkeit über unsre Erwartungen hinaus. Als wir Kapitän Fensley's Brigg verliessen, erwarteten wir auf nicht mehr als zwei bis drei Tage Beschäftigung zu finden. Statt dessen lag ein ungeheures Feld interessanter Arbeit vor uns und wir betraten es mit den Vortheilen schon gemachter Erfahrung, unter dem Schutze und gütigen Beistande des Besitzers und im Bereiche von Bequemlichkeiten, wie sie uns kein anderer Ort bieten konnte. Wir waren nicht wie bei Palenque im Walde begraben. Vor unsrer Thür erhob sich das hohe Haus des Zwergs, das fast die indianische Legende zu ver-

wirklichen schien, und von jedem Theile der Terrasse aus blickten wir über ein Ruinenfeld.

Vom Mittelzimmer aus entsprachen sich die Abtheilungen auf beiden Flügeln genau in der Grösse und Einrichtung, wovon die Details der Grundriss aufzeigt, und dieselbe Gleichförmigkeit herrschte auch in den Verzierungen. Das Dach war durchweg fest, die Zimmer trocken, und nach meiner genommenen Einsicht würde mit Verwendung einiger tausend Thaler auf Reparaturen das Gebaüde wiederhergestellt und für die Wiederbewohnung seiner königlichen Besitzer hergerichtet werden können. In dem mit *A* bezeichneten Zimmer waren die Wände mit einem sehr feinen Mörtel überkleidet, der unserm bessten pariser Gyps gleichkam. Alle übrigen Wände waren von glattpolirtem Stein. Von Malereien, Stuckornamenten, mit Sculpturen versehenen Tafeln oder anderm Schmucke irgendwelcher Art war nichts zu bemerken.

In dem mit *B* bezeichneten Zimmer fanden wir einen höchst interessanten Gegenstand, nämlich eine von ihrer Stelle über der Thür gefallene und in irgendwelcher Absicht ins Zimmer in einen dunkeln Winkel geworfene Schwelle von Holz von etwa 10 F. Länge und grosser Schwere, auf welcher eine Zeile von Schriftzeichen eingeschnitten oder aufgepresst war, die zwar beinahe erloschen waren, die wir aber doch noch als Hieroglyphen und, soweit unsre Kenntniss hierin ging, als denen in Copan und Palenque gleichend erkannten. Da verschiedne Indianer, die mit träger Neugier all unsre Bewegungen beobachteten, um uns herstanden und wir ihre Aufmerksamkeit nicht darauf zu lenken wünschten, so verliessen wir das Holz in dem Augenblicke, wo sich ein Indianer darauf setzte. Noch ehe wir zur Thür hinaus waren, hörten wir, wie er mit seinem Machete beim Aufstehen ohne alle Absicht einen Schlag darauf that und dadurch einen langen Span wenige Zolle von den Schriftzeichen abhieb. Es überlief uns kalt dabei und gleichwohl wagten wir ihn nicht um Schonung zu bitten, aus Furcht, wir möchten damit seine Eifersucht oder seinen Verdacht erwecken und die Zerstörung auf diese Weise erst recht herbeiführen. Ich beschloss sofort, diesen mystischen Balken sicher in meine Hände zu bekommen. Gezwungen in Eile abzureisen, hatte bei meiner Ankunft in Merida Don Simon die Güte mir zu versprechen, er wolle ihn mir nebst einem mit Sculpturen bedeckten Steine, der unter den Verzierungen der sämmtlichen Gebaüde eine der ersten Stellen einnahm, zusenden. Der letztere befindet sich jetzt in meinem Besitze, aber der erstere ist nie an mich gelangt, und meine Ungewissheit, ob er gerettet sei und in sichern Händen sich befinde, gehört mit zu den vielen Dingen, die wir bei unserm jähen Aufbruche aus den Ruinen zu beklagen hatten. Bei wie schwachem Lichte sind doch die Blätter der amerikanischen Geschichte geschrieben! In Uxmal giebt es keine „Götzenbilder", wie in Copan, nicht eine einzige Stuckfigur oder eine Tafel mit Sculpturen, wie in Palenque; trotz alles eifrigen Suchens entdeckten wir keinen einzigen sichern Vergleichungspunkt, mit alleiniger Ausnahme dieses mit Hieroglyphen beschriebenen Balkens; und vielleicht zerstört der muthwillige Machete eines Indianers das einzige, möglicherweise all diese Uiberbleibsel miteinander verkettende Glied.

Die obenerwähnte Verzierung ist auf dem Grundrisse mit dargestellt. Es ist die Vorderseite eines Todtenkopfs mit ausgebreiteten Fittichen und einer Reihe vorstehender Zähne und gleicht einigermassen den Todtenköpfen auf unsern Grabsteinen. Er hat an den Flügeln gemessen eine Breite von 2 Fuss und eine steinerne Krampe hinter sich, womit er in der Wand befestigt ist. Don Simon hatte ihn vollständig hinweggenommen, in der Absicht, ihn an der Fronte seiner Hacienda als Verzierung anzubringen.

Es war unser Plan, von dem Aüssern dieses, wie überhaupt aller andern Gebaüde, vollständige Zeichnungen zu geben, welcher Plan aber wegen unsrer schleunigen Abreise aufgegeben werden musste. Indess stellt die Zeichnung auf Taf. V. Fig. 27. wenigstens einen kleinen Theil der Casa del Gobernador mit seinen Sculpturverzierungen oder der Mosaik, wie ich sie genannt habe, dar. Wie in Copan war Herr Catherwood genöthigt, erst verschiedne Versuche zu machen, ehe er den Gegenstand so zu fassen vermochte, um die Charaktere copiren zu können. Die Zeichnung ward spät am Nachmittage begonnen, war noch unvollendet, als wir nach der Hacienda zurückkehrten, und Herr C. war nicht im Stande sie fortzusetzen. Sie ist in dem Zustande gegeben, bis zu welchem sie an Ort und Stelle gelangt war und entbehrt vieler der kleinern Charaktere, mit denen der Gegenstand überladen war und zu deren nachträglicher Aufnahme und Ausführung kein Versuch gemacht ward. Der Leser wird finden, wie ganz ungenügend eine Schilderung mit Worten sein muss, und wird im Stande sein, sich darnach eine Vorstellung von dem imposanten Aüssern des Gebaüdes zu machen. Und auf dieselbe reiche, kunstvolle Weise war jedes Gebaüde in Uxmal von Aussen geschmückt. Der im Stiche dargestellte Theil umfasst nur gegen 20 Fuss von dem obenerwähnten Gebaüde, während das ganze Aüssere desselben eine Fläche von 700 Fuss darbietet. Die Casa de las Monjas hat gar einen geschmückten Flächenraum von 2000 Fuss; die Grösse der mit Sculpturen bedeckten Fläche der andern Gebaüde aber bin ich nicht im Stande anzugeben. Vollständige Zeichnungen des Ganzen würden eine der prachtvollsten Sammlungen, die je dem Publikum geboten worden, bilden, und diess eines Tages im Stande sein zu können, ist noch immer unsre Hoffnung. Der Leser wird sich dann eine Vorstellung machen können von der Zeit, Geschicklichkeit und Mühe, die zu ihrer Ausführung erforderlich waren, und mehr als Dieses, er wird es zu begreifen vermögen, welche unendliche Zeit, Geschicklichkeit und Mühe vonnöthen waren, um eine solche Steinfläche so kunstvoll zu schmücken, und welchen Reichthum, welche Macht und Gesittung ein Volk besitzen musste, das zur blossen Verzierung seiner Gebaüde über so viel Kunsttüchtigkeit und Arbeit gebieten konnte. Wahrscheinlich haben alle diese Ornamente eine symbolische Bedeutung; jeder Stein ist Theil einer Allegorie oder Fabel, die uns verhüllt und bei dem schwachen Lichte, mit dem wir sie beleuchten können, unerforschlich ist, die aber, wenn sie je enträthselt vor uns liegt, zeigen wird, dass die Weltgeschichte erst noch zu schreiben ist.

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

Ende der Durchforschung der Ruinen. — Wer baute diese Trümmer-Städte? — Dupaix' Meinung. — Diese Ruinen haben keine Aehnlichkeit mit Griechenlands und Roms Architektur. — Nichts gleicht ihnen in Europa. — Sie gleichen auch nicht den bekannten Werken in Japan und China. — Auch nicht denen der Hindus. — Es finden sich keine Höhlenbauten. — Die Pyramiden Aegyptens in ihrem ursprünglichen Zustande gleichen nicht den sogenannten Pyramiden Amerika's. — Auch nicht die ägyptischen Tempel denen Amerika's. — Die Sculptur ist nicht dieselbe wie die ägyptische. — Wahrscheinliches Alter dieser Ruinen. — Nachrichten bei den spanischen Geschichtschreibern. — Diese Städte sind wahrscheinlich erbaut von den Volksstämmen, die zur Zeit der spanischen Eroberung das Land bewohnten. — Diese Volksstämme sind noch nicht ausgestorben.

Ich bin nunmehr mit der Aufsuchung und Durchforschung der Ruinen zu Ende. Der Leser ist vielleicht froh, dass unsre Arbeiten zu einem jähen Schlusse gelangten; aber ich versichere ihm, dass, obwohl es mich hätte gelüsten können, über die Massen weitschweifig zu werden, ich mich doch aus Erbarmen mit ihm sehr kurz gehalten habe, dass ich überhaupt die schönste Gelegenheit, die einem Autor jemals sich bot, seinen Leser an sich gedenken zu machen, mir habe entschlüpfen lassen. Ich will anderer Ruinen an entfernter gelegenen Orten, von denen wir hörten, keine Erwähnung thun. Ich zweifle nicht, dass man in Yucatan ein ganzes Jahr mit grossem Interesse zubringen könne. Das Feld der amerikanischen Alterthümer ist nur eben erst erschlossen; aber für den Augenblick bin ich fertig.

Und hier könnte ich nun scheiden von dem Leser und ihn allein und sich selbst anheimgegeben durch das labyrinthische Dunkel und Geheimniss, das über diesen Ruinenstädten schwebt, dahinziehen lassen; aber es würde feig sein, wenn ich so handeln wollte, ohne mich zuvor zu der wichtigen Frage gewandt zu haben: Welches war das Volk, das diese Städte baute?

Seit ihrer Entdeckung hat man in Rücksicht auf zwei Punkte eine dunkle Wolke über sie geworfen. Der erste Punkt betrifft die ungeheure Schwierigkeit und Gefahr, Arbeit und Kosten, die mit ihrem Besuche und ihrer Durchforschung verknüpft sein sollen. Diese Wolke zu zerstreuen ist mein Zweck gewesen und diese Blätter werden zeigen, dass die Erzählungen übertrieben worden sind; was wenigstens Palenque und Uxmal anlangt, als die einzigen öffentlich besprochenen Orte, so ist es weder schwierig sie zu erreichen, noch mit ihrer Durchforschung Gefahr verbunden.

Der zweite Punkt betrifft das Alter der Gebaüde; hier freilich ist die Wolke dunkler und nicht so leicht zu zerstreuen.

Ich will nicht die vielen Vermuthungen, die man bereits ausgesprochen, wiederholen. Die ungereimteste ist vielleicht die des Kapitän Dupaix, der den Ruinen von Palenque einen vorsündfluthlichen Ursprung giebt und, um die Ungereimheit vollzumachen, als Grund anführt — die Anhaüfung von Erde über den Figuren im Hofe des Palastes. Sein Besuch fiel dreissig Jahre vor den unsrigen, und obwohl er die Erde hinweggeschafft hatte, so war doch diese An-

haüfung, als wir dort waren, wahrscheinlich wieder ebensogross. Auf alle Fälle waren, wie er selbst beweist, die Figuren nicht vollständig vergraben. Ich, der ich eine ganz deutliche Erinnerung von der Beschaffenheit dieser Monumente habe, trage kein Bedenken auszusprechen, dass, wären sie auch völlig vergraben, ein einziger Irländer mit der Nationalwaffe, die bei unsern Kanälen so grosse Dienste gethan, innerhalb dreier Stunden diese gesammte antediluvianische Erdschicht entfernen würde. Ich werde die gelehrten Erklärungen zu dieser Dupaix'schen Hypothese nicht weiter verfolgen; nur bemerken will ich, dass viel Gelehrsamkeit und Forschung auf ungenügende oder unrichtige Angaben verwendet worden ist, und indem ich mich in die gleiche Kategorie mit Denen stelle, welche diese Data gegeben haben, werde ich zum Bessten von Forschern und Autoren, die uns etwa nachfolgen, diese Frage auf einen Boden beschränken, der noch immer breit genug ist, nämlich auf eine Vergleichung dieser Uiberreste mit den Uiberresten der Architektur und Sculptur andrer Zeiten und Völker.

Ich beginne mit dem Satze: sie sind weder cyklopisch, noch gleichen sie den Werken Griechenlands oder Roms, noch finden sie etwas ihnen Gleiches in Europa. Und so müssen wir uns denn in Asien und Afrika umsehen.

Man hat die Meinung ausgesprochen, es seien zu verschiednen Zeitperioden Fahrzeuge aus Japan und China an Amerika's Westküste geworfen worden. Die Civilisation und Wissenschaft jener Länder datiren bekanntlich aus grauem Alterthume her. Von Japan sind meines Wissens einige Nachrichten und Zeichnungen öffentlich erschienen, die mir aber nicht zugänglich sind, und von China ist während seiner ganzen langen Geschichte das Innere dem Auslande so vollständig verschlossen gewesen, dass wir von seiner alten Architektur nichts wissen. Vielleicht ist diese Zeit ihrem Ende ganz nahe. Gegenwärtig wissen wir nur so viel, dass die Chinesen ein dem Wechsel nicht ergebenes Volk gewesen sind; und wenn ihre alte Architektur mit ihrer neuern übereinstimmt, so haben sie mit diesen unbekannten Ruinen gar keine Ähnlichkeit.

Mit Indiens Denkmälern hat man uns genau vertraut gemacht. Die Uiberreste der hindostanischen Architektur zeigen ungeheure Felsenhöhlen, die entweder durchaus künstlich oder durch Erweiterung natürlicher Höhlen gebildet sind, am Eingange durch grosse, aus dem Felsen ausgehauene Saülen getragen werden und ein dunkeles und schauerliches Innere haben.

Unter allen diesen amerikanischen Ruinen kommt nicht ein einziger Höhlenbau vor, obgleich der Boden des Landes, der reich an Bergabhängen ist, dazu einzuladen scheint. Statt unterirdisch gebaut zu sein, besteht gerade das Eigenthümliche dieser Ruinen darin, dass die Gebaüde auf hohen künstlichen Erhöhungen stehen; und es ist doch schwerlich anzunehmen, dass ein in ein neues Land ausziehendes Volk so ganz und gar wider jenen mächtigen Instinct, der es treibt, heimathliche Erinnerungen fortzupflanzen und unter seinen Augen zu behalten, und gegen nationale und religiöse Vorstellungen gehandelt haben werde.

Auch in der Sculptur sind die Hindus gänzlich verschieden.

Ihre Gegenstände sind bei Weitem hässlicher, da es in der Regel Darstellungen verrenkter, missgestalteter, unnatürlicher, oft mit vielen Köpfen, mit drei bis vier aus dem nämlichen Leibe herausgestreckten Armen oder Beinen versehener menschlicher Wesen sind.

Wir kommen zuletzt zu den Ägyptern. Derjenige Ähnlichkeitspunkt, auf welchen man den Hauptnachdruck gelegt hat, ist die Pyramide. Die Pyramidalform ist eine solche, die sich dem menschlichen Geiste in jedem Lande als die einfachste und sicherste Art und Weise, um einen Hochbau auf einer festen Grundlage zu errichten, von selbst darbietet. Sie kann demnach nicht als Grund betrachtet werden, um allen Völkern, bei denen Bauwerke von dieser Form sich finden, einen gemeinsamen Ursprung anzuweisen, wenn nicht die Ähnlichkeit auch in den auffallendsten Zügen bewahrt ist. Die Pyramiden Ägyptens sind besondere und gleichförmige Bauten und wurden ohne Ausnahme zu denselben Bestimmungen und Zwecken, insoweit diese bekannt sind, errichtet. Sie sind alle an der Grundfläche viereckig und haben bis zu einer Spitze aufsteigende und sich verschmälernde Stufen. Die grösste Ähnlichkeit mit diesen findet sich an den Pyramidalbauten in Copan; aber auch an diesem Orte giebt es keine ganze, allein und unverbunden dastehende Pyramide mehr, auch keine mit vier vollständigen Seiten, sondern nur mit zwei, höchstens drei Seiten, und sie gehörten als Theile zu andern Bauten. Alles Uibrige waren ohne eine einzige Ausnahme hohe künstliche Hügel mit dergestalt zerfallenen Seiten, dass wir nicht im Stande waren, ihre Form genau zu bestimmen, die vielleicht blos rings gemauert waren und vorn und hinten Treppen hatten, wie in Uxmal, oder Terrassen oder erhöhte Platformen von Erde, meistens von drei bis vier Stufungen, von keiner bestimmten Form, aber niemals viereckig, und mit kleinen Treppen in der Mitte. Ausserdem haben die ägyptischen Pyramiden bekanntlich im Innern Kammern und dienten, welches auch ihre sonstigen Bestimmungen gewesen sein mögen, zu Grabmälern. Diese dagegen sind von fester Erde und von Stein und niemals hat man in ihrem Innern Kammern entdeckt und es existiren wahrscheinlich gar keine. Der gründlichste Unterschied von allen aber ist der, dass die Pyramiden Ägyptens etwas Vollständiges für sich ausmachen, die amerikanischen dagegen nur errichtet wurden, um als Unterbau für Gebaüde zu dienen. Es giebt in Ägypten keine Pyramide mit einem aufgesetzten Palaste oder einem Tempel; kein Pyramidalbau in diesem Lande kommt ohne einen solchen vor, wenigstens keiner, von dessen Beschaffenheit überhaupt ein Urtheil möglich ist.

Aber es giebt noch eine fernere Erwägung, die entscheidend sein muss. Die Pyramiden Ägyptens, wie ich sie betrachtet habe und wie sie gegenwärtig dastehen, unterscheiden sich aufs Wesentlichste von Dem, was sie ursprünglich waren. Herodot sagt, die grosse Pyramide sei zu seiner Zeit mit Stein bekleidet gewesen, so dass sie auf allen ihren Seiten vom Fusse bis zur Spitze eine glatte Oberfläche darbot. Die zweite Pyramide von Gizeh, die Pyramide des Chephren genannt, zeigt in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit an ihrem untern Theile eine Reihe Stufen und am Fusse aufgehäufte eckige Steine, welche ursprünglich die Zwischenraüme zwischen den

Stufen ausfüllten, aber herabgestürzt sind. Im obern Theile sind die Zwischenlagen noch an ihren Stellen und die Seiten bieten eine glatte Fläche bis zur Spitze hinauf. Es ist kein Zweifel, dass ursprünglich jede Pyramide in Ägypten erstens mit vollkommen glatten Seiten erbaut ward und zweitens die Stufen keinen Theil des Plans bildeten. In diesem Zustande allein müssen sie betrachtet werden und in diesem Zustande hört jeder mögliche Vergleich zwischen ihnen und den sogenannten Pyramiden Amerika's auf.

Nächst den Pyramiden sind die ältesten Uiberreste ägyptischer Architektur, wie z. B. der Tempel Absambuls in Nubien, gleich denen der Hindus in Felsen gehauene Bauten, woraus man vermuthet hat, dass die Ägypter ihre Bauweise von jenem Volke (den Hindus) hergeleitet hätten. In spätern Zeiten begannen sie Tempel zu Tage zu bauen, welche dieselben Züge düsterer Erhabenheit noch an sich trugen und sich durch ihre ungeheuere Grösse und die Festigkeit des zu ihrem Bau verwandten Steins auszeichneten. Beides scheinen die amerikanischen Erbauer nicht im Auge gehabt zu haben. Unter allen diesen Ruinen sahen wir nicht einen einzigen Stein, der werth gewesen wäre, auf das Mauerwerk eines ägyptischen Tempels gelegt zu werden. Die grössten Einzelblöcke waren die sogenannten „Gözzen" oder „Obelisken" von Copan und Quirigua; in Ägypten dagegen werden Steine von dieser Grösse bis zur Höhe von 20 bis 30 F. gehoben und auf die Mauern gelegt, während die Obelisken, die als Verzierungen an den Thüren stehen und sich als Einzelblöcke bis zur Höhe von 90 F. erheben, sie durch ihre Grösse dergestalt zunichte machen, dass sie, wenn sie Nachahmungen sind, die schwächsten sind, die jemals nacheifernde Menschen versucht haben.

Ferner: Saülen sind ein unterscheidendes Merkmal ägyptischer Baukunst, grosse und massive Saülen, die noch heute aus dem Flugsand herausragen und den Wanderer in jenem geheimnissvollen Lande in Staunen und Schrecken setzen; ohne sie kommt kein Tempel am Nil vor. Dagegen ist unter allen Ruinen dieses Landes, wie der Leser sich erinnern wird, nicht Eine Saüle gefunden worden. Hätte diese Architektur in der ägyptischen ihren Ursprung, so würde eine so auffallende und bedeutsame Eigenthümlichkeit nimmermehr unbeachtet gelassen worden sein. Auch der Dromos, der Pronaos und das Adytum, die alle ebenso charakteristische Kennzeichen der ägyptischen Tempel sind, fehlen hier gleichfalls gänzlich.

Was sodann die Sculptur anlangt, so ist die Meinung, dass in diesem Punkte eine Ähnlichkeit bestehe, so oft und mit solcher Zuversicht ausgesprochen worden und die Zeichnungen in diesem Werke haben selbst so oft diesen Gedanken hervorgerufen, dass ich fast Bedenken trage, den Mangel aller und jeder Ähnlichkeit zu behaupten. Ich will nicht versuchen aufzuzeigen, worin die Unterschiede bestehen; um aber dem Leser den Gegenstand mit einem Male vor Augen zu führen, habe ich eine aus Herrn Catherwoods Mappe entlehnte Platte ägyptischer Sculptur hier aufgenommen. Der Gegenstand zur Rechten ist der Seite des grossen, unter dem Namen der tönenden Memnonssaüle bekannten Monuments bei Theben entnommen und noch nie gestochen worden; der andere gehört dem gefallenen Obelisken von Karnak an. Ich denke, durch Vergleichung mit den zuvor gegebenen Stichen wird

man finden, dass ganz und gar keine Ähnlichkeit existirt. Wenn etwas auffallend dabei ist, so ist es Das, dass die Figuren im Profil sind, und dieses gilt ebensogut von aller guten Basrelief-Sculptur.

Sonach besteht zwischen diesen Uiberresten und denen der Ägypter keine Ähnlichkeit, und da sie hier fehlt, so sehen wir uns vergebens anderswo um. Sie sind verschieden von den Werken jedes andern bekannten Volks, gehören einer neuen Ordnung an, sind ganz und gar und absolut anomal: sie stehen ganz allein für sich da.

Ich bitte um die besondere Aufmerksamkeit Derer, die mit den Künsten andrer Länder vertraut sind, auf diesen Gegenstand; denn wenn ich nicht falsch urtheile, so kommen wir zu einem Schlusse, der bei Weitem interessanter und ausserordentlicher ist als jener, welcher die Erbauer dieser Städte mit den Ägyptern oder einem andern Volke in Verbindung bringt. Es ist das Schauspiel eines in Architektur, Sculptur und Zeichnung und ohne Zweifel auch noch in andern vergänglichern Künsten geschickten und die mit diesen verbundene Cultur und Verfeinerung besitzenden Volkes, dessen Künste nicht der alten Welt entlehnt, sondern ohne Vorbilder oder Meister hier entsprungen und heraufgewachsen waren, ein besondres, getrenntes, unabhängiges Leben lebten, und einheimische Producte gleich den Pflanzen und Früchten des Bodens waren.

Ich werde nicht versuchen, dem Ursprunge dieses Volks nachzuforschen, aus welchem Lande es kam und wann und wie; ich werde mich auf seine Werke und die Ruinen beschränken.

Ich neige mich der Ansicht zu, dass man zu dem Glauben an das diesen Ruinen zugeschriebene hohe Alterthum keine hinreichenden Gründe hat; dass sie nicht die Werke eines Volks sind, das von der Erde dahingeschwunden und dessen Geschichte unbekannt geworden ist; sondern dass sie, allen früher ausgesprochenen Muthmassungen entgegen, von den zur Zeit der Invasion der Spanier das Land bewohnenden Volksstämmen oder ihren nicht sehr fernen Vorfahren errichtet wurden.

Und diese Meinung gründet sich erstens auf das Aussehen und den Zustand der Uiberreste selbst. Das Klima und die geile Uippigkeit des Bodens sind für alle vergängliche Materialien sehr zerstörend. Wenn man erwägt, dass diese Bauwerke sechs Monate lang in jedem Jahre den Fluthen der tropischen Regen ausgesetzt sind und dass durch ihre Thüren und auf ihren Dächern Baüme wachsen, so erscheint es als unmöglich, dass nach Verlauf von zwei- bis dreitausend Jahren ein einziges derselben gegenwärtig noch stehen könnte.

Das Vorkommen von Holzschwellen, und zwar in Uxmal in einem vollkommenen Zustande der Erhaltung, bestätigt diese Meinung. Die Dauerhaftigkeit des Holzes wird von seiner Beschaffenheit abhängen und von dem Grade, in welchem es der Einwirkung der Elemente ausgesetzt ist. In Ägypten hat man zwar gesundes und unversehrtes Holz entdeckt, das gewiss dreitausend Jahre alt war; allein selbst in diesem trocknen Klima hat man niemals welches in ganz freien Lagen aufgefunden. Es kommt blos vor an Särgen in den Gräbern und Mumiengewölben von Theben und an hölzernen, zwei Steine miteinander verbindenden Krampen, also vollständig eingeschlossen und von der Luft abgesperrt.

Meine Meinung gründet sich zweitens auf historische Nachrichten. Herrera, vielleicht der verlässlichste der spanischen Geschichtschreiber, sagt von Yucatan: „Das ganze Land wird in 18 Bezirke eingetheilt, und in ihnen allen gab es so viele und solche stattliche Gebäude von Stein, dass es zum Erstaunen war, und das grösste Wunder ist, dass sie, obgleich sie gar kein Metall verwendeten, doch im Stande waren, solche Bauten zu errichten, welche Tempel gewesen zu sein scheinen, denn ihre Häuser waren stets von Holz und mit Stroh gedeckt. An jenen Gebaüden waren die Gestalten nackter Männer mit Ohrringen nach indianischer Sitte, dann Götzen aller Art, Löwen, Töpfe, Krüge u. s. w. ausgehauen.“ Dann sagt er wieder: „Durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren ward das Land so überfüllt von Menschen und das Volk vermehrte sich in solchem Grade, dass alte Leute sagten, die ganze Provinz käme ihnen vor wie Eine Stadt; und in jener Zeit war es, wo man an die Erbauung von mehr Tempeln ging, und dadurch ist die so grosse Zahl derselben entstanden.“

Von den Eingebornen sagt er: „*Sie drückten ihre Köpfe und Stirnen platt, durchbohrten ihre Ohren und steckten Ringe hindurch.* Ihre Gesichter waren im Allgemeinen von gutem Aussehn und nicht sehr braun, *aber ohne Bärte,* denn sie versengten sie, wenn sie jung waren, auf dass sie nicht wachsen möchten. Ihr Haar trugen sie *lang wie das der Frauen* und in Flechten, die sie um den Kopf wie einen Kranz legten, und *ein kleiner Zopf hing hinten hinab.*“ — „Die vornehmsten Männer trugen statt der Hosen *eine acht Finger breite Binde um den Leib, die mehrmals um den Leib ging, so dass das eine Ende vorn, das andre hinten herabhing,* nebst schönem Federschmuck, und sie hatten grosse *viereckige Mäntel, die sie auf den Schultern festbanden,* und *Sandalen* oder *Halbstiefeln* aus Hirschfell gemacht.“ Der Leser sieht hier in den plattgedrückten Köpfen und den Trachten der Eingebornen beinahe ein Bild der Sculptur- und Stuckfiguren in Palenque, das, wenn es auch ein wenig jenseits der gegenwärtigen territorialen Gränzen Yucatans liegt, doch vielleicht ehemals ein Theil dieser Provinz war.

Ausser den glühenden und bekannten Schilderungen der Pracht in den Bauten Mejico's, wie sie Cortez gegeben, steht mir die Autorität nur eines einzigen Augenzeugen zu Gebote, nämlich diejenige des Bernal Diaz de Castillo, der an allen mit der Eroberung von Mejico verbundenen Feldzügen Theil nahm.

Mit der ersten Expedition beginnend sagt er: „Als wir Yucatan nahten, gewahrten wir eine grosse Stadt in einer Entfernung zweier Leguas von der Küste, die wir, da sie an Umfang jede Stadt auf Cuba übertraf, Gross-Cairo nannten.“ Auf die Einladung eines Haüptlings, der in einer Canoa herankam, gingen die Spanier ans Land und marschirten nach der Stadt, wurden aber unterwegs von den Eingebornen überfallen, die sie indess zurückschlugen und ihrer fünfzehn tödteten. „Nahe dem Orte dieses Uiberfalls“, sagt er weiter, „standen drei Gebaüde *von Kalk und Stein*, worinnen Götzenbilder von Thon mit *teuflischen Gesichtern* zu sehen waren“ u. s. w. — „Die Gebaüde *von Kalk und Stein* und das Gold brachten uns von dem Lande, das wir entdeckt, eine hohe Vorstellung bei.“

Nachdem sie fünfzehn Tage weiter gesegelt, entdeckten sie von den Schiffen aus eine grosse Stadt mit einer kleinen Bai und gingen ans Land, um Wasser einzunehmen. Während sie hier ihre Tonnen füllten, wurden sie von fünfzig Indianern angeredet, welche waren „gekleidet in baumwollne Mäntel“ und „uns durch Zeichen nach ihrer Stadt zu kommen einluden.“ Auf ihrem Wege dahin kamen sie „zu einigen grossen und sehr gut gebauten Gebaüden *von Kalk und Stein*, mit Figuren von *Schlangen* und *Götzen*, die auf die Wände gemalt waren.“

Auf der zweiten Expedition fuhren sie, während sie an der Küste hin segelten, bei einer niedrigen, etwa drei Leguas vom Festlande gelegenen Insel vorüber, wo sie, als sie ans Land gingen, fanden „zwei Gebaüde von Kalk und Stein, gut gebaut, jedes mit Stufen und mit einem Altare vor gewissen scheusslichen Gestalten, welche die Darstellungen der Götter dieser Indianer waren.“

Die dritte Expedition geschah unter Cortez. Auf ihrem Marsche gen Mejico langten sie bei Cempoal an, in welches sie einrückten und wo sie „erstaunt waren über die Schönheit der Gebaüde.“ — „Als unsre Vorhut auf den grossen Platz gekommen war, dessen Haüser erst kürzlich *mit Mörtel beworfen* und *übertüncht* worden waren, *als in welcher Kunst dieses Volk sehr erfahren ist,* ward einer unsrer Reiter von ihrem Glanze im Sonnenlichte dermassen betroffen, dass er im vollen Galopp zu Cortez zurückkam, um ihm zu sagen, dass die Mauern der Haüser von Silber seien.“

Geärgert durch die abscheuliche Sitte der Menschenopfer beschloss Cortez, mit Gewalt ihren Götzendienst zu unterdrücken und ihre Aftergötter zu vernichten. Da geboten die Haüptlinge dem Volke, sich zur Vertheidigung ihrer Tempel zu bewaffnen; „als sie aber sahen, dass wir uns anschickten, *die grosse Treppe* hinaufzusteigen, sagten sie, sie wüssten sich nicht zu helfen; und kaum hatten sie diess gesagt, als Fünfzig der Unsrigen, zu diesem Ende *hinaufgehend*, die scheusslichen Götzenbilder, die sie im Tempel fanden, niederstürzten und in Stücke zerschlugen.“ Darauf liess Cortez eine Anzahl „indianische Maurer *mit Kalk,* welcher hierorts *im Uiberflusse vorhanden war*, herbeikommen und die Wände vom Blute reinigen und mit *frischen Mörtel überziehen.*“

Als sie sich dem Gebiete von Mejico näherten, fährt er so fort: „Alle Erscheinungen bewiesen, dass wir in ein neues Land gekommen waren, denn *die Tempel waren sehr hoch* und sie mitsammt den *terrassirten Wohnungen* und den Haüsern des Kaziken, welche mit Mörtel beworfen und übertüncht waren, nahmen sich sehr gut aus und glichen manchen unsrer Städte in Spanien.“

Weiterhin sagt er: „Wir kamen zu einer Art von Festungswerk, *von Kalk und Stein* erbaut und von solcher Stärke, dass nur allein Geschütze von Eisen hätten einige Wirkung darauf haben können. Die Leute sagten uns, es wäre von den Tlascalanen, in deren Gebiete es stehe, als Schutz gegen die Einfälle der Mejicaner erbaut worden.“

Bei Tehuacingo hatte eine blutige Schlacht stattgefunden, in welcher „die Indianer abzogen und uns das Feld überliessen.“ Er fügt hinzu: „Sobald wir uns von ihnen frei sahen, brachten wir Gott Dank für seine Gnade dar, traten dann in einen *massivgebauten und*

geraümigen Tempel ein und belegten unsre Wunden mit dem Fette von Indianern."

Zu Cholula angelangt sandte Cortez sofort „einige Soldaten zu einem *grossen Tempel* dicht bei unsern Quartieren, mit dem Befehle, auf die möglich ruhigste Weise zwei Priester herbeizubringen." Sie führten diess aus. „Einer derselben war ein Mann von Ansehen und hatte Macht über *alle Tempel* der Stadt." Ferner: „*Innerhalb der hohen Mauern der* (Tempel-) *Höfe* wurden wir einquartiert." Dann: „Die Stadt Cholula hatte viel Aehnlichkeit mit Valladolid." — „Sie hatte damals über hundert *hohe weisse Thürme*, welche die Tempel ihrer Götzen waren. Der vornehmste Tempel war höher als der von Mejico und jedes dieser Gebaüde stand *in einem geraümigen Hofe*."

Als sie der Stadt Mejico nahen, lässt er seiner Begeisterung freien Lauf. „Wir konnten sie mit nichts vergleichen als den Zauberscenen, die wir im Amadis von Gallien gelesen hatten, wegen ihrer *grossen Thürme* und *Tempel* und anderer *Gebaüde von Kalk und Stein*, welche wie aus dem Wasser sich zu erheben schienen."

„Wir wurden von den Granden dieses Landes, Verwandten Montezuma's, empfangen, die uns geleiteten zu unsern Wohnungen in *Palästen*, die prachtvoll *von Stein* erbaut waren, deren Zimmerwerk von Cedernholz war und welche *geraümige Höfe* und Gemächer mit Ruhebetten vom *feinsten Zeuge* hatten. Das Ganze war geschmückt mit *Werken der Malerei, wundervoll begypst* und übertüncht und durch eine Menge schöner Vögel noch reizender gemacht."

„Der Palast, in welchem wir beherbergt wurden, war sehr leicht, luftig, reinlich und anmuthig und der Eingang führte durch einen grossen Hof."

Montezuma sagte bei seiner ersten Zusammenkunft mit Cortez: „Die Tlascalanen haben, wie ich höre, euch gesagt, ich sei gleich einem Gotte und Alles an mir sei Gold, Silber und kostbares Edelgestein; ihr seht aber jetzt, dass ich blos Fleisch und Blut bin und dass *meine Haüser gebaut sind gleich andern Haüsern, von Kalk und Stein und Holz*."

„Auf dem grossen Platze waren wir erstaunt über das Volksgewühl, die herrschende Ordnung und die ungeheuern Waarenmassen."

„Der ganze Platz war mit Saülenhallen umgeben."

„Von dem Platze aus gingen wir zum grossen Tempel, mussten aber, ehe wir hineinkamen, durch eine Anzahl *grosser Höfe* gehen, deren kleinster mir mehr Flächenraum zu enthalten schien als der grosse Platz in Salamanca; sie waren von Doppelmauern *von Kalk und Stein* umschlossen und mit grossen weissen *gehauenen* Steinen belegt, und wo sie nicht gepflastert waren, waren sie *mit Mörtel überdeckt und geglättet*."

„Zu dem grossen Tempel stieg man *auf 114 Stufen* hinan."

„Von der Zinne des Tempels zeigte Montezuma dem Cortez die verschiednen Theile der Stadt und ihre Umgebung, die sämmtlich von da aus übersehen werden konnten." — „Auch bemerkten wir die Tempel und Adoratorios der naheliegenden Städte, die in der Form von *Thürmen* und *Festungen* gebaut waren, sowie andere auf dem Dammwege, alle weiss von Farbe und wundervoll glänzend."

„Das geschäftige Getümmel des Marktplatzes konnte man bei-

nahe eine Legua davon noch hören, und *die in Rom und Konstantinopel gewesen waren,* sagten, sie hätten, was Bequemlichkeit, Regelmässigkeit und Bevölkerung anlange, nie etwas Gleiches gesehen."

Während der Belagerung, sagt er, wären sie „in einem *hohen Tempel* einquartiert worden", „sie wären *die Stufen des Tempels* hinaufgegangen"; und spricht von „*einigen hohen Tempeln,* die jetzt von unserm Geschütz heftig beschossen wurden"; von „den *hohen Tempeln,* wo Diego Velasquez und Salvatierra postirt waren"; von „den *Breschen,* die sie in die *Mauern* geschossen"; von „*gehauenem Stein,* den sie aus den Gebaüden auf den Terrassen genommen hätten."

Als sie beim grossen Tempel anlangten, stürzten augenblicklich über 4000 Mejicaner hinauf, die eine Zeit lang sie am Hinaufsteigen hinderten. „Obwohl die Reiterei mehrmals den Angriff versuchte, so war doch das Steinpflaster in den Höfen des Tempels so glatt, dass die Pferde sich nicht auf den Füssen erhalten konnten und stürzten."

„Ihre Massen waren so gross, dass wir keinen wirksamen Eindruck machen oder *die Stufen ersteigen* konnten. Endlich erzwangen wir *unsern Weg hinauf.* Hier zeigte sich Cortez als den Mann, der er wirklich war. Welch einen verzweifelten Kampf hatten wir da! Jeder von uns war mit Blut bedeckt."

„Sie trieben uns *sechs und selbst zehn Stufen herab,* während Andere, die in den Corridors oder hinter den Mauern und in den Verstecken des grossen Tempels standen, solche Wolken von Pfeilen auf uns schossen, dass wir den Boden nicht behaupten konnten und unsern Rückzug begannen, wobei Jeder von uns verwundet ward und Sechsundvierzig der Unsrigen todt auf dem Platze blieben. Ich habe diesen Kampf und unser *Hinandringen zu dem grossen Tempel* in den *Malereien* der Eingebornen sowohl in Mejico als in Tlascala oft dargestellt gesehen."

Ferner sagt er, als sie in einer Stadt anlangten, sie hätten ihre Quartiere „in einem *starken Tempel* genommen"; sie wären „auf ihren Posten *in den Tempeln* und *grossen ummauerten Höfen* angegriffen worden."

„In Tezcuco nahmen wir unsre Quartiere in einigen Gebaüden, welche aus *grossen Hallen und umschlossenen Höfen* bestanden." — „Alvarado, de Oli und einige Soldaten, zu denen ich gehörte, stiegen darauf zur Spitze des *grossen Tempels,* welcher *sehr hoch* war, hinauf, um zu sehen, was in der Nähe vorging."

„Wir zogen nach einer andern Stadt, Namens Terrayuco, die wir aber die Stadt der *Schlangen* nannten wegen der *ungeheuern Abbildungen dieser Thiere,* die wir in ihren Tempeln fanden und die sie als Götter anbeteten."

Ferner: „In diesem Garten hatte unsre ganze Streitmacht für die Nacht ihr Lager aufgeschlagen. Ich hatte meiner Treu noch nie einen Garten von solcher Herrlichkeit gesehen, und als Cortez und der Schatzmeister Alderete ihn durchschritten und genau besichtigt hatten, erklärten sie, dass er bewundernswürdig wäre und jedem, den sie je in Castilien gesehen, gleichkäme."

„Ich und zehn andere Soldaten wurden als Wache auf eine Mauer *von Kalk und Stein* postirt."

„Als wir in unserm Quartiere bei Jacuba anlangten, regnete es sehr heftig und wir blieben während des Wetters zwei Stunden lang in *grossen eingeschlossenen Höfen.* Der General mit seinen Kapitänen, dem Schatzmeister, unserm ehrwürdigen Padre und vielen Andern von uns stiegen *zur Zinne des Tempels*, welche den ganzen See beherrschte."

„Wir überschritten das Wasser, das uns bis an den Hals ging, bei dem Passe, den sie offen gelassen hatten, und folgten ihnen, bis wir zu einem Orte kamen, wo es *grosse Tempel* und *Götzenthürme* gab."

„Als wir (ich und Sandoval) in Tustepec ankamen, nahm ich mein Quartier auf der Höhe eines *Thurms in einem sehr hohen Tempel,* theils um der frischen Luft willen und um den Mosquitos, die unten sehr lästig waren, zu entgehen, theils um Sandovals Wohnung nahe zu sein." — „Wir setzten unsre Reise fort bis zur Stadt Chiapas in derselben Provinz wie Palenque, und bei der Regelmässigkeit seiner Strassen und Haüser konnte es wohl eine Stadt genannt werden. Es enthielt nicht weniger als 4000 Familien, ungerechnet die Bevölkerung der vielen dazu gehörigen Städte in seiner Nähe." — „Wir fanden die ganzen Truppen von Chiapas zu unserm Empfange aufgestellt. Sie waren geschmückt *mit Federputz.*" — „Bei unsrer Ankunft fanden wir es zu eng gebaut, um mit Sicherheit von uns bewohnt zu werden, und deshalb schlugen wir unser Lager im offnen Felde auf. In ihren *Tempeln* fanden wir entsetzliche Götzengestalten."

Nun wird man sich erinnern, dass Bernal Diaz in der Absicht schrieb, um sich und andern der „ächten Eroberer", seiner Waffengefährten, deren Ruf durch andere Geschichtschreiber, Nichtbetheiligte und Nicht-Augenzeugen, angeschwärzt worden war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daher sind alle seine Bezugnahmen auf Gebaüde nur zufällig; er erwartete nicht, jemals als Autorität in Betreff der Alterthümer des Landes citirt zu werden; das kleinste Scharmützel mit den Eingebornen stand seinem Herzen näher als all die Bauten von Kalk und Stein, die er sah; gerade darum aber hat sein Zeugniss um so grössern Werth; und er schrieb es zu einer Zeit, wo noch Viele lebten, die ihm widersprechen konnten, wenn er ungenau und wahrheitswidrig war. Seine „wahre Geschichte" ist niemals angefochten worden; im Gegentheil, während seine Schreibart als rauh und unzierlich betrachtet ward, fand seine Treue und Wahrhaftigkeit von Seiten aller gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreiber Anerkennung. Nach meiner Meinung ist sie so wahr und verlässlich als irgendein Reise-Werk über die Länder, durch die er sich seinen Weg erkämpfte. Er theilt die flüchtigen und unvollkommnen Beobachtungen eines ungelehrten Kriegers mit, dessen Schwert selten in seiner Scheide steckte, der umringt war von Gefahren, angriff, sich zurückzog, verwundet ward und floh und dessen Gemüth beständig mit dringendern Dingen beschäftigt war.

Der Leser kann nicht ermangeln, die allgemeine Aehnlichkeit zwischen den von ihm beschriebenen Gegenständen und den in unserm Werke enthaltenen Schilderungen sogleich zu bemerken. Seine Erzählung führt meiner Seele ein lebhaftes Gemälde der ruinirten Städte, die wir besuchten, vor, wie sie damals waren, mit ihren *Gebaüden von Kalk und Stein,* ihren *gemalten* und *ausgehauenen Verzie-*

rungen und ihrer *Gypsbekleidung,* mit ihren *Götzenbildern*, *Höfen*, *starken Mauern* und *hohen Tempeln mit ihren hohen Treppen.*

Wenn diess aber noch nicht genügt, so habe ich einen fernern und noch stärkern Beweis. Nach der Belagerung von Mejico und beim Wiedereinzuge der Spanier traf alle Gebaüde und Monumente in der Stadt eine unterschiedslose und unbarmherzige Zerstörung. Und so waren keine Kunstdenkmäler der Mejicaner mehr übrig. Im J. 1790 aber wurden zwei Statuen und ein flacher Stein mit eingegrabenen, auf den mejicanischen Kalender bezüglichen Charakteren entdeckt und unter den Trümmern des grossen Teocalli auf dem öffentlichen Platze der Stadt Mejico hervorgegraben. Die Statuen erregten so grosses Interesse unter den mejicanischen Indianern, dass die Priester, besorgt, sie möchten in ihren alten Götzendienst zurückfallen, und begierig, alle Erinnerungen an ihre alten Riten zu vernichten, sie im Hofe des Franciscanerklosters vergruben. Der Kalender aber ward an einer recht augenfälligen Stelle in der Mauer der Kathedrale eingefügt, wo er sich noch jetzt befindet. In der Mitte ist, als Hauptgegenstand dieses Kalenders, ein Gesicht zu sehen, das Humboldt*) mitgetheilt hat und welches in einem Punkte eine so starke Aehnlichkeit mit der sogenannten Maske auf Platte 44 zu S. 481 hat, dass man auf den Gedanken gerathen muss, sie haben gleichen Zweck und gleiche Bedeutung gehabt. Wohl finden handgreifliche Unterschiede statt, aber vielleicht ist der Ausdruck der Augen in dem veröffentlichten Stiche geändert und verbessert worden; doch sei dem wie ihm wolle, so ist in jedem Falle der charakteristische und frappante Zug die aus dem Munde hangende Zunge. Der Kalender ist in Basrelief und wie ich von einem Herrn, der ihn gesehen, gehört, so ist die Sculptur daran gut.

Endlich gehören unter die hieroglyphischen Malereien, welche der Zerstörung durch Mönchsfanatismus entgingen, gewisse mejicanische Manuscripte, die sich jetzt in den Bibliotheken zu Dresden und Wien befinden. Diese sind bei Humboldt und Lord Kingsborough mitgetheilt, und bei sorgfältiger Prüfung sind wir stark der Meinung, dass die Charaktere die nämlichen sind wie die auf den Denkmälern und Tafeln zu Copan und Palenque gefundenen. Um des Vergleichs halber habe ich wiederum den Stich der Altardecke zu Copan und einen andern aus einem hieroglyphischen Manuscripte in Humboldts Werke hier aufgenommen. S. Taf. VI. Fig. 28 a. b. Die Unterschiede sind allerdings sogleich ersichtlich; allein man muss dabei bedenken, dass die eine Tafel in Stein gegraben, die andre auf Papier (gemacht aus der Agave Mexicana) geschrieben ist. Aus diesem Grunde haben sie wahrscheinlich nicht dieselbe Regelmässigkeit und Genauigkeit im Detail; im Ganzen aber wird der Leser nicht umhin können, die auffallende Aehnlichkeit zu bemerken, und diese Aehnlichkeit kann doch keine zufällige sein. Es folgt hieraus, dass die Azteken oder Mejicaner zur Zeit der Conquista eine und dieselbe geschriebene Sprache mit dem Volke von Copan und Palenque hatten.

Ich habe auf diese Weise in aller Kürze und ohne mich auf eine Polemik gegen die Meinungen und Hypothesen Anderer einzu-

*) *Vues de les Cordillères, vol.* XIII. *p.* 276.

lassen, unsere Ansichten in Betreff dieser Ruinen mitgetheilt. Noch stehen wir vielleicht mit diesen Ansichten allein da, aber ich wiederhole meine Meinung, dass wir nicht berechtigt sind, die Erbauer dieser Städte unter einer ehemaligen Nation der alten Welt zu suchen; dass sie nicht das Werk eines Volks sind, das von der Erde verschwunden und dessen Geschichte für uns verloren ist; sondern dass triftige Gründe vorliegen, sie für die Schöpfungen der nämlichen Volksstämme zu halten, welche das Land zur Zeit der spanischen Eroberung oder nicht sehr lange zuvor bewohnten. Ich will noch bemerken, dass wir unsere Forschung ohne alle vorgefasste und zu vertheidigende Theorie begannen. Unsere Gefühle waren einem Zurückgehen zu einem hohen und ehrwürdigen Alterthume günstig. Wir tappten während des grössern Theils unsrer Reise in Dunkel, Zweifel und Ungewissheit umher und nicht eher als bei unsrer Ankunft unter den Ruinen von Uxmal bildeten wir uns unsre Ansicht von ihrem vergleichsweise neuern Ursprunge. Manche dieser Ruinenstädte sind ohne Zweifel älter als andere; von einigen wissen wir, dass sie zur Zeit der spanischen Eroberung bewohnt wurden, während andere vielleicht schon vorher in Trümmern lagen; und es giebt noch manche streitige Punkte, die noch nicht ganz leicht zu erklären sind; in Rücksicht auf Uxmal aber wenigstens glauben wir, dass es zur Zeit der Ankunft der Spanier eine existirende und bewohnte Stadt war. Ihre nachfolgende Verwüstung und ihr Untergang sind ohne Mühe zu erklären. Mit der Ankunft der Spanier sank den Indianern das Scepter aus den Händen. In der Stadt Mejico ward jedes Haus der Erde gleichgemacht und ohne Zweifel im ganzen Lande jeder Sammelplatz oder Feste abgebrochen, die Gemeinden zerstreut, ihre hohen Tempel niedergeworfen und ihre Götzen verbrannt, die Paläste der Kaziken zertrümmert, die Kaziken selbst zu Leibeigenen gemacht und nach der nämlichen grausamen Politik, die seit Menschengedenken in einem eroberten Lande befolgt worden ist, alle Erinnerungszeichen an ihre Väter und ihre verlorne Unabhängigkeit vernichtet oder in ihren Augen verhasst gemacht. Und ausserdem besitzen wir authentische Nachrichten von grossen Epidemien, welche ganz Yucatan durchzogen und es auf eine Zeit hinaus entvölkert und verheert haben.

Wohl mag es viel von dem Interesse, das über diesen Ruinen schwebt, zerstören, wenn man ihnen einen neuern Ursprung zuweist; allein wir leben in einer Zeit, deren Richtung es ist, Phantasmen zu zerstreuen und zur Wahrheit hindurchzudringen; und das in einer Beziehung verlorengegangene Interesse wird durch ein andres, kaum geringeres ersetzt; denn je näher wir die Erbauer dieser Städte unsern eignen Zeiten bringen können, desto grösser wird die Möglichkeit, zu einer vollständigen Kenntniss in Betreff derselben zu gelangen. Im ganzen Lande sind die Klöster reich an Manuscripten und Documenten, von der Hand der frühesten Padres, Kaziken und Indianer geschrieben, welche letztern die Kenntniss des Spanischen und die Schreibkunst sich sehr bald aneigneten. Diese sind niemals mit der geringsten Beziehung auf diesen Gegenstand geprüft worden; und so modert sicherlich so manches kostbare geschriebene Document in der Bibliothek eines nahen Klosters, welches die Ge-

schichte der einen oder andern dieser Trümmerstädte aufhellen und entscheiden könnte; auch glaube ich zuversichtlich, dass es noch dahin kommen wird, dass man die hieroglyphischen Tafeln wird lesen lernen. Keine feurige Wissbegier hat sich bisher ihnen zugekehrt, niemals ist Energie und Scharfsinn, Kenntniss und Wissenschaft auf sie angewendet worden. Jahrhunderte lang blieben ja auch Ägyptens Hieroglyphen uns unerforschlich, und ich habe die Uiberzeugung, dass man, wenn auch vielleicht nicht gerade in unsern Tagen, einen sicherern Schlüssel als den Stein von Rosette auffinden wird. Und wenn seit der Zeit, wo eine dieser unbekannten Städte bewohnt ward, erst drei Jahrhunderte verflossen sind, so ist auch das Geschlecht ihrer Bewohner noch nicht ausgestorben. Ihre Nachkömmlinge leben dann noch im Lande, vielleicht, gleich unsern Indianern, zerstreut und in nie von einem Weissen betretenen Wildnissen versteckt, aber doch nicht verloren; und leben vielleicht dort nach der Väter Weise und errichten noch dieselben Gebaüde von „Kalk und Stein," mit „Sculpturverzierungen und mit Gyps bekleidet," mit „grossen Höfen" und „hohen Thürmen mit hochaufsteigenden Stiegen," und graben noch immer dieselben geheimnissvollen Hieroglyphen auf Steintafeln ein. Und wenn mir dafür, dass ich mich so selten in speculativen Hypothesen habe ergehen lassen, der Leser einmal einen Seitensprung gestatten will, dann wende ich mich jenem weiten, unbekannten, von keiner einzigen Strasse durchzogenen Landstrich zu, worin sich die Phantasie jene geheimnissvolle, vom höchsten Rücken des Cordillerasgebirgs gesehene Stadt malt, und suche dort seine unbesiegten, unbesuchten und unerforschten Urbewohner auf.

Zum Schlusse bin ich in Verlegenheit zu entscheiden, welches das grösste Unternehmen sein möchte: ein Versuch, diese geheimnissvolle Stadt zu erreichen, die Hieroglyphentafeln zu entziffern, oder sich durch die in den Klosterbibliotheken seit drei Jahrhunderten aufgehaüften Manuscripte hindurchzuarbeiten.

SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

Reise nach Merida. — Moona. — Ein Teich voll Wasser eine Merkwürdigkeit. — Abula. — Indianische Laüfer. — Merida. — Abreise. — Hunucama. — Belagerung von Campeche. — Einschiffung nach Havana. — Erlebnisse auf der Uiberfahrt. — Der 4. Julius auf dem Meere. — Ein Haifisch-Mahl. — Wir wissen weder aus noch ein. — Die Brigg Helena Maria unsre Erlöserin. — Fahrt nach Neuyork. — Ankunft daselbst. — Schluss.

Ich kehre nun wieder zu uns zurück. Um 3 Uhr verliessen wir bei Mondeslichte Uxmal und reisten auf dem geradesten Wege nach Merida, Herr Catherwood in einer Kutsche, ich zu Pferde, versehen mit einem Briefe des jüngern Mayordomo an seinen Landsmann und Freund, Delmonico's Oberchocoladenbereiter. Wie ich

Herrn Catherwood, auf den Schultern von Indianern getragen, deren schwere Tritte allein die Todtenstille des Waldes unterbrachen, nachfolgte, wollte es mir bei meiner grossen Besorgniss um seine Gesundheit fast so vorkommen, als zöge ich seiner Bahre nach. In der Entfernung von drei Leguas erreichten wir den schönen, auch von Weissen und Mestizen bewohnten Ort Moona, wo Reisende seltner als im Innern von Centralamerika erscheinen. Hier mussten wir zwei Stunden lang in der Casa real*) auf eine frische Kutsche warten. Eine kurze Strecke jenseits nahm mich mein Führer ein Stück von der Strasse ab, um mir einen Teich zu zeigen, der in diesem Lande eine Merkwürdigkeit war. Er war von Wald umschlossen; verwildertes Vieh stand saufend an seinen Rändern und ward bei unserm Nahen gleich Rothwild aufgeschreckt. Vier Leguas weiter kamen wir zum Flecken Abula, dessen öffentlicher Platz von einem rohen Pfahlzaun eingeschlossen war und wo wir eine gute Casa real und einen schönen alten Alcalden fanden, der unsern Diener kannte und wusste, dass er der Familie Peon zugehörte. Da es bis Merida keinen zwischenliegenden Ort gab, so versah er uns mit Indianern zur Reserve, damit die Kutsche in einem Striche bis Merida — ein Weg von 27 Meilen — getragen werden könnte. Es ward darüber so spät, dass ich mit einem Wechsel-Pferde immer voranritt, um Merida bei Zeiten zu erreichen und eine Calesa für den nächsten Tag zu besorgen.

Gegen Abend trat heftiger Regen ein. Mit Dunkelwerden ward ich unruhig, dass ich Herrn Catherwood so allein zurückgelassen hatte; ich schickte daher meinen Diener wegen Besorgung der Kalesche voraus und stieg ab, um auf Herrn C. zu warten. Zum Zurückreiten war ich zu furchtbar müde. Ich setzte mich an der Strasse nieder; allgemach streckte ich mich, den Zügel um das Handgelenk geschlungen, auf einem glatten Steine aus und versank, nachdem ich, schon halb im Traume, hin und her überlegt, ob das Pferd mich treten werde oder nicht, in Schlummer. Ich ward durch einen Ruck, der mir beinahe den Arm abriss, geweckt und sah durch den Wald indianische Laüfer mit fichtenen Fackeln herankommen, um der Kutsche zu leuchten, was einen so leichenzugähnlichen Anblick darbot, dass mich fast Schauder ergriff. Herr C. hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Nachdem ihn die Indianer gegen eine Legua weit getragen, hielten sie an und setzten ihn nieder, hoben ihn nach einer lebhaften Besprechung untereinander wieder auf und zogen weiter; nach einer kleinen Weile aber setzten sie ihn abermals nieder, steckten die Köpfe unter die Decke der Kutsche und hielten eine leidenschaftliche und lärmende Anrede an ihn, von welcher er keine Silbe verstand. Endlich hörte er die Worte heraus *dos pesos* (zwei Piaster-Dollars) und schloss, dass sie noch zwei Dollars mehr haben wollten. Da aber der Alcalde die Rechnung geordnet hatte, so weigerte er sich zu zahlen, worauf sie ihn nach einem heftigen Wortwechsel wieder auf ihre Schultern hoben und mit ihm

*) *Casas reales* oder *Casas del Rey*, d. i. königliche Haüser, sind im spanischen Amerika öffentliche, zur Aufnahme von Reisenden bestimmte Gebaüde und entsprechen ganz den morgenländischen Karavanserajs.

nach Abula zurückzutraben begannen. Diess machte ihn gefügig und er bezahlte das Geld, drohte ihnen aber soweit er konnte mit Rache. Allein das Spasshafte an der Sache war, dass die Indianer im Rechte waren: der Alcalde hatte sich in seiner Rechnung versehen, was die Indianer erst unterwegs entdeckten, als sie das Geld unter sich vertheilten und wo sie, da jeder Einzele doch wusste, wieviel er zu bekommen hätte, nach kopfzerbrechendem Zählen und Rechnen dahinter kamen, dass sie um zwei Dollars zu kurz gekommen waren. Der Preis war nämlich 25 Cents per Mann für die erste Legua und 18 Cents für jede nachfolgende Legua und ausserdem noch 50 Cents für das Anfertigen der Kutsche, so dass, mit vier Mann als Reserve, zwei Dollars auf die erste und anderthalb Dollars auf jede folgende Legua kamen und eine Berechnung des Gesammtbetrags für neun Leguas allerdings ein Bisschen verwikkelt war.

Es war halb 2 Uhr vorüber, als wir Merida erreichten, und wir waren nun seit 2 Uhr Morgens auf und unterwegs gewesen. Zum Glück hatte bei der leichten Bewegung der Kutsche Herr C. nur wenig gelitten. Ich war über alle Massen müde, so dass ich, da ich zumal ein gutes Bett hatte, rasch entschlummert war.

Den nächsten Morgen besuchten wir meinen Freund Don Simon, welcher eben Anstalten traf, nach Uxmal zurückzukehren und dort mit uns zusammenzutreffen. Ich vermag meine Erkenntlichkeit für die von ihm und seiner Familie uns bezeigte Güte nicht genügend auszudrücken, und ich hoffe nur, dass mir in Zukunft einmal Gelegenheit werde, sie in meinem Lande zu erwiedern. Er versprach uns, bei unsrer Wiederkehr mit uns zu den Ruinen zu gehen und uns bei einer vollständigen Durchforschung derselben behilflich zu sein. Das spanische Schiff sollte am nächsten Tage absegeln. Gegen Abend, als nach einem heftigen Regen die finstern Wolken fortzogen und die sinkende Sonne sie mit einem reichen goldnen Rande färbte, verliessen wir Merida. Um 11 Uhr erreichten wir Hunucama und machten auf seinem öffentlichen Platze zur Fütterung der Pferde zwei Stunden Halt. Währenddem langte ein Trupp Soldaten mit Fichtenfackeln in der Hand an, welche soeben siegreich von der Belagerung von Campeche heimkehrten. Es waren lauter junge Leute, feurig, lustig und gut uniformirt und sie strömten vom Lobe auf ihren General über, der, sagten sie, in Sisal geblieben wäre, um einem Balle beizuwohnen, und gleich nach dessen Beendigung kommen würde. Nachdem wir unsern Marsch von Neuem angetreten, begegneten wir nach einer Stunde einem Zuge von Kaleschen, in denen Officiere in Uniform sassen. Wir hielten an, beglückwünschten den General ob seines Sieges bei Campeche, erkundigten uns nach einer Corvette der Vereinigten Staaten, die, wie wir gehört, während der Blokade sich dort befand, und zogen nach vielen ausgetauschten Höflichkeiten und ohne dass wir bei der Dunkelheit von einander etwas sehen konnten, auf unsern getrennten Wegen weiter fort. Eine Stunde vor Tagesanbruch erreichten wir Sisal, schifften uns um 6 Uhr an Bord der spanischen Brigg „Alexander“ nach Havana ein und waren um 8 Uhr unterwegs. Es war der 24. Junius.

Nun, meinten wir, wäre all unsere Noth überstanden. Der

Morgen war schön. Wir hatten acht Mitfahrende, lauter Spanier, von denen Einer, aus dem Innern des Landes, als er ans Ufer kam und die Brigg draussen liegen sah, fragte, was das für ein Thier wäre. Aus grosser Achtung für den Kapitän will ich nicht von der Brigg und ihrer Beschaffenheit sprechen, insbesondere nicht von ihrer Kajüte; nur soviel will ich sagen, dass es eine spanische war. Der Wind war schwach; wir frühstückten auf Deck unter einem Sonnenzelte, wobei der Fussboden uns als Tisch diente. Der Kapitän sagte uns, in einer Woche würden wir in Havana sein.

Unser Curs ging der Küste Yucatans entlang gegen Kap Catoche zu. Sonntag den 28sten hatten wir nach der Gissung der Brigg gegen 150 Meilen zurückgelegt und wurden dann von einer Windstille befallen. Die Sonne schien sengend heiss nieder, die Meeresfläche lag regungslos und glatt wie Glas da und den ganzen Tag über umschwamm die Brigg eine Schaar Haifische. Wir hatten von dieser Zeit an ununterbrochne Windstillen und die See sah einem erhitzten und seine Hitze zurückstrahlenden Spiegel gleich. Am 4. Julius dieselbe glasige Bewegungslosigkeit, mit leichten Wolken zwar, die sich aber wie angeheftet nicht von der Stelle fortbewegten. Der Kapitän sagte, wir wären *encantados* d. i. behext, und es schien auch wirklich beinahe so. Wir hatten gehofft, diesen grossen politischen Tag beim amerikanischen Consul in Havana durch ein Festmahl zu feiern; aber unser Fahrzeug lag wie ein Klotz da; wir brateten vor Hitze und schon ward unser Wasservorrath klamm; und dabei machte uns die spanische Schiffskochkunst den blossen Gedanken an ein Viertes-Julius-Mahl unerträglich. Wir hatten die sämmtlichen Bücher in des Maats Bibliothek, die aus einigen französischen, ins Spanische übersetzten Novellen und einer Geschichte graunvoller Schiffbrüche bestand, durchgelesen. Um die Montonie zu unterbrechen, warfen wir beständig die Angel nach Haifischen aus, welche die Matrosen, die sie gleich den Alligators *enemigos de los Cristianos* d. i. Christenfeinde nannten, aufs Deck heraufzogen und, nachdem sie ihnen Herz und Eingeweide herausgeschnitten, wieder über Bord warfen. Schon waren wir zehn Tage in See und immer knapper wurden unsere Provisionen. Zu unserm Diner hatten wir zwei junge Haie. Wenn Einem keine unangenehmen Gedanken dabei aufstiegen, waren sie nicht übel — sie schmeckten ganz wie junge Alligators; und wie uns der Kapitän sagte, so kamen sie in Campeche regelmässig auf den Markt und wurden von allen Klassen gegessen. Am Nachmittage sammelten sie sich in furchterregender Zahl um uns. Alles was über Bord fiel ward im Nu von ihnen weggeschnappt; kaum hatte der Hut eines Passagiers, der ihm vom Kopfe gefallen war, die Wasserfläche berührt, als ein gewaltiger Kerl nach ihm sich wandte, seinen hässlichen Rachen über dem Wasser aufsperrte und ihn verschlang; zum Glück steckte der Mann nicht unter dem Hute. Gegen Abend kriegten wir einen solchen Leviathan zu fassen, hoben ihn mit dem Haken 4 bis 5 Fuss aus dem Wasser empor und die Matrosen schlugen so lange mit den Spillbaümen auf seine Hirnschale los, bis er sich nicht mehr rührte, worauf sie einen Strick mit einer Schlinge unter seinen Flossen festmachten und ihn mit des Schiffes Takel aufs Deck hissten. Er schien die halbe Seite

des Fahrzeugs einzunehmen. Die Matrosen rissen ihm das Maul auf, hielten mit einem Splitzeisen die Kiefern auseinander, kehrten ihn auf den Rücken, schnitten ihn auf und rissen ihm Herz und Eingeweide heraus. Darauf hackten sie von seinem Schwanze etwa eine Fusslänge ab und warfen ihn über Bord.

Den Nachmittag des nächsten Tages fuhren wir durch eine starke nordwestlich gerichtete Strömung, die ein Gebrause gleich der Brandung machte; das Tiefloth zeigte vorher 120 Faden, während des Abends fand es keinen Grund und wir vermutheten, dass wir das Kap Catoche passirt haben müssten.

Vom 6. bis 12. Julius hatten wir dasselbe todtenstille Wetter mit einer See wie Glas und sengender Hitze. Die Provision ward immer knapper und wir wurden besorgt, dass das Wasser bald gänzlich ausgehen möchte. Der Kapitän war ein edler Spanier, der die Passagiere damit tröstete, dass er es allmorgendlich wiederholte, wir wären verzaubert, während er doch selbst seit mehren Tagen unruhig und ängstlich geworden war. Er hatte keinen Chronometer an Bord. Er hätte, sagte er, seit 30 Jahren von Havana nach verschiednen Häfen des mejicanischen Golfs gefrachtet und niemals einen gebraucht; aber ausser Seekennung, inmitten von Strömungen und mit einem blossen Log versehen, vermöchte er seine Länge nicht zu bestimmen und fürchtete in den Golfstrom zu gerathen und bei Havana vorbeigetrieben zu werden. Unser Chronometer war neun Monate lang tüchtig in Gebrauch gewesen und auf rauhen Gebirgswegen gestossen und gerüttelt worden, und so konnten wir uns nach unsrer Meinung nicht mehr auf ihn verlassen. Herr Catherwood stellte mit Hilfe einer alten französischen Logarithmentafel, die zufällig sich an Bord befand, eine Berechnung an, deren Resultate aber von des Kapitäns Gissung so verschieden waren, dass wir meinten, sie könne nicht richtig sein. Unsre schönste Aussicht war nunmehr die, Havana mitten in der Zeit des gelben Fiebers zu erreichen, von da im schlimmsten Sturm-Monate abzusegeln und eine Quarantäne auf Staateninsel aushalten zu müssen.

Am 13. Julius ging Alles an Bord auf die Neige und wir — mit Mannschaft und Passagieren unser zwanzig — zapften unser letztes Wasserfass an. Die Hitze war versengend und die Todtenstille der See furchtbar. Alle sagten, wir wären verzaubert, und die Matrosen setzten halb im Ernste hinzu, daran wären die Ketzer an Bord Schuld. Die Haifische wurden zahlreicher als zuvor, dergestalt, dass wir nicht über den Schiffsrand sehen konnten, ohne ihrer drei bis vier zu erblicken, wo sie auf Beute zu lauern schienen.

Am 15ten Morgens sprang zu unsrer grossen Freude eine leichte Brise auf und das Log gab drei Meilen in der Stunde. Um 12 Uhr nahmen wir die Breite, welche 25° 10′ war, und fanden, dass wir, während wir nach dem Log mit einer Schnelligkeit von drei Meilen in der Stunde *südwärts* steuerten, 55 Meilen nordwärts von der Gissung des vorigen Tages waren. Jetzt glaubte der Kapitän, dass wir uns mitten im Golfstrom befänden, dass diess vielleicht bereits seit zwei oder drei Tagen der Fall gewesen und wir alsdann zwei- bis dreihundert Meilen bei Havana vorbei wären. Herrn Catherwoods Chronometer gab 88° Länge, aber diess wich von dem durch Gissung gefundenen Curs so weit ab, dass wir bei unserm Misstrauen gegen den

Chronometer sämmtlich gar nicht darauf achteten, der Kapitän vornehmlich nicht. Unsre Lage war nun eine sehr schlimme: Provisionen und Wasser auf die Neige gehend und wir bei unserm Hafen vorübergetrieben. Der Kapitän rief jetzt Passagiere, Matrosen, Koch und Schiffsjungen hinter ins Schiff, breitete die Karte auf dem Deck aus, zeigte uns unsre vermeintliche Lage und sagte, er wünsche den Rath Aller an Bord über Das, was am Bessten zu thun sein möchte, zu hören. Der Maat sass mit dem Logbuch dabei, um aufzunotiren. Alle aber blieben stumm, bis endlich der Koch sprach und sagte, diess wisse der Kapitän am Bessten; und die Matrosen und Passagiere stimmten bei; denn obgleich wir Alles für ungewiss betrachteten und meinten, dass wir vollständig in der Irre wären, so glaubten wir doch, dass er die Sache besser wissen müsse als sonst Jemand. Der Kapitän wies uns den Lauf des Golfstroms, sagte, es würde unmöglich sein, wider ihn zurückzusegeln, und machte uns, da wir eine leichte, günstige Brise hatten, den Vorschlag, dem Strome zu folgen und wegen Versorgung mit Lebensmitteln und Wasser nach Neu-Providence zu segeln. Alle stimmten bei, und so legten wir von Süden um und brassten die Raaen nach Nordost. Wir betrachteten uns in diesem Augenblicke weiter von Havana ab als bei unsrer Abfahrt.

Mit sehr unbehaglichen Empfindungen setzten wir uns zu einem sehr dürftigen Mahle nieder. In der Meinung, dass wir uns wirklich im Golfstrom und in der Schiffsbahn befänden, schickte der Kapitän einen Mann hinauf, um sich nach einem Segel umzusehen, der denn auch sehr bald zu unsrer grossen Freude eine Brigg leewärts meldete. Wir hissten unsre Flagge auf und segelten nach der Brigg hin. Als wir nahe kamen, beantwortete sie unser Signal und mit einem Glase erkannten wir das amerikanische Banner. In einer Stunde waren wir fast so nahe, dass wir uns begrüssen konnten. Da unser Kapitän nicht Englisch sprach, so gab er mir das Sprachrohr; weil wir aber aus den Bewegungen unsers Landsmanns schlossen, dass er die spanische Flagge nicht liebte, und in meinem Anruf irgendeine technische Unregelmässigkeit besorgten, die uns zu einem Gegenstande des Verdachts machen könnte, so baten wir den Kapitän, die Jolle hinabzulassen. Diese lag auf dem Decke, das Unterste zu oberst gekehrt und die Nähte von der Sonne aufgerissen. Kaum war sie unten, so strömte das Wasser hinein, und ehe wir noch fünfzig Ellen weit gefahren waren, war sie schon halbvoll. Wir setzten uns auf den Dahlbord hinauf und zwei der Leute mussten sich aus Leibeskräften anstrengen, um sie flott zu erhalten, während wir die Andern zum Rudern antrieben. Haifische spielten um uns her, so dass wir wünschten, wieder an Bord der alten Brigg zurückzusein. Plötzlich schien eine Kühlte das Schiff zu treffen, das zwei bis drei Minuten immer vorwärts fuhr; zu unserm grossen Troste aber warf es Anker und nahm uns an Bord. Unsre spanischen Farben und die Ordnungswidrigkeit, dass wir ohne Anruf heranzukommen versuchten, hatten Verdacht erregt und die Matrosen sagten, wir wären Seeräuber; der Kapitän aber, ein langer, kaltblütiger Neuengländer, der mit beiden Händen in den Taschen auf dem Quarterdeck stand und den dem Sinken nahen Zustand unsers Boots gewahrte, sagte: „'s sind keine Piraten.“ Die

Brigg war die „Helena Maria“ von Nord-Yarmuth, Kapitän Sweetzer, kam von Tabasco und wollte nach Neuyork. Der Leser ist nicht im Stande, sich die Freude vorzustellen, mit welcher ich in offner See einen nach Neuyork bestimmten Landsmann begrüsste. Meine erste Frage war, ob er uns an Bord nehmen könnte; die zweite, ob er Provisionen und Wasser für unsre Freunde hätte; die dritte, wo wir wären. Er zeigte uns seine heutige Beobachtung. Wir waren gegen 400 M. von dem von uns vermutheten Orte ab. Unser Kapitän hatte die Strömung, die zwischen Kap Catoche und Kap Antonio anhebt, für den Golfstrom genommen. Wären wir Herrn C.'s Chronometer gefolgt, so würden wir uns nicht viel geirrt gehabt haben. Kurz, wir waren vollständig verirrt, und ich weiss nicht, was aus uns geworden sein würde, wären wir nicht diesem Schiffe begegnet. Der Kapitän war erst sieben Tage von Tabasco fort, mit einem Winde, der ihm eines seiner Segel entführt hatte, und mit Verlust eines seiner Leute. Er hatte zwar keinen Uiberschuss an Lebensmitteln, zumal da er zwei neue Passagiere aufnehmen sollte; er sandte indess an Bord soviel er konnte, nebst einem Vorrath an Wasser. Wir kehrten zurück und sagten dem Kapitän zu seiner grossen Uiberraschung und Erstaunen, dass wir nicht weiter als 200 M. von Sisal wären. Dann nahmen wir von Allen Abschied, und es war rührend, als wir so mitten auf dem weiten Ocean und trotz all unsrer Aergernisse ohne eine unfreundliche Gesinnung gegen Irgendwen an Bord, dem Kapitän, den Passagieren, den Matrosen, dem Koch und dem Schiffsjungen zum Lebewohl die Hände schüttelten, wiewohl sie über unsern Abschied gewiss nicht traurig waren, theils weil der Abgang zweier Münder für sie ein Gegenstand von Bedeutung war, theils weil sie vielleicht im Herzen denken mochten, all ihr Kreuz rühre von uns Ketzern her. Wie lange sie sich noch umhergetrieben haben, weiss ich nicht; wie ich aber hörte, so langten sie in Havana in einem jammervollen Zustande an, nachdem sie den letzten Bissen an Bord aufgegessen gehabt.

Unser neues Fahrzeug hatte eine volle Ladung Campecheholz, so dass das Deck bis zur Höhe des Quarterdecks beladen und die Waare so eng gestauet war, dass die Kajütenthür herausgenommen ward und man über ein Wasserfass hinabsteigen musste; trotzdem aber zeigte der Uibergang vom spanischen auf das amerikanische Schiff einen frappanten Unterschied. Das erstere hatte einen Kapitän, zwei Unterschiffer und acht Matrosen; das letztere einen Unterschiffer und drei Matrosen, eine Bohle über der Deckladung zum Daraufflaufen für die Matrosen, einen ungeheuern Schönfahrsegelbaum und eine Ruderpinne statt eines Rades, die das ganze Quarterdeck bestrich und zu Zeiten zwei Männer zum Halten nöthig machte. Den Abend hatten wir zwei bis drei Stunden Windstille; wir waren daran gewöhnt, der Kapitän aber ward gelangweilt und verdriesslich; er verwünschte jede Windstille; er hatte seit Tabasco nicht eine gehabt; er konnte eher Alles ertragen als eine Windstille. Bald aber ward der Zauber durch eine Böe gebrochen. Der Kapitän hasste es ein Segel zu bergen und hielt daher bis zum letzten Momente aus; dann aber sprang er vom Helmstock hinweg, zog selbst an den Tauen und war blitzschnell wieder am Steuerruder zurück. Herr C. und

ich waren mit unsrer Aenderung so wohl zufrieden, dass wir eine allzu grosse Eile gar nicht wünschten. Im Hinblick auf die Kargheit seiner Mannschaft und deren unbequeme Hantierung auf der Schiffsladung bemerkten wir gegen den Kapitän, es dürfte ihm, wenn er noch einen Mann verlöre, schwer fallen, sein Fahrzeug in den Hafen zu bringen; da aber erklärte er sofort durch einen Schwur, dass, wenn er auch jeden Mann an Bord verlöre, sein Maat und er es ganz allein mit Deckladung und Allem hineinbringen könnten.

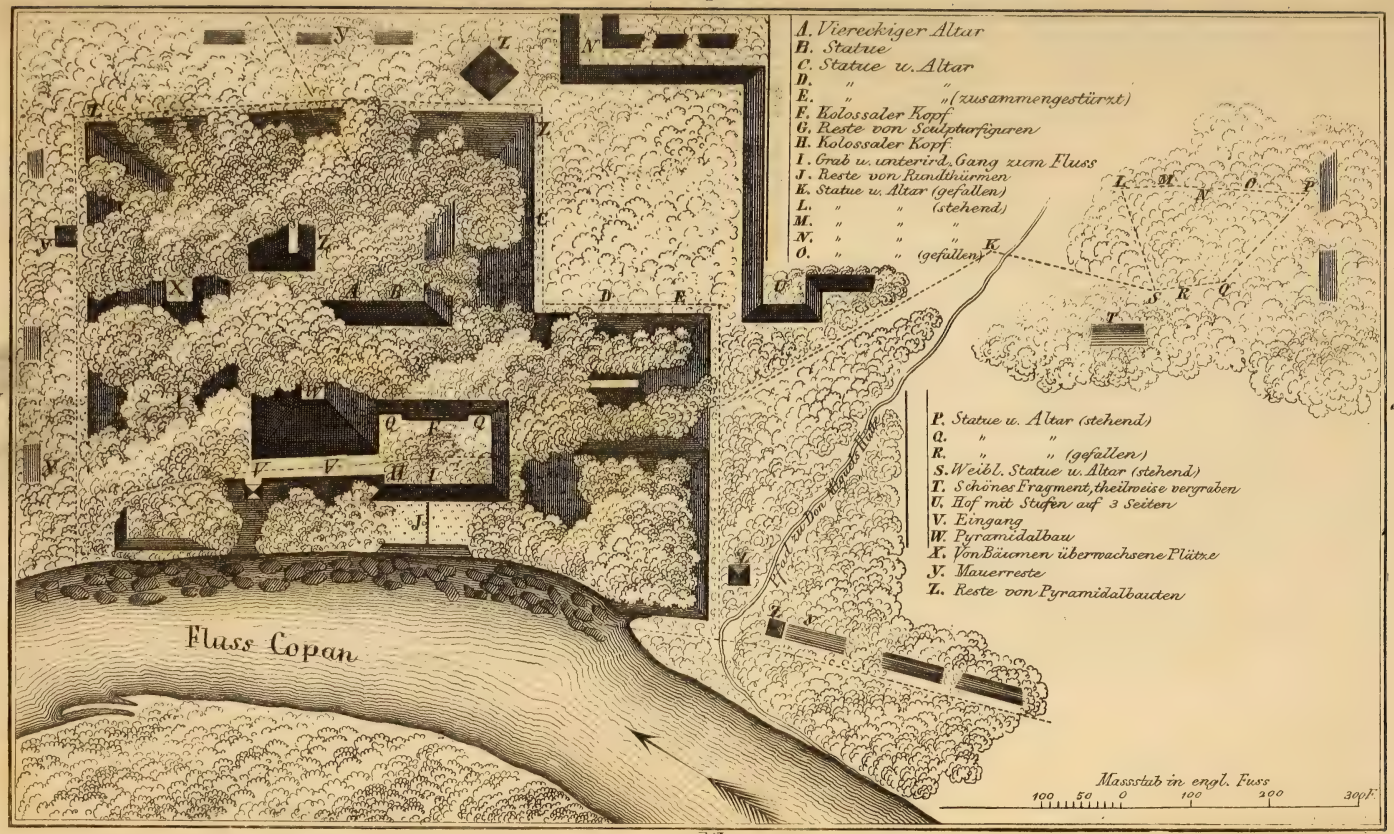
Am 31. Julius langten wir bei Neuyork an, nachdem wir vor zehn Monaten weniger drei Tagen von hier abgefahren waren, neun Monate nicht die geringste Nachricht von unsern Freunden daheim erhalten und nach Abzug der auf der See verbrachten Zeit sieben Monate und vierundzwanzig Tage auf die Verfolgung unsers Reisezwecks verwendet hatten. Und hier, an derselben Stelle, wo wir miteinander aufbrachen, sage ich dem Leser, mit dem ich wieder zusammenzureisen nur schwache Hoffnung habe, mein Lebewohl.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

1. Steinernes Götzenbild aus Copan.

R. Kupfer sc.

2. Don Miguels Hütte bei Copan.



3. Grundplan von Copan.

4. Steinerne Statue.

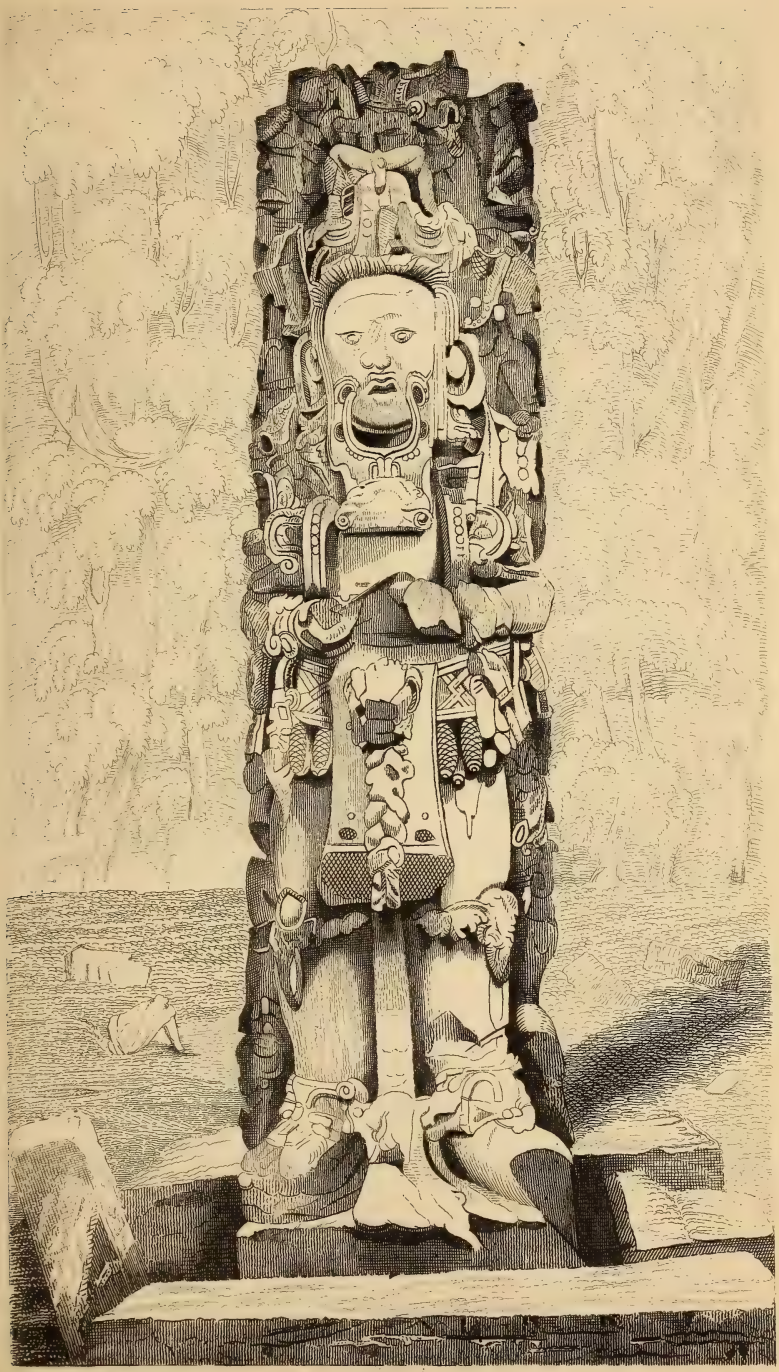
5. Götzenbild. (Plan von Copan B.)

6. Gigantischer Kopf.

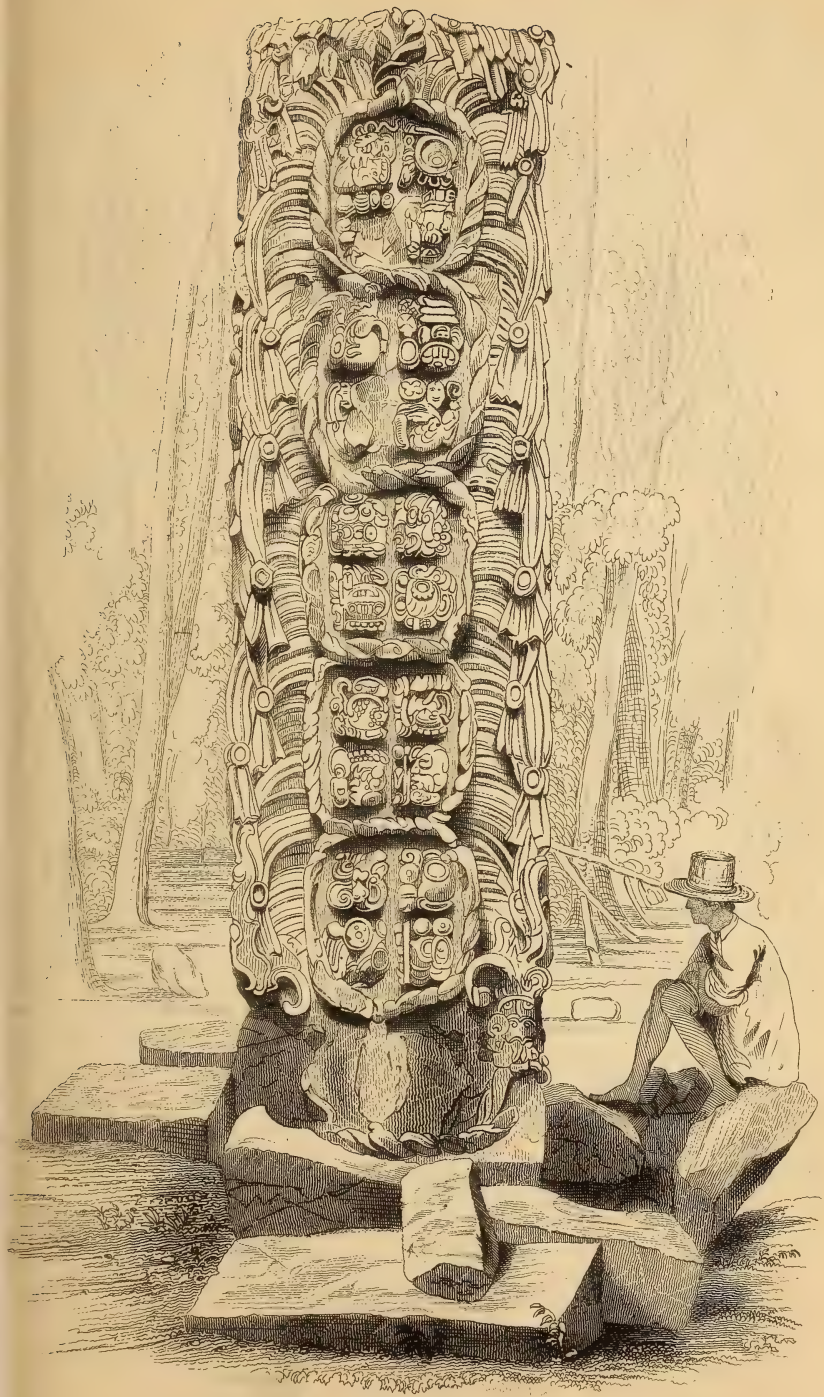
7. Götzenbild von vorn. (Plan von Copan S.)

8. Götzenbild von hinten.

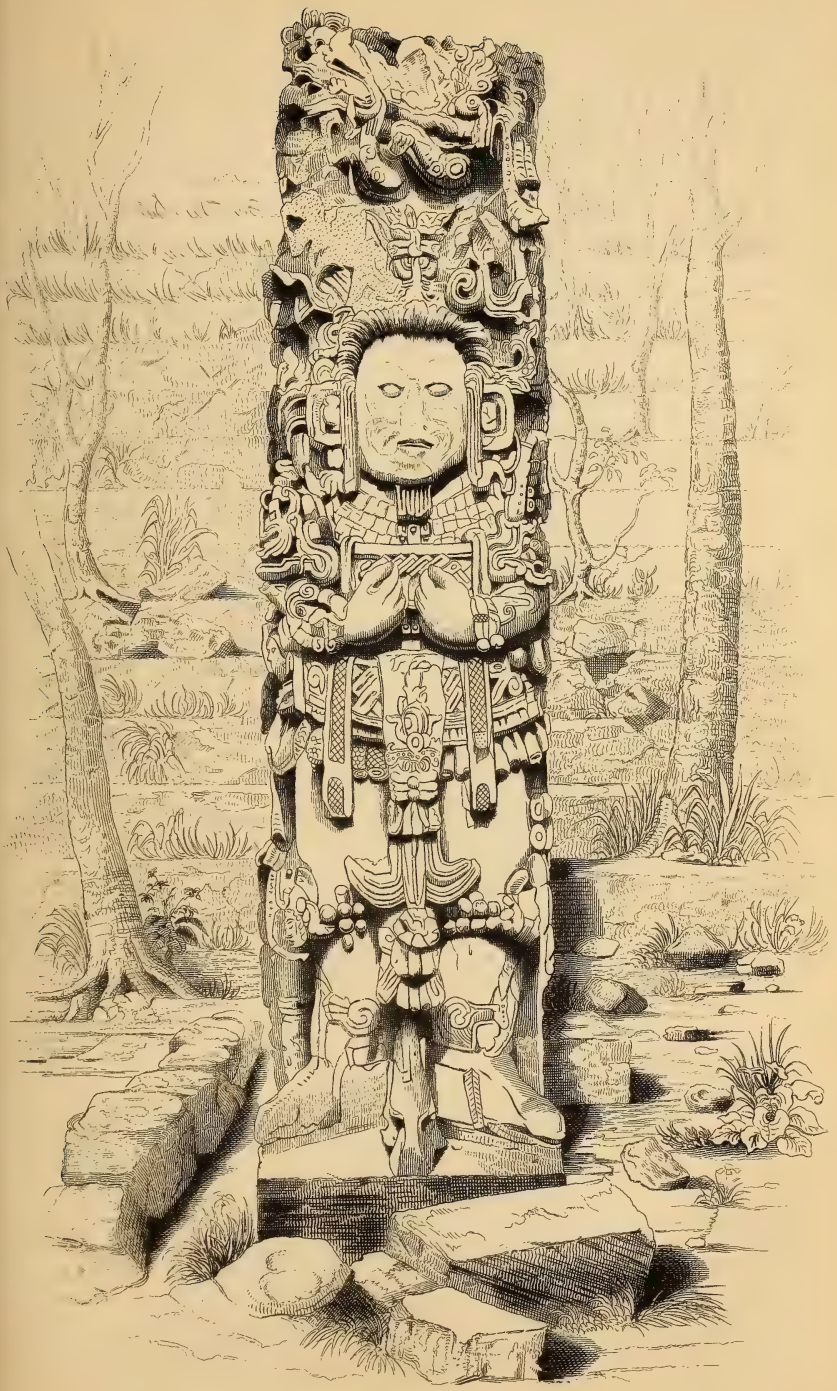
9. Halbvergrabenes Götzenbild.



10. Götzenbild von vorn. (Plan von Copan Q.)



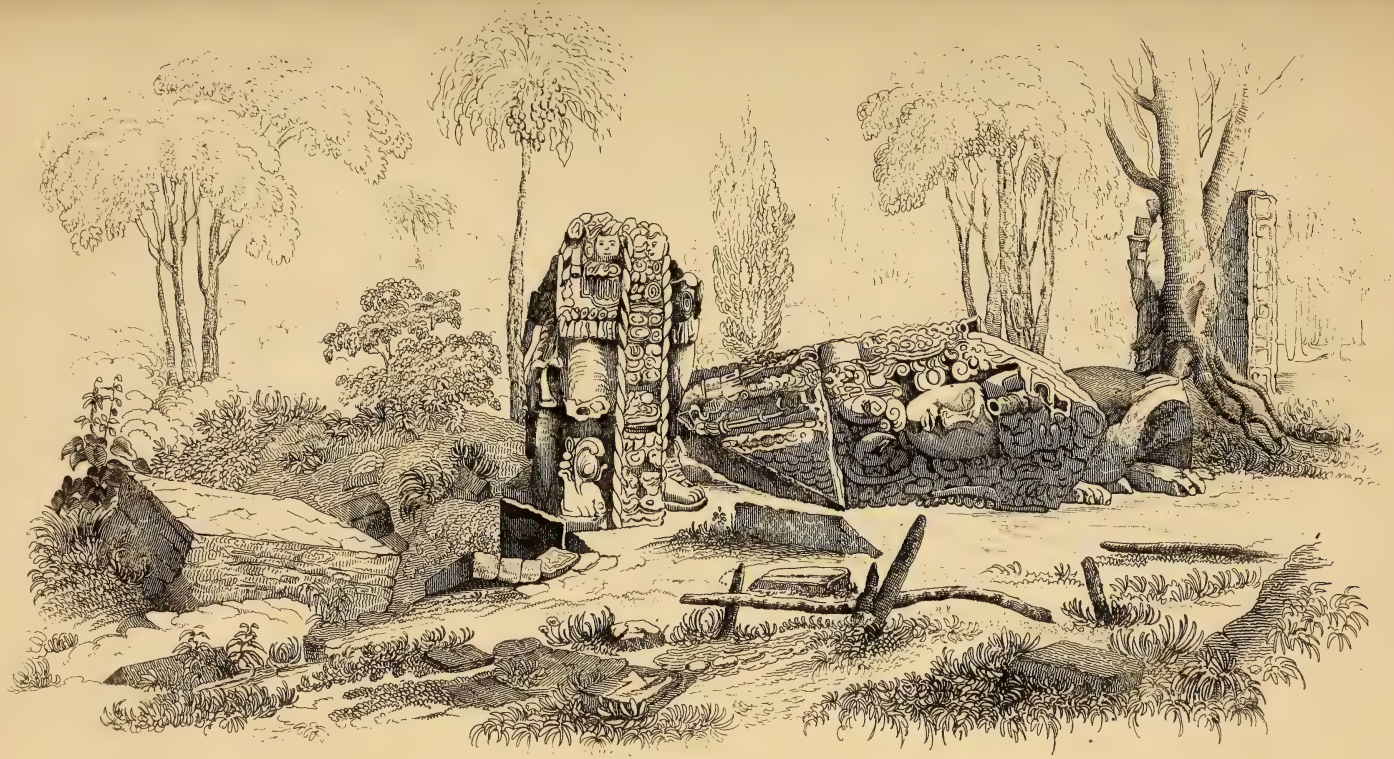
11. Dasselbe Götzenbild von hinten.



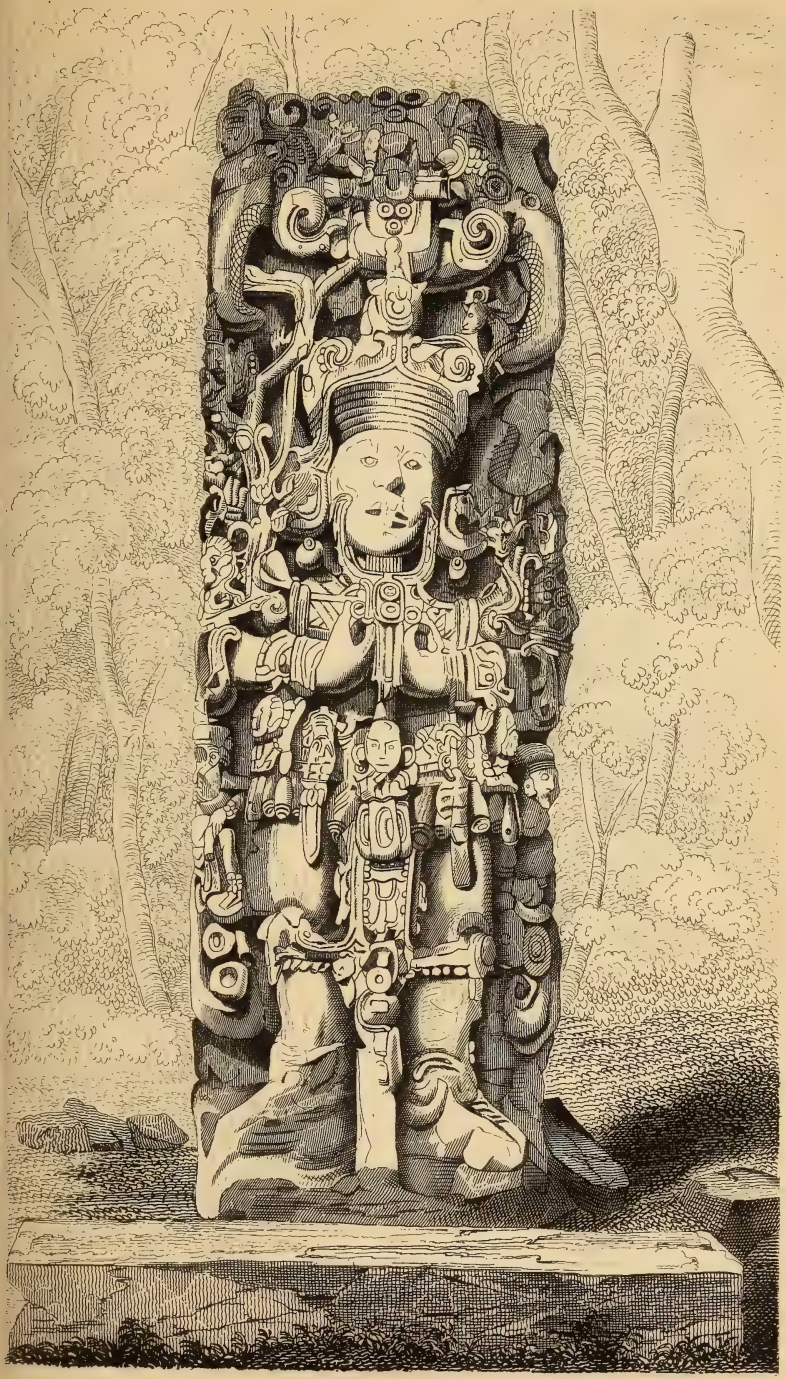
12. Götzenbild von vorn. (Plan von Copan P.)

13. Dasselbe Götzenbild von hinten.

14. Götzenbild mit Altar.

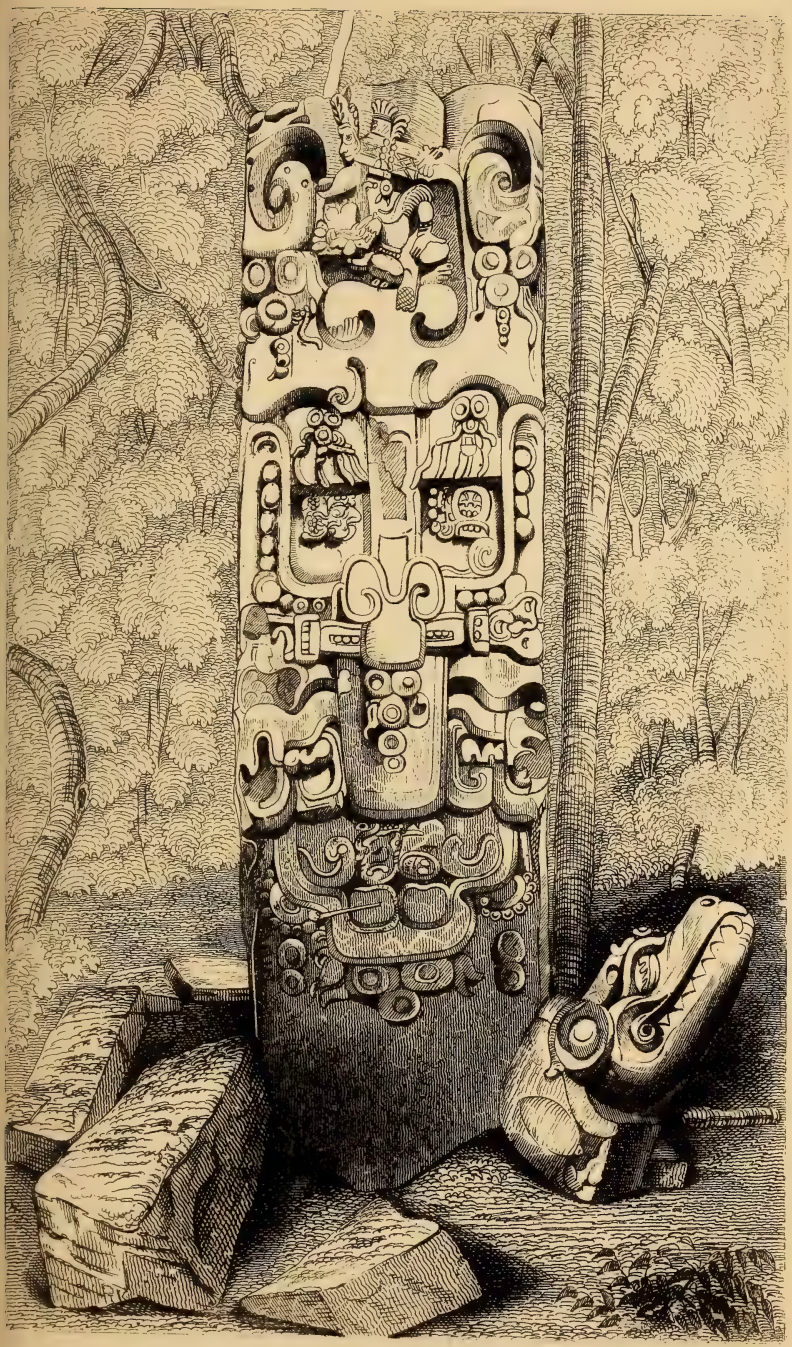


15. Niedergefallenes Götzenbild (Plan von Copan O.)



16. Götzenbild von vorn. (Plan von Copan N.)

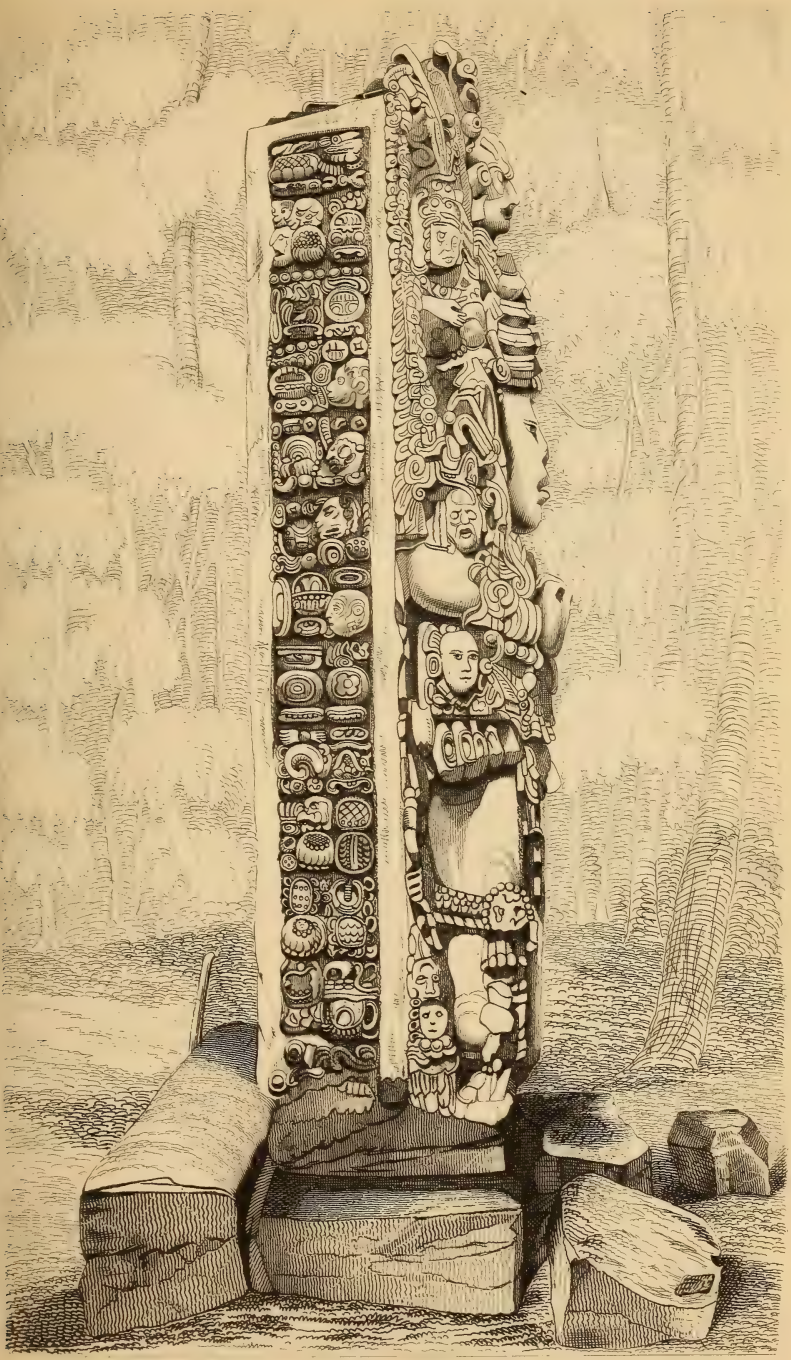
17. Dasselbe Götzenbild von hinten.



18. Dasselbe Götzenbild von der Seite.

19. Götzenbild von vorn. (Plan von Copan I.)

20. Götzenbild von hinten.



21. Götzenbild von der Seite.

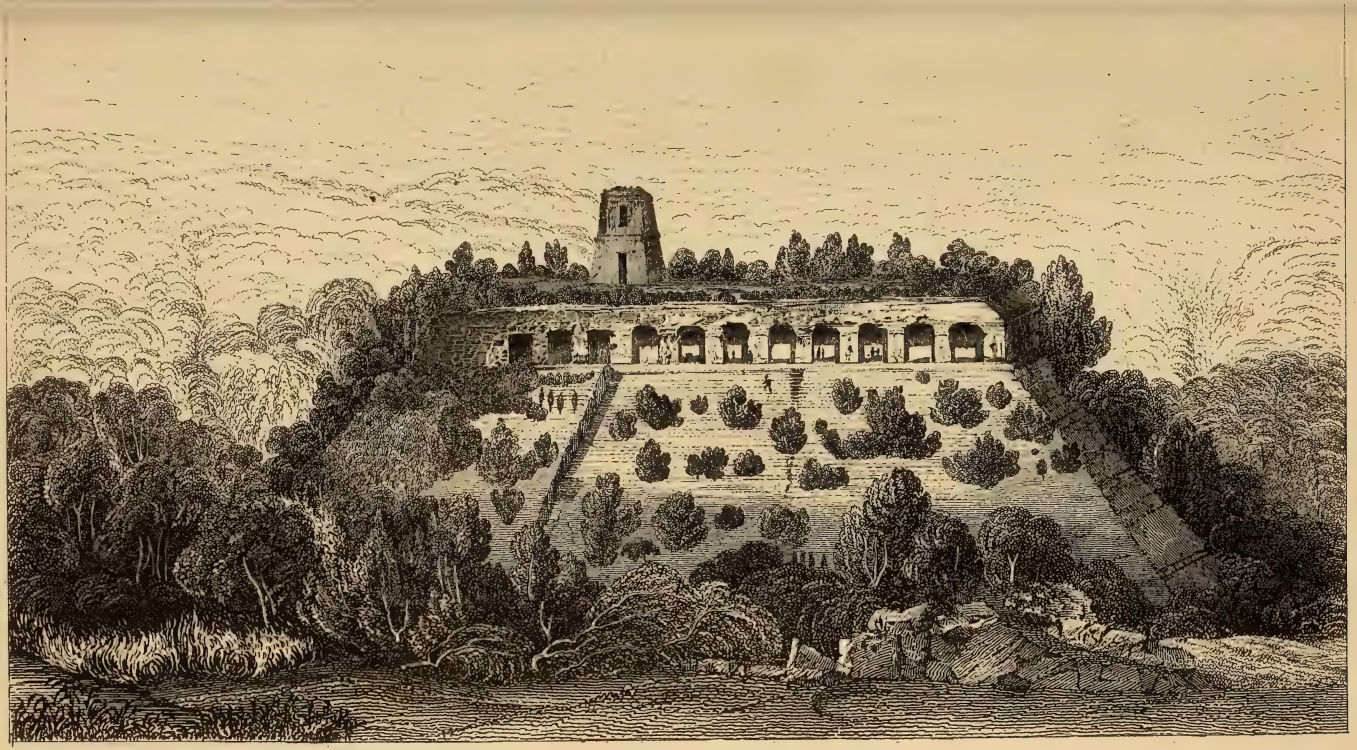
K. kupfer sc.

22. Hauptplatz von Alt-Guatemala.

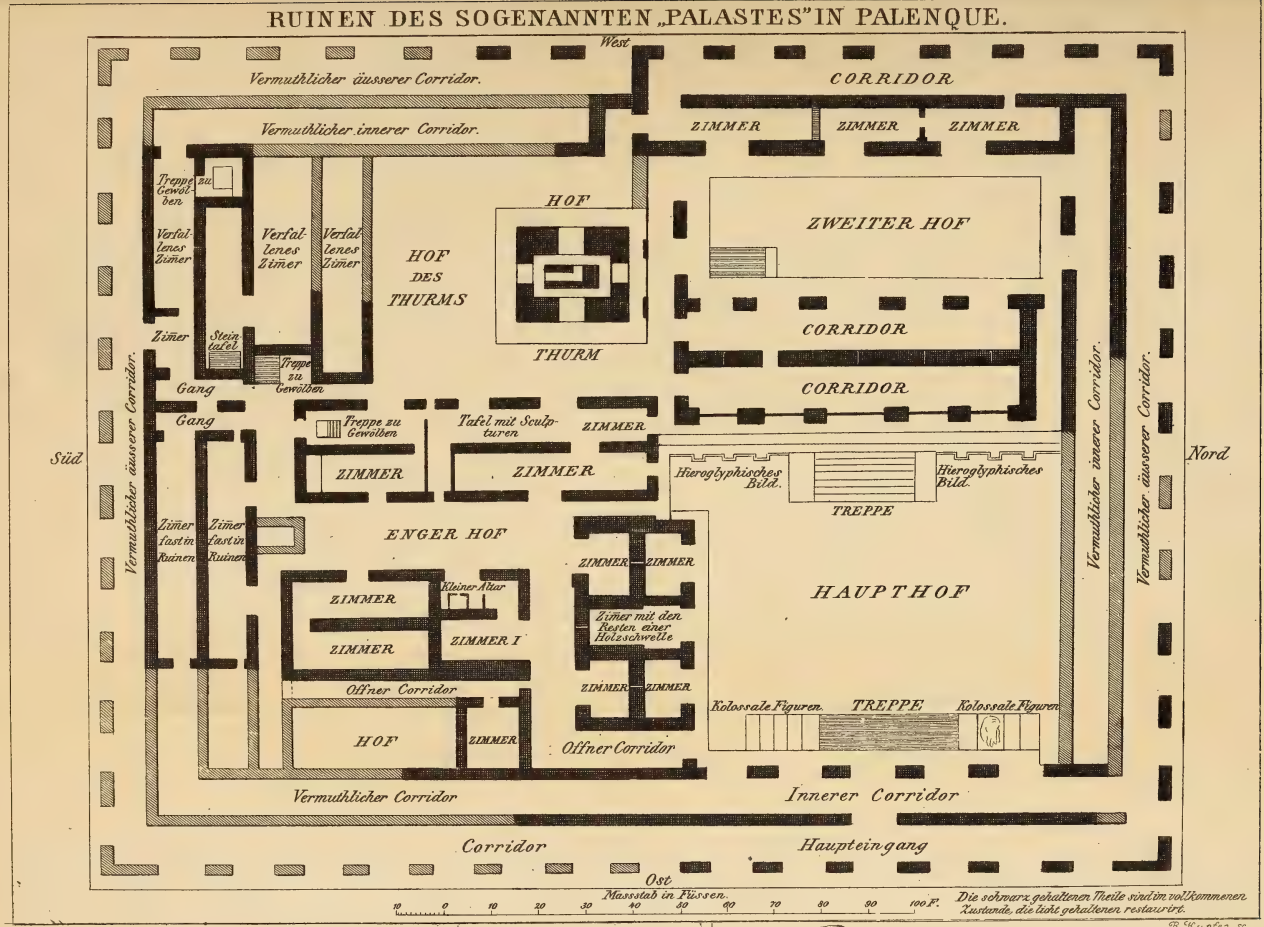
22.h Monument aus Quirigua.

R. Kupfirsc.

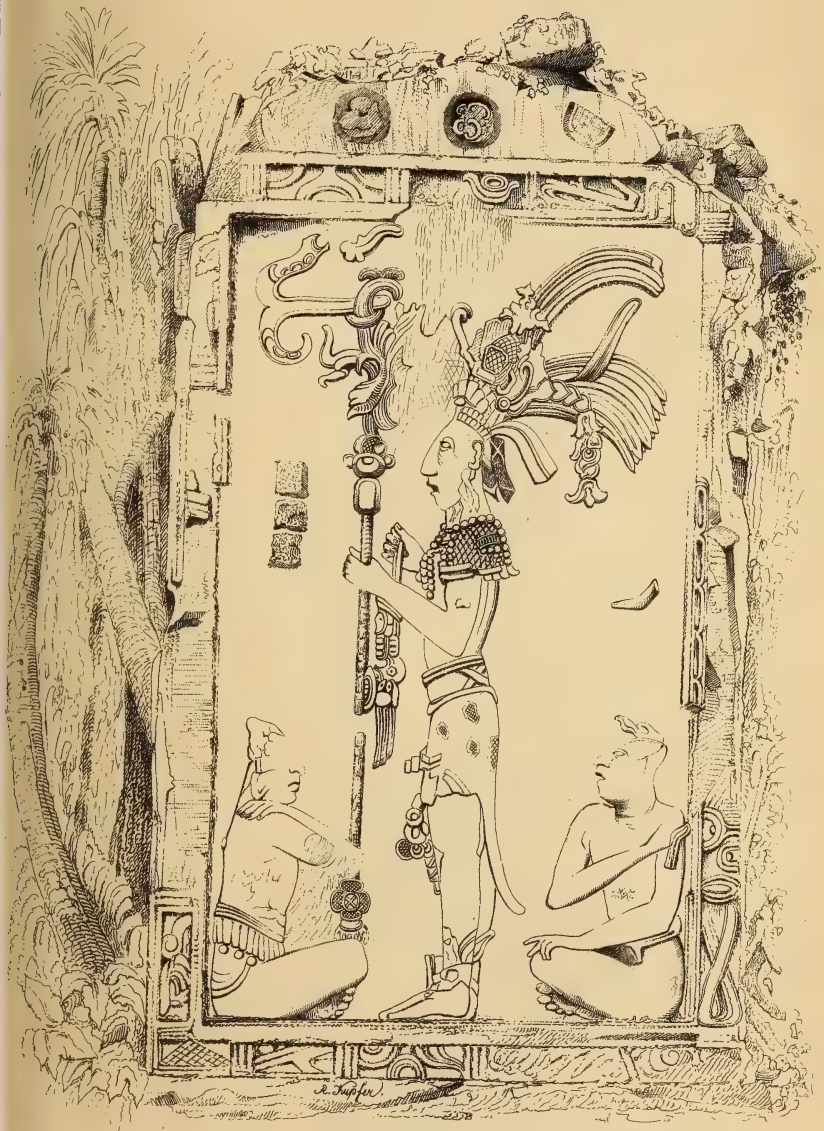
23. Hauptplatz in Quezaltenango.



24. Der Palast in Palenque.

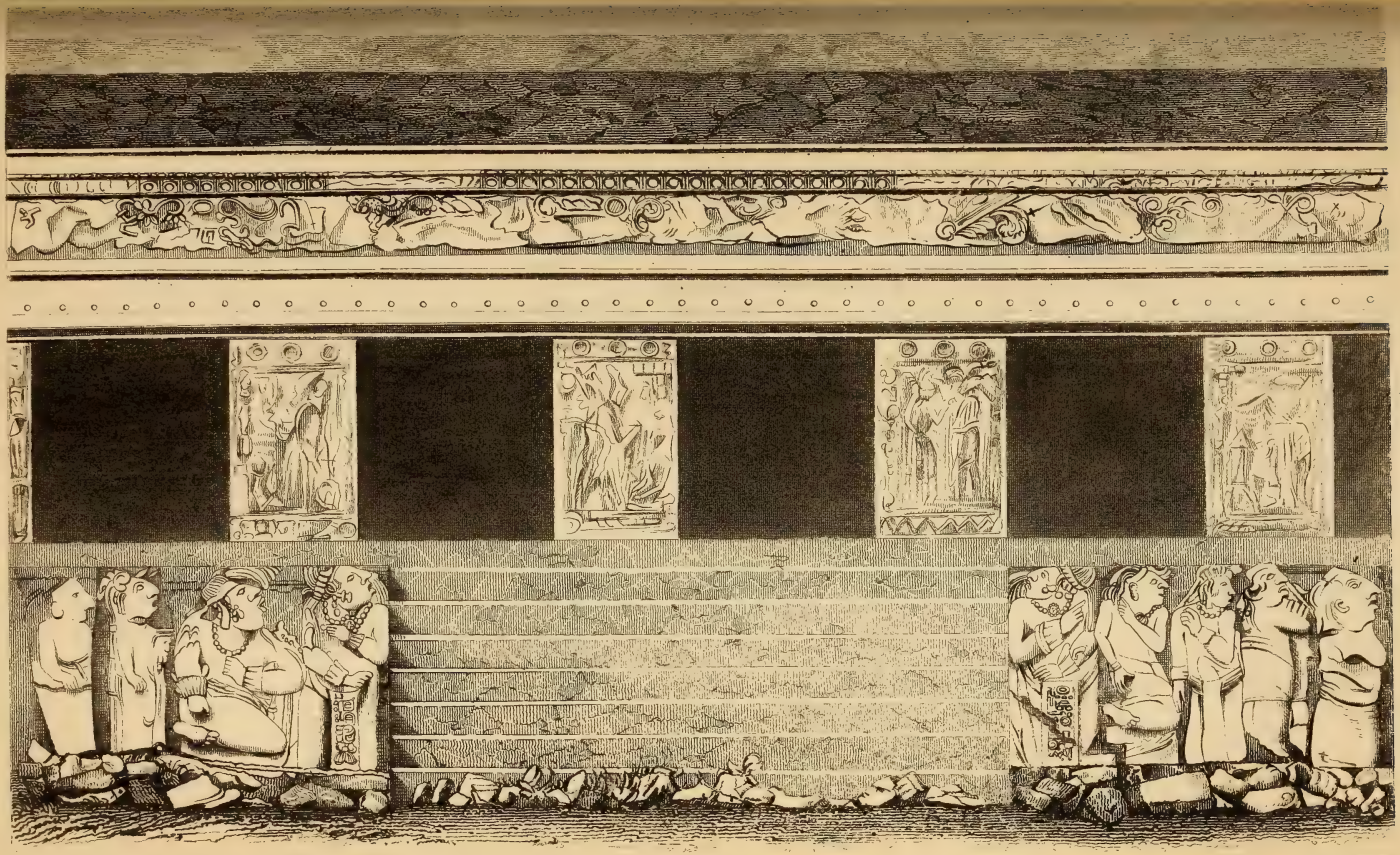


25. Grundriss des Palastes in Palenque.



26. Basrelief in Stuck

im Palaste zu Palenque.



27. Hof des Palastes in Palenque.

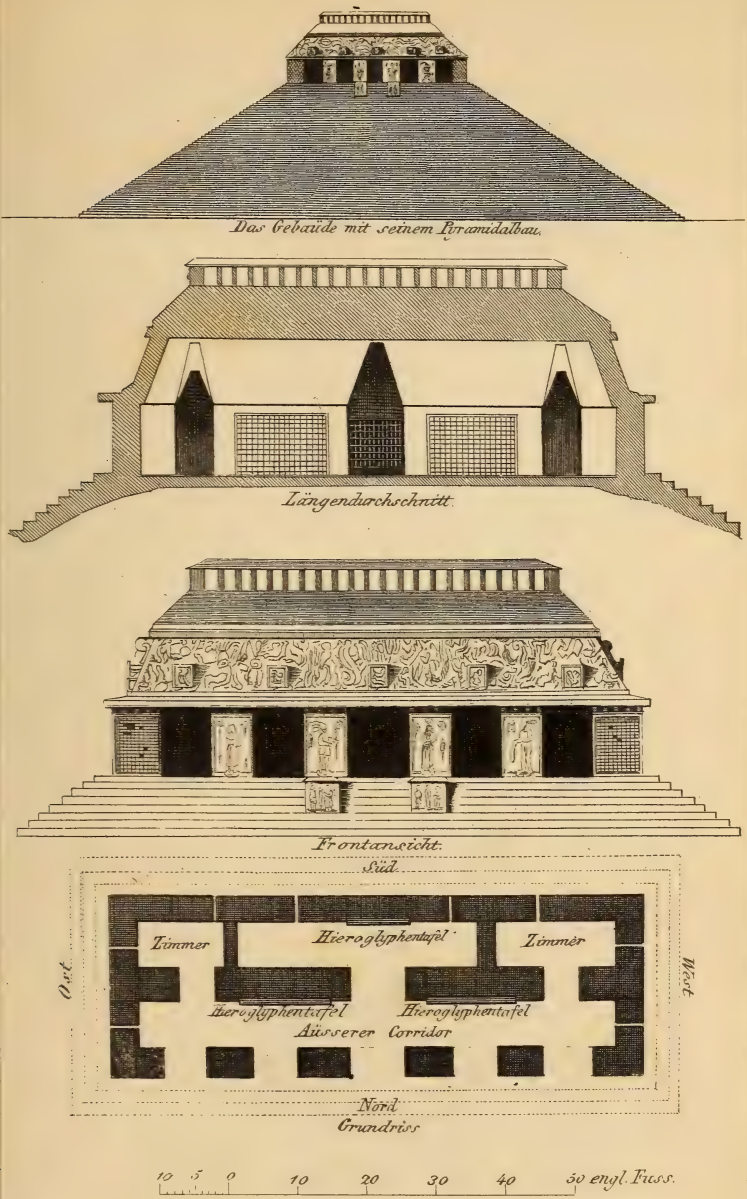
28. Ostseite des Hofs im Palaste von Palenque.

29. Basrelief in Stuck in Palenque, №1.

30. Basrelief in Stuck in Palenque, № 2.

31. Basrelief in Stuck in Palenque, № 3.

32. Casa N°1 in Palenque, in Trümmern.



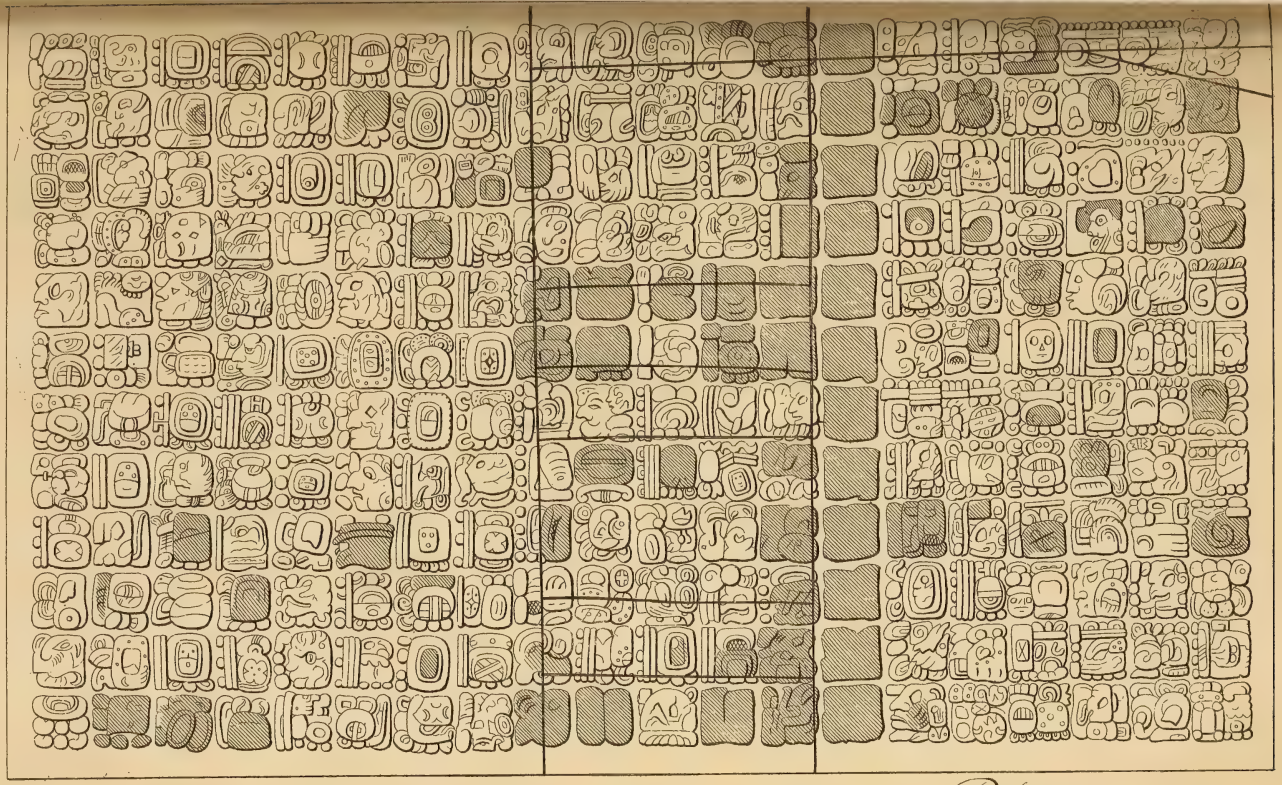
33. Casa N°. I. in Palenque, restaurirt.

34. Barelief in Stuck N° 1.

36. Barelief in Stuck N.° 2.

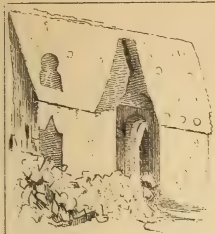
36. Basrelief in Stuck N°. 3.

37. *Barelief in Stuck N°. 4.*

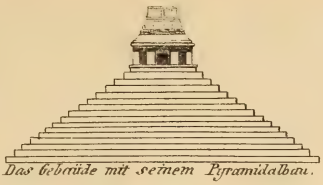


38. Hieroglyphentafel in Casa № 1 in Palenque. A.

30. Hieroglyphentafel im Casa № 1 in Palenque. B.

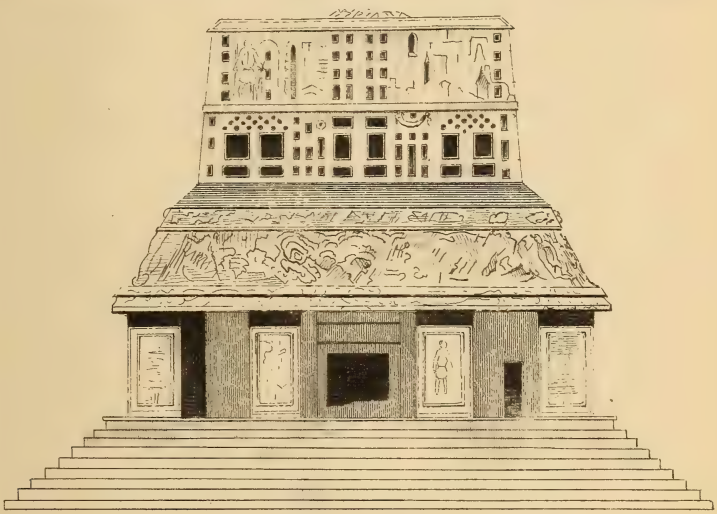


Skizze des Corridors.

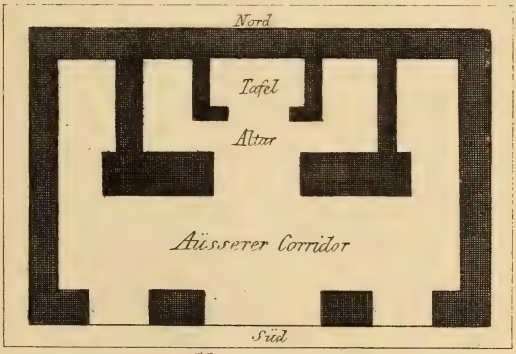


Das Gebäude mit seinem Pyramidalbau.

Skizze des Corridors.



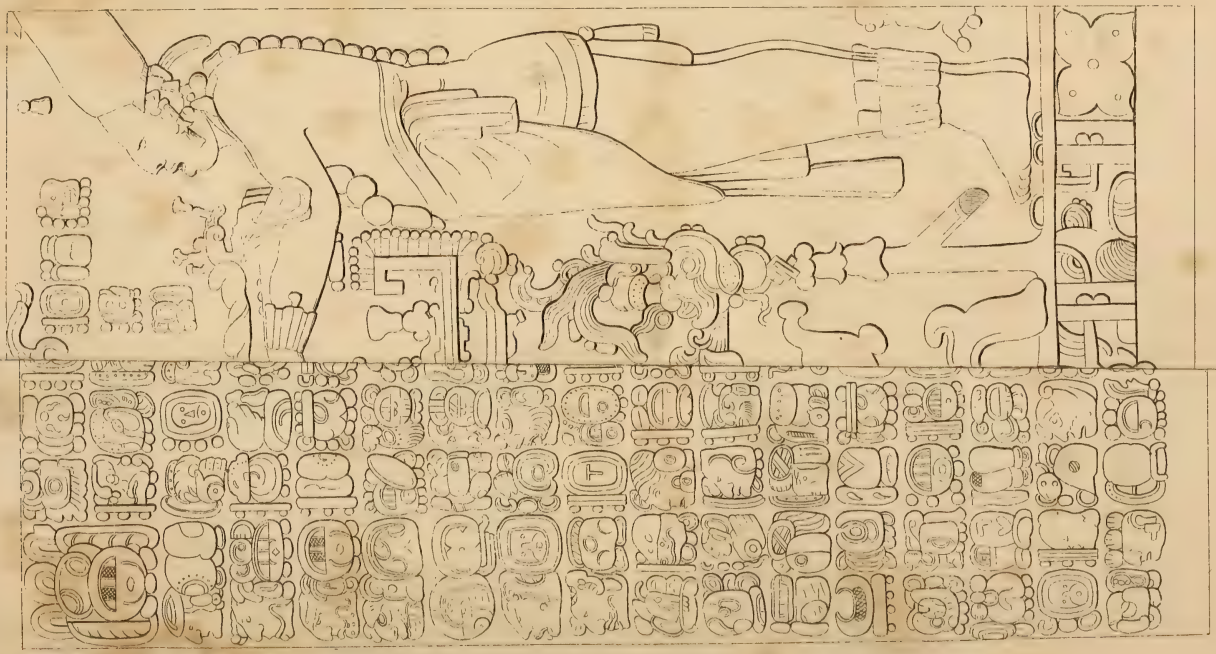
Vorderansicht.

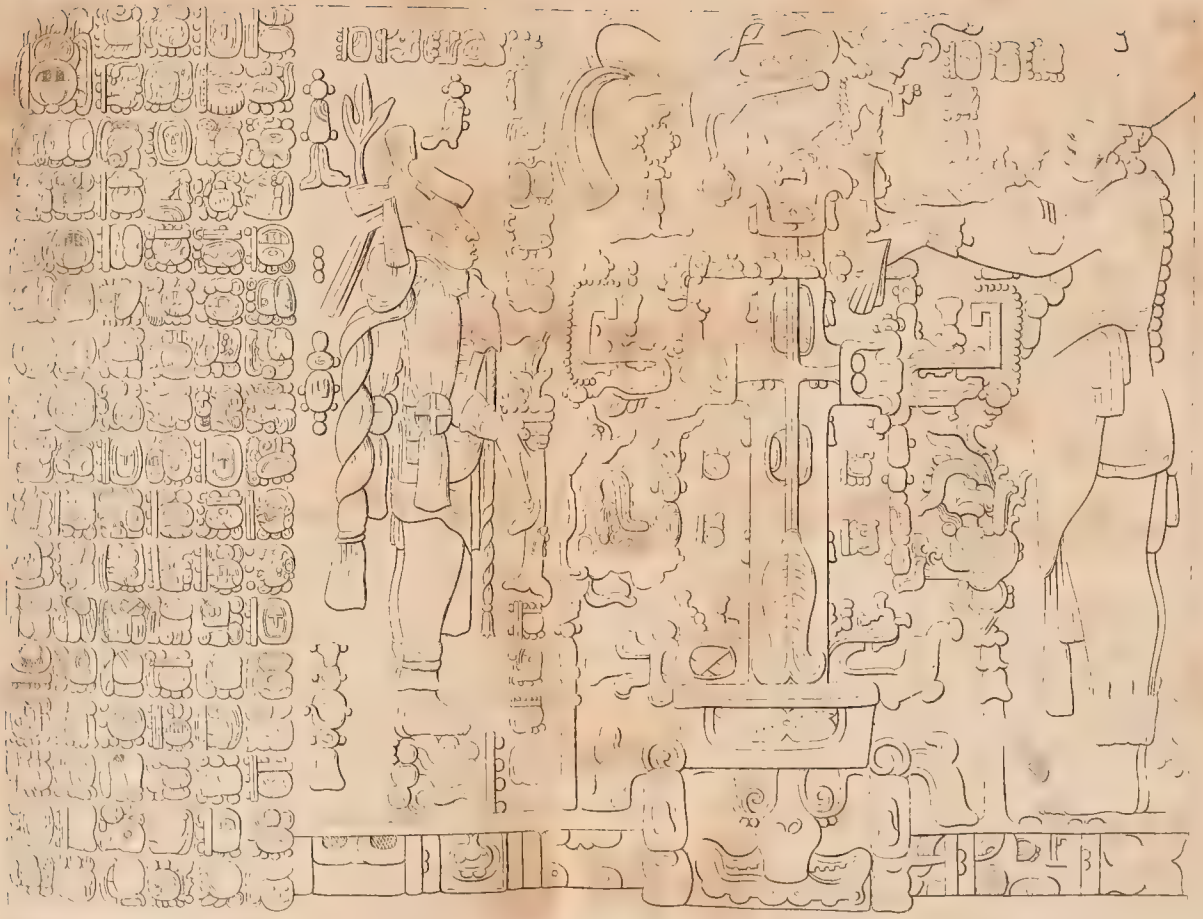


Massstab in Füssen

10 20 30 40 50

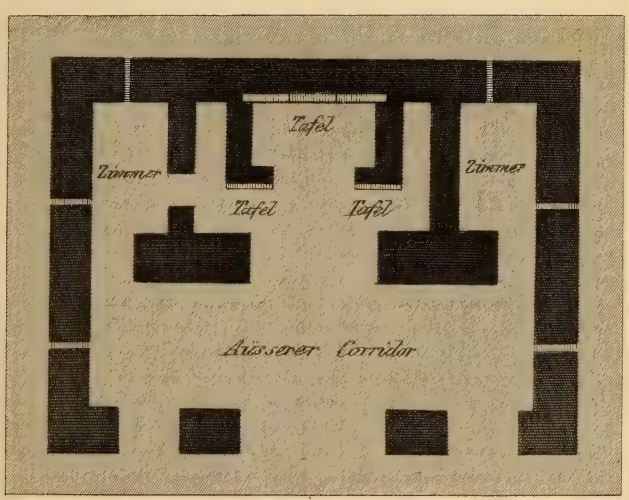
40. Plan von Casa № 2 in Palenque.



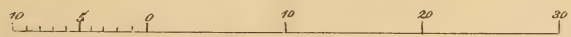


41. Tafel an einem Altar in Casa No. 2.

Vorderansicht.



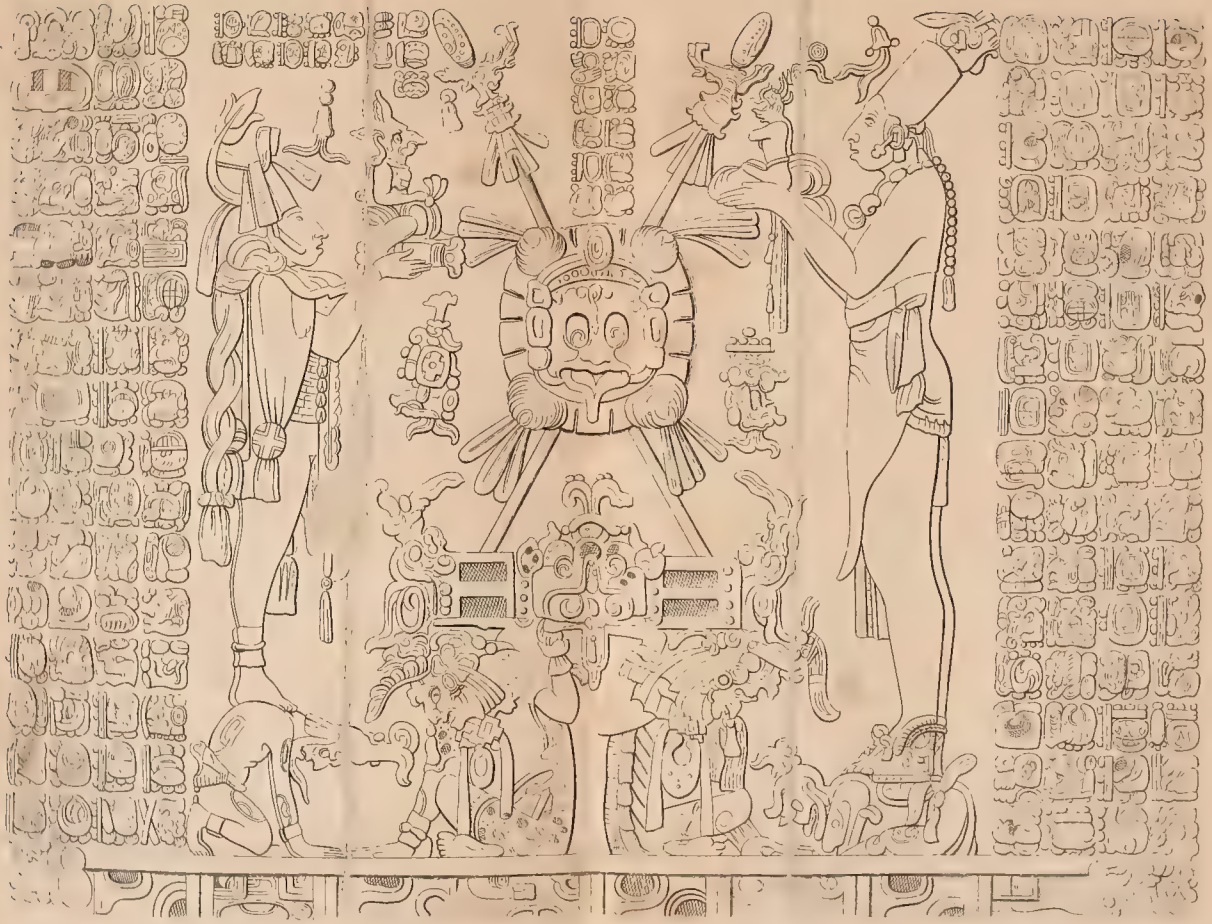
Grundriss von Casa N°3.



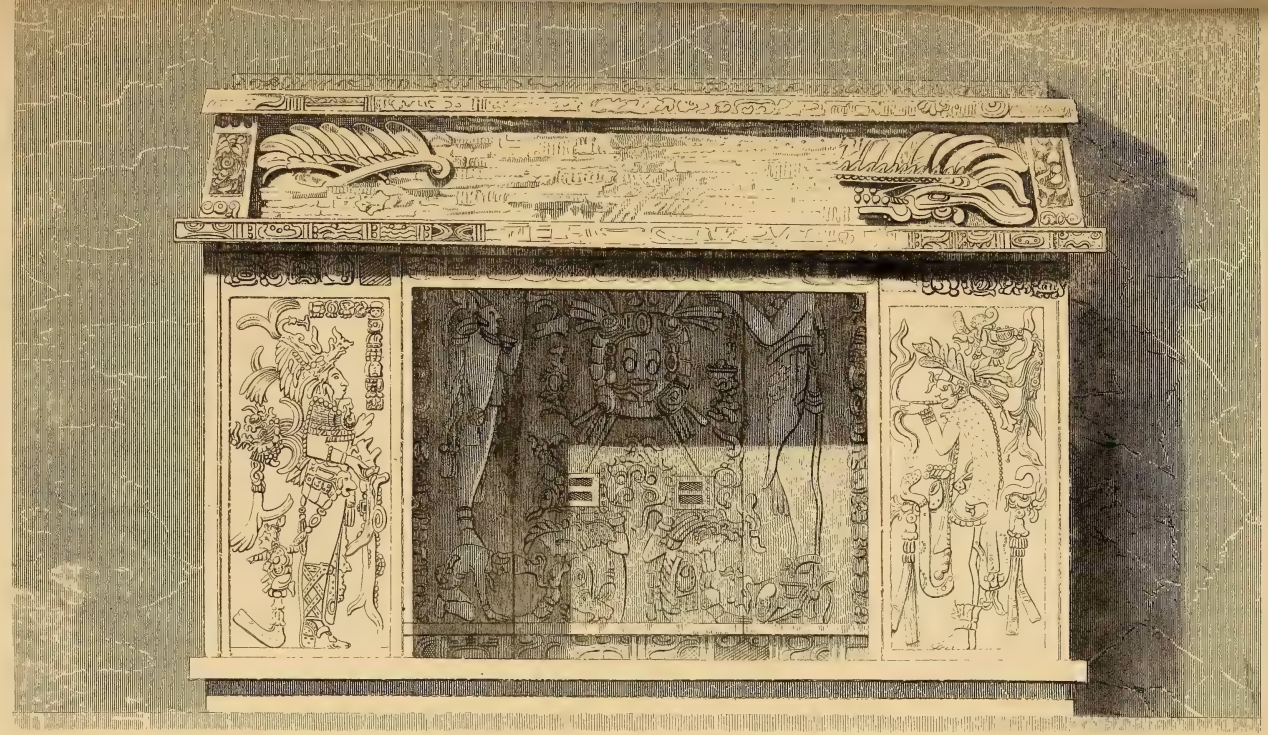
Massstab in Füssen

42. Casa N°3 in Palenque.

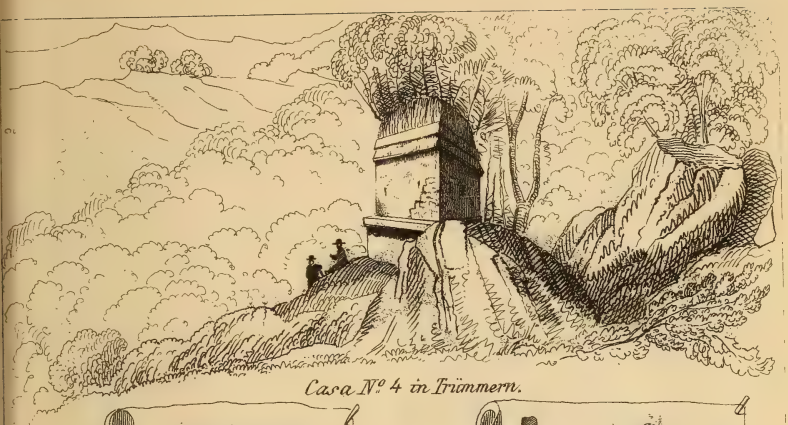
43. Front Corridor in Casa № 3.



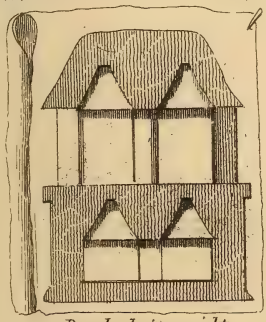
44. Tafel an einem Altar in Casa N° 3.



45. *Adoratorio oder Altar in Casa N.o 3.*

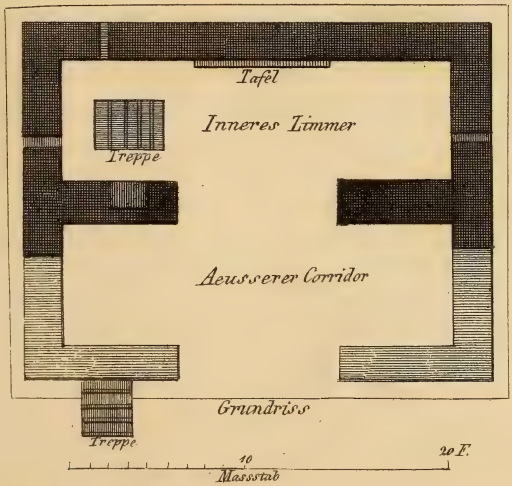


Casa N.º 4 in Trümmern.



Durchschnittsansicht.

Basrelief



46. Casa N.º 4.

47. Das Haus des Inverges und das Haus der Nonnen in Uxmal.

FREIER, EBENER PLATZ.

Grosse Esplanade oder Terrasse von 350 Fuss Länge.

TREPPE

PLAN

eines grossen steinernen Gebäudes

IN UXMAL.

Die Fronte 315 Fuss lang, der ganze obere Theil, die Seitenflächen und die Rückseite bedeckt mit einer reichen, verwickelten und geschickt in Stein gearbeiteten Zeichnung, die ursprünglich farbig war, wovon noch Spuren zu sehen sind.

Ornament von Stein an der Façade des Gebäudes.

Wahrscheinlich Reste einer ehemaligen Treppe

Wahrscheinlich Reste einer ehemaligen Treppe

Überreste von Säulen

Gegen zwanzig Fuss hohe Terrasse.

Gegen sechs Fuss hohe Terrasse

Gegen sechs Fuss hohe Ter.

Die ganze Ausdehnung des Gebäudes: 640 F. Länge, 410 F. Breite.

Massstab in Füssen

50 100 200 390 F.

R. Kupfer sc

49. Aegyptische Hieroglyphen.

Fig. 4.

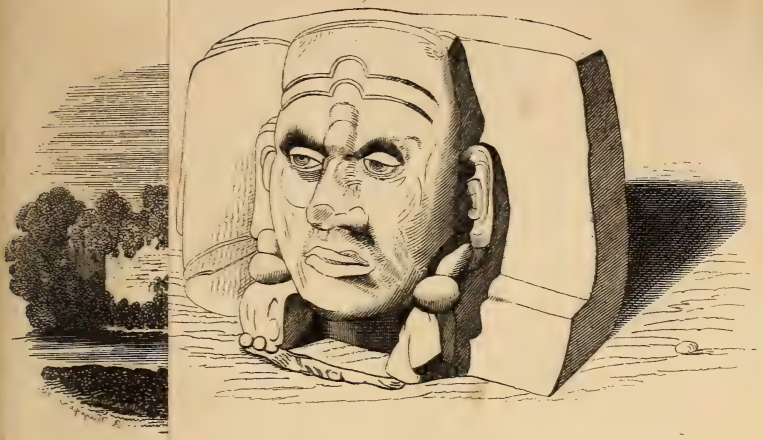
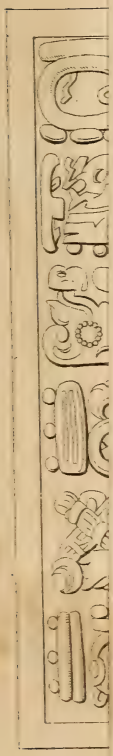


Fig. 14

a.
b
A. Palast.
P. Festung
C. Schlacht welche
den P. umgiebt
D. Tel. Gewässer.
N.
O.
W.
S.



Taf 1

Fig 1

Fig 2

Fig 4

Fig 5

Fig 3

Fig 14

Fig. 8.

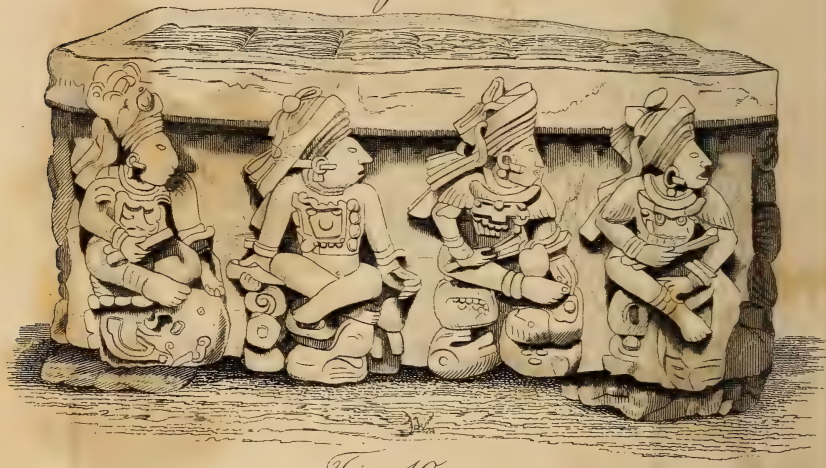


Fig. 10.

Fig. 7.

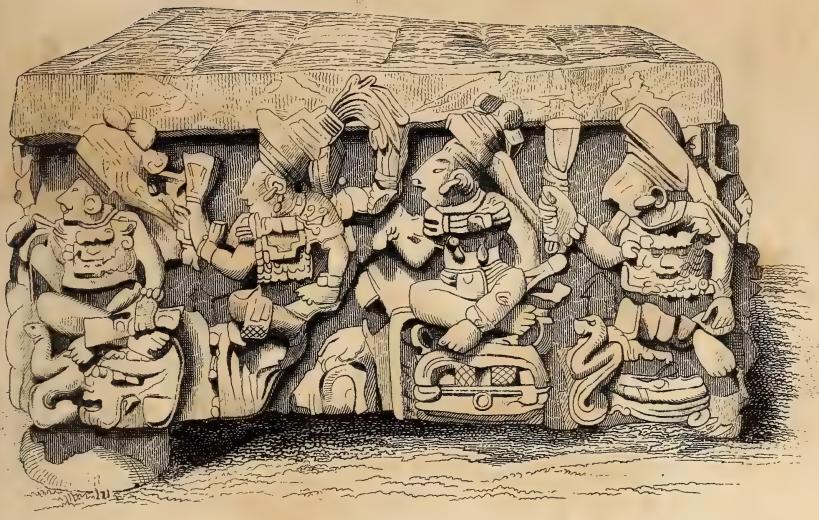


Fig. 9.

Fig. 11.

Fig. 13.

Fig. 17.a

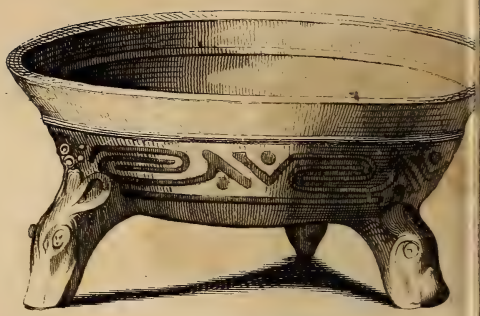
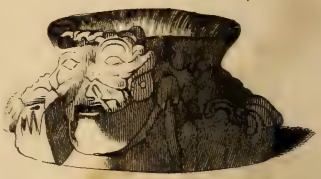


Fig. 17.c

Fig. 17.b



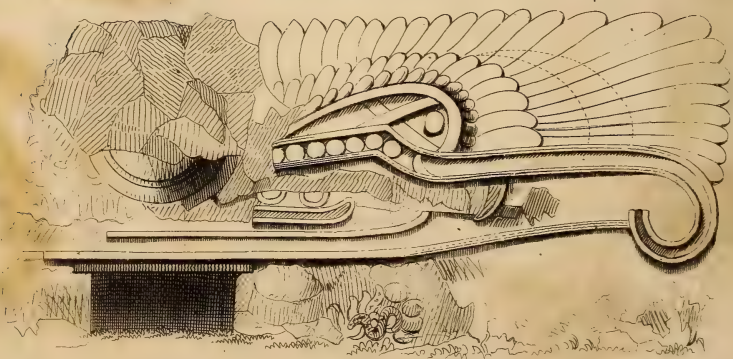
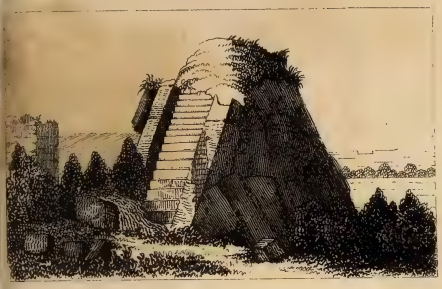
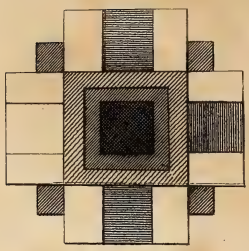


Fig. 18.d

Fig. 15.b

Fig. 15.a





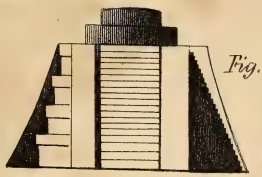


Fig. 15.c

Fig. 17.d

Fig. 16.c

Fig. 16.b

Fig. 16.d

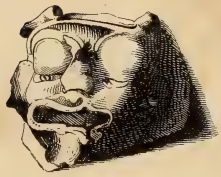


Fig. 16.a

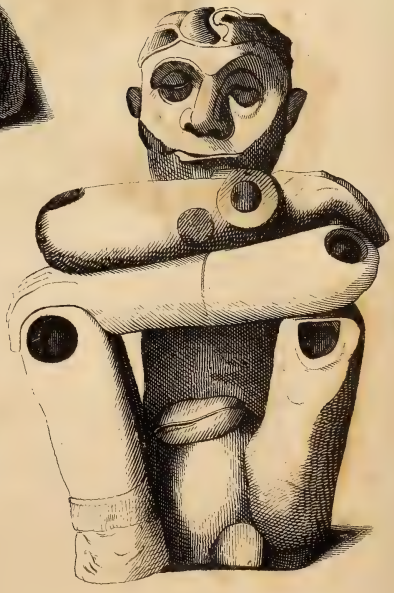


Fig. 18.c

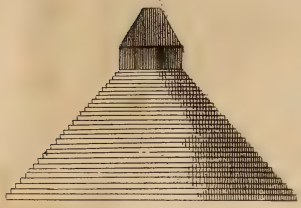


Fig. 18.b

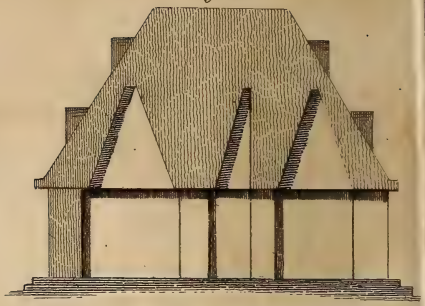


Fig. 18.a

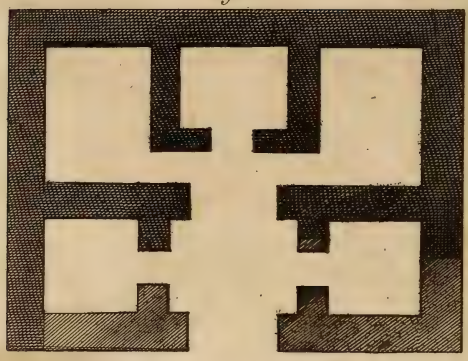


Fig. 23.

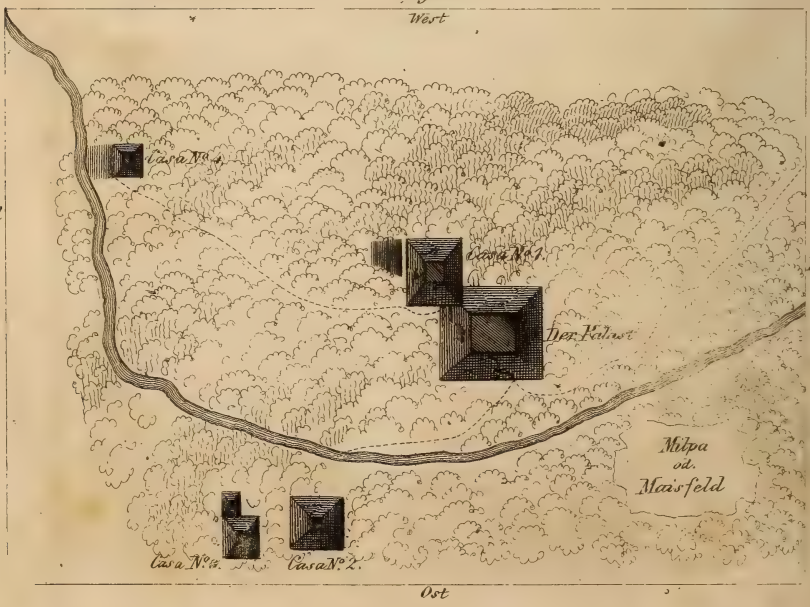


Fig. 20.b

Fig. 20.a

Fig. 19.

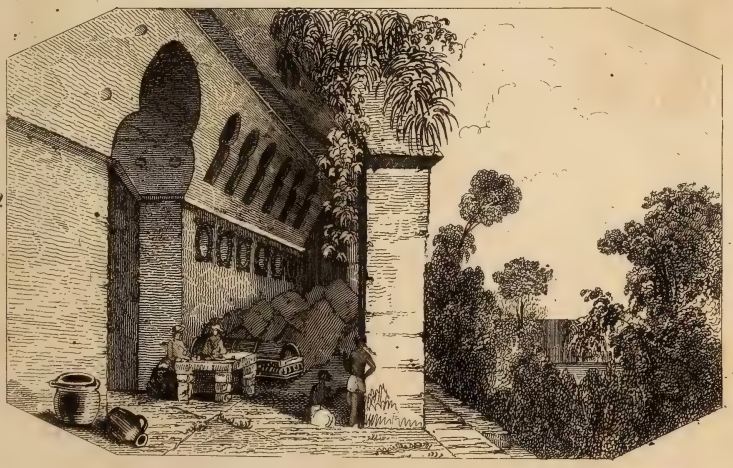


Fig. 21ª

Fig. 21ᵇ

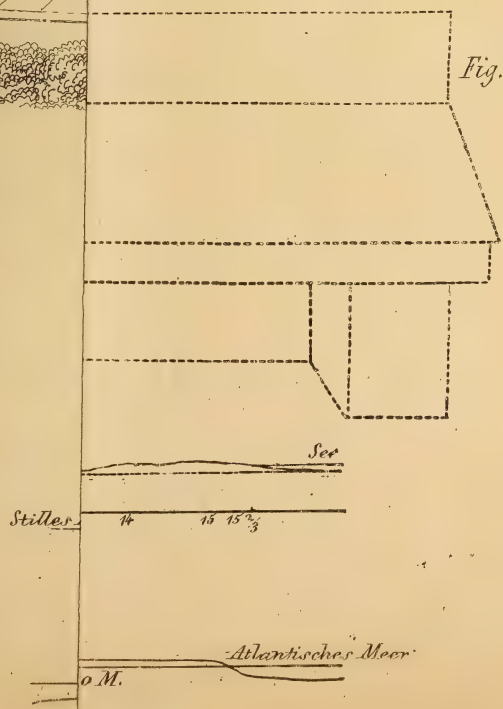


Fig. 27.

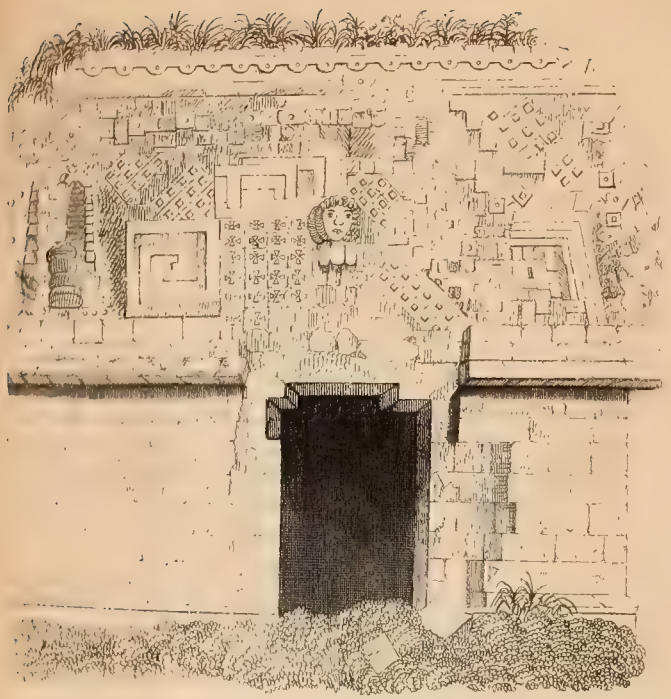


Fig. 21ª

Fig. 21ᵇ

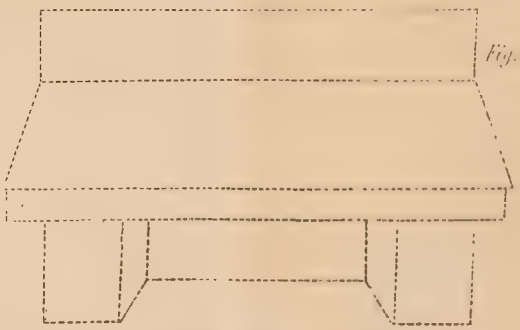


Fig. 12ᵇ

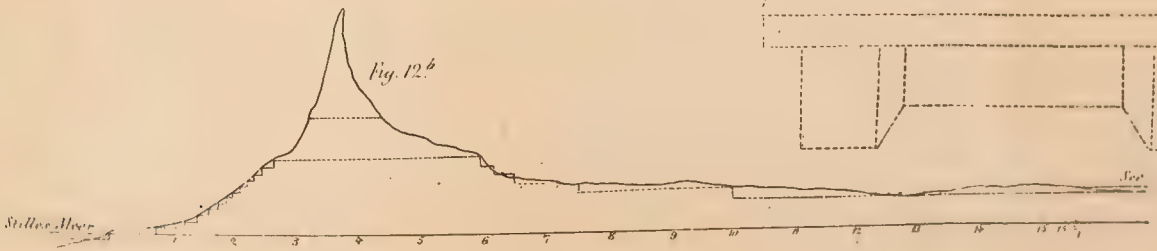


Fig. 12ª

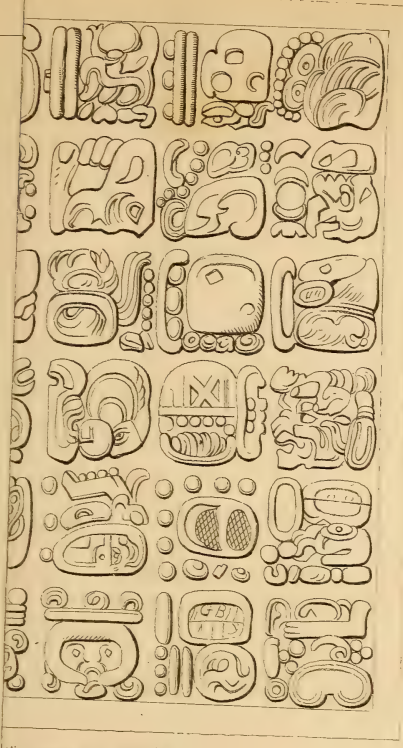


Fig. 28.a

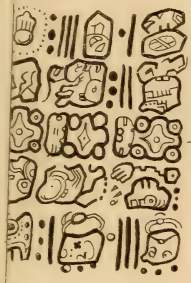


Fig. 28.b

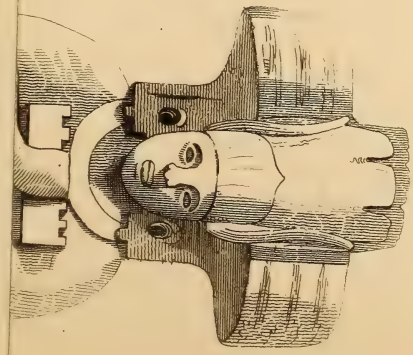


Fig. 25.a

Taf. VI.

Fig. 24.

Fig. 28a

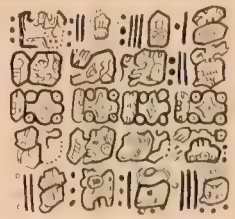


Fig. 28b

Fig. 25b

Fig. 25a

Fig. 26.b

Taf. VII.

Fig. 26a

Fig. 22.

Fig. 26b

REISEKARTE
durch
CENTRALAMERICA,
CHIAPAS & YUCATAN.
Meridian von Greenwich
Die punktirten Linien bezeichnen die Reiseroute
GOLF VON
MEJICO
YUCATAN
TABASCO
MEJICO
CHIAPAS
GUATEMALA
HONDURAS
SAN SALVADOR
NICARAGUA
COSTA RICA
BAI VON
HONDURAS
ATLANTISCHES MEER
STILLES MEER
BRITISCHE NIEDERLASSUNG
Kap Catoche
Sisal
MERIDA
UXMAL
Campeche
COZUMEL
Der See
Terminos
Palisada
Las Plaqas
Ruinen von Palenque
PALENQUE
Tumbala
See Peten
Ciudad Real
oder San Cristobal
OCOSINGO
COMITAN
Fluss Lagartos
Guista
Caraibendorf
BALIZE
ROATAN
OMOA
Garquetenango
GUEMO DULCE
Sabana
Santo Tomas
QUEZALTENANGO
Sta Cruzdel
Totonicapan
Solola
QUICHE
Mexico
El Fuente
Fluss Motagua
Zacapa
Chiquimula
Fuentes
COPAN
Chiquimula
Esquipulas
SAN SALVADOR
Coatepec
San Vicente
San Miguel
Vulkan Coseguina
La Union
Nagascolo
Rodejo
LEON
See Leon
Managua
GRANADA
Nicaragua See
Hafen San Juan
Fluss San Juan
Stadt San Juan
Bagages
Espasa
Caldera
Cabo Blanco
Hafen von Istapa
Acajutla
SANSONATE
Tecuantla
Ayutla
Mexico
Tuxtla
Tabasco
Fluss Usumasinta
Fluss Lagartos
Fluss Motagua
Fluss Ulua
Fluss Cuyuta
Fluss San Juan
Papagayo Golf

Galton, Fr., Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. Aus dem Englischen. Nebst 5 Abbildungen in Thondruck, 1 Tafel mit 6 Kupfern und einer Buntdruckkarte. 1854. gr. 8. geh. 1 Thlr. 27 Ngr.

Geschichte der Frauen und ihrer Stellung in der menschlichen Gesellschaft bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Eine Weihegabe für die Frauenwelt. Mit Abbildungen. 1853. gr. 8. geh. 24 Ngr.

Gioberti, V., der moderne Jesuitismus. Deutsch bearbeitet von J. Cornet. 3 Bände. 1848, 1849. gr. 8. geh. 5 Thlr.

Göschel, C. Fr., Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal. 3 Theile. Neue wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 1852. 8. geh. 1 Thlr.

Grote, G., Geschichte Griechenlands. Nach der zweiten Auflage deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. 1. bis 3. Band. (Die Bände 1 bis 6 des Originals enthaltend.) Mit 6 Karten und 6 Plänen. 1850 bis 1853. gr. 8. geh. 16 Thlr.

Die vorstehende deutsche Bearbeitung des grossen englischen Geschichtswerkes, die allgemein höchst günstig beurtheilt worden ist, hat auch den vollkommensten Beifall des Herrn Verfassers erlangt, der sie für «durch und durch correct und treu, seine Gedanken vollständig und deutlich in der neuen Sprache wiedergebend» erklärt hat. — Alle Zusätze aus der 3. Auflage werden dieser Bearbeitung, sobald ein Band des Originals erscheint, hinzugefügt, so dass der Käufer das vollständige Werk in neuester Auflage besitzen wird. Die Beendigung der Uebersetzung der bis jetzt erschienenen 11 Bände wird bestimmt im nächsten Jahre stattfinden.

Gützlaff, Carl, das Leben des Tao-Kuang, verstorbenen Kaisers von China. Nebst Denkwürdigkeiten des Hofes von Peking und einer Skizze der hauptsächlichsten Ereignisse in der Geschichte des chinesischen Reiches während der letzten fünfzig Jahre. Aus dem Englischen. 1852. gr. 8. geh. 20 Ngr.

Inscriptionis Rosettanae hieroglyphicae decretum sacerdotale. Accuratissime recognovit, latine vertit, explicavit, versione graeca contulit atque composuit, glossario instruxit Maximilianus Adolphus Uhlemann, Philos. Doctor, Societ. Litt. Orient. Germ. Sod. 1853. 4. geh. 4 Thlr.

Jacobs, Fr., Personalien. Zweite wohlf. Ausgabe. 1848. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Koch, M., Die Alpen-Etrusker. 1853. gr. 8. geh. 15 Ngr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Nach der dritten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. 3 Bände. Mit 64 Kupfertafeln. 1852. 16. geh. 3 Thlr. 27 Ngr.

Layard, A. H., Niniveh und seine Ueberreste. *Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier.* Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und einer Karte. 1849. gr. 8. geh. 6 Thlr.

Layard, A. H., populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh. *Nebst der Beschreibung eines Besuches bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern.* Nach dem grösseren Werke von ihm selbst abgekürzt. Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit allen Kupfern des grösseren Werkes. 1852. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lukaszewicz, Joseph, Geschichte der reformirten Kirchen in Lithauen. 2 Bände. 1848, 1850. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lynch, W. F., Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten Meere. Nach der zweiten Auflage deutsch bearbeitet und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 26 Kupfertafeln und 2 Karten. 1850. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Mundt, Theodor, Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. Zweite vermehrte Ausgabe. 1852. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Neigebaur, Joh. Ferd., die Insel Sardinien. Geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Zustände derselben in ihrer Verbindung mit Italien. Herausgegeben von Johannes Minckwitz. Nebst zwölf Kupfern und einer Karte von Sardinien. 1853. gr. 8. geh. 3 Thlr.

Nork, F., **Andeutungen eines Systems der Mythologie**, *entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients.* 1850. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Platen, August Graf von, **Gesammelte Werke.** Sechster und siebenter Band. A. u. d. T.: *Poetischer und literarischer Nachlass des Grafen August von Platen.* Gesammelt und herausgegeben von Johannes Minckwitz. 2 Bände. 1852. 16. geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Quarante questions, adressées par les docteurs juifs au prophète Mahomet. Le texte turc avec un glossaire turc-français, publié sous les auspices de la société orientale d'Allemagne par J. Th. Zenker. Vienne. Imprimerie de la cour impériale royal et d'état. 1851. gr. 8. geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

Squier, E. G., **Schilderung Nicaragua's in Bezug auf sein Volk, seine Natur und seine Denkmäler.** Reiseskizzen aus den Jahren 1849 und 50. Nebst einer Abhandlung über den *projectirten interoceanischen Kanal* und einer kurzen Geschichte Central-Amerikas. Aus dem Engl. übersetzt v. Eduard Höpfner u. mit einem Vorworte begleitet von Carl Ritter. Mit zahlreichen Illustrationen und mehreren Karten. 1854. gr. 8. geh. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Stephens, John L., **Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan.** Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 116 Abbildungen, 10 Plänen und 1 Karte von Yucatan. 1852. gr. 8. geh. 12 Thlr.

Tennent, James Emerson, königl. Regierungssekretär, Doctor der Rechte u. s. w., **das Christenthum in Ceylon**, dessen Einführung und Fortschritte unter den Portugiesen, Holländern, brittischen und amerikanischen Missionen. Mit einer geschichtl. Darstellung des brahmanischen und buddhistischen Aberglaubens. Uebers. von Dr. J. Th. Zenker. Mit Kpfrn. 1851. gr. 8. geh. 1 Thlr. 27 Ngr.

Thesaurus commentationum selectarum et antiquiorum et recentiorum illustrandis antiquitatibus christianis inservientium. Recudi curavit, praefatus est, appendicem literariam et indices adjecit M. J. E. Volbeding. I. 1. 2. II. 1. 2. 1845—1849. gr. 8. geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Uhlemann, Dr. M. A., **Philologus aegyptiacus sive explicatio vocum aegyptiacarum e scriptoribus graecis romanisque collectarum.** 1853. gr. 8. geh. 8 Ngr.

Vaux, W. S. W., M. A. Assistent in der Abtheilung der Alterthümer am brittischen Museum, **Niniveh und Persepolis.** Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen in diesen Ländern. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. 1852. gr. 8. geh. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Volbeding, J. E., **Index dissertationum programmatum et libellorum quibus singuli historiae N. T. et antiquitatum ecclesiasticarum loci illustrantur.** 1849. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weisse, Prof. Dr. Chr. H., **Die Christologie Luthers und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie.** Zur dogmatischen Begründung der evangelischen Union. 1852. gr. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Worsaae, J. J. A., **die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland.** Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 51 Abbildungen und 3 Karten. 1852. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Demnächst erscheint:

Hecquard, Hyacinth, **Reise an der Küste und ins Innere von Westafrika.** Mit Kupfern und Karten. gr. 8. geh.

Gotthold Ephraim Lessing, *sein Leben und seine Werke.* Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des verewigten Dr. Danzel, bearbeitet von Prof. Dr. G. E. Guhrauer. gr. 8. geh.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 838 037 7